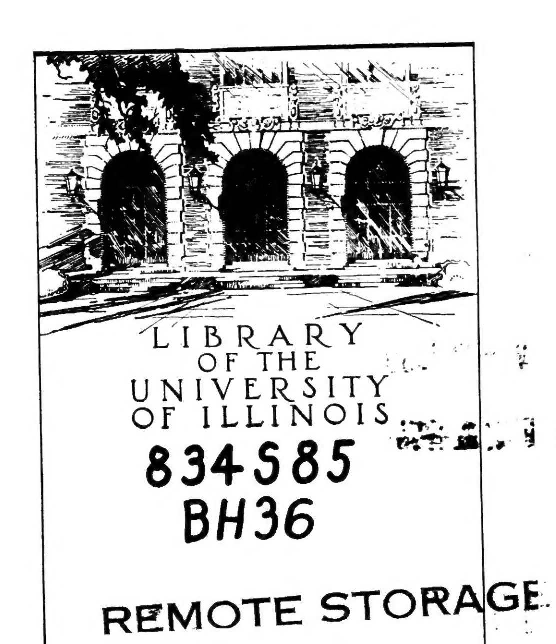




Adalbert Stifter

# Adalbert Stifter.

## Sein Leben und seine Werke.

Von

**Alois Raimund Hein.**

---

Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern.



Prag 1904.

Im Selbstverlage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. (Josef Koch.)



Kommissionsverlag.



# Vorwort.

Das Leben und die Werke des größten österreichischen Prosaschrift-stellers haben bisher eine eingehende und zusammenfassende Darstellung nicht erfahren. Zahlreiche größere oder kleinere Abhandlungen über einzelne Zweige von Stifters Tätigkeit als Dichter, als Maler, als Kunst-schriftsteller, als Staatsbeamter, die auf spät entdeckte Briefe gestützte Darstellung des seine Studentenzeit vergoldenden Liebeslebens, mehr oder weniger gründliche Würdigungen seiner Dichterwerke, wie auch die vor-züglichen, aber in manchen wichtigen Teilen unvollständigen biographischen Skizzen, welche wir Johannes Aprent und Emil Kuh verdanken, können nur als sehr wertvolle, den reichen Stoff jedoch keineswegs erschöpfende Vorarbeiten betrachtet werden. Zu wiederholten Malen ist daher das Verlangen nach einer größer angelegten Arbeit über Stifters eigenartige dichterische Erscheinung und über sein Verhältnis zur Literaturbewegung unserer Tage laut geworden.

Dieser Umstand mag die Herausgabe des vorliegenden Buches recht-fertigen und dies besonders in einer Zeit, in welcher die seit dem Ablaufen der gesetzlichen Schutzfrist eingetretene ungemeine Steigerung der Wert-schätzung des Dichters die Zahl seiner Bewunderer ins Ungemessene ver-vielfacht hat.

Eine so plötzliche und sprunghafte Steigerung konnte in den Tagen, als die ersten Bogen der vorliegenden Biographie geschrieben wurden, nicht erwartet werden.

Die Vorarbeiten für dieses Buch sind mehr als dreißig Jahre alt; sie wurden in jugendlicher, jäh aufwallender Begeisterung für den Dichter unternommen, dem ich in entscheidender Werdezeit geistige Anregung, Gemütsbildung und Charakterstärkung verdankte, wie keinem anderen.

Die erste Hälfte der in den folgenden Blättern zur Veröffentlichung gelangenden Lebensgeschichte Adalbert Stifters wurde im Einvernehmen mit seinem langjährigen Freunde und Verleger Gustav Heckenast und so zusagen unter seinen Augen bald nach dem Tode des Dichters niedergeschrieben. Die von den Gefühlen inniger Verehrung geleitete Arbeit erhielt von Anbeginn die schätzbarste Förderung durch den Umstand, daß einerseits Heckenast die ganze ungeheure Fülle des damals in seinen Händen befindlichen handschriftlichen Materiales, darunter unvollendete Jugendarbeiten, das Bruchstück einer autobiographischen Skizze, weit über hundert ungedruckte Briefe Stifters an seine Gattin, eine bedeutende Anzahl von Briefen an Stifter mit Beiträgen von Grillparzer, Lenau, Bodenstedt, Arneth, Eichendorff, Hoefer, Seidl, Schücking, Zedlitz, Betty Paoli, Ottilie Wildermuth, Elise Polko, Robert Schumann, Justinus Kerner und anderen bereitwillig zur Verfügung stellte, und daß andererseits auch durch meinen persönlichen Verkehr mit der zu jener Zeit noch lebenden Gattin des Dichters, mit dessen nächsten Blutsverwandten in Oberplan, sowie mit Stifters vertrauten Freunden Heckenast, Kaiser, Löffler und Blumauer vieles von lebendigen Erinnerungen aufgezeichnet werden konnte, was ohne dieses Zusammentreffen niemals festzuhalten gewesen wäre.

Als das Buch bis zur Darlegung des Zeitpunktes gediehen war, in welchem Stifter seinen großen Erziehungsroman „Der Nachsommer" geschrieben hatte, starb plötzlich Heckenast.

Der Name Stifters war mittlerweile rasch einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen; auf der Umfrage nach einem neuen Verleger für mein halbvollendetes Werk zeigte es sich, daß für eine Lebensbeschreibung des Dichters nicht das geringste Interesse vorhanden war; nicht eine einzige der befragten Verlagsbuchhandlungen verlangte die Vorlage des Manuskriptes zur Einsicht, und von allen Seiten lautete die Begründung des ablehnenden Verhaltens, daß zu einer Zeit, in der die Werke des Dichters selbst fast gar keiner Nachfrage begegnen, kaum auf den auch nur die aufgewendeten Kosten deckenden Absatz seiner Biographie zu rechnen sei.

Völlig entmutigt versperrte ich die unvollendete Handschrift in der untersten Lade meines Schreibtisches, von wo sie erst ein Vierteljahrhundert später wieder ans Licht gezogen wurde, als infolge der zufälligen Auffindung des meine Briefe an den Verleger enthaltenden Teiles der Heckenastschen Korrespondenz die Aufmerksamkeit neuerlich auf die fast vergessene Arbeit gelenkt und ich von der Leitung des Vereines für

Geschichte der Deutschen in Böhmen zuerst zur Vorlage und daraufhin zur Ausfertigung meines Manuskriptes eingeladen wurde, welches sodann in den Vereinsmitteilungen (Jahrg. XXXIX—XLI) zum ersten Abdrucke gelangte.

Bei der später folgenden Ergänzung und Umarbeitung des Textes stand mir nebst den schon vordem aufgesammelten Belegen noch eine Fülle neuen Materiales zu Gebote, das auf Grund wiederholter Zeitungsaufrufe in äußerst dankenswerter Weise bereitwillig zur Verfügung gestellt worden war.

Da mir hieraus auch die willkommene Gelegenheit erwuchs, viele jener künstlerischen Arbeiten kennen zu lernen und vervielfältigen zu dürfen, welche Stifters hohe Bedeutung als Maler unwiderlegbar klarstellen, so konnte diese höchst beachtenswerte Seite der Tätigkeit des Dichters gleichfalls eingehend behandelt und durch eine große Zahl von Bildern versinnlicht werden. Die Art, wie sich Stifters Malernatur in den poetischen Werken seiner Feder sympathisch auslebt, und der Umstand, daß uns aus seinen schriftstellerischen Arbeiten überall das scharf beobachtende Auge des bildenden Künstlers entgegenblickt, machen die Gemälde seiner Hand in doppeltem Sinne wertvoll.

Bei der Besprechung seiner poetischen Schöpfungen ließ ich den Dichter von Zeit zu Zeit selbst das Wort nehmen; der zauberische Wohlklang der eingeflochtenen Zitate wird die Bewunderung rechtfertigen, welche dem unerreichten Sprachkünstler an vielen Stellen dieses Buches gezollt werden mußte. Die Darlegung seiner dichterischen Produktionen glaubte ich in engem Verbande mit der Behandlung der Lebensabschnitte vornehmen zu sollen, in welchen dieselben entstanden sind. Mußte dadurch auch der Fortgang der Lebensschilderung an vielen Stellen unterbrochen werden, so erschien mir doch eine gesonderte Besprechung der Werke bei der eigenartigen Entwicklung von Stifters literarischer Tätigkeit schon aus dem Grunde unstatthaft, als das poetische Schaffen für den Vereinsamten oft genug das Um und Auf aller Erlebnisse war. Dazu kommt, daß der Dichter niemals auf die Jagd nach Motiven ausging, sondern alles, was seine Gestaltungslust beschäftigte, ohne nach fremden Stoffen auszuspähen, aus seinem Inneren hervorholte, wodurch seine Schöpfungen von den Stadien seines Lebens unzertrennlich geworden sind. Die Werke zeigen uns die Entfaltungsgeschichte seines Geistes; diese selbst geht auf wenige Quellen und Einflüsse zurück, welche in ein paar Schlagworten chronologisch aufzuzählen sind: Heimatliebe, roman-

tische und klassische Lektüre, ideale Veranlagung, Studentenschwärmerei, vornehme Ruhe des Aristokratenlebens, zum Schlusse grauer Bureaudunst. — Der aufmerksame Leser von Stifters Schriften wird das Milieu, welches den sensiblen Dichter jeweilig umfing, in deutlicher Abfärbung in seinen Werken wiederfinden.

Die Begeisterung, mit der ich dem Gegenstande meiner Studien in vieljähriger Tätigkeit treu blieb, brachte es mit sich, daß ich versuchen wollte, nach und nach womöglich die Gesamtheit aller Schriften kennen zu lernen, welche sich auf den Dichter beziehen; der am Schlusse angeführte Literatur-Nachweis enthält alles, was ich an Abhandlungen über Stifter kennen gelernt und gelesen habe; möge das, was mir entgangen ist, keine allzu empfindliche Lücke bedeuten.

Der Bilderschmuck des Buches ist reicher, als dies sonst bei Lebensbeschreibungen der Fall zu sein pflegt; ein Drittel davon besteht aus Reproduktionen nach Gemälden und Zeichnungen von Stifters Hand; ein Teil bringt Bildnisse des Dichters aus verschiedenen Altersstufen, der Rest außer einigen kunstgewerblichen Arbeiten aus Stifters Hausrat eine große Zahl landschaftlicher Bilder, vorwiegend aus dem Böhmerwalde; diese letzteren, von mir gelegentlich meiner zahlreichen Reisen in das Dreisesselberggebiet und dessen Umgebungen mit Stift oder Farbe aufgenommen, veranschaulichen fast den ganzen Umkreis, in welchem Stifters Dichtungen spielen.

Ich sagte schon, daß ich bei meiner Arbeit sehr gefördert worden bin. Die Zahl der stillen Mitarbeiter, welche mir freundliche Hilfe angedeihen ließen, wuchs im Laufe der Zeit so sehr an, daß ich an dieser Stelle nicht jedem einzelnen, so gerne ich dies wollte, besonders zu danken vermag, sondern mich damit bescheiden muß, diesen Zeilen eine Liste der Förderer dieses Werkes beizufügen. Die mir hilfreich gewesenen Besitzer von Briefen, Handschriften und Gemälden Stifters, sowie alle jene, die mir besonders belangreiche Mitteilungen machten, sind überdies an den bezüglichen Stellen des Textes genannt.

Zu ganz besonderem Danke bin ich verpflichtet Herrn K. Adolf Bachofen von Echt senior, ohne dessen gütige Mitwirkung Stifters künstlerische Tätigkeit nur unzureichend hätte behandelt werden können, Seiner Exzellenz dem Herrn Minister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel für die in wahrhaft liberalem Sinne gestattete Benützung der in der Registratur des Unterrichtsministeriums verwahrten, Stifters Amtstätigkeit als Schulrat betreffenden Akten, Herrn k. k. Ministerialrat

Dr. Franz Ritter von Haymerle, der in freundschaftlicher Opferwilligkeit die umfangreiche Korrektur mit mir las und mich als erster auf die Existenz der vorgenannten Akten aufmerksam machte, Herrn Professor Dr. Adalbert Horcicka, der sich im Interesse meiner Arbeit als Redakteur der Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen zahlreiche, zeitraubende Mühewaltungen auferlegte, und Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg, welcher in munifizenter Weise die beiden in seinem Schlosse Frauenberg befindlichen Kunstschränke aus Stifters Nachlaß für mich nachbilden ließ.

Möge dieses Buch, das, wie doch jede Biographie dies sein soll, eine Frucht echtester Liebe ist, auch einer liebevollen Nachsicht begegnen, und vor allem — insbesondere in den Herzen der heranwachsenden Jugend — eine sich stets steigernde, unversiegbare Liebe erwecken helfen für den herrlichen, reinen, von höchster Sittlichkeit erfüllten Geist, dem die nachfolgenden, bescheidenen Blätter geweiht sind.

Wien, am 1. März 1904.

A. R. Hein.

## Für die gütige Förderung seiner biographischen Arbeit ist der Verfasser zu Danke verpflichtet:

Seiner Gnaden dem hochw. Herrn J. Achleuthner, Prälat des Stiftes Kremsmünster.
Herrn Verlagsbuchhändler C. F. Amelang in Leipzig.
Herrn K. Ad. Bachofen von Echt senior in Wien.
Herrn Baron Karl von Binzer in München.
Herrn akadem. Maler Karl Blumauer in Linz †.
Herrn Andreas Bojar in Oberplan.
Herrn Verlagsbuchhändler Wilhelm Braumüller in Wien.
Fräulein Antonie Braun in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler J. G. Calve in Prag.
Herrn Verlagsbuchhändler C. Daberkow in Wien.
Herrn Dr. Donberger in Wels.
Herrn Theodor Ewert in Linz.
Herrn Ministerialrat Emil Milosch Fesch in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler F. Fontane in Berlin.
Herrn Apotheker Gustav Fossek in St. Florian.
Herrn J. Funke in Bodenbach a. E.
Herrn Ernst Fürböck in Linz.
Herrn Dr. Viktor Gerbert von Hornau in Linz.
Sr. Hochwürden Herrn Professor Dr. Gitlbauer in Wien †.
Herrn Redakteur Dr. Karl Ritter von Görner in Linz.
Herrn Hofrat Karl Graf in Linz.
Herrn Matthias Greipl in Friedberg.
Herrn Georg Gruber auf Gut Hagenau bei Böheimkirchen.
Herrn Fabriksdirektor Gustav Hallwich in Schwadorf.
Baronin Amélie von Handel geb. Gräfin Deroy in München.
Baronin Risa von Handel in Linz.
Herrn Baron Sigmund von Handel in Linz †.
Sr. Exzellenz dem Herrn Minister für Kultus und Unterricht, Geheimrat Dr. Wilhelm Ritter von Hartel in Wien.
Herrn Ministerialrat Dr. Franz Ritter von Haymerle in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Gustav Heckenast in Preßburg †.
Frau Laura Hein in Wien.

Fräulein Hilde Hein in Wien.
Sr. Exzellenz Geheimrat Josef Freiherrn von Helfert in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Otto Hendel in Halle a. d. Saale.
Herrn Dr. Moritz Herrle in Oberplan.
Herrn Registratursdirektor Anton Herzig in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Max Hesse in Leipzig.
Frau Irène Hèvin de Navarre in Wien.
Herrn Dr. August Heymann in Wien.
Herrn Redakteur Rudolf Holzer in Wien.
Herrn Professor Dr. Adalbert Horcicka in Wien.
Herrn Hofrat Dr. Johann Huemer in Wien.
Herrn Professor Louis Jakoby in Berlin.
Frau Anna Kaindl in Linz.
Herrn akadem. Maler J. M. Kaiser in Linz †.
Herrn Max Kalbeck in Wien.
Herrn Hofrat Dr. Josef Karabaček in Wien.
Herrn Landesgerichtspräsident Gustav Klier Ritter von Hellwarth in Linz.
Herrn Johann Kneisl in Budweis.
Herrn Landesarchivar Dr. Ferdinand Krakowitzer in Linz.
Frau Marie Langfellner am Maierhoferberge bei Eferding.
Herrn Paul Langthaler in Schwarzenberg.
Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag.
Herrn akadem. Maler Karl Löffler in Wien.
Herrn Ludwig Loeffler in Giehren.
Herrn Karl Lorenz in Wien.
Herrn Professor K. Ludwig in Karlsbad.
Herrn Verlagsbuchhändler E. Mareis in Linz.
Herrn Adalbert Markus in Linz.
Herrn Jordan Kajetan Markus in Wien †.
Herrn Hofrat Professor Dr. Jakob Minor in Wien.
Fräulein Aloisia Mugerauer in Friedberg.
Herrn Tabakfabriksdirektor Franz Mugerauer in Wien.
Herrn A. M. Pachinger in Linz.
Herrn Magistratsrat Franz Pohl in Wien.
Herrn Bildhauer Hans Rathausky in Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Philipp Reclam in Leipzig.
Herrn Landtagsabgeordneten Karl Reininger in Linz.
Herrn Bildhauer Johann Rint in Linz †.
Fräulein Marie Rint in Linz.
Herrn Dr. P. K. Rosegger in Graz.
Herrn Professor Edward Samhaber in Linz.
Herrn Professor Dr. August Sauer in Prag.
Herrn Verwalter Schacherl in Frauenberg.
Herrn Landtagsabgeordneten Karl Schachinger in Eferding.
Herrn Dr. Anton Schlossar in Graz.
Herrn Dr. Franz Schnürer in Klosterneuburg-Wien.
Herrn Verlagsbuchhändler Schulze in Leipzig.

Sr. Durchlaucht dem Fürsten Adolf Josef zu Schwarzenberg in Wien.
Herrn Moritz Sechter in Wien.
Sr. Gnaden dem hochw. Herrn Dr. Josef Seiler, Propst des Stiftes St. Florian.
Herrn Sektionschef Friedrich Stadler von Wolffersgrün in Wien.
Frau Hofrat Amalie Stifter in Linz †.
Herrn Hans Stifter in Oberplan †.
Frau Katharina Stifter in Oberplan.
Fräulein Marie Stifter in Linz.
Herrn Philipp Stifter in Oberplan.
Herrn Konservator Josef Straberger in Linz.
Herrn Kunsthändler Wladimir Strnischtie in Wien.
Frau Postrat Bertha Swoboda in Prag-Smichow.
Frau Marie Swoboda, geb. Baronin Leon, auf Schloß Pielach bei Melk a. d. Donau.
Herrn Bürgermeister Josef Taschek in Budweis.
Herrn Verlagsbuchhändler A. Weichert in Berlin.
Fräulein Ida Weiß von Starkenfels in Linz.
Herrn Professor Dr. Hans Widmann in Salzburg.
Herrn Ministerialrat Dr. Karl Ritter von Wiener in Wien.
Herrn Fr. Wiesenberger in Mauthausen.
Herrn Buchdruckereibesitzer Julius Wimmer in Linz.
Herrn Professor Dr. Jakob Zeidler in Wien.

# Inhalts-Übersicht.



I.

# Kindheit und Jugend.

(1805–1826.)

Das heimliche häusliche Wort, das der Vater seinen Kindern sagt, wird nicht vernommen von der Zeit; aber wie in Schallgewölben wird es an dem fernen Ende laut und von der Nachwelt gehört.

Jean Paul.






Die Teufelsschwellen bei Hohenfurt.

Wer jemals auf der Kanzel des Plöckensteines gestanden ist, wird sich des bestrickenden Einflusses nicht haben erwehren können, den dort eine eigenartige, märchenhafte Naturschönheit mit tausend Zaubern um des Betrachters Empfinden legt. Eine mäßig große Platte ragt frei und nur an einem Ende mit dem Steingrunde des scharf geschnittenen Gebirgsrandes verwachsen wie im trotzigen Spiel der Gebirgslaune aus der abenteuerlichen Gesellschaft minder beherzter Felstrümmer vor, waghalsig kosend mit den harzduftigen Lüften des Ab-

grundes. Dem auf diese einsame Beobachtungszinne des Waldes Vortretenden wird ein zweifacher Anblick: Glanz und Lichtfülle blendet das bewundernde und verwirrte Auge, wenn es über die weit hinaus sich dehnende, sonnenduftige Ferne schweift; dunkle, traumhafte Farbentrauer umfängt den Blick, wenn er sich in das Herz des Waldes hinabsenkt. In lotrechten Steilwänden baut sich die gigantische Granitarchitektur eines kühnen Halbbogens als Schutzmauer um das Mysterium eines weltfernen Talfriedens, in sich hegend den schwarzen Spiegel eines Hochsees, umwuchert von tausendjähriger, stets aus dem eigenen Leichname sich phönixgleich neugebärender Vegetationsfülle voll üppiger Triebkraft.

In zarter, unangetasteter Jungfräulichkeit liegt das Geheimnis des Hochwaldes zu unseren Füßen, verschlossen, abgeschieden und schweigend.

Unzählige Wipfel streben mit grauen Riesenarmen der Höhe des Berges zu und suchen eifersüchtig die stolzragenden Felsen zu überflügeln; manch ein vermessener Fichtenstamm klammert verzweifelnd das knorrige Wurzelgeflecht um die magere Gratspitze einer freistehenden Zackensäule, von da aus fruchtlosen Wettkampf beginnend; rings taumelt an schlechten Haltepunkten ein schiefhangendes Gewirr von Strebegenossen, todesschaurig in die ungemessene Tiefe blickend, wo die Gerippe gefallener Waldsöhne regungslos an den Ufern des schwarzen Wassers langsamer Vernichtung entgegenmodern, einst mitten im kühnen Aufwärtsringen in den Abgrund gestürzt vom rächenden Geiste des Berges.

Oft mag ein verheerender Windbruch hier in einer einzigen Nacht das Ergebnis jahrelanger Äxtearbeit überboten haben und ein wildschönes Schauspiel müßte es gewesen sein, im Blitzesleuchten beim Tosen der Elemente das Stürzen gebrochener Höhenstämme zu betrachten und ihr schattengleich zur Tieferasen zu verfolgen: zuerst das Flirren der fliegenden Äste und wehenden Wurzelfahnen, die lotrechte Wand jenes Felsentheaters hinab, sodann den krachenden Auffall in die Gesellschaft der bereits früher gefallenen Baumleichen oder den Totensprung in den See. In ungeheurer Menge schauerlich zusammengeworfen, und mit den dürren Sparren ineinandergreifend, bilden hier diese Stämme des südwestlichen Seeufers abmahnende Schutzwehr. Wo aber einer der gestürzten Schäfte den festen Boden im Falle nicht mehr gewinnen konnte, mußte er in das kühle Grab der gierigen Wassertiefe tauchen; daher vom Ufer abwärts, soweit das menschliche Auge die schwarze Fläche forschend zu durchdringen vermag, ein polypenarmiges Greifen und Aufwärtslangen der golden-rötlich emporschimmernden Wurzeln den Blick erschreckt und

eine grausige Versammlung von Riesenalgen und vielköpfigen Wasserungeheuern ahnen läßt. Am Ufer umlispeln die dunklen Fluten märchenplaudernd manch einen Stammriesen, dessen Haupt die Tiefe küßt, indes wie in lächerlicher Umkehr der Naturgesetze seine Wurzel schilfumbuscht das ungewohnte Kosen der linden Lüfte fühlt.

Ein reizendes Kleinleben, rings umher ausgebreitet, vermählt sich mit der ernsten Großartigkeit der Waldespracht, dieselbe sänftigend und mildernd.

Aber dieser Hochsee, dieses einförmige und düstere „Meerauge" des Böhmerwaldes, ist der Gegend einzige Schönheit nicht. Wenige Schritte von der Kanzel entfernt, erhebt sich der mächtige Seeturm, ein gewaltig Bauwerk aus riesigen Granitblöcken errichtet, durch geheimnisvolle Kräfte



Der Hohenstein.

beim gewaltsamen Werden der Natur emporgeschoben, kühn und seltsam gestaltet. Von dieser scheinbar künstlich gefügten Warte führt ein romantischer und abenteuerlicher Weg an dem wüstgrandiosen, wildherrlichen Granitabsturze des Plöckensteines, an dem die Ländergrenze zwischen Bayern, Böhmen und Österreich bezeichnenden Dreimarksteine vorüber den noch unbegreiflicheren, noch fabelhafteren Steinwundern des Dreisesselberges und des Hohensteins entgegen.

Der Pfad dahin führt stets über Steine und Blöcke, die mit dem dichten, freundlich-grünen Samte einer weichen Moosdecke überkleidet sind, umkränzt von nickenden Blumen und wehenden Farrenkräutern; die Aussicht von dort ist in einem Grade entzückend und unermeßlich, wie von keinem anderen Punkte des Gebirges.

Unmittelbar neben dem Felsenhange der Kanzel liegt die höchste Stelle der Seewand; vor Jahren widerhallte dort kunstkundiger Hämmer Schlag in der lautlosen Waldeinsamkeit, ein schönes Werk des Volksdankes fördernd. Heute steht die riesige Steinnadel weißleuchtend im Blau des Firmamentes, welche damals von emsigen Händen dem Andenken Adalbert Stifters mühevoll in tiefer Weltabgeschiedenheit errichtet wurde, des sprachgewaltigen Interpreten des Hochwaldes angemessenste Verherrlichung. Meilenweit in der Runde kann dieses echte Naturdenkmal an heiteren Tagen gesehen werden, als ruhig flimmernde Linie in der Himmelstiefe schwebend, Gewähr und Zeichen, daß das Volk seinen Dichter verstand und liebte. Der stolze Obelisk scheint mit dem Felsengrunde, auf dem er ruhet, in eins verwachsen zu sein.




Das „Moldauherz" bei Oberplan.

Auf der Steinkuppe stehend, die er bekrönt, faßt man das ganze Panorama der Gegend mit einem Blicke: unten der einsame See, umringt von den Schwarzenbergischen Forsten, welche sich dicht, finster und schier ohne Ende über die Bergesrücken hinausdehnen, sodann in weiter Ferne die sanften Schwingungen einer Hügelreihe, unbestimmt und dämmrig, zwischendurch die freudig leuchtende Kristallkette der Moldau, in mannigfachen Windungen abenteuerlich glänzende Konturen in das schlafende Grün der sanften Wiesenflächen zeichnend; am oberen Laufe dieses dunkelbraunen, von den Geheimnissen des Hochwaldes sanft und verstohlen plaudernden Waldkindes liegt der Ort Hirschbergen, daraus die Werkleute

gekommen waren, um das Denkmal aufzurichten, weiter unten Spitzenberg, und rechts von dem Platze, auf dem die Moldau deutungsvoll in seltsam schöner Krümmung ein freundlich silberblinkend Herz in die Fluren geschrieben, erblicken wir die stumpfe Turmpyramide von Oberplan, den Haltepunkt unserer Betrachtung.

Oberplan ist als der Geburtsort Adalbert Stifters einer der bedeutungsvollsten Plätze des Böhmerwaldes.

Es gehört zu dieses eigenartigen Dichters vornehmsten Schönheiten, uns ein getreuestes Spiegelbild des Naturlebens entworfen zu haben, das sich unabweisbar mit sanfter, elementarer Gewalt in unsere Seelen schmeichelt, freundlich und unvergeßlich. Er verstand es wie keiner, die holde Zaubersprache im Buche der Natur zu lesen, die Hieroglyphen ihrer Züge zu entziffern. Dabei war er ein echter Sohn seiner Heimat. Er hat die Stätte seiner Geburt geliebt und ihr Andenken unveränderlich im Herzen getragen bis an sein Lebensende.

Daß Stifter zum hervorragendsten Naturschilderer geworden, ist außer der seinem Genius eigenen Begabung vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß er inmitten einer Naturumgebung das Licht des Daseins erblickte, welcher in ihren machtvollen Zaubern etwas so Gefangennehmendes, etwas so Unentrinnbares eigen war, daß sich ein zur Poesie und zu stiller Betrachtung neigendes Gemüt diesem magnetischen Einflusse unmöglich entziehen konnte. Wenn wirklich ein Dichter aus der Einsamkeit, Unschuld und gelassenen Stille dieser Wälder hervorging, so mußte es ein Sänger der Waldespracht, sein Hauptwerk mußte das Epos des Naturlebens sein, dessen Sprache mußte duftig sein, wie das Blühen der keuschen Höhenblume, aus ihrem klaren Rhythmus mußte uns das Murmeln des Felsenquells grüßen, und die Wesenheit seiner Dichtungen mußte unsere Seele beruhigen und klären, wie der Blick in eine milde, sonnenerfüllte Landschaft.

Und so hat es sich an Stifters Dichtungen erfüllt. Es erscheint demnach geboten, um zum vollen Verständnisse der besonderen Eigenart des Dichters zu gelangen, einen zusammenfassenden Blick auf die Naturumgebung seines Geburtsortes zu werfen, in welcher die Erklärung jener begeisterungsvollen Naturvergötterung gefunden werden kann, die den Poeten seit seiner frühesten Jugend beseelte und die ihn in allen Phasen seiner Entwicklung nicht verließ.

Oberplan, friedlich in das Wiesengrün leise ansteigender Hügel hinein gebaut, ist im weiten Umkreis allerorts von der Wucht schwerer Wälder umlagert.

Das Tal, in dessen Mitte der Marktflecken liegt, ist sanft und breit, es ist von Osten gegen Westen in das Waldland hinein geschnitten und fast ganz von Bäumen entblößt, weil man, da man die Wälder ausrottete, viel unter dem Überflusse der Bäume zu leiden hatte, und von dem Grundsatze ausging, je weniger Bäume überblieben, desto besser sei es. In der Mitte des Tales ist der Marktflecken Oberplan, der seine Wiesen und Felder um sich hat, in nicht großer Ferne auf die Wasser der Moldau sieht, und in größerer Entfernung von mehreren herumgestreuten Dörfern umsäumt ist. Der mäßig ansteigende Marktplatz trägt an seinem höchsten Punkte die mit dem Rosenwappen der Witiker geschmückte Kirche; dieselbe ist urkundlich im Jahre 1374 zum ersten Male erwähnt und der heiligen Margarethe geweiht. In mehreren Schriften Stifters, namentlich aber in der „Mappe", wird dieser Heiligen ausführlich gedacht.



Oberplan.

„Das Tal ist selber wieder nicht eben, sondern hat größere und kleinere Erhöhungen. Die bedeutendste ist der 864 Meter hohe Kreuzberg, der sich gleich hinter Oberplan erhebt, von dem Walde, mit dem er einstens bedeckt war, zum Teil entblößt ist und seinen Namen von dem blutroten Kreuze hat, das auf seinem Gipfel steht. Von ihm aus übersieht man das ganze Tal. Wenn man neben dem roten Kreuze steht, so hat man unter sich die grauen Dächer von Oberplan, dann dessen Felder und Wiesen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obbesagten Dörfer. Sonst sieht man von dem Kreuzberge aus nichts, denn ringsum schließen den Blick die umgebenden bläulichen dämmernden Bänder des böhmischen Waldes."

Außer dem Kreuzberge ist Oberplan noch von manchen anderen größeren oder geringeren Höhen umsäumt: da ist der Philippgeorgsberg, die Hochficht, der Tussetwald, der Sesselwald, der Seewald, da ist der Wald des heiligen Thomas mit der Ruine Wittinghausen, da ist endlich der Hüttenwald und der Roßberg.

Von der Vegetation, welche in unvergleichlicher Kraft das Urwaldsparadies dieser Gegend durchwuchert, mag man eine schwache Vorstellung bekommen, wenn man sich die Beschreibung einer Riesentanne vor Augen hält, welche Hochstetter in der Gegend von Wittinghausen gefunden hatte. „Er maß ihren Durchmesser in Brusthöhe mit 9½ wr. Fuß, ihren Umfang mit 31 wr. Fuß, dann erkletterte er den liegenden Stamm, ging darüber hin und zählte 72 Schritte; aber die Krone, die schon früher vom Winde abgerissen worden sein mochte, fehlte noch. Rechnete man diese und den stehenden Stumpf dazu und fünf Schritte zu zwei Klafter, so bekam man eine Gesamthöhe von 200 Fuß, fast die halbe Höhe des St. Stefansturmes.“ Hier stand ein Baum, ruft Hochstetter beim Anblick des gefallenen Kolosses aus, mit seinen Ästen und Zweigen ein ganzer Wald im Walde, mit seiner Krone ein Wald über dem Walde! Der Sturmwind hat den fünfhundertjährigen Riesen abgerissen und hingeworfen; Schwärzer haben den hohlen Stumpf angezündet, aber jetzt noch starren die schwarzen, verkohlten Reste ehrfurchtgebietend in die Höhe.

Zu diesen großartigen Dimensionen kommen nun noch die eigentümlichen Bildungen, deren man nicht selten ansichtig wird. Da ist ein Stein von ansehnlicher Größe vor hunderten von Jahren in das Wurzelgeflechte einer mächtig in die Höhe ringenden Tanne oder Fichte geraten und so ragt sie nun empor, einen starren Felsblock zu ihrer Unterlage, um den sich ihre starken Wurzeln tiefer in die Erde gebohrt haben, so daß er von ihnen, wie mit eisernen Banden umklammert, halb in der Luft zu schweben und doch wieder den Riesenstamm seiner Bezwingerin in der Luft zu tragen scheint. Oder es hat sich das Erdreich und Gesteine, das ehedem den oberen Teil seiner kräftigen Wurzeln umkleidete, im Lauf der Jahrhunderte weggewaschen, wodurch eine freie Höhlung entstand, oft weit genug, einen Mann durchschlüpfen zu lassen. Dann trifft man wieder Bäume, die ihre Wurzeln vor uralter Zeit in einander verschlungen haben, daß sie gleich den siamesischen Zwillingen wie aus einem Körper emporgewachsen aussehen; und wieder andere, die im Gegenteil den einen Stamm etwa in einem Viertel oder Drittel ihrer Höhe in zwei teilen und in solcher Weise gedoppelt ihre Reise in die luftige Höhe fortsetzen.

„Wer einmal Berge, auf denen die geselligen Bäume wachsen, dann lang dahinziehende Rücken, dann das bläuliche und dunkle Dämmern der Wälder und das Funkeln der Luft darüber lieb gewonnen hat, der geht allemale wieder gern in die Gebirge und in die Wälder.“

Und so ging denn Stifter, wenn er auch oft weitab in die Ferne schweifte, wenn er auch die Meisterschaft seines Pinsels im Entwerfen einer ungarischen Steppenlandschaft ebensowohl wie in dem glühend koloristisch gemalten Bilde einer afrikanischen Wüste glänzend gezeigt hatte, in

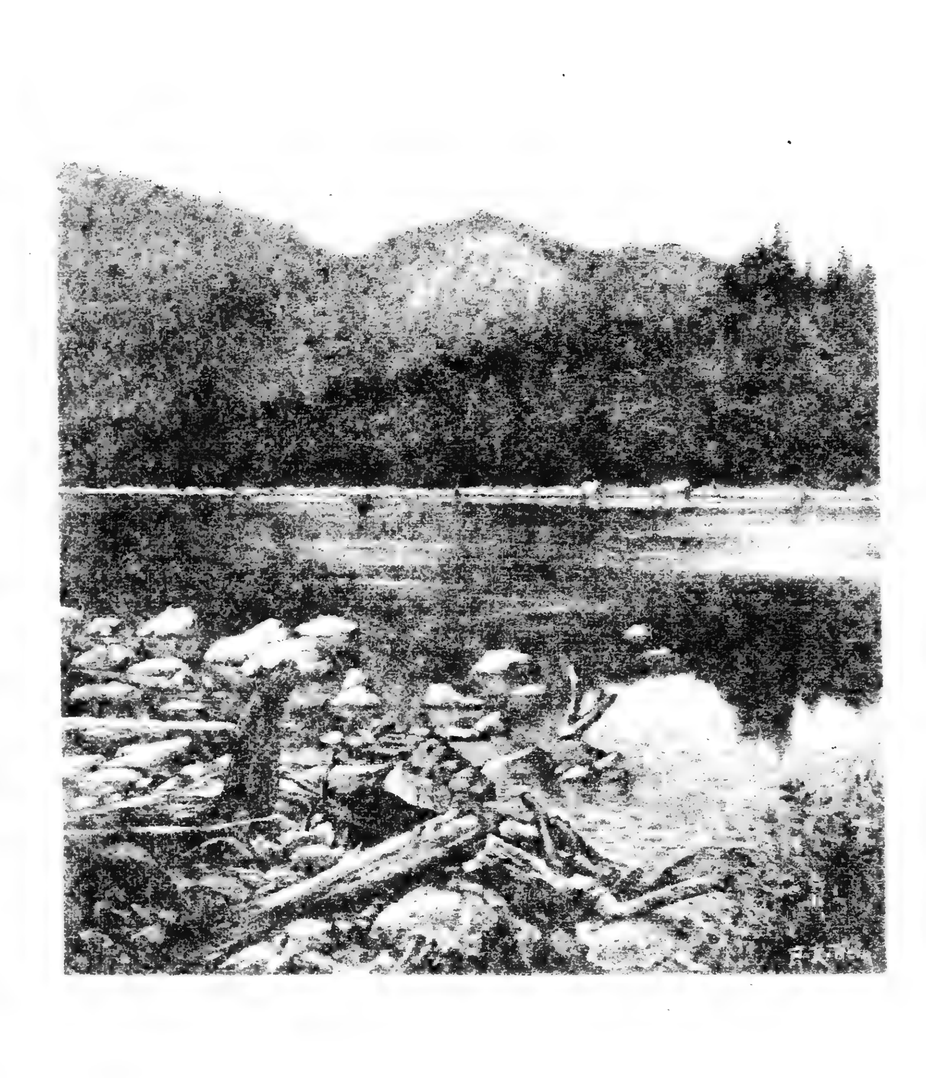


Marktplatz von Oberplan.

die lauschige Stille seiner Gebirge und Wälder, an die Geburtsstätte seiner Anschauungen und Gefühle zurück.

Am tiefsten war aber seinem Gedächtnisse jener Gebirgsstock eingeprägt mit dem düsterprächtigen Waldesbogen, wo es ihm gegönnt war, „einen Teil jenes Doppeltraumes zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und den der ersten Liebe“. Dem See am Fuße der Plöckensteinerwand hat er die innigste seiner Schilderungen gewidmet:

„Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbesieglich, so oft und gerne ich zu dem märchenhaften See hinaufstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt



wie eine einzelne antike Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab, daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weiß leuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend.



Adalberts Stifters Geburtshaus in Oberplan.

Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Plöckenstein geheißen, links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet."

Vielfältig herrlichen Zaubers voll ist jenes wunderbar abwechslungsreiche Stück Natur, welchem im Leben und in den Schriften Adalbert Stifters eine so außerordentliche Bedeutung zugemessen war, wo der Kindesseele erste Regung sich erschloß, wo der Jüngling in ahnungsvollen Träumen schwelgte, und wo in späten Jahren der Mann nach der Arbeit Sorge und Mühsal des Daseins Ruhe und Erholung fand.

An einem Ende der Fahrstraße Oberplans steht das Haus, in welchem Adalbert Stifter am 23. Oktober 1805 geboren wurde. Jener Teil

des Marktfleckens heißt Ansbach und das Haus, welches mit dem Hausnamen „beim Mazel“ oder „beim Mathsel“ (beim Matthias) belegt ist, trägt die Nummer 21. Das bescheidene Anwesen ist noch jetzt im Besitze der Familie und hat seit des Dichters Geburt nur geringe Veränderungen erlitten, da die dort lebenden Verwandten desselben das ausdauernde Beharren und die Liebe für das Bestehende von dem Poeten geerbt zu haben scheinen.

Seit Stifter einmal bei einem gelegentlichen Besuche seines Geburtshauses eine Änderung in der Lage des Sitzsteines, der ihm in seiner Jugend durch die in einer Erzählung in den „Bunten Steinen“ geschilderte schelmische Tücke des Wagenschmiermannes so verhängnisvoll geworden war, mit Unwillen und Betrübnis bemerkte und entschieden die Wiederherstellung des früheren Zustandes verlangte, ist keinerlei Veränderung mehr vorgenommen worden. Und so zeigt sich denn alles noch im alten Zustande, nur daß Sturm und Wetter auf dem hohen Satteldache des Hauses allmählich eine neue Schindellage notwendig gemacht haben und die Verehrung für den Dichter eine schöne Gedenktafel mit freundlich leuchtenden Goldbuchstaben in die reinliche Mauer gesetzt hat. Stifter selbst entwirft im „Granit“ eine überaus klare und anschauliche Schilderung des erwähnten, vielbenützten Ruhesitzes: „Vor meinem väterlichen Geburtshause, dicht neben der Eingangstür in dasselbe liegt ein großer achteckiger Stein von der Gestalt eines sehr in die Länge gezogenen Würfels. Seine Seitenflächen sind roh ausgehauen, seine obere Fläche aber ist von dem vielen Sitzen so fein und glatt geworden, als wäre sie mit der kunstreichsten Glasur überzogen. Der Stein ist sehr alt und niemand erinnert sich, von einer Zeit gehört zu haben, wann er gelegt worden sei. Die urältesten Greise unseres Hauses waren auf dem Steine gesessen, so wie jene, welche in zarter Jugend hinweggestorben waren, und nebst all den andern in dem Kirchhofe schlummern. Das Alter beweist auch der Umstand, daß die Sandsteinplatten, welche dem Steine zur Unterlage dienen, schon ganz ausgetreten, und dort, wo sie unter die Dachtraufe hinausragen, mit tiefen Löchern von den herabfallenden Tropfen versehen sind.

Eines der jüngsten Mitglieder unseres Hauses, welche auf dem Steine gesessen waren, war in meiner Knabenzeit ich. Ich saß gerne auf dem Steine, weil man wenigstens dazumal eine große Umsicht von demselben hatte. Jetzt ist sie etwas verbaut worden.

Ich saß gerne im ersten Frühling dort, wenn die milder werdenden Sonnenstrahlen die erste Wärme an der Wand des Hauses erzeugten.

Ich sah auf die geackerten, aber noch nicht bebauten Felder hinaus, ich sah dort manchmal ein Glas wie einen weißen feurigen Funken schimmern und glänzen, oder ich sah einen Geier vorüberfliegen, oder ich sah auf den fernen blaulichen Wald, der mit seinen Zacken am Himmel dahingeht, an dem die Gewitter und Wolkenbrüche hinabziehen und der so hoch ist, daß ich meinte, wenn man auf den höchsten Baum desselben hinauf stiege, müßte man den Himmel angreifen können. Zu andern Zeiten sah ich auf der Straße, die nahe an dem Hause vorübergeht, bald einen Erntewagen, bald eine Herde, bald einen Hausierer vorüberziehen.

Im Sommer saß gerne am Abend auch der Großvater auf dem Steine und rauchte sein Pfeifchen, und manchmal, wenn ich schon lange schlief, oder in den beginnenden Schlummer nur noch gebrochen die Töne hinein hörte, saßen auch teils auf dem Steine, teils auf dem daneben befindlichen Holzbänkchen oder auf der Lage von Baubrettern junge Bursche und Mädchen und sangen anmutige Lieder in die finstere Nacht."

So war der Schauplatz von Stifters Kindheit beschaffen. Sein Vater war ursprünglich Leinweber in Oberplan; später aber legte er das Gewerbe zurück, beschäftigte sich, wie ja in den kleineren Landstädten meist die Bürger ihre Felder selbst bebauen, mit Landwirtschaft und errichtete einen Flachshandel, den er bis an sein Ende betrieb. Stifter hat uns sowohl über die äußere Erscheinung, wie über das Geistes- und Gefühlsleben seines Vaters nur äußerst spärliche Nachrichten hinterlassen; unter diesen wenigen Belegen hauptsächlich jene Stelle aus den „Bunten Steinen", wo er erzählt: „In dem Schlafgemache der Eltern lag der Vater in dem Bette, hatte ein Licht neben sich und las, wie er gewöhnlich zu tun pflegte." Der Grund, warum sein Vater in seinen Dichtungen eine geringere Rolle spielt, während er seine meisten anderen Verwandten, besonders seine Mutter und seine Großmutter väterlicher Seite in seinen Werken mit der größten Naturtreue und Innigkeit zeichnete, mag wohl der sein, daß er denselben schon in früher Jugend verlor; in einer Zeit also, als die Gestalt des Mannes noch nicht mit ihren individuellen Zügen in dem Auge und dem Geiste des Knaben feste, bleibende Eindrücke schaffen konnte. Desto inniger schloß er sich an seine Mutter und an seine Großmutter — Frau Ursula Kary aus Glöckelberg — an, und gewiß war die milde, weibliche Erziehung und Umgebung, in welcher der Knabe aufwuchs, für sein späteres Leben und Dichten von den wichtigsten Folgen.

Seine Mutter Magdalene, eine Tochter des Oberplaner Fleischhauers Friepeß, war eine stille, sanfte Frau. Stifter hat, wiewohl die

meisten Frauengestalten seiner Werke einzelne Züge von ihr an sich tragen, sie doch nirgends ganz geschildert, so ideal und schön, so liebreich und friede- und freudebringend, wie sie in seiner Seele bis zu seinem letzten Tage ihm vorgeschwebt — vielleicht wollte er sie voll in sich behalten, das teure Bild in sich tragen, ganz und rein und ungeteilt. Vielleicht auch schien ihm die Mutterliebe zu erhaben und zu edel, als daß er sie zum Stoff einer Novelle gemacht hätte. Ein deutlicher Beweis, wie tief ihm seine Familie ans Herz gewachsen, liefert der Umstand, daß sein erstes Werk, mit dem er vor die Öffentlichkeit trat: „Seiner Mutter und seinen Geschwistern" gewidmet ist. Und in einem Briefe an Luise Stifter vom 21. April 1855 heißt es: „Meine Mutter, ein unergründlicher See von Liebe, hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Teil meiner Schriften geworfen, mein edler, nur zu großmütiger Vater ist noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns schon, da ich elf Jahre alt war, entrissen wurde." Über den liebenswürdigen Charakter dieser Frau wirft auch eine Stelle aus demselben Briefe einiges Licht; Stifter erzählt hier: „Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube keines mißraten), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie."

Als Stifter einmal als Kind einen recht unartigen Streich begangen hatte, dessen Unrecht er aber nicht einzusehen vermochte, und er, von seinem Stiefvater abgestraft, weinend zu Bette gegangen war, trat seine Mutter, da sie ihn schlafend glaubte, leise herein; er öffnete in stillem Unmut die Augen nicht; sie aber trat an sein Bett und sah ihn an und machte ein Kreuz auf seine Stirne, dann schlich sie wieder hinaus, und ein süßer Trost kam in sein armes, kleines Herz.

Und als seine Mutter schon lange unter den Toten schlummerte, versicherte er: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war, und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmut und Leutseligkeit, sowie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft, was sich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Priester und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus benachbarten Dörfern zahlreiche

Menschen zur letzten Ehrenbezeigung herbeikamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht bloß wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen. Darum wurden auch meine ersten Dichtungsversuche ihr gewidmet. Alles was ich strebte, alles was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude. Erst nach meiner Vermählung dehnten sich diese Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbst die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterstützung ihres Alters sandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus."

„Zürnen Sie," schrieb er früher einmal an seinen Verleger Heckenast, „Ihrem Freunde nicht, daß er verschenkt, was er selber braucht, aber kennten Sie die unerschöpfliche Herrlichkeit meiner Mutter, Sie würden mich eher segnen."

Hat Stifter seine Mutter, wie erwähnt, uns eigentlich nirgends ganz und lebendig mit allen kleinsten Zügen geschildert, so hinterließ er uns ein desto vollendeteres, in seiner Innigkeit und Lieblichkeit desto rührenderes und ergreifenderes, wahrhaft anschauliches Bild seiner Großmutter im „Heidedorf".

Felix, der Heideknabe, geht von seinem heimatlichen Dorfe, getrieben von Weltsehnsucht und heiligem Forschergeist, hinaus in die weite Welt, das große, geheimnisreiche Buch des Lebens zu durchblättern. Nachdem er Abschied von seinen Eltern genommen, eilt er zur Großmutter.

„Er liebte sie zwar nicht so, wie die Mutter, sondern ehrte und scheute sie vielmehr, aber sie war es auch gewesen, aus der er die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Heidefreuden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal. Weit über die Grenze des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten, saß sie, wie ein Schemen, hinten am Hause im Garten an der Sonne, ewig einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Toten, und zurückspinnend an ihrer inneren, ewig langen Geschichte. Aber so wie sie dasaß, war sie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, sondern wenn sie oft plötzlich ein oder das andere ihrer inneren Geschöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes, oder wenn sie sanft lächelte oder betete, oder mit sich selbst redete, wundersam spielend in Blödsinn und Poesie, in Unverstand und Geistesfülle: so zeigte sie gleichsam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Dasein. Ja, der Menschenkenner, wenn hier je einer hergekommen wäre, würde aus den wenigen Blitzen, die noch gelegentlich auffuhren, leicht erkannt haben, daß hier eine Dich-

tungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt worden war, ungekannt von der Umgebung, ungekannt von der Besitzerin, vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Heidebauernweibes.

Das alte Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch gelesen, die Bibel; aber in diesem Buche las und dichtete sie siebenzig Jahre. Jetzt tat sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war Stil und Typus jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und Romanhaft-Poetisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da saß er nun oft an Sonntagnachmittagen gekauert an dem Hollunderstrauch — und wenn die Wunder und die Helden kamen und die fürchterlichen Schlachten und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeisterung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfing, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem welken Munde zärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah und in Worten, die er nicht verstand, aber tiefergriffen, instinktmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Erzählung versammelte, und ihre eigenen Verstorbenen einmischte und nun alles dramatisch skizzenhaft durcheinander reden ließ, da grauete er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Tore seiner Seele weit auf und ließ den phantastischen Zug eingehen." Die poesievolle, bilderreiche Ausdrucksweise, deren sich die Großmutter im Verkehre mit dem kleinen Adalbert bediente, kennen wir aus des Dichters eigenen Aufzeichnungen; einmal sagte sie zu ihm: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre."

Daß der Dichter mit Felix' Großmutter seine eigene geschildert habe, erklärt er selbst in dem schon mehrfach zitierten Briefe an Luise Stifter, wo er sagt: „Als ich mich der Dichtkunst zuwandte, weil mich ein Herzenszug immer zu ihr führte, kam die liebe Jugend und Kinderzeit wieder in mir zum Vorscheine und erzählte mir rührende, märchenhafte Dinge. Jetzt bedauerte ich, manche Dinge mir nicht gemerkt zu haben, namentlich die Lieder, die Erzählungen und Verwandtschaftsagen der Großmutter väterlicherseits, welche eine lebendige Chronik und Dichtung war, gänzlich, obwohl ich als Kind von ihnen so entzückt war, vergessen

zu haben. Nur ein blasses Bild konnte ich von dieser Frau in das Heidedorf bringen, ihre merkwürdige, von den Oberplanern nicht gekannte Gestalt aber in tiefen Zügen zu fassen, will mir nicht mehr gelingen."

In solcher Umgebung wuchs der Dichter auf. Zwei Frauen, frei von jener oberflächlichen Bildung, die oft nur als glänzende Hülle ein desto verdorbeneres, seelenloses Innere deckt, lehrten ihn früh Milde und Ruhe, woraus wohl eine gewisse weibliche Sanftheit Grundzug seines Charakters geworden ist. Und drückte ein Schmerz seine Brust, so hatte er zwei edle Gemüter, zu denen er sich flüchten konnte, zwei liebende, teilnahmsvolle Herzen eröffneten sich ihm, in denen er niederlegen konnte all seinen Kummer, all seine Leiden und Wonnen.

Frühe schon mußte all das auf ein empfängliches Gemüt tief und bleibend einwirken. Und der Verlust ist daher beinahe unersetzlich, den Poesie und Literatur dadurch erlitten, daß Stifter seine Lebensbeschreibung, die er einst in seinen späteren Jahren begonnen, nicht vollenden konnte.

Es wäre diese Selbstbiographie ein ganz einzig dastehendes Werk geworden, das wohl in der gesamten Literatur seines Gleichen nicht gefunden hätte. Keine äußerlichen Lebensumstände, das innerste Empfinden und Fühlen eines reichen, tiefen Gemütes wollte er niederlegen in diesen Aufzeichnungen. Vergleicht man damit andere Selbstbiographien, selbst Goethes „Wahrheit und Dichtung" oder Grillparzers Leben, so erscheinen uns dieselben im Gegensatze zu Stifters Fragment oberflächlich und mehr am Äußerlichen haftend. Ein Schatz der wunderbarsten Poesie, durch kein Wort, durch keine, noch so leise Andeutung von prosaischer Alltäglichkeit gestört, eröffnet uns den Eingang in das Gefühlsleben eines reichen, wahrhaften Dichters von Gottes Gnaden. Das Buch, vollendet, hätte das Geistesevangelium werden müssen jedes echten Menschensohnes, die Darlegung und Geschichte einer edlen Seele, von den ersten Regungen und Strebungen, von den frühesten noch unbewußten Empfindungen des Kindes, bis hinauf zur glühenden Begeisterung des die ganze Welt mit Liebe umfassenden, stolz zu den Sternen sich aufschwingenden Jünglings — und wieder ausklingend zu den Erfahrungen des gereiften Mannes.

Das Werk blieb Fragment, und als solches ungedruckt. Ich fand die alte Handschrift unter den Papieren im Stifterhause zu Oberplan. Hier mag ihr Wortlaut eine Stelle finden. Denn keine Feder wäre wohl imstande, Jugend- oder vielmehr Kindeseindrücke besser, überzeugender, poetischer zu schildern, als die Stifters.

Das Bruchstück lautet:

„Es ist das kleinste Sandkörnchen ein Wunder, dessen Wesenheit man nicht ergründen kann. Daß es ist, daß seine Theile zusammenhängen, daß sie getrennt werden können, daß sie wieder Körner sind, daß die Theilung fortgesetzt werden kann, und wie weit, wird uns hienieden immer ein Geheimniß bleiben. Nur Weniges, was unserem Sinne von ihm kund wird und Weniges, was in seiner Wechselwirkung mit anderen Dingen zu unserer Wahrnehmung gelangt, ist unser Eigenthum, das andre ruht in Gott. Die großen Massen, davon es getrennt worden ist, und die den Bau unserer Erde bilden, sind uns in ihrer Eigenheit wie das Sandkörnchen.

Sie sind, und wir sagen manches von ihnen aus, das auf dem Pfade unserer Wahrnehmungskräfte zu uns hereinkömmt.

Und zahlreiche Körper kennen wir, die in ihrer Wesenheit wie unsere Erde in dem ungeheuren Raume schweben, der sich durch sie zunächst vor unsern Augen aufthut, und Millionen und Millionen anderer Körper können wir betrachten, die, wie unsere Sonne der Erde vielleicht verwandt, vielleicht von ihr verschieden sind, und die in dem weit größeren Raume bestehen, der uns durch sie geoffenbart wird und dessen Größe, so wie die ungemeine Größe der Körper selbst wir wohl durch Zahlen ausdrücken, aber in unserem Vorstellungsvermögen nicht vergegenwärtigen können.

Und doch ist dieser Raum nur unsere Umgebung, in die wir mit den Augen, wenn sie mit Werkzeugen bewaffnet sind, sehen können.

Wie weit er geht, wie unsere Fernröhre ahnen, ob er eine Grenze hat, das vermögen wir nicht zu bejahen und vermögen wir nicht zu verneinen und vermögen wir nicht zu fassen.

Ich bin oft vor den Erscheinungen meines Lebens, das einfach war, wie ein Halm wächst, in Verwunderung gerathen. Dies ist der Grund und die Entschuldigung, daß ich die folgenden Worte aufschreibe. Sie sind zunächst für mich allein. Finden sie eine weitere Verbreitung, so mögen Gattin, Geschwister, Freunde, Bekannte einen zarten Gruß darin erkennen und Fremde nicht etwas Unwürdiges aus ihnen entnehmen.

Weit zurück in dem leeren Nichts ist etwas wie Wonne und Entzücken, das gewaltig fassend, fast vernichtend in mein Wesen drang und dem nichts mehr in meinem künftigen Leben glich. Die Merkmale, die fest gehalten wurden, sind: es war Glanz, es war Gewühl, es war unten. Dies muß sehr früh gewesen sein, denn mir ist, als liege eine hohe, weite Finsterniß des Nichts um das Ding herum.

Dann war etwas Anderes, das sanft und lindernd durch mein Inneres gieng. Das Merkmal ist: Es waren Klänge.

Dann schwamm ich in etwas Fächelndem, ich schwamm hin und wieder, es wurde immer weicher und weicher in mir, dann wurde ich wie trunken, dann war nichts mehr.

Diese Demi-Inseln liegen wie feen- und sagenhaft in dem Schleiermeere der Vergangenheit, wie Urerinnerungen eines Volkes.

Die folgenden Spitzen werden immer bestimmter, Klingen von Glocken, ein breiter Schein, eine rothe Dämmerung.



Die Kirche von Oberplan.

Ganz klar war etwas, das sich immer wiederholte. Eine Stimme, die zu mir sprach, Augen, die mich anschauten und Arme, die alles milderten. Ich schrie nach diesen Dingen.

Dann war Jammervolles, Unleidliches, dann Süßes, Stillendes. Ich erinnere mich an Strebungen, die nichts erreichten, und an das Aufhören von Entsetzlichem und zu Grunderichtendem. Ich erinnere mich an Glanz und Farben, die in meinen Augen, an Töne, die in meinen Ohren, und an Holdseligkeiten, die in meinem Wesen waren.

Immer mehr fühlte ich die Augen, die mich anschauten, die Stimme, die zu mir sprach, und die Arme, die Alles milderten. Ich erinnere mich, daß ich das „Mam“ nannte.

Diese Arme fühlte ich mich einmal tragen. Es waren dunkle Flecken in mir. Die Erinnerung sagte mir später, daß es Wälder gewesen sind, die außerhalb mir waren. Dann war eine Empfindung, wie die erste meines Lebens, Glanz und Gewühl, dann war nichts mehr.

Nach dieser Empfindung ist wieder eine große Lücke. Zustände, die gewesen sind, mußten vergessen worden sein.

Hierauf erhob sich die Außenwelt vor mir, da bisher nur Empfindungen wahrgenommen worden waren. Selbst Mam, Augen, Stimme, Arme waren nur als Empfindung in mir gewesen, sogar auch Wälder, wie ich eben gesagt habe. Merkwürdig ist es, daß in der allerersten Empfindung meines Lebens etwas äußerliches war, und zwar etwas, das meist schwierig und sehr spät in das Vorstellungsvermögen gelangt, etwas Räumliches, ein Unten. Das ist ein Zeichen, wie gewaltig die Einwirkung gewesen sein muß, die jene Empfindung hervorgebracht hat. Mam, was ich jetzt Mutter nannte, stand nun als Gestalt vor mir auf und ich unterschied ihre Bewegungen, dann der Vater, der Großvater, die Großmutter, die Tante. Ich hieß sie mit diesen Namen, empfand Holdes von ihnen, erinnere mich aber keines Unterschiedes ihrer Gestalten. Selbst andere Dinge mußte ich schon haben unterscheiden können, ohne daß ich mich später einer Gestalt oder eines Unterschiedes erinnern konnte. Dies beweist eine Begebenheit, die in jene Zeit gefallen sein mußte. Ich fand mich einmal wieder in dem Entsetzlichen, Zugrunderichtenden, von dem ich oben gesagt habe. Dann war Klingen, Verwirrung, Schmerz in meinen Händen und Blut daran, die Mutter verband mich, und dann war ein Bild, das so klar vor mir jetzt dasteht, als wäre es in reinlichen Farben auf Porzellan gemalt. Ich stand in dem Garten, der von damals zuerst in meiner Einbildungskraft ist, die Mutter war da, dann die andere Großmutter, deren Gestalt in jenem Augenblicke auch zum ersten Male in mein Gedächtniß kam, in mir war die Erleichterung, die alle Male auf das Weichen des Entsetzlichen und Zugrunderichtenden folgte, und ich sagte: „Mutter, da wächst ein Kornhalm."

Die Großmutter antwortete darauf: „Mit einem Knaben, der die Fenster zerschlagen hat, redet man nicht."

Ich verstand zwar den Zusammenhang nicht, aber das Außerordentliche, das eben von mir gewichen war, kam sogleich wieder; die Mutter sprach wirklich kein Wort, und ich erinnere mich, daß ein ganz Ungeheures auf meiner Seele lag. Das mag der Grund sein, daß jener Vorgang noch jetzt in meinem Innern lebt. Ich sehe den hohen schlanken Kornhalm so deutlich, als ob er neben meinem Schreibtische stünde; ich sehe die Gestalten der Großmutter und Mutter, wie sie in dem Garten herumarbeiteten, die Gewächse des Gartens sehe ich nur als unbestimmten grünen Schmelz vor mir; aber der Sonnenschein, der uns umfloß, ist jetzt ganz klar da.

Nach dieser Begebenheit ist abermals Dunkel.

Dann aber zeichnet sich vornehmlich und bleibend die Stube ab, in der ich mich befand. Ganz vorzüglich sind es die großen, dunkelbraunen Tragebalken der Diele, die vor meinen Augen sind, und an denen allerlei Dinge hiengen. Dann war der große, grüne Ofen, der hervorspringt, und um den eine Bank ist. Dann sagte die Mutter, der Zimmersepp wird uns einen Tisch machen, auf dem das Osterlämmlein ist. Der Tisch wurde fertig und bildete meine große Freude. Dessen, der früher



Wohnstube im Stifterhause.

gewesen war, erinnere ich mich nicht mehr. Der Tisch war genau viereckig, weiß und groß, und hatte in der Mitte das röthliche Osterlämmlein mit einem Fähnchen, was meine außerordentlichste Bewunderung erregte. An der Dickseite des Tisches waren die Fugen der Bohlen, aus denen er gefugt war, damit sie nicht klaffend werden konnten, mit Doppelkeilen gehalten, deren Spitzen gegeneinander giengen. Jeder Doppelkeil war aus einem Stück Holz, und das Holz war röthlich wie das Osterlamm. Mir gefielen diese rothen Gestalten in der lichten Decke des Tisches gar sehr. Als dazumal sehr oft das Wort „Conscription" ausgesprochen wurde, dachte ich, diese rothen Gestalten seien die Conscription. Noch ein anderes Ding der Stube war mir äußerst anmuthig und schwebet lieblich und fast leuchtend in meiner Erinnerung. Es war das erste Fenster an der Eingangsthür. Die Fenster der Stube

hatten sehr breite Fensterbretter und auf dem Brette dieses Fensters saß ich sehr oft und fühlte den Sonnenschein und daher mag das Leuchtende der Erinnerung rühren. Auf diesem Fensterbrette war es auch allein, wenn ich zu lesen anhob. Ich nahm ein Buch, machte es auf, hielt es vor mir und las: „Burgen, Nagelein, böhmisch Haidel". Diese Worte las ich jedes Mal, ich weiß es; ob zuweilen noch andere dabei waren, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Auf diesem Fensterbrette sah ich auch, was draußen vorgieng, und ich sagte sehr oft: „Da geht ein Mann nach Schwarzbach, da fährt ein Mann nach Schwarzbach, da geht ein Weib nach Schwarzbach, da geht ein Hund nach Schwarzbach, da geht eine Gans nach Schwarzbach." Auf diesem Fensterbrette legte ich auch Kienspäne ihrer Länge nach an einander hin, verband sie wohl auch durch Querspäne und sagte: „Ich mache Schwarzbach." In meiner Erinnerung ist lauter Sommer, den ich durch das Fenster sah, von einem Winter ist von damals gar nichts in meiner Einbildungskraft."

Der erste Teil dieser Aufzeichnungen, bis zu der Stelle, da Stifter auf jene rätselhafte erste Empfindung zu sprechen kommt, ist in drei ähnlich lautenden Manuskripten vorhanden. Zwei derselben fanden sich in seinem Nachlasse, das dritte, hier benützte, schrieb der Dichter seinem Bruder auf dessen Bitte, daß er seiner Familie auch etwas Schriftliches hinterlassen möge, ein Jahr vor seinem Tode in seinem Geburtshause und zwar auf demselben Tische mit dem Osterlamme und den roten Fugen, dessen er in dem Schriftstücke gedachte. Jenes „Unbegreifliche", jener Eindruck, der auf alle Vorstellungen Stifters so tief eingewirkt hatte, erklärt sich auf folgende Weise. Als Kind von nicht ganz einem Jahre wurde der Knabe von seinem Onkel Simon in die Emporkirche mitgenommen und hatte von hier aus Gelegenheit, das Auferstehungsfest, das unter Glockenschall und Fahnengepränge stets festlich begangen wurde, wahrzunehmen. In seinen Jünglingsjahren noch, als er die Schulferien in seinem heimatlichen Dorfe bei seiner Mutter und seinen Geschwistern zubrachte, frug er die erstere oft, was die Ursache jenes merkwürdigen Eindruckes, den er ihr genau schilderte, gewesen sein möge; und seine Mutter war es auch, welche auf jenes Auferstehungsfest riet, als natürlichste, einfachste Lösung.

Die heiligen Zeremonien der Kirche machten auf das gläubige, empfängliche Gemüt des frommen Knaben stets einen tiefen Eindruck; am stärksten wirkten die weihevollen Schauer der Karwoche auf seine reine, kindliche Seele. „Es ist eine eigentümlich wehmütig sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kommt

mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. — Schon am Palmsonntage begann sie in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrscheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräsentiert, die einst dem einziehenden Heilande gestreut wurden. — Die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jeder Mann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunklen Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere, ernste Feier gaben, namentlich wenn der sanfte, blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinschwammen. Dann kam der Montag und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig-feierlichen Feste. — Ungewöhnliche, feierliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte, in der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Rot und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer lautloser Stille betend, und in tiefer, lautloser Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem heiligen Grabe — so groß ist die Macht der dem Menschen angeborenen Religionsweihe, daß mir als Kind, wenn ich in jenen Tagen nur kaum die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimnis der Erlösung geschah, und seither in der Seele der Menschen fortwirkte. Abends war das Fest der Auferstehung. So freudenreich ist dies Ereignis, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. — — Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, was ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöse Gefühl für diese bedeutungsvolle Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Karwoche die heiligste, feierlichste Zeit geblieben."

Den wichtigsten, folgenreichsten Eindruck verursachte auf Stifters Gemüt die herrliche Gottesnatur; waren doch, wie oben mit seinen eigenen

Worten mitgeteilt wurde, grüne Wälder schon in den Tagen seiner frühesten Kindheit Objekte erster, tiefgehender Gefühle. Und so finden wir als natürliche Weiterentwicklung seines Charakters, daß Erscheinungen in der Natur dem für alles Schöne und Große empfänglichen Knaben, als er in die Jahre trat, da die unbewußte Tätigkeit des Empfindens sich umzusetzen pflegt in ein bewußtes, selbständiges Denken und Vergleichen, besonderes Interesse einflößen. Das geheimnisvolle Treiben und Leben im Walde, der ewige Wechsel der Jahreszeiten, die Erscheinungen am gestirnten Himmel, all' das erfüllte ihn mit heiligem Staunen und gottesahnender Bewunderung.

Da war es denn immer wieder Frau Ursula, die Großmutter, welche die rege Neugierde und den eifrigen Wissensdrang ihres Enkels befriedigen mußte — so gut sie konnte; freilich war sie nicht stets im stande, die immerwährenden Fragen des Knaben wissenschaftlich zu beantworten; aber dafür besaß sie einen wahren Schatz von Märchen und Sagen, von legendenhaften Deutungen all' des Sehenswerten, das dem jungen Dichter am Herzen lag, so daß der Knabe nie ohne eine, wenn auch nur auf die Phantasie mächtig einwirkende Erklärung oder Erzählung von ihr ging. So wurde sie einmal von ihm bestürmt, was denn das Abendrot sei, woher es komme und wer dies wunderbare Farbenspiel täglich vorbereite? Die Großmutter, die natürlich von dem wahren Grunde keine Ahnung hatte, erzählte ihm dafür ein Märchen, wie die Himmelskönigin täglich am Abende ihre bunten Kleider, deren sie eine große Fülle besitze, am Himmel aushänge; eine Darlegung, welche dem Verständnisse des Knaben um so einleuchtender war, als es eine unter dem Landvolke allgemein verbreitete Sitte ist, die Festtagskleider zur Lüftung vor das Haus zu hängen. Solche ahnungsvolle Sagen machten natürlich auf das zum stillen Träumen und Betrachten von Natur aus schon veranlagte Gemüt des Kindes ebenfalls einen tiefen Eindruck; war ja, wie er selbst später in den „Studien" erzählt, von seiner Kindheit an etwas in ihm wie eine schwermütig schöne Poesie, dunkel und halbbewußt, in Schönheitsträumen sich abmühend — ein ungeborner Engel, ein unhebbarer Schatz, den selber die Musik nicht hob . . .

Daß aber Stifter immer wieder zur Großmutter kam, um sich von ihr alles, was ihm auf der weiten Welt fremd war — und dessen war eine ziemliche Menge — erklären zu lassen, das deutet schon hin auf das poetische Gemüt des Kindes. Denn weder der Knecht Simon, der alles durch übernatürliche, den Sinnen wie der Einbildungskraft widerstreitende Wunder erklären wollte, noch der Vater, der, mehr auf das Praktische

und Wahre gerichtet, seinen Sohn vor einem etwaigen Überwuchern der Phantasie dadurch zu bewahren suchte, daß er alles, worüber der Knabe Auskunft wünschte, ihm auf natürliche Weise auseinanderzusetzen und klarzulegen trachtete, konnten ihn befriedigen. Der Mutter endlich blieb, wenn ihr der Fragen des kleinen Adalbert zu viele wurden, kein anderes Mittel, da sie weder die reicheren Kenntnisse ihres Mannes, noch den Märchenschatz und die nimmermüde Phantasie ihrer Schwiegermutter besaß, als den schon lästigen Frager kurz abzuweisen, worauf denn der Knabe wieder zur Großmutter seine Zuflucht nahm.

Durch den Umstand jedoch, daß Adalbert an den natürlichen Erklärungen seines Vaters, die höchst wahrscheinlich auch nicht immer so genau klappten, wie dies der wißbegierige Knabe wünschen mochte, keinen Gefallen fand, darf man durchaus nicht zu der Meinung gebracht werden, als wäre Stifter ein Schwärmer gewesen, welcher, leeren Träumen nachgehend, das Wirkliche verschmäht oder gering geachtet hätte — im Gegenteil: das Wirkliche im poetischen Gewande zu erfassen war sein Bestreben von Jugend an und ist es geblieben bis zu seinem Ende.

Die Personen, die er uns in seinen späteren Schriften schildert, sind nicht Schemen, nicht leere Schattenbilder, sondern Menschen von voller Wahrhaftigkeit, wie sie unter uns wandeln, wenn auch ein Hauch der Verklärung auf ihnen liegt — seine Landschaften muten uns nicht an wie kalte Gemälde von toter Farbenzier, nein, wir glauben selbst den Wald oder die Heide um uns zu haben, wir fühlen fast den Blütenduft zu uns dringen. — „Wirklichkeit in der Poesie, Poesie in der Wirklichkeit.“

Das ist der Kerngehalt seines Lebens und seiner Schriften. Und gewiß schwebte dem Dichter eine Erinnerung an seine eigene Kindheit vor, wenn er im „Nachsommer“ den jungen Naturforscher sagen läßt: „Ich war schon als Knabe ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge, wie sie sich so in der Schöpfung oder in dem geregelten Gange des menschlichen Lebens darstellte. Dies war oft eine große Unannehmlichkeit für meine Umgebung. Ich fragte unaufhörlich um die Namen der Dinge, um ihr Herkommen und ihren Gebrauch, und konnte mich nicht beruhigen, wenn die Antwort eine hinausschiebende war.“

Die nachhaltigen Eindrücke der Kindheit schufen in dem Knaben früh ein gewisses natürliches Gefühl für das Schöne, eine Naturästhetik, welche desto tiefer in seinem Gemüte lag, als sie ihm ausschließlich aus der eigenen Anschauung erwuchs. Die Natur war seine einzige Lehrerin, und Stifter war und blieb ihr stets ein treuer, eifriger Verkünder.

Auf welch' tief wirkende Weise den jungen Dichter die Eindrücke seiner Jugend anregten, zeigt eine Stelle aus einem Briefe von ihm an G. F. Richter vom 21. Juni 1866, worin er sagt:

„Mir ist jedes Streben nach Schriftstellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an sehr empfänglich, ja ich geizte darnach, für den Beifall, recht getan zu haben, aber dabei auch zu wissen, daß es wahr ist. Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe und ein Widerwillen für das Gegenteil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder überschwenglichem Aburteilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahre durch die „Schöpfung" von Haydn in ein ahnungsreiches, wonnevolles Wunderland versetzt wurde, und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete."

Über den großen Einfluß, den dieses Meisterwerk der Musik auf Stifter ausübte, berichtet er selbst noch später: „Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, wurde auf Veranlassung unseres Schullehrers Jenne von Musikfreunden Oberplans die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt. Ich sang im Alte mit. Das Tonwerk machte einen so unermeßlichen Eindruck auf mich, wie nachher nie ein Kunstwerk mehr. Ich war in die höchsten Kreise der Andacht und Gottesverehrung gehoben. Aus den Proben und der Aufführung merkte ich mir oft lange Strecken und sang sie, wenn ich allein auf Wiesen oder Feldern war. Ich weiß nicht, ob jener Kindheitseindruck auf mein späteres Urteil einwirkte, vermöge dessen ich noch heutzutage die „Schöpfung" für das erhabenste Tonwerk halte und sie nie ohne tiefste Rührung hören kann."

Einst, Adalbert war damals in seinem sechsten Jahre, nahm ihn die Großmutter, die in Begleitung einer anderen Frau nach Glöckelberg ging, dorthin mit. Am Wege nun erzählte der Kleine, der damals eben lesen lernte, und dem besonders die biblische Geschichte in ihrer einfachen Größe am meisten zu Herzen gegangen war, den beiden Frauen die Geschichte vom ägyptischen Josef, den seine Brüder verraten hatten, vor dem sie sich aber zuletzt doch alle beugen mußten, so rührend und lebhaft, daß die Frau, welche das angehört hatte, überrascht und bewegt ausrief: „Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der heilige Geist selber!"

Solche Bemerkungen und das Predigertalent, das Stifter in seiner Kindheit in hohem Grade besaß, waren wohl die Ursachen jenes

Wunsches, den der Knabe als höchstes Ziel seines Ehrgeizes wiederholt auszusprechen pflegte: „Ich will Pfarrer werden zu Glöckelberg und nichts weniger!"

Als Adalbert sechs Jahre alt war, mußte er „in die Schule". Der Lehrer von Oberplan, Josef Jenne, der dem Dichter die ersten Kenntnisse im Lesen und Schreiben beibrachte, wird uns als ein durch und durch gutmütiger, in jeder Beziehung vorzüglicher Mann geschildert; Stifter selbst gedachte auch in seinen späteren Jahren noch mit der größten Hochachtung und mit liebevoller Verehrung des Mannes, der ihm zuerst indirekt „die Pforten zum literarischen Schaffen geöffnet". Anfangs war der an freies Umherschweifen in der Natur gewöhnte Knabe in der fremdartigen Atmosphäre des Schulzimmers wohl ängstlich, scheu und schüchtern, aber nachdem er die ersten Tage und Wochen einmal hinter sich hatte, gewöhnte er sich völlig ein und wurde bald wieder lustig und beweglich, sogar manchmal etwas übermütig. Aprent hat uns in der Einleitung zu Stifters Briefen eine Anekdote aus der ersten Schulzeit Stifters aufbewahrt, welche recht bezeichnend für den damaligen Charakter und das Gemüt des Kindes ist und hier eine Stelle finden möge: „In Oberplan war es, wie auch heute noch auf dem Lande, üblich, daß die aus größerer Entfernung kommenden Kinder über Mittag in der Schule blieben, um den Weg nachmittags nicht noch einmal machen zu müssen; sie verzehrten dann etwas, was ihnen die Eltern mitgegeben hatten. Da geschah es denn einmal, daß Adalbert, als er nachmittags zur Schule kam, einem Mädchen das Butterbrot, das dieses eben zum Munde führte, aus der Hand schlug. Wie es dabei gewöhnlich geht, fiel das Brot mit der fetten Seite auf den Boden, was die Unbill für die Betroffene noch kränkender machte. Sie führte beim Lehrer Klage, und Adalbert wußte sich nur dadurch zu helfen, daß er sagte, es sei nicht wahr. Aber wahrscheinlich sagte sein Gesicht unverkennbar das Gegenteil, denn der Lehrer sprach ernst: „So, nicht wahr! Das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du



Josef Jenne.

lügst!" Diese Worte fielen ihm unsäglich schwer aufs Herz; „sie waren," sagte er einmal, „der erste große Seelenschmerz, den ich empfand." Aber noch bedeutsamer wurde diese Begebenheit für ihn dadurch, daß ihm damals zum ersten Male der Sinn für männliche Würde und Schönheit aufging. Denn, wie der Lehrer so vor ihm stand, fast allwissend, und streng, aber doch ruhig sein Urteil sprechend, da fiel es dem Knaben auf, „wie schön und herrlich doch der Mann sei".

Schabernack trieb übrigens der kleine Adalbert auch später nicht selten. So sperrte er einmal eine Katze in den Backofen; die Mutter legte ahnungslos Feuer an, und da nun das geängstigte Tier im Bauche des geheizten Ungetüms satanisch zu rumoren begann und bereits der Aberglaube der Hausbewohner bedenklich rege wurde, öffnete der Knabe, dem vor den Folgen seiner Tat zu grauen anfing, den unheimlichen Käfig und entsprang samt der Katze, ehe sichs jemand versah, über den Heuboden ins Freie. Ein anderes Mal band er dem auf der Ofenbank schlafenden Knechte die Füße mit einer Schnur zusammen und rief ihn sodann zur Abendsuppe. Daß der Schlaftrunkene beim ersten Ruck zur Erde kollerte und vermeinend, der Teufel sei ihm in die Glieder gefahren, die verzweifeltsten Anstrengungen machte, auf die Beine zu kommen, ergötzte unsern kleinen Schelm ganz außerordentlich.

Daß in der Schule, was auf den pädagogischen Takt des Lehrers Jenne jedenfalls ein sehr günstiges Licht wirft, auch Musik getrieben wurde, und zwar klassische Musik (als Stifter in der zweiten Klasse war, wurde Haydns „Schöpfung" aufgeführt), ist aus dem früher mitgeteilten Brieffragment ersichtlich; Adalbert soll zwar ein sehr gutes Musikgehör besessen, jeden falschen Ton eines anderen sogleich gehört, selbst aber, obgleich er ebensowohl das Violinspiel als auch das Blasen der Klarinette erlernte, nicht viel in der Musik geleistet haben. Doch blieb er sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Verehrer jener schönen Kunst und zahlreiche Stellen aus seinen Werken deuten darauf hin, wie hoch er sie geschätzt, wie sehr er sie immer geliebt habe.

Es ist natürlich, daß es den Knaben, der für die Natur von jeher die tiefste Zuneigung bewiesen hatte, gewiß sehr interessieren mußte, tiefer in die Geheimnisse derselben einzudringen; die Naturgeschichte wie die Naturlehre waren ihm daher stets liebe Studien; denn hier fand er Wahrheit und Antwort auf alle Fragen, die einst der Vater nur halb zu erklären gewußt, welche die Großmutter ihm zwar schön gedeutet, aber nicht gelöst hatte. Als er daher einst auf dem Tische des Lehrers Raffs Naturgeschichte fand, quälte er seinen Vater so lange, bis dieser sich dazu

bequemt hatte, den Lehrer um das Buch zu bitten; Jenne, der es gerne sah, daß sich seine Schüler auch um etwas annähmen, was außerhalb des Vorgeschriebenen lag, willfahrte gern der freundlichen Bitte, und nun hatte der kleine Adalbert seine helle Freude daran, wenn er das, was er in der Wirklichkeit so oft und genau beobachtet hatte, mit schönen Worten hier bis ins Kleinste beschrieben fand — oder wenn er umgekehrt Gelegenheit hatte, ein ihm dem Namen nach noch unbekanntes Objekt seines Forschens nach den Merkmalen, die Raff getreulich angab, zu bestimmen. Bald brachte er es dahin, daß nun er seine Eltern oder die Großmutter über etwas belehren konnte, was diese bis nun nicht gewußt hatten, und das erfüllte ihn mit nicht geringem Stolze.



Das alte Schulhaus in Oberplan.

Aber auch andere Lektüre trieb der Knabe; so wird uns erzählt, daß er aus den Büchern seines Vaters einmal eine Novelle „Das Brustbild" eigenmächtig herausgenommen und gelesen habe, wobei der Ausdruck „schön wie die Göttin der Blumen" ihn so sehr in Verwunderung gesetzt habe, daß er wochenlang über den Grad und das Beschaffensein jener geheimnisvollen Schönheit nicht ins Reine gekommen sei. Mit einem anderen Buche, einem Trauerspiele „Ludwig der Strenge", das er ebenfalls heimlich der kleinen Bibliothek entlehnt hatte, mußte er, um beim Lesen nicht überrascht zu werden, in die Einsamkeit des unzugänglichen Taubenschlages flüchten; dort rührte ihn die verdächtigte Unschuld der armen Gräfin, die zuletzt doch sterben mußte, so sehr, daß er helle Tränen dabei vergoß und ganz verstört in die Wohnstube zurück kam, wo er dann

— da der Vater durch das verweinte Angesicht seines Sohnes zu dem Glauben verleitet wurde, derselbe habe sich mit seinen Kameraden gerauft, und Adalbert dem nicht widersprechen konnte, ohne die andere, noch größere Sünde, ein verbotenes Buch gelesen zu haben, einzugestehen — knien und ohne Abendbrot zu Bette gehen mußte. Durch die Lektüre angeregt, begann Adalbert nun selbst zu dichten; und zwar soll es die wilde Schönheit der Gewitter gewesen sein, welche ihn dazu geführt. Ein solches Schauspiel machte ihm nämlich zwar stets viel Vergnügen



Inneres der Kirche zu Oberplan.

und flößte ihm nicht geringe Bewunderung für die Größe und Erhabenheit der Natur ein, aber es erregte in ihm zugleich ein Gefühl der Furcht vor den Schrecknissen des entfesselten Elementes und vor dem Aufruhr alles dessen, was ihm sonst als Sinnbild hehrsten Friedens erschienen war. Da kam er zufällig auf die Idee, ein Gewitter, das eben ausgetobt hatte, zu beschreiben, und er fand, daß ein solches Arbeiten, gleichwie das spätere Durchlesen des vollendeten Gedichtes all' die guten und schönen Eindrücke, die er während des Gewitters empfunden, in demselben Maße und in derselben Stärke wiedererzeuge, daß aber die Schrecknisse des rollenden Donners und alles das, was ihm unangenehm und furchtbar erschienen war, hinwegblieben.

Über seine Gespensterfurcht erzählt Aprent in der schon mehrfach erwähnten Vorrede zu den Briefen Folgendes: „Es bestand in Oberplan, wie auch anderwärts, die Gewohnheit, daß einer der älteren und verläßlicheren Knaben abends das Gebetläuten besorgte. Im Frühjahr und Herbste fiel es schon in die Zeit der Dämmerung, und da war es denn auch Adalbert, welcher sich regelmäßig vor dem Schulhause einstellte und den Lehrer um Übertragung des Geschäftes bittend anging. Mit einem großen Bund Schlüsseln, darunter den großen Kirchentürschlüssel, ging es nun zur Kirche. Er sperrte auf, stieg zuerst über eine steinerne Treppe zur Emporkirche, und dann über eine hölzerne in den Turm. Alles das ging noch so so. Aber mit dem Brummen der großen Glocke kam das Grauen immer stärker, und zuletzt vereinigte sich mit ihr zum Entsetzen auch noch die kleine. Doch jetzt wars aus — der letzte Zug am Strange, unten sein und den Schlüssel einmal umdrehen, das Alles war eins. Alles andere geschah schon in ruhigerem Tempo, denn jetzt war er sicher. Triumphierend brachte er die Schlüssel zurück, um sie am nächsten Abend als Belohnung wieder zu empfangen."

Eigentümlich berührt es uns, wenn wir erfahren, daß der junge Dichter auch grausam sein konnte, und daß seine spätere Sanftheit weniger das Ergebnis einer dazu hinneigenden Naturanlage, als vielmehr das Resultat einer gereiften und zur Klarheit ausgebildeten gemütvollen Weltanschauung gewesen. Stifter mußte, bis er zur erhabenen Größe jener ruhigen Erkenntnis gelangte, wie sie im Nachsommer ausgesprochen ist, eine gewaltige und eingreifende, seelische Wandlung durchleben. Die Schonung, welche er späterhin jedem lebenden Wesen angedeihen ließ, lag ursprünglich nicht immer in seiner Handlungsweise. Noch in seiner Studentenzeit stellte er den Meisenfang hoch über jedes andere Vergnügen, und pflegte diesen Sport alljährlich mit steigender Leidenschaft, wenn er, um die Ferien zu genießen, in seine Heimat zurückkehrte. Er verfolgte den Zug der Meisen mit unermüdlicher Zähigkeit und fing oft Hunderte dieser Vögel in wenigen Tagen. Ein echter Nimrod, hatte er weniger an dem Genuß als an der Verfolgung des Wildes seine Freude, und nicht selten verschenkte er heimziehend die Beute, um deren Erlangung er sich stundenlang durch Dickicht und Dornen geschlagen. — Vielleicht war auch der Hang zur Jagd nur eine mißverstandene Natursehnsucht, die in dem Gemüt des aufstrebenden Poeten noch nicht selbstbewußt geworden war, und ihn nur ungestümen Dranges ins Freie trieb.

Von den poetischen Versuchen Stifters hatte Jenne Kenntnis erhalten und war ungemein erfreut über dieselben; er versicherte den Vater

seines Lieblingsschülers, daß dieser begabt sei wie kein anderer, und daß er unbedingt „auf's Studium“ geschickt werden müsse. Der Kaplan des Ortes solle ihn in der lateinischen Sprache vorbereiten. Aber gab sich nun dieser zu wenig Mühe oder zeigte vielleicht Stifter selbst zu wenig Eifer — kurz der Kaplan erklärte nach einigen Wochen, daß der Bube durchaus kein Talent besitze und jeder Groschen, den man darauf verwende, ihn studieren zu lassen, so gut als verloren sei. Vielleicht hätte sich auch Stifters Vater durch diese gegen jedes Erwarten ausgefallene Kritik der Fähigkeiten seines Sohnes bewegen lassen, denselben nicht an das Gymnasium zu schicken, wenn nicht ein schwerer Unglücksschlag, der eben damals die Familie traf, die Sachlage gänzlich umgeändert hätte. Gegen Ende des Jahres 1817, im November, war der Vater mit einer Ladung Flachs in Oberösterreich. Frühmorgens war er aus einem Gasthause zwischen Wels und Lambach weggefahren, und eine halbe Stunde später fand man ihn nicht allzuweit von demselben unter seinem umgestürzten Wagen als Leiche. Groß war der Jammer in der Familie. Als die Mutter die Schreckensbotschaft von einem Wirte aus der Nähe Oberplans erfahren hatte, stürzte sie angsterfüllt und händeringend in das Zimmer mit den Worten: „Kinder, euer Vater ist tot, jetzt habt ihr niemand, der für euch sorgt!“ Da erhob sich der Großvater Augustin und sagte: „Versündige dich nicht, der Vater im Himmel stirbt nicht, und der wird sorgen!“ Indes war die Lage der Mutter nach den Mitteilungen Aprents, denen die hierauf bezüglichen Angaben entnommen sind, traurig genug; nebst Adalbert waren noch vier Kinder da, die essen wollten, mancher Gulden, der im Geschäfte ausstand, mußte verloren gegeben werden, weil nichts Schriftliches da war, und manche Forderung, die man bereits beglichen glaubte, wurde erhoben, so daß die arme Frau gar oft nicht aus und ein wußte.

Was Adalbert betrifft, so schien es ihm im ersten Schmerz und aus Trotz gegen Gott das Beste zu verhungern, welchem Vorsatze er auch wirklich treu blieb, bis ihn zu hungern anfing. Dann aber schien es ihm doch besser, wieder zu essen, und, wie sich bald zeigen wird, war dies auch wirklich das Bessere.

Denn als im folgenden Sommer (1818) der Großvater mütterlicher Seite Franz Friepeß nach Oberösterreich ging, um die infolge des Todes des Vaters nötigen Geschäftsausgleichungen zu treffen, trat er den Tag vor der Abreise zur Mutter ins Zimmer, und fragte: „Nun, was ist's mit dem Studieren beim Adalbert?“ „Damit ist's aus,“ antwortete sie; „der Kaplan sagt ja, er hat kein Talent.“ Aber der Groß-

vater entgegnete: „Der Bub' ist findig wie ein Vogel und soll das bißchen Latein nicht lernen können! Das glaub' ich nicht! Gib mir ihn nur mit!" So geschah es denn auch, und Adalbert kam mit dem Großvater nach Viechtwang, wo ein Neffe desselben, Bernhard Koch, Kaplan war. Der gab ein Schreiben an Professor Romuald in Kremsmünster, und dieser wies sie wieder an Pater Placidus Hall, der im nächsten Jahre die erste Grammatikalklasse bekommen würde. Dieser nahm nun mit dem anfangs äußerst verlegenen und befangenen Jungen ein Examen vor, welches sich aber zuletzt für ihn zu einem wahren Triumphe gestaltete. Der Herr Professor fragte also zuerst, woher Adalbert sei, und wie die Ortschaften in der Umgebung von Oberplan heißen, und die Antworten waren vollständig befriedigend. Er fragte dann um die Bäume und Sträucher, um Wässer und Berge der Heimat, und Adalbert nannte sie alle mit großer Genauigkeit. Und selbst, als er gefragt wurde, ob er den Wirt und den Fleischer und noch andere Leute im Orte kenne, ob sie Pferde und Hunde hielten, und wie diese heißen, selbst da stockte er nicht, sondern gab über alles dies und noch über manches andere, worüber er nicht gefragt worden war, ausführlichen Bescheid. Da erhob sich der Professor und sagte: „Nun, es ist schon gut, es wird schon gehen; bringt mir nun den Buben zu Allerheiligen wieder!" Zögernd nahm der Großvater seinen Hut, aber in der Türe faßte er doch noch ein Herz, wandte sich um und bemerkte bedenklich: „Aber das Latein, Herr Professor!" Dieser aber erwiderte: „Nun, da habt ihr mir ja selbst gesagt, daß er nichts weiß! Aber es wird schon gehen, bringt ihn mir nur gewiß!" Also wars beschlossen, und der junge Adalbert kam nach Kremsmünster auf die Schule. Die bessere Meinung hatte obgesiegt über alle Bedenklichkeiten, über die Zweifel des Kaplans, über alle schlechten Prophezeiungen.

Es ist fast wie ein Roman, der Kampf eines jugendlichen Talentes um sein Emporkommen; blind waltet des Zufalls wunderliches Spiel; ein unbedeutendes Ereignis, der Rat eines guten Freundes, ein augenblicklicher Wunsch des sich selbst noch unbewußten Kindes bestimmen die wichtigsten Entschlüsse und geben dem Lebenswege die entscheidende Richtung; und wie der Sieg eines Helden mutet es uns an, wenn unser Genie hart an dem Abgrunde ewigen Vergessens vorbei, auf dem Wege der Bildung einem schöneren Lichte zugeführt wird.

Und gewiß, die Frage, ob Adalbert Stifter die höhere Schulbildung genießen sollte oder nicht, war hier eine Frage über „Sein oder Nichtsein". Wohl ist anzunehmen, daß der sinnige Knabe, aufwachsend in der herrlichen Natur seiner Heimat, zum Poeten geworden wäre; gewiß ist, daß

die Kräfte, welche in ihm schlummerten, hervorgebrochen wären, aber ein wahres Kunstwerk wäre es nie geworden, was die Schwärmerei für die Natur in ungeregelten Tönen der Brust des Dichters erpreßt hätte. Auch das Genie braucht Schule, und was aus Stifter geworden wäre, wenn nicht Alte und Neue ihn geführt, lehrt Jean Pauls halbvollendete Größe.

Auch unbekannt mit klassischer Bildung hätte Stifter manche genußreiche Stunde dem für alle Poesie empfänglichen Kreise seiner Lieben verschafft, aber die Welt hätte nichts erfahren von der zarten Blume, die des Böhmerwaldes Schatten bedeckt.



Kremsmünster.

Aus diesem Kreise war er nun herausgerissen; herausgerissen mit einem Male aus den Armen zarter Frauen, die er früher nie verlassen; weit entfernt vom Vaterhause fand er sich plötzlich in einer pädagogischen Anstalt, umgeben von ernsten Männern und einer unbekannten Schar lärmender Altersgenossen; kein Wunder, daß der sonst aufgeweckte Knabe die ersten vierzehn Tage ganz schüchtern und verlegen war; aber auch nur vierzehn Tage; da verwand seine glückliche Natur den heftigen Stoß; lustig und heiter bewegte er sich im neuen Kreise und bald sehen wir ihn als einen der keckſten, munterſten, zugleich aber auch als einen der lernbegierigsten Knaben der Anstalt.

Es ist die Benediktiner-Abtei sozusagen eine Stadt für sich; prächtige Gebäude, aber ohne einheitlichen Plan im Laufe eines Jahrtausends allmählich aufgeführt, wenn gerade reiche Stiftungen einen Weiterausbau verstatteten, die Zunahme des Klosters einen solchen notwendig machte, oder die harten Beschädigungen sturmvoller Kriegszeit eine Ausbesserung des älteren Gemäuers verlangten. Wie die Gebäude von Außen den Eindruck des Reichtums und der Fülle machen, so sind auch die Sammlungen im Innern wertvoll und gut ausgestattet, und wohl konnte sich

zu Anfang unseres Jahrhunderts das Stift Kremsmünster rühmen, alles zu besitzen, was an Schulgegenständen damals nötig war. Besonders aber wahrten treffliche Lehrer und Leiter den Ruf der Anstalt.

Da war Pater Reischl, Stifters Gönner, ein trefflicher Philologe, selbst eine poetische Seele, dessen Freude an der Natur sich Luft gemacht hatte in manchem lyrischen Gedichtlein; dann war Pater Placidus, ebenfalls aus Plan gebürtig, der durch sein günstiges, aufmunterndes Urteil wesentlichen Einfluß genommen auf den Entschluß der Verwandten Stifters. Stets blieb dieser dem Knaben gewogen und seine Teilnahme wuchs, als er sah, wie in rascher Entwicklung die Talente seines Zöglings sich entfalteten, und dieser in allen Fächern die besten Fortschritte machte. Selbst im Latein überflügelte Stifter bald alle Mitschüler und doch hatte der Kaplan seines Heimatsdorfes bedenklich den Kopf geschüttelt und gemeint, der Junge habe gar kein Talent dafür. Weil aber auf „Philologica“ weit mehr noch als jetzt das Hauptgewicht gelegt wurde, war Stifters Tüchtigkeit in diesem Fache maßgebend für seine Rangordnung unter den Kollegen. Jeden Freitag wurde pro calculo ein Pensum gemacht, und auf Grund dessen wurden Samstags die Schüler gesetzt, oder besser versetzt; denn in ewigem Wechsel wanderten die Jünger von einer Bank zur andern, nur Adalbert Stifter behauptete stets den ersten Platz. Einmal freilich faßte ihn das Verhängnis, als drei Fehler sich in sein Pensum geschlichen. Das hätte ihn auf eine Woche in die dritte Bank zurückgebracht, doch der Lehrer war schonungsvoll genug, die übliche Versetzung erst am Mittwoch vorzunehmen, so daß, da Donnerstag keine Schule war, Stifter sich bloß einen Tag zurückgesetzt sah — Strafe genug für den Armen, der im niederdrückenden Gefühle der erlittenen, nach seiner Ansicht weltkundigen Schmach sich gar nicht vor der Portier-Liesel wollte blicken lassen, welche hart an der Klosterpforte einen vielbesuchten Obststand verwaltete; lichtscheu schlüpfte er an jenem Nachmittage in weiten Umwegen durch das Dunkel des Klostergartens der Schule zu. So wußten unsere Altvorderen den Ehrgeiz der Knaben anzustacheln und die Lust an geistiger Arbeit ungleich der nüchterneren Pädagogik unserer Zeit durch manch subtiles Mittelchen zu erregen. Wie weit man es hierin bringen konnte, mag die erzählte Episode illustrieren; aber für ein zartes, empfängliches Gemüt, wie Stifter es besaß, hätte diese Methode leicht gefährlich werden können; ein einziges wirklich herabsetzendes Vergehen — und wie leicht trifft ein solches selbst den besten Schüler — hätte ihn moralisch vernichten können. Zu seinem Glücke ging alles gut; jede Arbeit gelang ihm, und nach Jahresfrist wandte sich Stifter als erster

Preisträger, das sorgfältig eingeschlagene und wohlverschnürte Prämienbuch in der Hand, zum schwerverdienten Feriengenusse der Heimat zu. Das schön gebundene Preisbuch war: Des Pomponius Mela drei Bücher von der Lage der Welt. (Viennae 1807, Typis Antonii Pichler). Auf der Vorderseite des Buches standen außen die Worte: „Caes. Reg.-Gymnasium Cremifani“ und auf der Rückseite: „In I. Grammat. Classe. — Premio I. — Donatus est — Albertus Stifter — Boh. Oberplan.“ Als Adalbert nahe bei Oberplan angekommen war, sah er auf dem Felde seinen Großvater arbeiten und vollkommen überzeugt, in seiner neuen Stellung als prämiierten Studenten werde ihn jener gewiß nicht wieder erkennen und wunders wie überrascht sein, schritt er gemessen und schweigend auf den Alten zu.

Der aber wandte bloß ein wenig den Kopf um und sagte: „Warte ein bißchen, wir gehen dann gleich miteinander!“

Die Ferien über blieb Adalbert zu Hause, und als er mit dem folgenden Schuljahre in die zweite Klasse eintrat, wurde der Mutter eine bedeutende Last vom Herzen genommen, denn nun verdiente sich der Knabe, so jung er war, durch Stundengeben alles für die Studien und den Lebensunterhalt Nötige.

Wie er es aber in den ersten Ferien getan, da die Sehnsucht nach Mütterchen ihn heimwärts getrieben, so hielt er es in der Folgezeit.

Auch in der zweiten Klasse war Stifter nach dem Zeugnisse vom 6. April 1819 im ersten Semester der Erste unter 34 Schülern und das Zeugnis vom 7. September 1820 enthält lauter „Eminenzen“, so daß der tüchtige Student die Lokationsnummer 1 unter 18 Schülern erhielt „ita ut inter 18 condiscipulos primum locum amplexus sit, praemioque donatus“. Das Zeugnis trägt die Unterschrift des P. Placidus Hall, Prof. publ. und jene des P. Ambrosius Blenkelmüller, praefectus Gymnasii. Das Prämienbuch hatte den Titel: „Eutropii Breviarium Historiae Romanae ex recens. Fr. X. Schönberger Wien 1805. Bei Anton Pichler.“ — In der letzten Grammatikalklasse erhielt Stifter als Preisbuch: C. Julii Caesaris de Bello Gallico et civile, ed. ab. E. Th. Hohler, Bibliothecario et Consiliario Seren. Principis a Schwarzenberg. Viennae et Cremisae 1822, typis et sumptibus B. Ph. Bauer.

Auch in den obersten Klassen des Gymnasiums, in den sogenannten Humanitätsklassen, erzielte Stifter nach einer Mitteilung von Josef Kreschnicka die besten Erfolge: „Seine Zeugnisse berichten über lauter prima cum Eminentia und als Lokationsnummer 2.“ Sein Lehrer in deutscher Sprache und Literatur war zu jener Zeit der vortreffliche

Pädagoge Pater Ignaz Reischl, unter dessen Leitung er nähere Bekanntschaft mit Schillers Hauptwerken und mit Goethes „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie" machte, die ihm gleich als erhabene Meisterleistungen erschienen.

Die Ferienmonate brachte Stifter meist in Oberplan zu und so vermischten sich in seinem für Naturschönheiten so empfänglichen Gemüte die Eindrücke beider Gegenden. Dieses Wechseln des Aufenthaltes im Vereine mit der im Verlaufe des Schuljahres immer mächtiger gewordenen Sehnsucht nach der Heimat bewirkte, daß er sich seiner Gefühle für die Natur bewußt wurde, und daß es ihn drängte, dieselben schriftlich niederzulegen.

Das Dunkle, Ahnungsvolle der Eindrücke des Böhmerwaldes wurde nun gemäßigt und geklärt in dem Anblicke der freundlichen Landschaft, die einem wohlgepflegten Garten gleich um des Klosters Mauern sich ausbreitete.

„Einen friedsameren und günstigeren Ort: Natureindrücke zu sammeln, wird man außer Kremsmünster nicht leicht zum zweiten Male in Oesterreich finden. Noch in der Ebene hingebaut, aber schon den Vorbergen der Alpen nahe, zieht die sanfte Kulturschönheit des Acker- und Wiesenbodens weit ins Land hinaus, während die einsame und strenge Schönheit der gewaltigen Bergzüge an den südwestlichen Rändern der Landschaft emporsteigt. Wenn Stifter, einen Büchsenschuß vom Kloster entfernt, eine mäßige Anhöhe erstieg, die ein alleinstehender Baum auszeichnet, so konnte sein schweifender Blick den im Morgen aufdämmernden Oetscher erreichen und über den hohen Priel hinweg bis zum Traunstein und zu den Spitzen des Höllengebirges gegen Abend vordringen. Aus Mitternacht aber grüßte ihn das verblassende blaue Band des Böhmerwaldes. Es ist dies der ganze Bühnenraum, wo seine Dichtung spielt."

Stifter selbst schildert die Eindrücke, die dieses Kloster auf ihn ausgeübt, mit folgenden Worten:

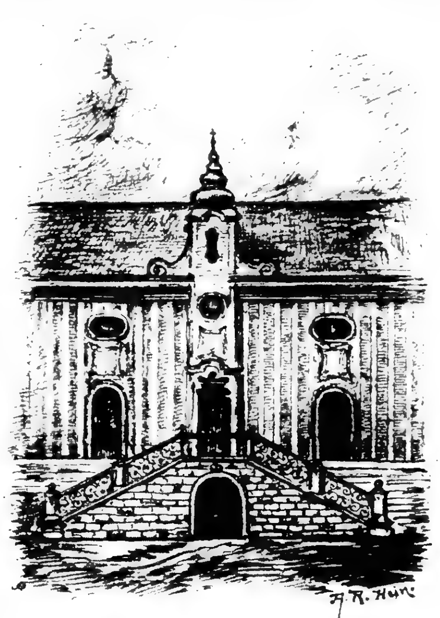
„In Kremsmünster, das in einer der wundervollsten Gegenden dieser Erde liegt, lernte ich die Alpen kennen, die ein paar Meilen davon im Süden sind. Ich ging von dort sehr oft in das Hochgebirge (wie später auch von Wien). In den letzten zwei Jahren war meine Wohnung in Kremsmünster so, daß, wenn ich Morgens die Augen öffnete, die ganze Alpenkette in mein Bett hereinschimmerte. Wie viele heimliche Gedichte machte ich damals, wenn ich Abends allein auf irgend einer Höhe unter Obstbäumen saß, und der unendlich zarte Rosenschimmer über die Berge floß."

Und daß er nicht etwa im ewigen Betrachten der Natur ein sentimentaler Schwärmer wurde, daß er nicht in leere Träumereien verfiel, dafür sorgte die ernste Schule.

Sein emsiges Studium und die fortwährenden Aufmunterungen und Auszeichnungen, die er hiebei empfing, hinderten die Entwicklung jener inneren Zerfahrenheit, die im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts auftretend, eine Seelenkrankheit unseres Geschlechtes wurde und gerade bei bevorzugteren Naturen epidemisch um sich griff.

Stifter lernte eifrig. Nicht etwa bloß die Beschäftigungen, die seinem Interesse zunächst lagen, wie Lektüre, stilistische Übungen, Zeichnen, trieb er mit Ausdauer, sondern sein Wissensdurst erstreckte sich über alle Gebiete, die ihm überhaupt zugänglich waren. Mit vier oder fünf anderen Studenten in der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer untergebracht, fand er in der reichen Bibliothek seiner Quartiergeberin willkommene Anregung, und bald hatte er sämtliche Werke von Lafontaine, Spieß und Kramer, sowie eine Menge der aufregendsten Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten gelesen.

Gleich Lessing trieb er neben allen schönen Wissenschaften die trockene Mathematik, und selbst in späteren Jahren wandte er sich derselben mit großem Interesse zu, ohne jedoch ein bedeutendes Talent für diesen Gegenstand zu zeigen. In den späteren Klassen wiesen Logik und Psychologie dem arbeitenden Kopfe neue Bahnen und besonders die letztere scheint ihn zu aufmerksamen Beobachtungen der Menschen veranlaßt zu haben, wie solches manche Notiz in den zufällig auf uns gekommenen Schulheften beweist.



Die Studentenkirche in Kremsmünster.

Hatte er als Kind durch ewiges Fragen seine ganze Umgebung belästigt, so erfreute nun seine Wißbegierde alle Lehrer und ihre Gunst eröffnete ihm manchen Schatz, der der großen Anzahl der übrigen Schüler verschlossen bleiben mußte.

So gelang es ihm, sich die Gemälde-Sammlung des Stiftes zugänglich zu machen, in welcher er sehr gerne verweilte, und an die er sich wieder lebhaft erinnert haben mochte, als er später im Nachsommer das einsame Galeriestudium in so überzeugender und stimmungsvoller Weise schilderte.

Noch besaßen Poesie und Malerei in gleichem Maße sein Herz. Bei seinem feinen Sinne für das Malerische, und vielleicht, weil er eine Schaffensregung, einen frühen, sehnsuchtsvollen Drang seines Geistes nach der Hervorbringung von Bildungen mißverstand, hielt er sich für berufen, in den zeichnenden Künsten etwas zu leisten, und auch Professor Ritzelmayer, sein Lehrer in diesem Fache, glaubte aus ihm einen tüchtigen Maler machen zu können; darum beschäftigte er sich viel mit Stifter und ließ diesen des gründlicheren Studiums wegen fort und fort nur Bäume zeichnen, als die übrigen Schüler schon längst zu Landschaften übergegangen waren. Und als Stifter selbst darüber ungeduldig wurde, sagte er ihm die tröstenden Worte: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen und nicht auf die Anderen schauen; die können machen, was sie wollen, sie bringen es so wie so zu nichts!"

Allein, trotz alledem, ein eigentlich künstlerisches Talent entwickelte sich damals noch nicht bei Stifter, und ob er gleich manches Jahr sich mit Ausführung von Landschaften in Wasserfarben beschäftigte, so erkannte er doch zu gut die Wertlosigkeit dieser ersten Versuche und vernichtete selbst den größten Teil derselben.

In späteren Jahren hat Stifter indes auch auf diesem Felde der Kunst Schöpfungen hervorgebracht, denen man gewiß mehr als einen bloß persönlichen Wert beilegen muß. Eine sehr günstige Rückwirkung mögen diese graphischen Hervorbringungen auf das dichterische Element Stifters ausgeübt haben; waren doch in ihm, wie in Salomon Geßner, die verwandten Talente eines Landschaftsdichters und Landschaftsmalers vereinigt, so daß durch die Ausbildung der einen Seite seiner Fähigkeiten notwendig auch die andere gewinnen mußte.

Beachtenswert, wenn auch nicht besonders zahlreich oder etwa von bleibender Bedeutung sind die poetischen Versuche aus jener Zeit, weil schon in ihnen die Individualität des jugendlichen Dichters charakteristisch durchbricht. In den Gymnasialjahren regt sich zuerst die poetische Ader des zukünftigen Genies; Lessing, Schiller und Goethe haben in dieser Periode schon kleinere oder größere Werke geschaffen, und auch Stifter machte manchen Aufsatz, manchen Vers, welchem der Stempel des Genialen in den Augen des Lehrers stets den ersten Preis verschaffte.

Die Schüler Reime fertigen zu lassen war eine beliebte, jetzt völlig abgekommene Methode, Gymnasiasten in die Kunst des Rhythmus einzuweihen, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei einem derartigen Pensum Stifter stets jene Arbeit lieferte, die als Beispiel der Nachahmung den anderen vorgelesen wurde. Nur einmal trug die Musterarbeit den Namen eines anderen Glücklichen, ohne darum weniger von Stifters Hand zu rühren. Die Sache aber trug sich so zu. Ein gewisser Träger (der seinen Namen vielleicht nicht mit Unrecht führte) konnte die vierfüßigen Jamben, in denen die vorgeschriebene Arbeit zu liefern war, nicht zu stande bringen und wendete sich im letzten Augenblicke, kaum eine halbe Stunde vor Beginn der Frühmesse, die den Unterricht einleitete, in großer Seelenangst an Stifter, der seine Arbeit längst mit gewohntem Fleiß beendet hatte. „Ja, das läßt sich nur so hinschreiben," meint dieser; „ich bin gestern schier den ganzen Tag über meiner Arbeit gesessen und jetzt ist's gleich sieben." „Nun, was das Abschreiben betrifft," erwidert der Andere, „die erste Stunde haben wir Religion, da geht es ganz leicht, wenn Du mir's nur machst." „Na," sagt Stifter, „ich probier's halt, muß halt recht einfach werden." Damit setzte er sich auf die Türstufe und in fliegender Hast wird die Arbeit aufs Papier geworfen. Schon am nächsten Tage erscheint der Professor mit den korrigierten Heften, lächelt Stifter an und sagt: „Schaut, diesmal ist der Träger der erste; der Stifter hat mir ein bißchen zu viel gekünstelt." Nach der letzten Schulstunde winkt der Professor und ruft: „Stifter! Träger!" Die Beiden folgen ihm auf sein Zimmer. Hier stellt er sich vor sie hin und sagt langsam: „Also, Träger, du bist heute der erste!" Und nach einer Pause fährt er fort: „Soll nicht sein! Ist nicht in der Ordnung! — Will die Sache aber auf sich beruhen lassen. Wissen's ohnehin alle Andern auch! — Jetzt geht!" So hatte Stifter sich selbst übertroffen, und nicht uninteressant ist es, zu sehen, wie die einfache Arbeit des Augenblicks ihm besser gedieh, als das gekünstelte Produkt längerer Überlegung.

Sonstige kleinere Proben seiner Geschicklichkeit zu erwähnen, würde hier zu weit führen, nur zwei Erzeugnisse dieser Periode, „Das Freudenfest am Trauerdenkmale" und „Das Heidedorf" verdienen wohl genannt zu werden.

Das erstere entstand im Jahre 1824, angeregt durch Professor Reischl, der dieses Thema den Schülern vorgelegt hatte. Es behandelte die Gründung Kremsmünsters, welches Stift seinen Ursprung auf eine kleine Kapelle zurückführt, die der Bayernherzog Thassilo über dem Grabe seines früh verschiedenen Sohnes Günther errichten ließ.

Das andere Werk, „Heidedorf", wurde bekanntlich erst weit später (1840) veröffentlicht, aber angefangen hat Stifter diese Perle seiner Dichtungen schon auf dem Gymnasium. Ein Teil des Urtextes liegt fragmentarisch und skizzenhaft in den vergilbten, modrigen Überresten eines fast gänzlich zerrissenen Schulheftes vor mir. Ein eigentümliches Gefühl der Scheu und Ehrfurcht ergreift das Gemüt, wenn man das Tasten eines großen Geistes nach dem Wahren beobachtet, wie dasselbe sich namentlich in jenen unmittelbaren Äußerungen der Jugendzeit offenbart, welche Zeugnis ablegen von einer Periode noch halb unbewußten Ringens und Schaffens. In diesen Lehrjahren ahnt der künftige Meister selbst die Flamme des Genies noch nicht, die indessen schon zukunftsverheißend über seinem Haupte lodert. Es ist ein Stammeln, ein dichterisches Traumreden, eine Wortjagd, da und dort eine Strophe, ein Novellentorso, die Bausteinsammlung zu wachsenden Romanen, das Festhalten einer erlesenen Redewendung — oft mitten durch die Adresse eines Freundes geschrieben, oder durch die trigonometrische Berechnung eines astronomischen Problems samt sinus, cosinus und dem ganzen mathematischen Apparat — all das in buntem Durcheinander auf die mürben Lappen hingesäet, was wir als redende Zeugen augenblicklicher Stimmungen in jenen interessantesten, nachgelassenen Schriften finden, die meist erst nach dem Tode des Dichters und oft nach jahrzehntelanger Rast aus dem Dunkel der Schreibtischlade aufgescheucht werden von den wühlenden Händen erbgieriger Kleinodiensucher.

Einen eigenartigen Zauber gewährt der Einblick in die künstlerische Werkstätte des Menschengeistes. Das Betrachten von Skizzen ist anregender als das von Gemälden, das Studium verstrichener und bis zur Unkenntlichkeit überarbeiteter Manuskripte lehrreicher als der Genuß der ausgefeilten Werke.

Der Ansicht, als löse sich eine Dichtung ausgereift und mit einem Schlage vollentwickelt vom schöpferischen Geiste, wie Pallas Athene gewaffnet dem Haupte Jupiters entsprang, wird kaum jemand huldigen; man weiß, daß der Dichter in der Regel mit seinem entstehenden Werke lange vertraut ist, und daß fast jedes größere Kunstwerk einen oft von zahllosen Kämpfen und Mühen begleiteten Werdeprozeß durchlebt.

Stifter, dessen unermüdliche Verbesserungssehnsucht seine Arbeiten bis zum Setzerkasten mit ewigen Korrekturen verfolgte, bestätigt diese Tatsache in seinen Manuskripten auf das Anschaulichste.

Wohl mochte er nicht geahnt haben, als er einst, einem naiven Schaffensdrange folgend, die verworrenen Zeilen schüchterner Dichtungs-

anfänge in die bescheidenen Blätter seiner Schulhefte trug, daß dereinst in späten Jahren nach seinem Tode nach diesen Papieren emsig gesucht werden würde, um deren zufällig erhaltene, spärliche Reste wie einen heiligen Schatz behüten und für die Nachwelt bewahren zu können.

Oben an der Seite lese ich „am 1. Juni begonnen"; die Jahreszahl fehlt. Dann folgt, vielfach ausgestrichen und wieder überschrieben, der Beginn jener dichterischen Glanzleistung, welche, beiläufig fünfzehn Jahre später veröffentlicht, allgemeines Entzücken und ungeteilte Bewunderung hervorrief:

„Das Haidedorf. Es ist eigentlich keine Haide, auf die ich den lieben



Der Guntherteich in Kremsmünster.

Leser führen will, sondern weit von hier ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Haide nennen, weil seit unvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras dort wuchs, und dünne stehend die Schwarzföhre, an deren Stämmen kleine Wollflöckchen hiengen von den wenigen Schafen oder Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen, ferner war noch die Wachholderstaude da, in vielzweigiger Verwandtschaft das Land besitzend und Jahr für Jahr ihre Gäste bedenkend mit einer Ueberzahl von grünen und blauen Beeren — im weiteren aber war gar kein anderer Schmuck, man müßte nur die fernen Berge hierherrechnen, die ein wunderschönes, blaues Band um das mattfärbige Haideland zogen." — — — —

Damit reißt dieser Teil des lose zusammenhängenden Manuskriptes ab; auf der andern Seite steht folgende Reflexion über den Tod der

Erde: „Und ein blühend riesenhaft Geschlecht lustwandelt auf dem Hügel, der einst ein Weltkörper gewesen war und eine Geschichte hatte von billionenfacher Lust und billionenfachen Schmerzen. Seine einstigen Bewohner sinken nach und nach zurück im Laufe der Jahrmillionen und stehen endlich nur mehr im Gedächtnisse des Einzigen, der alles überschaut und leitet."

Ferner ist auf einem andern Blatte (offenbar aus etwas späterer Zeit) unter mancherlei Anmerkungen zu lesen: „märchenhaftes Glück (aufheben als guten Ausdruck)" und „Wie einst ihr Körper in der Umhüllung der alten Kleider, so war ihre Seele ein Räthsel in der Umhüllung der zitternden, düsteren Leidenschaft, die an dem Weibe sichtbar war." — —

Es ist unmöglich, alle die einzelnen Punkte hier anzuführen, welche unter den teuren, handschriftlichen Resten erhöhtes Interesse zu beanspruchen geeignet wären. Auch machen wohl diese Dinge einen weit bedeutsameren Eindruck, wenn sie auf den alten, vergilbten Blättern gesehen werden können, als wenn sie aus der Umgebung, in die sie fast hineingewachsen sind, herausgerissen werden, wodurch sie notwendig allen inneren Zusammenhang verlieren.

Stifter nannte die Zeit in Kremsmünster seine glückliche Zeit. Wohl war sie auch grundlegend für sein ganzes, künftiges Geistesleben. In ebenmäßiger und geordneter Verteilung seiner Kräfte, im steten und wohlabgewogenen Wechsel geistiger sowie körperlicher Tätigkeit — Stifter rühmte sich, in seinen Studentenjahren einer der tüchtigsten und ausdauerndsten Schwimmer gewesen zu sein — entwickelten sich die gesunden Anlagen des jungen Dichters zu allseitiger Entfaltung. Hier hatte er wahren Gottesdienst gegenüber leerer Frömmelei, ernsten, unverwandt zum Ziele strebenden Eifer gegenüber oberflächlicher Arbeit kennen gelernt; er hatte eingesehen, daß man kleine Fehler hinnehmen müsse größerer Vorzüge willen — denn wer ist sich keiner Sünde bewußt — und so hatte sich in ihm ein natürliches Gefühl für Recht nnd Sitte gebildet, das ihm ein Leitstern wurde für sein ganzes künftiges Leben.

---



II.

# Sturm und Drang.

## (1826—1840.)

Glückliche Jugend! Es wird in der Seele
des zärtlichen Schwärmers
Jedes Gefühl Sehnsucht, jeder Gedanke
Gefühl.

Platen.



Im Jahre 1826 fuhr Stifter in Begleitung zweier Studiengenossen auf einem Floße nach Wien. Tüchtig zur Universität vorbereitet und von Wissens- und Tatendurst beseelt, blickte er mit dem unbefangenen Auge der Jugend in die unbestimmte Zukunft hinaus, lebens- und entwicklungsfreudig, als ginge er die Welt zu erobern. Der Anblick der großen Stadt und das geschäftige, geräuschvolle und forthastende Treiben in derselben mußten allerdings den stillen, schüchternen, gesellschaftsunkundigen Sohn des Böhmerwaldes verwirren und betäuben; aber er lebte sich bald in einem solchen Grade ein, daß er späterhin, da er längst in Oberösterreichs Hauptstadt Amt und Würden bekleidete, das schöne, freundliche, alte Wien in guter Erinnerung behalten, und in seinen Aufsätzen über dasselbe von der lebensfrohen Stadt und ihren Bewohnern eine liebenswürdige Schilderung entworfen hat.

„Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte so wie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hundertsten Tage herauskostest. Darum geht mancher von hier fort, und trägt nichts mit, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jene Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung gehst, und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist, und alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Neigung wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zuteilen; denn

du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich, und geben sich dir — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Teil empfangen."

Stifter hat unverkennbar mit diesen Worten seine eigenen Eindrücke geschildert. So mag es ihm ergangen sein von dem Augenblicke an, wo er hochklopfenden Herzens zum ersten Male die „graue, dämmerige Pappel" des Stephansturmes erblickt hatte, bis zu jenem seligen Momente, in dem er ein solches Übermaß von Herzensliebenswürdigkeit aus den tiefen Augen eines Frauenantlitzes las, daß ihm die Stadt, die ein so herrliches Juwel bergen konnte, fortan zum Paradiese wurde. Zwischen diesen zwei Lebensabschnitten liegt eine bewegte Zeit der Entwicklung und des Kampfes, Stifters Sturm und Drangperiode.

Das frühe Ziel seines kindlichen Ehrgeizes, Pfarrer von Glöckelberg werden zu wollen, lag allbereits weit hinter ihm, und auch die Mutter wußte sich gemach über die fehlgeschlagene Hoffnung zu trösten, ihren Sohn dem geistlichen Stande einverleibt zu sehen. Der nächste Zweck seiner Wienerreise war, die zu einer Beamtenlaufbahn notwendigen, juridischen Studien zurückzulegen, und sodann im Staatsdienste ein geeignetes Fortkommen zu suchen. Aber sein drängendes Naturell und sein ins Unendliche schweifender Wissensdurst hatten zum nüchternen Festhalten eines einseitig begrenzten Arbeitsgebietes keine Eignung. Die Rechtswissenschaft konnte seine nach allgemeiner Erkenntnis und umfassender Bildung ringende Seele nicht dauernd befriedigen; vielmehr nahmen die gleicherweise ins Weite wie in die Tiefe führenden Fächer, wie Physik, Mathematik und Astronomie, sein volles Interesse gefangen, und bald war er bei Ettingshausen, Baumgartner und Littrow mehr zu sehen, als bei den Verkündern des römischen Rechtes. Aus Stifters ersten dichterischen Arbeiten der Wienerzeit ist unschwer zu bemerken, einen wie tief gehenden Einfluß diese Studien auf die Entwicklung seines Geistes ausübten. Seinen Lebensunterhalt fristete er durch die Erteilung von Privatunterricht; sein Vortrag war klar und angenehm, seine Behandlung der Schüler liebenswürdig und aufmunternd, seine Sprache eindringlich und seine äußere Erscheinung gewinnend; daher kam er durch Empfehlung in immer angesehenere Familien, wodurch es ihm nach und nach möglich

wurde, in die erlesensten Gesellschaftskreise Zutritt zu erhalten und zu den einflußreichsten Persönlichkeiten Beziehungen anzuknüpfen. Die Ferien brachte er teils in Oberplan, teils in Friedberg zu, und oft machte er den weiten Weg von dem einen Orte zum andern mitten in der Nacht quer durch die Wälder.

In Friedberg fand er stets freundliche Aufnahme im Hause der Eltern eines Studiengenossen, und so hatte er denn Gelegenheit, von diesen beiden Ruhepunkten aus die ganze Gegend nach allen Richtungen zu durchwandern.

In Wien suchte er sich die edelsten Genüsse zugänglich zu machen und besuchte eifrig Bilder- und Kunstsammlungen, namentlich das Belvedere, wogegen freilich die Galerie in Kremsmünster nur unbedeutend erscheinen mußte, sodann Theater, Konzerte und Oratorien.

Namentlich das Theater wirkte mächtig auf ihn, und waren es hier vor allem Shakespeares bühnengewaltige Dichtungen (über die Aufführung des Lear vergleiche Nachsommer I. 298 u. 304), welche in Stifters Seele die nachhaltigsten Eindrücke hervorriefen. Bei diesen Dramen fand er das entscheidende Merkmal eines echten Kunstwerkes, „daß es jede Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze".

Im engsten Zusammenhange mit diesen Burgtheaterbesuchen steht die Lektüre der Werke Shakespeares, welche Stifter allgemach vornahm, so wie seine gewiß nicht allzureichen Barmittel den Ankauf derselben eben gestatteten. Daß es ihm nicht möglich gewesen sein mochte, alle Dramen mit einem Male in seinen Besitz zu bringen, ist aus einer alten Tabelle zu ersehen, welche sich unter seinen Papieren vorfand, und sämmtliche, mit rührender Gewissenhaftigkeit verzeichnete Daten des Ankaufes enthält; da ist denn zu lesen: König Johann, gekauft am 29. Juli 1831, König Lear, 30. März 1833, Romeo und Julie, 11. Dezember 1833, Hamlet, Prinz von Dänemark, 15. Dez. 1833, Ausgabe 1 fl. 28 kr. K.-M. u. s. w.

Eine andere Lektüre, welche überdies für die Anlage und Ausgestaltung der ersten Dichtungen Stifters von dem allergrößten, ja vielleicht von formgebendem Einflusse war, fand sich am Anfange der dreißiger Jahre in Jean Pauls farbenglühenden Schilderungen.

Die ideale Tendenz, die Hoheit des sittlichen Strebens, die poetische Sonderlingsnatur, die behagliche Beschränkung auf persönliche und intime Verhältnisse erhöht durch einen schwärmerischen, weltfernen Selbstgenuß, die bilderreiche, glanzvolle poetische Prosa, die Humanitäts- und Herzens-Pädagogik einer allumschließenden, heißen Menschenliebe, alle diese besonderen und bezeichnenden Tugenden der Richtung Jean Pauls zogen das von

Hause aus ähnlich geartete, dichterische Ingenium Stifters gänzlich in ihren Bannkreis.

So sind die Briefe aus seinen Universitätsjahren und die ersten Bände der Studien im Gedankeninhalte und im Ausdruck durchwoben von der glühenden Schwärmerei und der volltönigen Überschwenglichkeit Jean Pauls; es waltet in denselben eine hoch gesteigerte Gefühlstrunkenheit, die, so gewiß sie bedingt war durch eine leicht erregbare, warmherzige Veranlagung, doch in Richtung und Sprache den begierig und begeistert aufgenommenen Überschwang der über alles geliebten Lektüre verrät.

Aber wenn sich auch Stifters Geist während einer kurzen Periode seines Entwicklungsganges willig und voll inbrünstiger Verehrung der Führung Jean Pauls überließ, so lag doch zu viel strenge Folgerichtigkeit und hartnäckige Gründlichkeit in seinem von Anfang her zu epischer Breite neigenden Wesen, um auf die Dauer den Kreuz- und Querzügen der umirrenden, ins Unbestimmte taumelnden Phantasie des sprunghaftesten aller deutschen Schriftsteller bedingungslose Gefolgschaft zu leisten. Stifters von Natur aus mehr behäbige Gelassenheit und seine Freude am Wirklichen hielten ihn trotz seiner zu Zeiten fast überschwenglichen Innerlichkeit davon ab, im sehnenden Fluge nach dem Außerirdischen die Schönheit der Erde aus dem Gesichte zu verlieren. Ja, diese Schönheit fesselte ihn immer mehr; beglückt gab er sich ihrem Zauber gefangen, indem er ihren Zauber enthüllte. Er ging von der heimatlichen Scholle aus und mit seltener Beharrlichkeit kehrte er stets wieder zu den ihm von Jugend auf vertrauten Gefilden zurück.

Interessant ist es nun, die Periode vor der Lektüre Jean Pauls mit der darauffolgenden zu vergleichen. Eine sehr lehrreiche Probe der ursprünglichen Schreibart Stifters finden wir in einer zufällig auf uns gekommenen Jugendarbeit aus dem Jahre 1827, da dieselbe allem Vermuten nach in eine Zeit noch unbeirrter, literarischer Naivetät fällt, und all das Linkische und Zutäppische aufweist, das auch sonst an dichterischen Jugendanläufen den völligen Mangel an Schulung verrät. Dieser erste größere novellistische Versuch ist demnach für die Beurteilung der Entwicklung Adalbert Stifters von großer Bedeutung. Leider sind uns von der zwar noch sehr unreifen, aber nichts destoweniger höchst interessanten Erstlingsarbeit nur Fragmente erhalten geblieben; ich setze einiges von dem Entzifferbaren der Handschrift hieher:

„Julius. Eine Erzählung.

Nicht bald wird man auf den Landkarten einen Gebirgszug aufweisen können, der in einem großartigeren Style gefüget, und (wenn ich

so sagen darf) in poetischeren Partien geordnet wäre, als die Alpen. In dem Raume, den sie mit ihren ungeheueren Verzweigungen einnehmen, scheint die Natur eine Landschaftsschule der erhabensten Manier aufgestellt zu haben; denn es gibt keinen Charakter der Landschaftsmalerei, von der naivsten Idylle bis zur tiefsten Empfindung des Majestätischen, der hier nicht analysiert wäre in diesen tausend und wieder tausend Formen von Seen, Thälern, Krümmungen, Schluchten, Wäldern, Felsen und endlich der ewigen Gletscher. Schöner, als es vielleicht je eine Feder nach ihm schreiben wird, hat uns schon der verewigte Haller diese Bilder aufgeführet.

Ein in jedem anderen Lande herrliches, in dieser Gallerie aber nur anmuthiges Bild liefert uns das Thal, in welchem das Städtchen L . . . liegt. Das Thal ist ziemlich breit und läuft von Osten nach Westen. Es wird an der Nordseite von Eichen-, Buchen- und Nadelwäldern, untermischt mit Felsen von Granit und Kalkstein begrenzet.

An der Südseite streichen in schräger Richtung aufgeschwemmte Erdlager und Flötzgebirge, mit mannigfaltigem Buschwerk bekleidet, gegen die Urgebirge hinan, die man in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen hinter ihnen emporsteigen sieht. Das Städtchen selbst liegt an einem bekannten Flusse, der hier in gefälligen Krümmungen das Thal durchwandert und bewässert. Eine der schönsten Partien dieser Landschaft ist ein Zweig des Thales, der auf demselben senkrecht in die nördlichen Abhänge hineinläuft, und eher eine Schlucht, als ein Thal genannt werden könnte. In demselben steht ein altes Jagdschloß, das einst der Familie der Wildenberge gehört hatte, nebst einem kleinen aber äußerst malerischen Dörfchen.

In L . . . ist ein Gymnasium nebst anderen, geringeren Privatbildungsanstalten. Eine für den Psychologen nicht uninteressante Bedeutung erhält das anspruchslose Thal in Beziehung auf einen jungen Mann, dessen Geschichte vor Jahren sich zwischen diesen Bergen zutrug . . . . .

„Im Menschen wallt und wogt die Flut der Leidenschaft.“ Tiedge.

Das Waldthal hüllte sich in die Abenddämmerung. Einzelne Sterne traten aus dem Himmelsgewölbe hervor, und um die fernen Berge zuckte ein blasses Wetterleuchten. Es war ein Abend stiller Betrachtung. Da lag, wo der Waldpfad anfängt durch die Haselbüsche gegen die Höhen emporzusteigen, ein Mann lang ausgestreckt auf der frischgemähten Wiese. Sein Haupt ruhete auf der linken Hand, deren Arm sich am Ellbogen mit einem spitzen Winkel auf den Boden stützte. Die Rechte hatte soeben die

Flöte ihm zur Seite weggelegt, und ruhte noch mit den Fingerspitzen auf den Klappen. Der Hut lag an dem Stamme einer Eiche. Er war ein gut gebauter, schöner Jüngling, etwa dreiundzwanzig Jahre alt. Die langen schwarzen Haare waren in großen Locken von der weißen Stirn zurückgeschlagen. Aus den dunklen Augen, von zwei schwarzen, gut gezogenen Bogen beschattet, blickte eine glühende Seele. Der Mund war scharf geschlossen, das ganze Antlitz unruhig und nachdenkend.

Ein feines, in einen leichten Knoten geschlungenes, schwarzes Tuch lag einfach um den Hals und die beiden Enden desselben bedeckten luftig die Brust, die durch das geöffnete Hemde hie und da schimmernd hervorblickte. Ein Sommerbeinkleid von silbergrauer Farbe, das sich enge an die Lenden anschloß, und ein kurzer Sommerrock zeigten ein schönes Ebenmaß von gesunden und geschmeidigen Gliedern.

Lange sah er einigen Johanniskäfern zu, die wie leuchtende Funken langsam herumirrend durch die dunklen Haselbüsche schwammen, und jetzt aus der Dunkelheit hervorglänzten, dem Auge vorüberzogen, und jetzt in die Finsterniß zurück schwanden. Sein Herz war traurig, denn er war einer, dem eine seltsame Verknüpfung von Begebenheiten seine Kindheit, sowohl Eltern, als Freunde und Heimat in ein unerhellbares Dunkel begrub. Mit dem Brudernamen hatte er seinen Freund Raphael belegt, der sich mit Anhänglichkeit und Liebe an den Fremdling angeschlossen, als er verachtet und verkannt war. Kein Wunder also, wenn er sich das Verwandtenverhältniß mit umso lieblicheren Farben malte, weil es ihm unbekannt war, und weil er sich so sehr danach sehnte.

Quid melius, Roma? Der unglückliche Sänger hatte doch eine Roma, hatte Erinnerungen und durfte nach Verlorenem zurückverlangen. „So weit der Himmel seinen Bogen spannt, kann ich kein Plätzchen zeigen, nach welchem mir die Wollust gegönnt wäre, mich sehnen zu dürfen!“

Er schwieg wieder. Der Mond trat aus den dunklen Eichen hervor und traf sein Auge. Auf den Kleidern des Mannes lag der Thau, er nahm Flöte und Hut, stand auf und schlug den Weg durch die Haselbüsche hinan gegen den Wald ein, wo man nach L . . . geht. — — —

Julius stand in dem Alter, wo der Mann anfängt, zu werden. Nach den Jahren des Polterns und Uebersprudelns der physischen Kräfte zeigen sich Erscheinungen edlerer Art an dem Jünglinge, die sich nach Maßgabe der geistigen und körperlichen Verfassung verschieden gestaltet darstellen.

Die Ideen der Vernunft werden tiefer und heiliger — die Begriffe des Verstandes werden klarer und bestimmter — das Gemüth thut sich auf für jeden Eindruck des Sanften und Lieblichen, des Hohen und Groß-

artigen — das schuldlose Herz umschließt mit Liebe die ganze Welt — vor allem aber eröffnet die Phantasie ihren unbegrenzten Wirkungskreis: sie weilt mit Vergnügen in den Gebilden der schönen Künste, und entzückt und belebt die junge Seele mit Bildern einer poetischen, glücklichen Zukunft.

Julius liebte mit jugendlicher Leidenschaft Dichtkunst, Musik und Malerei. Vor allem aber tief ergriff ihn die Kunst Raphaels, und sie galt ihm mehr, als alles Andere dieses Lebens. Auch hatte er es hierin am weitesten gebracht, daher er oft auf dem Punkte stand, sich ihr ausschließlich zu widmen. In seinem neunzehnten Jahre ging er auf die Universität, um die Vorlesungen der juridischen Studien zu hören. Er fieng es mit Feuer und Eifer an, und hatte ziemliche Erfolge.

Allein im dritten Jahre kam er auf einmal wieder nach L . . . mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, sich in eine Kanzlei zwischen Actenberge einzukerkern; er tauge nichts zum Jus, habe aber zu nichts solche Anlage und solche Liebe, als zur Malerei; Gott habe ihm eine Malerseele gegeben, und er schätze sich glücklich, dem Fingerzeige seines Meisters nachkommen zu können, ohne erst rings um hofmeisternde Verwandte und zwingende Verhältnisse um Rath fragen zu dürfen. Er werde dem Genius im Herzen folgen, und von nun an auf immer und ewig der schönen Kunst leben, und stehe er jetzt noch tief unter dem Kranze der unsterblichen Künstler, so fühle er doch Feuer und Muth und Kraft in sich, ihnen rastlos nachzustreben . . . . .

Von seinem frühen Kinderleben war ihm nur ein Bild geblieben, das weit zurück lag, und wie ein fernes Licht durch die Nebel einen matten Schimmer in die Gegenwart herauf warf. Er sah sich in einer weiten Halle, wo sehr viele Säulen standen, und zwischen welchen Bilder mit großen, bärtigen Männern waren. In dieser Halle kniete eine schöne, blasse Frau und weinte heftig. Vor ihr stand ein alter Herr in einem schwarzen Mantel, darum er eine goldene Kette hatte.

Dieser Mann hatte die Arme über einander geschlagen, und stand da mit einem so furchtbaren Angesichte, daß es sich dem Gehirne des Knaben unauslöschlich eindrückte. Weiter gab ihm sein Gedächtniß nichts mehr, er mochte es noch so sehr foltern, als das noch, daß er mit einem Manne lange, sehr lange in einem Wagen gefahren, wobei ihn sehr hungerte.

Das Schloß Wildenberg liegt eine starke halbe Meile Weges von L . . . am Ende eines kleinen, buschigen Thales. An der Mitternachtseite des Hauses dehnt sich ein weitläufiger Park aus, wo Eichen, Linden, Kastanienbäume, Akazien, Tannen und Birken ohne Regel untereinander-

gemischt, in schattenreichen Gruppen stehen. Diese Art von Wald ist nur hie und da von kleinen Wiesenplätzen unterbrochen, und von schmalen Pfaden durchschnitten. Am äußersten Nordende des Parkes stehen sechszehn junge Birken um das kunstlose Grabmal der Frau von Wilden. Gleich hinter der Gartenmauer streichen die Laubwälder hinauf, auf deren Abdachung an einem vorspringenden Felsen die Ruinen der Veste der alten ritterlichen Wildenberge umhergestreut sind. Das Wohnhaus selber blickt gegen Mittag durch das ganze Thal hinab, welches immer mehr sich erweiternd, in das größere mündet, worinnen L . . . liegt. An der Morgen- und Abendseite ist die Schlucht von jäh niedersteigenden, stark



Ruine Wildberg im Haselgraben bei Linz.

bebuschten Höhen zusammengesperrt. Das Waldhaus ist ein Stockwerk hoch und im Quadrate gebaut. An jeder Ecke steht ein massiver runder Thurm mit fast flachem Dache und vergoldetem Wetterfähnlein. Die südliche Fronte ist zu den Wohnzimmern des alten Herrn und seiner Tochter eingerichtet; der westliche Theil steht theils leer, theils wird er zu Korn- und Heuböden verwendet; gegen Osten wohnen die Gäste, wenn einige da sind; gegen Norden sind die Stallungen.

Etwa zweitausend Schritte südlich vom Herrenhause zieht sich an dem westlichen Berghange unter Obstbäumen halb versteckt das kleine Dörfchen hin, an dessen äußerstem mittaglichen Ende die Kirche steht.

In diesem Thale gedachte Ernst Wilden, Freiherr von Wildenberg, nachdem er seinem Kaiser dreißig Jahre im Felde gedient, eine Gattin

begraben und zwei Söhne in der Schlacht mit eigenen Augen fallen gesehen hatte, die letzten Tage seines zu Grabe gehenden Lebens mit seiner einzigen Tochter zuzubringen.

Er war ein hoher, stark gebauter Mann mit kräftigen Gesichtszügen, die, von der Sonne verbrannt, mit den schneeweißen Haaren sonderbar und man möchte sagen abschreckend contrastierten. An beiden Seiten einer etwas gekrümmten Nase flammten zwei tiefliegende, graue Augen, die jede Hülle durchblicken zu wollen schienen. In dieser Gestalt wohnte ein gewichtiger und durchgreifender Wille, durch Gewohnheit militärischen Befehlens bis zur starrsten Unbeugsamkeit gesteigert. Seine Diener und Hausleute fürchteten ihn, wie einen Geist des vorigen Jahrhunderts. In jüngeren Jahren mögen Leidenschaften in dieser Brust gewaltet haben; aber ein energischer Geist hat sich durch sechzigjährige Uebung seiner Kräfte über alle seine Thätigkeiten eine solche Herrschaft anzueignen gewußt, daß selbst seine nächsten Umgebungen in der Meinung standen, er sei ganz ohne alle Empfindung. Ein Geschäft noch, pflegte er, im Anschauen seines Kindes verloren, oft zu sagen, ein Geschäft noch habe er auf dieser Erde — den letzten zarten Zweig des wildenbergischen Stammes, der nun einmal fürder nicht mehr selbständig grünen könne, auf einen anderen edlen Stamm zu pfropfen, auf daß die Ehre und die Reinheit seines Hauses unbefleckt in einem anderen Namen möge fortbestehen, und dann wolle er der Letzte heimgehen zu seinen Vätern.

Daher war ihm das Schreiben des Marchese di Sianova, der in seiner frühesten Jugend mit ihm zu Pavia studiert hatte, sehr gelegen, welches für seinen Sohn, falls er dem Major gefalle, Marien als Braut begehrte. Fernando war von altem Adel, und besaß schöne Landhäuser in Süd-Tirol. Der Major wollte auch seine Persönlichkeit kennen lernen. In dieser Absicht ward zwischen den Vätern der Plan eingeleitet, daß der Marchese seinen Sohn, sobald er von seinen Reisen aus Italien zurückgekehrt sein würde, unter dem Vorwande, als sollte er wichtige Papiere überbringen, zu Wildenberg senden wolle, damit der Freiherr und Marie mit seiner Individualität bekannt würden, ohne daß aber letztere die leitende Hand der Väter hierin erkenne, da solches die Annäherung eher zu hindern als zu befördern pflegt. Der Major sah von Tag zu Tag der Ankunft seines Eidams entgegen, und seine Stirn war offener als gewöhnlich. Marie ahnte nichts.

So stand es in Wildenberg, als Raphael mit einem Briefe von Julius in den Schloßhof einritt. Er fand den Freiherrn in einem hohen Lehnsessel eingepolstert sitzen mit zusammengezogenen Augenbrauen . . .“

Es wird nun in dem alten Manuskripte weiter erzählt, daß Julius auf einem Spaziergange den scheugewordenen Pferden eines den Bergeshang herunterrasenden Wagens in die Zügel fiel, und dadurch Marie, der Insassin des Gefährtes, zum Lebensretter wurde, dabei aber von ihrer mächtigen Schönheit hingerissen, die Ruhe seines Herzens verlor. Marie konnte ihm nicht mehr danken, weil er sich nach vollendeter Rettung bescheiden zurückzog. Sie erforschte nun seinen Aufenthaltsort, und lud ihn durch ein herzliches Schreiben ein, auf den Wildberg zu kommen.

Julius bestand einen schweren Kampf mit sich und beschloß endlich, der Einladung keine Folge zu geben; er sagt darüber in einem Gespräch mit Raphael: „Ich gehe nicht, weil ich sie liebe — ich fühle, daß meine Neigung nicht mehr, wie ich Anfangs wähnte, in meiner Willkür stehe, sondern ein Theil meiner selbst geworden ist; — wer bin ich, daß ich meinen Arm ausstrecke nach dem Diamant des Landes? — Es gibt zwei Fälle: entweder sie würde mich lieben oder nicht. Ist letztes, so bin ich, ist erstes, so sind wir beide unglücklich; denn nie kann der unbekannte Fremdling um die Tochter des stolzen Freiherrn werben . . .“

Raphael bringt nun den ablehnenden Brief auf das Schloß, in welchem Julius erklärt, er wäre die gesuchte Person nicht. Marie aber zieht aus ihrem Busentuche ein Blatt Papier, welches Julius während des Ringens mit den Pferden verloren hatte, und erkennt die Gleichartigkeit der Schriftzüge.

Der alte Freiherr fährt nun selbst in die Stadt, um Julius persönlich auf den Wildberg zu laden. Nicht ohne Erfolg. Ein gemeinsames Abendessen wird auf dem Schlosse eingenommen, und die vorher mühsam zurückgehaltene Liebesglut flammt nun unbezwingbar empor. In ihren Blicken finden die Liebenden ihrer Seelen Sprache und die volle Gewißheit gegenseitiger Herzensneigung. Auch der Major entdeckt in Julius ein ritterliches Element, das ihm zusagt, und er rät ihm, Pinsel und Palette mit dem Schwerte zu vertauschen. Soweit das Entzifferbare des Manuskriptes. Aus den weiter folgenden verworrenen und abgerissenen Sätzen, die unzusammenhängend auf einzelne, vergilbte Papierblätter geschrieben sind, und aus der Anlage des Ganzen läßt sich beiläufig entnehmen, daß der jugendliche Autor, nachdem die Liebe der beiden jungen Herzen bereits die größte Gefahr läuft, von dem gemeinsamen Ansturme des Majors und des mittlerweile angekommenen Marchese di Sianova niedergekämpft zu werden, mit seiner Allwissenheit rettend dazwischen tritt und den Schleier von der bisher unbekannten Abkunft seines Helden zieht, so daß sich dieser als der schmucke Sprößling



Aquarell. Gem. v. A. R. Hein.

Burghof in der Ruine Wildberg.

einer reichen gräflichen Familie entpuppt, der schon in seiner frühesten Jugend das Opfer einer Kabale geworden war. Es kommt zu einigen Erklärungen, welche den jungen Marchese, der auch persönlich nicht die Eignung für einen idealen Liebhaber zu besitzen scheint, zur Heimreise veranlassen, worauf die Erzählung ihrem von vorneherein bereits unzweifelhaften Ende sich zuneigt. —

Die hier bruchstückweise mitgeteilte novellistische Skizze, welche als bisher noch ungedruckte und daher völlig unbekannte Erstlingsarbeit Adalberts Stifters allen Verehrern des Dichters von hohem Interesse sein dürfte, zeigt uns die in den ersten Bänden der „Studien“ so reich entwickelte Prosa in den bescheidensten Anfängen. Der flüchtige Entwurf, in vielen Stücken an das flache Relief der Almanacherzählungen aus den dreißiger Jahren erinnernd, weist überall auf den unerfahrenen Anfänger in der Kunst des Schreibens hin.

Da sehen wir nichts von der idealen Überschwenglichkeit der Feldblumen, nichts von dem geheimnisvoll romantischen Zauber des Kondor, nichts von der düsteren Farbenpracht des Abdias. Die Fabel der Geschichte ist von dürftiger Erfindung, die Charakter-Zeichnung wird kaum ernstlich versucht und kommt über die ersten schematischen Striche nicht hinaus.

Stifter hat diese halbfertige Skizze in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren niedergeschrieben; die Arbeit, welche wahrscheinlich einem flüchtigen Gedanken die Entstehung verdankte, hat ihn später offenbar nicht befriedigt, denn er kam nie wieder auf dieselbe zurück. Trotzdem verdient sie heute mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Denn sie verrät uns deutlich, was an Stifters Schreibart wahrhaft ursprünglich ist, und wir werden mit Staunen gewahr, daß der erste, unbeachtet bei Seite geschobene Versuch im Kern der Ausdrucksweise den letzten Arbeiten des Dichters in höherem Grade gleicht als den Schriften, mit welchen er sein öffentliches Auftreten einleitete. Die schlichte Art des Vortrages, die Neigung zum bedächtigen Ausmalen mit sanften, klaren Strichen, die zurückhaltende Bescheidenheit in der Wahl des sprachlichen Ausdruckes, die mehr durch innere Wärme als durch leuchtendes Feuer, mehr durch gediegenen, sorgsam gewählten Schliff als durch äußeren, blendenden Glanz wirkende Darstellung, welche Stifters späteren Arbeiten jene gemäßigte Ruhe und strenge Geschlossenheit verlieh, worin er die Merkmale der zum Vollendeten abgeklärten Kunst erblickte, waren des Dichters natürliche Mitgift. Die einfache Handlung von Stifters erster Erzählung spielt in der nahen Umgebung jener Stadt, welche er so oft besucht hatte,

in welcher er späterhin Amt und Würden bekleidete, und wo er endlich seine Lebenstage beschloß. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend ist der Ort nur mit dem Anfangsbuchstaben und drei Punkten bezeichnet, aber hinter dieser unnötig geheimnisvollen Andeutung lugt, für Jeden sofort offenkundig, der in jenem Landstriche nicht fremd ist, ein mit den genau beschriebenen Merkmalen versehener Steckbrief hervor, deutlich auf die Hauptstadt Oberösterreichs hinweisend. Die von Linz aus in die nördlichen Abhänge der Uferberge hineinlaufende Abzweigung des Donautales, der sogenannte Haselgraben, „eher eine Schlucht als ein Tal", und zugleich „eine der schönsten Partien dieser Landschaft", führt an dem Schlosse Wildberg vorbei nach Hellmonsödt und nach Kirchschlag. Dort, wohin die Muse den jungen Dichter auf seinem ersten Gange leitete, hat in frischer, freier Luft auf abgeschiedener Bergeshöhe der Lebensabend des Poeten eine stille Verklärung gefunden.



Hellmonsödt.

Bezeichnenderweise wird der Beginn der Erzählung eingeleitet mit einem Hymnus auf die Alpen. Die Herrlichkeit der mächtigen Gebirgswelt, für Stifter allezeit ein willkommener und gern gesuchter Stoff liebevoller Schilderung, erschien ihm von Jugend auf als das Schönste, was die Feder zu preisen vermöchte. Und an mehr als einer Stelle tritt auch weiterhin in dem Bruchstücke die Neigung hervor, Natureindrücke in Worten schwärmerischer Hingebung zu verherrlichen. Auch die Stoffwahl weist schon vordeutend auf spätere Arbeiten hin. Wie im Kondor und in den Feldblumen ist der Held ein Jünger der „Kunst Raphaels", und wenn gesagt wird, „sie galt ihm mehr als Alles andere dieses Lebens", so hat uns der Dichter damit das sehnsüchtig erstrebte Ideal seiner eigenen frühesten Hoffnungen enthüllt.

* *
*

Während der Universitätsjahre gab sich Stifter im Vereine mit einigen seiner Studiengenossen einem Leben voll idealer Ungebundenheit und schöngeistiger Schwärmerei hin, wovon er selbst in seiner Schilderung

„Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten“ ein anschauliches Bild entworfen hat, und wovon auch die Briefe aus dieser Zeit in beredter Weise Zeugnis geben.

Der Einzug der drei lustigen Studenten in die Großstadt — sie waren sämtlich Böhmerwäldler und hatten gemeinsam in Kremsmünster das Gymnasium absolviert — wird vom Dichter mit jenem köstlichen, behaglichen Humor erzählt, den die frohe Erinnerung an Selbsterlebtes mit einem leichten Schimmer der Rührung übergoldet. An einem sehr schönen Oktobernachmittage stiegen sie in Nußdorf aus, wo die Flößer vor dem Einlaufen in den Donaukanal zu längerer Rast anlandeten, und wanderten, dem als Wahrzeichen vor ihren Blicken schwebenden Turme von St. Stephan zustrebend, in die geräuschvolle Stadt ein. Stifter, der sich selbst als „Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit Franz Xaver Pfeifer“ vorführt, belegt seine beiden Freunde, die nachmaligen Ärzte Mugerauer und Schiffler, mit den erdichteten Namen Heinrich Quirin und Urban Schmidt. „Sie gehörten alle drei jener storchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, die sie stets ungeschickt herumwarfen.“ Der strammste unter ihnen dürfte Stifter gewesen sein, denn er „trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen und bei der Nußdorfer Linie hineinschob“.



Die alte Universität in Wien.

Als sie sich nach langer Wanderung bis zum Universitätsplatze durchgefragt hatten und das massive Gebäude anstarrten, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und als sie dann ihre „schleppenden, hängenden, überlangen Röcke“ gegen die Eleganz verglichen, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider saßen, „als wäre er ein Genie“,

da wurde ihnen klar, daß eine gänzliche Umgestaltung mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Zivilisation annähern wollten. Stifters „unendlich grüner Rock" hing an seinem Körper „wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldene Vlies".

Die — am ersten Abend vergebliche — Wohnungsuche der drei exotischen Bursche in der Vorstadt Landstraße, ihr trotz des feierlich beschworenen „Armengesetzes" verschwenderisch reichliches Abendessen im Gasthofe zum roten Hahn, wo sie im „Zimmer Nr. 43 auf die Gasse" auch ihr erstes Nachtquartier bezogen, die durch Stifter vermittelte Einmietung in ein ehemaliges Fürstenpalais, das inmitten vieler Gärten lag und selbst einen romantischen, völlig verwilderten „Gartenwald" besaß — „alle Käfer und Falter summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln" — die stückweise zusammengetragene, burschikose Einrichtung ihres traulichen Nestes, die Verteilung der „staubigen und flüssigen Geschäfte" unter das alle Dienstleistungen und Besorgungen höchstpersönlich verrichtende Triumvirat, und alle sonstigen Leiden und Freuden einer tollen, fahrigen Studentenwirtschaft sind mit dem erquickendsten Humor erzählt. Stifter, der sich zu so vielen seiner Charakterzeichnungen selbst Modell gestanden, dessen Darstellungen so viel Subjektives, Selbstgeschautes enthalten, hat auch in den Wiener Skizzen, zu welchen dieser Studentenhaushalt gehört, getreu die aus seiner Jugend festgehaltenen Erinnerungsbilder abgeschildert.

„Die Geschäfte, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verlost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w. besorgte jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte und das Bett so weit zu vernachlässigen, als er es nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Kommerz in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und die auf der roten Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die anderen sechs oder zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen, und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem

Lachen, dem Witze und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden."

Später riß allerdings eine bedenkliche Verfeinerung der Sitten ein, es wurde eine rüstige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen, „den Staat zu reinigen", und Stifter wurde einmal von einem seiner Freunde dabei überrascht, „wie er eben seinen treuen, alten, lodenen Rock abschor und abschnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerschund, und, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rate zog statt des Zirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausschnitt lächerlich emporgaffte".

Jeder von den drei munteren Gesellen trieb eine Kunst. Stifter malte in Öl, Mugerauer musizierte und Schiffler war kunstreich in Pappe. Knochen und Totenköpfe jeder Gattung wurden zum Studium ins Haus geschleppt, und Stifter bedeckte Kasten und Tisch mit allerlei Landkarten und Tabellen. „Tarokkarten, Schachbrette wurden angeschafft, gegen den Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinschaftliche Miete genommen und in das Gesellschaftszimmer gestellt. Ein schlanker Techniker sang Schubertsche Lieder, die eben damals heraus kamen; ein Mediziner hieb die Begleitung, die anderen trommelten auf Tisch und Kasten, und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studiert, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, geboxt — an allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüte — Glück und Freude keimten allerwärts . . . ."

Die Briefe Stifters an seine Jugendfreunde Handel und Brenner (aus den Jahren 1832—1841) durchzieht ausnahmslos jener schwärmerische Ton, jener „geräuschvolle Flug" Jean Pauls, der für des Dichters anfängliche Schreibweise so überaus bezeichnend ist. Ich lasse einiges aus denselben auszugsweise folgen: „Meine himmelschönen Ideale der Frauenliebe sind elend hin, das Herz, närrisch und warm, einst pochend in Überlust, und die Herrliche, Schwärmerische, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenlosesten, unsäglichsten Überschwenglichkeit lieben wollend, mußte lächerlich verpuffen zwischen Himmel und Erde, und niemand war entzückt über seine schönen Raketen, niemand wärmte sich an seinem stilleren Fortbrennen, höchstens die eine oder die andere Suppe wurde daran gekocht, und aller Satan. — Ich fühle oft eine Einsamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind, wenn ich nicht nebstbei doch ein so närrischer Teufel wäre, der flucht, wenn er weich wird, und kläglich schlechte Witze macht, wenn er gerne seiner Rührung Herr werden möchte; — denk' an jenen letzten

Abend unseres Beisamenseins! Wie hätte ich ein geliebtes Weib gelieb und geschmückt mit den Schönheiten, die Gott so unerhört in seiner Welt aufhäufte, und die in der Kunst widerspiegeln, und dann hätt' ich gejubelt und zu Gott gesagt, er solle mich nur gerade totschlagen, weil ich doch des Glückes unwert bin, wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in seinen Wunderblüten, lauter Schönes, Herrliches, köstlich Liebendes in seinem Kelche tragend, das doch ich selber wieder vorgelocket habe — es muß kostbar, himmlisch sein, so ein Tuch um das andere wegzuhüllen, und nun zu erstaunen, welch abgründlich tiefe Schätze in dem unscheinbaren Dinge lagen, das nun seinerseits auch staunt, und dann so liebt und nichts als liebt. —

Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unsäglicher Liebe zu Dir und den anderen des gewesenen Rundkreises bin, wirst Du ja doch endlich auch wissen — daß ich ferner ein Narr bin, der sich nur ein einzig Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben solches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geistigen Abgrund aufzutun, in den man sich mit Lust und Grausen stürze — und eine Trillion Engel singen hörte — — aber sie sind Gänse, die derlei für Phantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen."

So lange der Rundkreis von Stifters Studien- und Gesinnungsgenossen, der übrigens den Briefen nach zu urteilen aus einer erlesenen Phalanx der untadeligsten Prachtmenschen bestanden haben mußte, noch vollzählig in Wien beisammen war, ging es nicht immer philosophisch gelassen her, sondern es wurden bei passenden Gelegenheiten auch herzhaft allerlei Allotria getrieben. Eine ehemalige Schülerin des Dichters, Frau Julie K., welche zwei Winter hindurch von Stifter in Physik, Mathematik, Naturrecht, Geschichte und Literatur unterrichtet worden war, erzählte mir darüber reizende Details; unter anderem soll sich folgende Geschichte zugetragen haben:

Stifter wohnte, wie schon erzählt wurde, mit mehreren seiner Kollegen in Gemeinschaft. Nun befand sich in einer Treppennische des alten Hauses, das übrigens von einem brummigen und habgierigen Cerberus bewacht wurde, sei es behufs fraglicher Verschönerung, sei es zur Erweckung religiösen Sinnes, die bekannte, typische Steinfigur des heiligen Johannes, ein bis zur Unkenntlichkeit verstaubtes Kuriosum heimischer Plastik. Die Figur genoß bei Alt und Jung große Verehrung und stand wegen unterschiedlicher schützender und heilkräftiger Wirkungen in nicht geringem Ansehen. Da ereignete sich eines Tages das Entsetzliche — das Palladium

verschwand. Sofort lenkte sich der Verdacht, das Kleinod entfernt oder etwa gar vernichtet zu haben, auf die ohnedies in dem üblen Geruche nihilistischer Gesinnungen stehende Studentenschaft des Hauses, die übrigens tatsächlich an dem Verschwinden des kostbaren Heiligen unschuldig war, dessen ungeachtet aber von allen Seiten des sakrilegischen Verbrechens angeklagt wurde und sich nur mühsam einer nachdrücklichen Verfolgung zu entziehen vermochte. Nach zwei Tagen schon klärte sich das Mißverständnis, und der Heilige, mittlerweile von frommer Hand gewaschen und geputzt, erschien wieder in Galauniform in seiner alten Nische. Nun aber beschlossen die Studenten, sich zu rächen. Desselben Tages wußten sie bei einbrechender Dunkelheit den heiligen Wundermann unbemerkt aus dem Hause zu schaffen, und nun war alles Suchen vergebens. Es verging eine Woche nach der andern, die Winterkälte zog ins Land, aber in grausamer Beharrlichkeit blieb der Hort der Frommen vereinsamt. Man hatte allbereits jede Hoffnung auf ein Wiedersehen des geliebten Schutzherrn aufgegeben. Da, es war in einer bitterkalten Winternacht, kamen die Studenten seltsamerweise zu später Stunde einzeln heim, indes sie sonst als vollzähliger Schwarm von dem Wächter des Hauses gegen Erlag eines gemeinsamen Obolus sich wohlfeilen Einlaß erzwangen. Gegen Mitternacht des bezeichneten Tages kam der erste Jünger der Wissenschaft, klingelte und erlangte nach einigem Harren Einlaß; nach etwa einer Viertelstunde, da die Bettwärme neuerdings ihren wohltuenden Einfluß auf die durchfrornen Glieder des biederen Hausbesorgers ausgeübt hatte, und der Grimm über die gestörte Nachtruhe von seinem traumschwangeren Gehirne gewichen war, klingelte es abermals; der zweite Zögling der Alma mater rückte an. Das ging nun eine Stunde lang so fort. Daraufhin gedachten sie des fluchenden Hausbesorgers Geduld hinreichend erschöpft zu haben und inszenierten den Schlußeffekt. Es wurde nach einer längeren Pause plötzlich mit großer Heftigkeit mehrere Male hintereinander der Glockenstrang gezogen. Und da der Alte nun im höchsten Grimme geöffnet hatte, stand nicht etwa wie bisher ein frierend Studentlein vor dem Tore, sondern der leibhaftige, steinerne St. Johannes mit der demütig frommen Geberde fußte im Schnee, in einer Hand eine brennende Stallaterne, in der andern Hand — und darin lag wohl der größte Spott — den tarifmäßig vorgeschriebenen Sperrsechser haltend. Und als nun der Alte mit unsäglicher Mühe den so seltsamerweise wiedergefundenen Schatz in das Innere des Hauses schleppte, ging ein leises Kichern durch die Nacht, das klang aus den Dachfenstern und um die Häuserecken vergnüglich zusammen.

Dieselbe Dame erzählte mir auch, daß sämtliche Personen, welche mit Stifter in Verkehr traten, beim ersten Anblicke sehr überrascht waren, an ihm keinen blondlockigen und blauäugigen Himmelsstürmer zu finden. Er hatte ein ruhiges, maßvoll breites, etwas blatternarbiges Angesicht mit schlicht herabgestrichenen, sehr glänzenden Haaren; nur wer länger den Geist dieser Züge durchforschte, konnte in den feingezeichneten Mundwinkeln das Spielen des Genius, und in dem überaus leuchtenden, seelenvollen Auge das geheime Feuer tiefsinniger Dichtungsfülle erkennen.

Im Vortrage entwickelte er seinen Privatschülern gegenüber dieselbe Gründlichkeit und Umständlichkeit, wie später in der Schreibweise, und er kam in zwei Jahren mit der Geschichte des Altertums nicht über die punischen Kriege hinaus. Da er alles aufs Höchste trieb, und bei jedem Dinge bis zu den Endursachen vordringen wollte, entfaltete er häufig beim Vortrage der Physik einen so umständlichen wissenschaftlichen Apparat, daß ihm trotz der Deutlichkeit und Weitschweifigkeit seiner Darlegungen das Verständnis seiner Zuhörer nicht mehr folgen konnte, wie es denn auch beispielsweise bei der Lehre vom Lichte im Geiste seiner Schülerin nach deren eigenem Ausdrucke „finster" wurde.

Stifter beschränkte sich indessen bei seinen Schülern und Schülerinnen nicht bloß auf verstandesmäßige Übung der Geisteskräfte, sondern trachtete in erster Linie den Sinn für das allgemein Menschliche und die Begeisterung für das Ideale in den jungen Seelen zu hegen und auszubilden. Ein Beleg dafür sind die Worte, welche er der vorerwähnten Schülerin ins Stammbuch schrieb:

„Nicht, was Du von mir wissen lerntest, nicht, was Dir Geist und Denken übte, danke mir, sondern wie mild und gut Du bist. Traue Dir selbst und traue den Deinen! Wenn Dir das aus meinen Worten in das Herz geflossen, danke mir's! Dann werde ich noch als Greis mit weißen Haaren, wenn ich Dich loben und Dich preisen höre, wie Du ein trefflich, herrlich Weib bist, stets mit Freuden sagen: Sie war einst meine Schülerin."

Das ist schon ganz die edle Denkart des Autors, der unter allen deutschen Schriftstellern die Grundzüge echter Frauenbildung am schönsten entwickelt hat.

Während seines Aufenthaltes in Wien machte Stifter mit Vorliebe Ausflüge in die prachtvolle Umgebung der Stadt. Mit seinen munteren, gleichgesinnten Freunden wanderte er oft gegen Nußdorf hinaus und die Höhen hinan, dem Kahlenberg oder dem Leopoldsberge zu. Häufig wurde, wie Franz Neumann in seinem Beitrage zur Biographie Stifters nach Erzählungen Mugrauers mitteilt, im Gasthaus „Himmel" oberhalb

Grinzings eingekehrt und einige Stunden hindurch gescherzt. „Allerdings kam dann auch bisweilen der studentische Übermut zum Durchbruche und äußerte sich wohl gar in sträflicher Weise durch Angriffe auf nächtliche Leuchten auf dem ehemaligen Glacis."

Toll genug ging es in der fahrigen Studentenwirtschaft beständig zu. Fräulein Aloisia Mugerauer in Friedberg, die Tochter von Stifters bestem Freunde, erzählte mir eine Reihe lustiger Anekdoten, welche sie aus dem Erinnerungsschatze ihres Vaters im Gedächtnisse behalten hat. In einer derselben tritt unser Dichter als Haarkünstler auf. Bergmann, ein etwas eitler Kamerad der drei Studenten, wollte zu einem Ballfeste den Bart schön gebrannt haben. Da aber die jungen Leute keine Brennschere in ihrem Besitze hatten, half der immer erfindungsreiche Stifter aus, und brannte Bergmanns Bart mit der Papierschere. Das gelang auf einer Gesichtshälfte über alle Erwartung, als aber die andere Seite in die Behandlung kam, verbrannte das unvorsichtigerweise überhitzte Instrument den Bart so arg, daß der arme Bergmann gezwungen war, den ganzen Stolz seiner jugendlichen Männlichkeit dem Rasiermesser zu opfern.

Zur Besorgung der für den studentischen Haushalt notwendigen Geschäfte hatte Stifter wenig Geschick und wenig Eifer. Seine Abneigung gegen das Aufbetten war geradezu unüberwindlich. Das besorgte monatlich nur einmal die Wäscherin, wenn sie kam, um die Betten frisch zu überziehen. In der Zwischenzeit wurde die Lagerstätte mit keiner Hand berührt. Stifter wollte sich, so erklärte er seinen Kameraden, nicht jede Nacht von neuem abmühen, in seinem Bette „ein frisches Grüberl zu drücken", und in einem solchen sei der Schlaf doch am allerbesten.

Bei der Einteilung der häuslichen Geschäfte traf Stifter eines Tages das feuchte, nämlich die Besorgung des Wassers; in gewohnter Vernachlässigung der häuslichen Obliegenheiten vergaß er jedoch das Trinkwasser für die Nacht zu beschaffen. Schiffler bemerkte den Mangel und teilte seine Wahrnehmung auch Mugerauer mit; beide schwiegen aber absichtlich, bis Stifter gemütlich im warmen Bette lag. Draußen heulte der Sturm und ein eisiger Regen prasselte an die Fensterscheiben. Nach einer Weile fing Schiffler über heftigen Durst zu klagen an, und auch Mugerauer erklärte, es ohne einen frischen Trunk nicht länger aushalten zu können. Trotz der flehentlichsten Bitten um Nachsicht und Erbarmen mußte Stifter dem strengen, durch nachdrückliche Drohungen mit dem Stiefelzieher verschärften Hausgesetz Folge leisten und im Nachtkleid in den Hof gehen, um das Wasser vom Brunnen zu holen.

Mit einer echt studentischen Schlafsucht ausgestattet, wurde es den drei Nachtschwärmern oft schwer, sich morgens des frühen Beginnes der Vorlesungen zu entsinnen, umsomehr, als eine Weckeruhr im Haushalt fehlte, und die Mittel zur Beschaffung einer solchen nicht aufzubringen waren. Da erwies sich Stifters erfindungsreicher Geist als Helfer in der Not. Um die richtige Zeit zum Aufstehen nicht zu versäumen, wurde die alte am Tandelmarkt gekaufte Schwarzwälderin so eingerichtet, daß das Gewicht beim Ablaufen zur rechten Zeit ein an einem dünnen Faden leicht befestigtes Lineal streifte, worauf das letztere mit großem Gepolter zur Erde fiel.

Mit der Einhaltung der gesellschaftlichen Formen wurde es — wenigstens in der ersten Zeit und in einfachen bürgerlichen Kreisen — nicht sehr genau genommen. Bei einer Faschingsunterhaltung sollten zum Nachtische Krapfen herumgereicht werden. Die Schüssel mit der leckeren Speise befand sich in einem schwach erleuchteten Zimmer neben dem Salon; in der Nähe derselben standen die jungen Musensöhne in einer Gruppe beisammen. Wollte es nun der Zufall oder war es Absicht, plötzlich verlöschte das Licht und undurchdringliche Finsternis herrschte in dem Raume. In der Dunkelheit vollzog sich eine geschäftige Bewegung. Da man das Licht wieder angezündet hatte, waren sämtliche Krapfen von der Schüssel verschwunden. Gelächter und Erstaunen, schlecht verhehlte Entrüstung der Hausfrau! Scheinbar empört wendete sich Stifter an einen neben ihm stehenden jungen Herrn mit den Worten: „Das ist doch ein Skandal, diese Geschichte mit den Krapfen!" — „Ja," entgegnete der andere, „es war wohl etwas stark, aber haben Sie denn nicht auch selbst zugelangt?" — „Ei freilich," meinte verschmitzt lächelnd der junge Dichter, „aber ich griff nichts als Hände!"

Außer mit seinen engeren Studiengenossen verkehrte Stifter zu jener Zeit auch viel mit jungen Männern, die zu den vornehmsten Kreisen der Residenz zählten, so mit Fürst Josef Colloredo-Mannsfeld, mit Sigmund Freiherrn von Handel, mit Adolf Freiherrn von Brenner, mit Ludwig von Collin, mit Josef Türk, mit Th. von Hornbostel und vielen anderen. Damals verlebte Stifter, wenn auch in seiner Kasse unaufhörlich eine beängstigende Ebbe war, so daß oft die Freunde mit einer rettenden Aushilfe beispringen mußten, seine sorgenfreiesten, glücklichsten Tage. Manchmal, wenn gerade die Lage am bedenklichsten war, kam die freudig begrüßte Einladung zu einem feinen Gesellschaftsabend, wobei die Fülle seltener Leckerbissen — „Stomachikum erster Güte" nannten die jugendfrohen Genossen ein besonders erlesenes Magenlabsal — leicht eine magere

Woche aufwog. Wenn es dabei nur immer möglich gewesen wäre, sich um die verwünschten Trinkgelder herumzudrücken! Einmal war er mit Mugerauer — beide mit gänzlich leeren Taschen — bei Herrn Hofrat Freiherrn von Brenner geladen. Nach Beendigung des fröhlichen Mahles wurde den Gästen mit Fackeln über die Treppe geleuchtet, wodurch die Trinkgeldfrage in ein überaus kritisches Stadium trat. Da raunte Stifter seinem Freunde zu: Du, reden wir lateinisch! Alsbald gerieten denn auch beide in die eifrigste lateinische Unterhaltung, und ohne auf ihre Umgebung weiter zu achten, gelangten sie — gleichsam in gelehrter Zerstreutheit — auf die Gasse.

Auch in dem damals berühmten „Kaffee Neuner", wo alles verkehrte, was zum geistigen Wien in Beziehung stand, finden wir Stifter nicht selten; er dürfte daselbst frühzeitig mit Lenau, mit Castelli, mit Anastasius Grün, mit Zedlitz und mit Grillparzer in Verkehr getreten sein.

Der späterhin in weiten Kreisen bekannte Wiener Kunstschriftsteller Emerich Ranzoni war sein Schüler; viele Jahre nachher erzählte derselbe noch mit Entzücken, wie geistvoll und anregend Stifter vorzutragen verstand, und wie er „spielend aus dem Schüler alles herausholte".

Wäre Stifter allen seinen plötzlichen Ideen mit Entschiedenheit gefolgt, so hätte er den Reiz der Druckerschwärze zum ersten Male in einer Streitschrift gekostet. Er hatte nämlich den Plan, einen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung über eine Kunstausstellung zu widerlegen; aber zuerst konnte er der betreffenden Zeitungsblätter nicht habhaft werden, sodann kam er mehrere Tage nicht zum Schreiben, und so war es endlich zu einer Widerlegung zu spät geworden.

Als Stifter 1832 die Ferien seiner Gewohnheit gemäß in seinem Heimatsorte zubrachte, schrieb er an Adolf Freiherrn von Brenner: „Hätt ich nur um Gotteswillen einige Jean Paule da, aber so lieg' ich oft stundenlang unter wehenden Föhren oder blätternden Birken, und lese nichts als mich selber, d. h. ich denke und jage den scheckigsten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir Abends die Pfeife anzünde. Wann wird denn einmal dieser Vulkan ausbrennen? Ich sehe hier rings so sanfte Fruchthügel, auf denen blauer Himmel und Sonnenschein liegt, und ich stehe darunter ein blitzender Krater, auf dem gar wohl süße Weine wachsen, aber zitternd unter der Drohung vielleicht morgender Vernichtung. Links und rechts und oben und unten stehen Kräfte auf und können in keiner Resultierenden ausruhen."

Stifter hat mit den letzten Worten die Sturm- und Drangperiode seines Herzens trefflich gekennzeichnet. Er fühlte sich von Bestrebungen

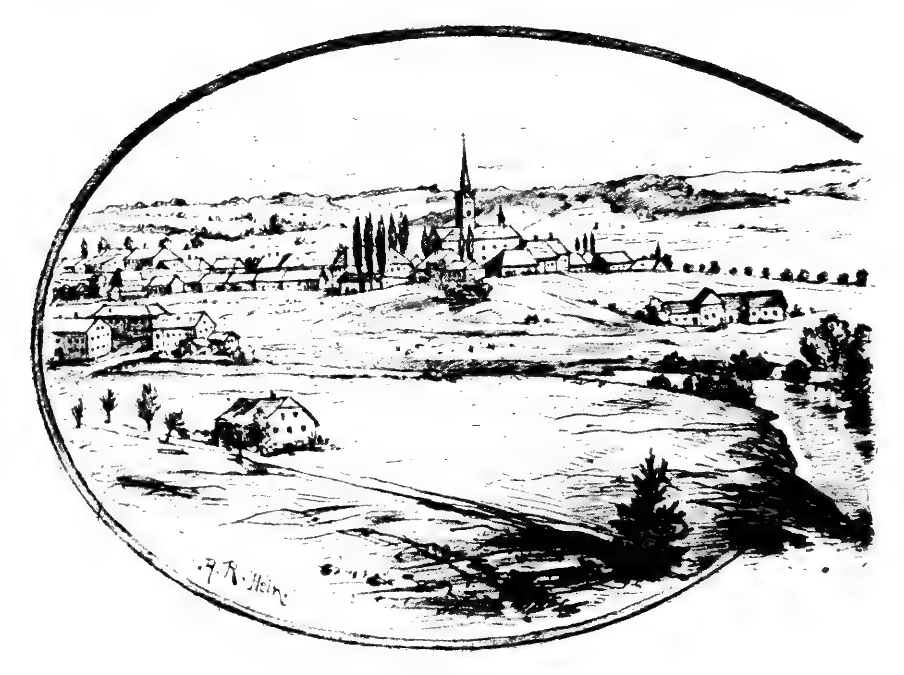
gehoben, deren eigentliche Wesenheit er selbst nicht zu ergründen vermochte, er sah sich zu poetischem Schaffen angeregt, ohne doch zu wissen, ob in dieser Tätigkeit sich jemals „Die Resultierende“ seiner Kräfte finden werde. In diesen Tagen des Schwankens stützte ihn der kräftige Idealismus einer gesunden Männerfreundschaft; er schreibt darüber (1834) an Adolf Freiherrn von Brenner: „O, was sind alle Liebschaften und Mädchen gegen ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund! Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle, klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiter nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein. Wo ist die, die deine Geliebte und dein Freund zugleich ist? Die durch unsere Donnerwetter schiffet, an unseren Gletschern sich nicht spießt, an den wackeren Stachelgewächsen, Kaktis und Aloen sich nicht zerreißt (die doch so süß blühen werden), Alles in Allem nimmt, und versteht und vermildert wiedergibt. — Ich könnte niederknien vor der großen Seele, sie wäre größer als ein großer Mann!“

Es ist zweifellos, daß Stifter in dieser Zeit das Urbild seiner Angela schon fertig im Haupte trug, daß er damals bereits die Stellung des Weibes zum Manne im Sinne idealer gegenseitiger Ergänzung auffaßte, und daß ihm folgerichtig die Aufgabe vor allem als wichtig und bedeutungsvoll erschien, das Weib zum vollen Verständnis der Seele des Mannes zu erziehen. Ein sehr interessanter, bisher nicht veröffentlichter Brief von Sigmund v. Handel an Stifter aus dem Jahre 1835 gibt über diese Punkte interessanten Aufschluß: „Ich muß Dir sagen, daß es sehr schön von Dir ist und Du in dem Sinne wirkest, der so häufig unsere Gelage belebte, indem Du den Samen göttlicher Kultur in andre Herzen legst. Sind's dereinstige Mutterherzen, um so besser.

Nach Deiner Stellung und Deinen Verhältnissen ist dies die einzige, freilich auch sicherste Art, für unsere speziellen Zwecke zu wirken. Darum bilde fort und wecke und nähre den Sinn für das Gute, Wahre und Schöne. Es wäre auch eine Sünde, und Du verdientest gepeitscht zu werden, wenn Du Dein Gold unnütz vergraben wolltest. Und gerade zum Mädchenlehrer taugst Du viel — denn auf gewisse Herzen kannst Du gar viel Einfluß gewinnen, obwohl Du selbst sehr Ursache hast, dabei auf Deiner Hut zu sein, daß Dich Phantasie oder Gefühl oder beide nicht mit sich reißen. Du mußt dabei die beste Schule finden, Deinen Charakter zu stärken. — Sollte ich einmal heiraten und Töchter kriegen,

so suche ich sie so zu erziehen, daß sie nur die rechten Männer kriegen, oder keine — und auch in letzterem Falle nicht unglücklich sind."

Die eifrigen Ferienbesuche in Friedberg sollten für Stifter noch eine Quelle schwerer Seelenleiden werden. Damals war es, daß der Traum der ersten Liebe mit seiner süßen, unwiderstehlichen Gewalt über des Jünglings Herz kam, und daß dann, daraus entspringend, ein jäher Schmerz das noch knabenhaft unschuldige Gemüt in seinen Grundfesten erschütterte. Es war im Hause der Familie Greipl, wo Stifter die seligsten und auch die bittersten Augenblicke seines Lebens zugebracht,



Friedberg.

und wo er die süße Macht holderblühter Weiblichkeit zum ersten Male kennen gelernt hatte. „Es ist nicht zu sagen, woher es kommt, daß vor einem Herzen die Erde, der Himmel, die Sterne, die Sonne, das ganze Weltall verschwindet, und vor dem Herzen eines Wesens, das nur ein Mädchen ist, und das andere noch ein Kind heißen. Aber sie war wie der Stengel einer himmlischen Lilie, zaubervoll, anmutsvoll, unbegreiflich."

Es ist eine echte Dichterliebe gewesen, womit Stifter an dem süßen Kleinod des Waldes hing, und gar oft mochte er zu jener Zeit in den

Resten der Ruine Wittinghausen geweilt haben, um sein überquellend stürmisch Herz in die Einsamkeit hinauszutragen, und dort selbstversunken den lieben, „aufkeimenden Jugendgefühlen" zu horchen, oder er mochte an der Plöckensteiner Wand längs den Gestaden des schwarzen Sees gewandert sein, um dem tiefsten Walde die Geheimnisse seiner Liebe zu vertrauen. Von den zahllosen Gedichten „An Fanny", welche in dieser Zeit entstanden sind, ist wenig auf uns gekommen, und das Wenige nur in Bruchstücken. Dagegen hat Stifter im dritten Bande des „Nachsommer" eine ausführliche Schilderung des ganzen Verhältnisses entworfen, innig und wahr, nur von dem Staube der Vergänglichkeit befreit und in das Reich der Dichtung gehoben. Das Äußerliche der Sache ist bald erzählt. Da die Liebe der jungen Leute schon eine Zeit gedauert hatte, da die Eltern des Mädchens darum erfuhren und aus der Fortsetzung eines vorläufig aussichtslosen Verhältnisses Gefahr für das Wohl und Gedeihen ihres Kindes befürchteten, nahm die Mutter den jungen Stifter eines Tages in eine Fensternische und redete dort kühle und verständige Worte mit ihm, wie dies eben Art und Pflicht der Eltern ist. Das ungestüme Feuer der jugendlichen Herzen sollte durch die Rechenkunst des nüchternen Alltagslebens gedämpft werden: „Die Verbindung, welche ihr beide geschlossen habt, ist ohne Ziel, wenigstens ist jetzt ein Ziel nicht abzusehen. Und sind nicht oft frühzeitige, auf weite Ziele gerichtete Neigungen die Zerstörerinnen des Lebensglückes geworden? Gräbt nicht tiefes Sehnen und heftiges Fühlen durch Jahre fortgesetzt alle Kräfte des Menschen an? Ihr seid so jung, ihr habt euch in den Anfang einer Laufbahn begeben. Ihr müßt nun in derselben fortfahren oder, wenn ihr sie mißbilligt, eine andere einschlagen. In ganz und gar keiner kann ein Mann von eurer Begabung und eurem inneren Wesen nicht bleiben.

Welche lange Zeit liegt nun vor euch, die ihr benützen müßt, euch in jene feste Lebenstätigkeit zu bringen, die euch not tut, und euch jene äußere Unabhängigkeit zu erwerben, die ihr braucht, damit ihr beides zur Errichtung eines dauernden Familien-Verhältnisses anwenden könnt. Welche Unsicherheit in euren Bestrebungen, wenn ihr eine verfrühte Neigung in dieselben hinein nehmt, und welche Gefahren in dieser euch beherrschenden Neigung für euer Wesen und euer Herz!

Es wird euch beiden jetzt Schmerz machen, das geknüpfte Band zu lösen oder wenigstens aufzuschieben, wir wissen es, wir fühlen den Schmerz, ihr beide dauert uns, und wir machen uns Vorwürfe, daß wir die entstandene Sachlage nicht zu hindern gewußt haben; aber ihr werdet beide

ruhiger werden, ihr werdet in eurem zukünftigen Stande euch befestigt haben, und dann kann wieder gesprochen werden."

Stifter, so sehr sein Herz blutete, versuchte die ihm vorgeführten Gründe einzusehen, aber sein ganzes Innere kämpfte dagegen; mochte die Rede der Mutter noch so wahr und berechtigt erscheinen, sein Gefühl bäumte sich auf dagegen. Dem jungen unglücklichen Dichter ahnte, es sei nun alles aus und für immer begraben.

Abends, da schon tiefe Dämmerung zwischen den Bergen hing, trat der Vater noch einmal an den Jüngling heran, legte sanft die Hand auf seine Schulter, und versuchte es, ihm Mut einzusprechen: „Lassen Sie nur, Herr Stifter, es wird schon alles recht und gut werden!" — Aber es war nicht recht und es ward nicht gut.



Fanny Greipl als Kind.
Nach einem im Greiplhanse in Friedberg befindlichen Ölgemälde.

Welche Gefühle mochten in des jungen Poeten Herzen getobt haben, als er in einem offenen Wagen aus dem Städtchen hinausfuhr, und, an der Ecke der Gasse noch einmal zurückblickend, eine schmerzgebeugte Gestalt sehnsüchtig am Fenster stehen sah!

Stifter sprach in späteren Jahren über sein Verhältnis zu Fanny viel und ausführlich mit Mariam Tenger; unter anderem dieses: „Ich hatte nichts und war nichts. Die Mutter des Mädchens zweifelte daran, daß je etwas aus mir werde, daß ich je etwas haben würde. Das kränkte mich, und ich ging fort, ohne von dem Mädchen das Versprechen der Treue annehmen zu wollen. Die Mutter zwang sie später, einen anderen zu heiraten. Sie war sehr unglücklich und starb sehr früh. Ich habe sie einmal als armes, schwindsüchtiges Weib wiedergesehen. Das Herz wollte mir brechen, als ich der vergangenen Zeit gedachte. Wenn ich Ihnen sage, ich habe das Mädchen so geliebt, daß es ganz hell in mir und um mich ward, wenn sie mir nahe kam . . . Verstehen Sie das?" —

Als sie tot war, sagte Stifter zu seiner Frau: „Die Fanny ist gestorben, jetzt hab' ich Dich erst ganz und doppelt gern!"

Wie unvergeßlich ihm die erste Wallung seines Herzens durch die ganze Dauer seines Lebens blieb, beweist der Umstand, daß er selbst im späten Alter den Ort Friedberg niemals durchfahren konnte, ohne, von der Erinnerung mächtig erfaßt, in die bittersten Tränen auszubrechen.

Lange hoffte ich, die Briefe erlangen zu können, welche Stifter an seine Jugendgeliebte schrieb; aber alle meine Nachforschungen blieben vergeblich. Gelegentlich einer meiner Böhmerwaldreisen teilte mir endlich zu Anfang der siebziger Jahre Dr. Herrle aus Oberplan mit, daß die ganze Sammlung der Briefe und Manuskripte, welche in Friedberg vorhanden gewesen, bei dem im Jahre 1856 daselbst ausgebrochenen Brande zu Grunde gegangen sei. Im Besitze der Familie Greipl befänden sich nur noch drei zufällig gerettete Gemälde von Stifters Hand: das alte, längst umgeänderte Friedberg, eine Phantasielandschaft und eine Ansicht des Ortes Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich.

Dennoch sind diese so überaus wertvollen Schriften aus Stifters Jugendzeit wenigstens teilweise glücklich vor dem Untergange bewahrt und mehr als zwanzig Jahre nach meinen ebenso eifrigen als fruchtlosen Nachforschungen der Öffentlichkeit übergeben worden. Diese Tatsache ist in gleicher Weise erfreulich und lehrreich, denn sie zeigt, daß auch in jenen Untersuchungen, die nach der darauf verwendeten Sorgfalt anscheinend mit vielem Rechte als abgeschlossen angesehen werden konnten, spätere Überraschungen keineswegs ausgeschlossen sind. Ich fahndete zu jener Zeit, also wenige Jahre nach des Dichters Tode, mit Unermüdlichkeit und Ausdauer nach jenen Briefen, von welchen ich wußte, daß sie vorhanden gewesen waren; ich besprach mich wegen derselben wiederholt mit Heckenast, mit Stifters damals noch lebender Witwe, mit seinem Bruder Anton und mit seinem Neffen Philipp, welch' letzterem ich viele schätzbare Mitteilungen und eifrige Förderung verdanke, und der mir auf Grund unseres häufigen, vertraulichen Verkehres ein lieber, treugesinnter Berater wurde, so sehr, daß er mich persönlich nach Friedberg begleitete, um mir daselbst unausgesetzt in meinen Bemühungen beizustehen; endlich erklärt ein vertrauter Freund ebensowohl des Stifterschen als auch des Greiplschen Hauses, daß die gesuchten Schriften unwiderbringlich verloren seien — und fast ein Vierteljahrhundert später können sie unversehrt in den Druck gegeben werden. Deutlicher vermag sich die Lehre, daß man den Glauben an die Auffindbarkeit wertvoller Dokumente selbst in scheinbar gänzlich aussichtslosen Fällen dennoch unbeirrt festhalten soll, nicht zu offenbaren.

Allerdings sind zahlreiche Briefe, welche Stifter in seinen Universitätsjahren der Familie Greipl, insbesondere seinem Jugendfreunde Matthias Greipl und dessen Schwester Fanny schrieb und die sorgfältig in einem Koffer aufbewahrt wurden, bei dem schrecklichen, im Jahre 1856 in Friedberg wütenden Brande mit vielem anderen den verheerenden Flammen zum Opfer gefallen. Aber die Liebesbriefe Stifters, oder wenigstens die bedeutungsvollsten derselben, befanden sich nicht bei den verbrannten Schriften, da sie von Fanny gesondert aufbewahrt und vor ihrer Verheiratung ihrem Bruder Matthias anvertraut worden waren. Anfangs der neunziger Jahre erhielt Professor J. J. Ammann in Krummau durch die Freundlichkeit der Verwalterswitwe Frau Franziska Bezecny, einer Tochter des Matthias Greipl junior, diese so lange verloren geglaubten und für die Geschichte von Stifters Entwicklungsperiode so wichtigen Dokumente zur Herausgabe.

Ammann trat zuerst in einem Feuilleton der „Deutschen Zeitung" vom 16. Feber 1893 mit der Nachricht hervor, daß die Briefe gerettet seien, und ließ zwei Jahre später eine wortgetreue Veröffentlichung und wissenschaftliche Bearbeitung dieser denkwürdigen Schriftstücke unter dem Titel: „Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde" auf Seite 673—699 und 865—883 der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, Band XLVI, Jahrgang 1895, folgen. Die Aufschlüsse, welche uns diese Briefe über eine bisher wenig gekannte Periode aus des Dichters Jugendleben vermitteln, sind überaus belangreich; denn viele von Stifters Schriften, so vor allem der Nachsommer, das Heidedorf, der Hochwald, der Waldgänger und die Mappe meines Urgroßvaters gehen auf seine Erlebnisse in Friedberg zurück.

Die Familie Greipl war aus Höritz nach Friedberg gekommen, wo Adalbert Greipl ein großes Leinwandgeschäft begründete, das unter seinem Sohne Matthias, dem älteren, zu hoher Blüte gelangte und sich zu einem mächtigen, weit und breit angesehenen Kaufmannshause mit Niederlagen in Wien, Pest, Verona, Triest und Mantua entwickelte. Matthias Greipl hatte einen einzigen Sohn, Matthias junior, geb. am 8. April 1810 und vier Töchter: Fanny, geb. am 27. Juli 1808, also um 3 Jahre jünger als Stifter, sodann Klara, Luise und Nanni.

Zu diesem stattlichen Familienkreise gesellte sich der Arzt Huber in Friedberg, gleich Stifter der Fanny Greipl in Verehrung ergeben, sein Bruder Wilhelm, seine drei Schwestern Nanni, Julie und Therese, der Forstadjunkt Johannes Tomschy von St. Thoma, Stifter, Schiffler und

die Brüder Mugerauer, endlich Marie, die Tochter des Glasfabrikanten Blechinger in Ernstbrunn, welche späterhin Schifflers Frau wurde.

Fanny war damals zwanzig, Stifter war dreiundzwanzig Jahre alt; die anderen Teilnehmer der Runde waren von ähnlichem Alter.

Das gab eine jugendfrohe Gemeinde voll Humor und Lebenslust. Zu den anregenden Unterhaltungen in dem gastlichen Hause kamen zwanglose, gemeinsame Wanderungen durch Wald und Flur und größere Ausflüge mit Greipls eigenem Wagen nach Rosenberg, Hohenfurt, Krummau, Ernstbrunn oder Oberplan, an welchen die Mädchen häufig teilnahmen. In diesem anregenden und harmlos vertrauten Zusammenleben entwickelte sich allmählich aus ursprünglich nur freundschaftlichen Beziehungen das




Der Marktplatz von Friedberg mit dem Greiplhause.

zarte, innige Liebesverhältnis, welches Stifters Jugendzeit so sehr mit Glanz und Helligkeit erfüllte, daß noch seine spätesten Schriften vom leuchtenden Schimmer jener holdseligen Tage durchwoben sind.

Stifter hat Fanny mit unsäglicher Innigkeit geliebt, nachdem einmal im vertraulichen Umgange der Zauber ihres anmutigen, jungfräulichen Wesens sich seinem Herzen ganz enthüllte. Daß trotzdem diese Liebe aussichtslos blieb, ging vor allem aus der Ungleichheit der Lebensverhältnisse hervor. Stifter war mittellos, ohne irgend eine Lebensstellung und auch ohne sichere Aussicht auf eine solche; Fanny war ein reiches, schönes Mädchen, in ihrem Kreise gefeiert und verehrt, und von vielen wegen ihres behaglichen Daseins beneidet. Dazu kam, daß Stifter von Jugend

auf und zu allen Zeiten eine ausgesprochene Scheu vor dem Zwange jeder amtlichen Stellung hatte, und daß ihm der bloße Gedanke an das „Vergrabensein hinter Aktenbergen" wie ein Verrat an der Heiligkeit seines Innenlebens erschien. Überdies war Stifter stets eher eine träumerische als eine tatkräftige Natur. Das herzhafte Zugreifen blieb seinem Wesen fremd. Trotzdem war er aus Liebe zu Fanny mehr als einmal entschlossen, seine Freiheit zu opfern. Wenn das nur auch mit einem Schlage hätte geschehen können! — Aber der Weg dazu war lang und ermüdend, Hindernisse türmten sich auf, schließlich erlahmten die guten Vorsätze im Kampfe gegen die hemmenden Gewalten. — Und immer wieder stand hinter ihm leuchtenden Fittichs der Genius der Kunst mit zum Himmel weisender Gebärde. — Da ließ der Dichter entsagend die irdische Glückseligkeit fahren.

Die von Ammann veröffentlichten sieben Briefe Stifters an Fanny, welchen ein Brief des Dichters an Matthias Greipl junior vom 4. Juli 1830 angeschlossen ist, verteilen sich auf die Jahre 1828—1835.

Im ersten Briefe Stifters an Fanny aus Wien vom 7. November 1828 schreibt der Dichter dem geliebten Mädchen, daß ihm das Leben in Wien beinahe unerträglich sei auf jene glückliche, goldene Zeit, in welcher er „in so angenehmer Gesellschaft im Budweiser Kreise herumfuhr". Und gleich darauf heißt es: „Ich werde jener Tage in Ewigkeit nicht vergessen, es waren die schönsten Ferien meiner ganzen Studienzeit. — — Ich habe Dich wirklich recht mit ganzem Gemüte lieb, und werde Dich immer lieben. Ich weiß es ja, es ist nur ein liebliches Phantom, es ist nur ein Kartenhaus, an dem ich mich so sehr ergötze, doch mir ist dieses Phantom, dieses Kartenhaus so lieb, und mich wird der Wind sehr betrüben, der es gewiß über kurz oder lang umblasen wird. Wenn es eine Torheit ist, die ich begehe, so ist bloß jenes Herumfahren Schuld, wo wir uns beide so nahe kamen..."

Stifter und Fanny hatten sich in jenen „glücklichen, goldenen" Ferien ihrer gegenseitigen Neigung versichert und Fanny, welche von dem Dichter mit dem traulichen Duworte angeredet wird, hatte ihm gestattet, an sie schreiben zu dürfen. Aber so frohbewegt Stifter auch über diese Erlaubnis und in froher Erinnerung an vergangene glückliche und glückverheißende Stunden ist, kann er doch schon von allem Anfang her zu keiner festen Zuversichtlichkeit gelangen. Er mißt dem vertrauten, gemeinsamen „Herumfahren" die „Schuld" bei an dem Hervorbrechen seiner Liebe, die vielleicht „eine Torheit ist", und sieht im Geiste schon das Herannahen jenes verheerenden Windstoßes voraus, der das „Kartenhaus" seiner innigsten

Hoffnungen zu Boden werfen wird. Man merkt es diesem Briefe deutlich an, wie sehr die Haltlosigkeit seiner Stellung ihn bedrückte und unsicher machte, und wie dadurch die Zaghaftigkeit seines zweifelvollen Gemütes gesteigert wurde. Für einen Liebhaber, den sich jedes Weib seiner Natur nach immer kühn, voll Wagemut zulangend und tatkräftig dem Ziel mit dem ersehnten Preise zustrebend denkt, allerdings eine wenig vorteilhafte Geistesverfassung. Wenn schon der Mann verzweifelt, woher soll dann das Mädchen den Mut der Beständigkeit gewinnen? — Stifter, der durch seine Lage sich zur Schüchternheit und zu tatenlosem Zaudern herabgestimmt fühlte, hätte einer begeisterungsvollen und begeisternden, schwärmerischen Liebesbeteuerung von der Gegenseite bedurft, um zu strammer Festigkeit des Entschlusses zu gelangen. Dafür aber war Fanny zu wohlerzogen, als daß sie es vermocht hätte, aus den sittigen Schranken weiblicher Zurückhaltung hervorzutreten. Sie antwortet ihm im Tone harmloser Freundlichkeit, aber ihre Zeilen sind ihm doch nicht aufmunternd genug, um seine Seele von dem bangen Gefühle der Unsicherheit zu befreien. Wiederholt versucht er es auch, sie durch ausgesprochene Zweifel zu einem rückhaltlosen Bekenntnisse zu veranlassen.

Die von Ammann mitgeteilten Briefe Stifters an Fanny wurden sämtlich in Wien geschrieben bis auf den letzten, welcher das Datum Oberplan, 20. August 1835 trägt.

Schon im zweiten Briefe vom 3. Feber 1829, in welchem Stifter seiner innigen Freude über das empfangene Antwortschreiben Ausdruck verleiht, treten bange Zweifel deutlich hervor; unter denselben mag wohl die geheime Hoffnung verborgen gewesen sein, von Fanny sichere, beglückende Klarheit zu erlangen. Nachdem er sich wegen der langen Pause im Briefwechsel entschuldigt hatte, fährt er fort:

„Dein Schreiben, das Du so ungerechterweise ein Gekritzel nennest, hat mich im höchsten Grade entzückt, da es mich doch einigermaßen überzeugte, daß meine Freundschaft und Dein Wohlwollen gegen mich doch nicht jenen flüchtigen Charakter hat, der der Zuneigung eigen ist, die man gewöhnlich einem guten Bekannten, mit dem man sich einige Zeit hindurch gut unterhält, so lange er da ist, weiht, und wenn er fort ist, nach und nach des fröhlichen Gesellschafters vergißt. Verzeihe mir — anfangs glaubte ich fast, die mit Euch Mädchen in den langen Ferien geschlossene Freundschaft, die so enge zusammengezogen wurde, daß Ihr uns das brüderliche Du erlaubtet, würde nichts weiter sein, als das momentane Aufwallen eines fröhlichen Augenblickes, wo das jugendliche Gemüt von dem allgemeinen Vergnügen hingerissen, sich zu etwas verpflichtet, was

doch, wenn die Zeit so nach und nach ihre Schleier darüber legt, zuletzt so verhüllt wird, daß es schwächer und schwächer durchschimmert und endlich ganz aus dem Bewußtsein sinkt. — — — Ich fürchte mich schon auf die Zeit, wo das so schöne brüderliche Band sich allmählich lösen wird und wo der Jugendzeit, der Zeit unbefangenen freudigen Liebens, als eines schönen Traumes gedacht werden wird, der der gemeinen Wirklichkeit Platz machen mußte. — Nur der ist reich, der geliebt wird, und lieben darf. — Ich werde von Tag zu Tag ernster, wie Du es schon bemerkt hast, daß ich in den vergangenen Ferien nicht mehr so lustig war, als früher, und meine Stirne verfinstert sich. Einen großen Teil davon mag das Bewußtsein haben, daß ich einen gewissen Wunsch, der mein höchster ist, nie und nimmermehr erreichen werde. Nun er fahre hin, aber lieb wird er mir bleiben, so lange ich lebe." — Stifter erzählt dann noch, daß er die Absicht gehabt habe, für Fanny eine Ansicht des Ortes Grünau zu malen, daß ihm dies jedoch unmöglich geworden sei, weil er keinen lithographierten Abdruck erlangen konnte; tröstend fügt er bei: „Aber Dein Friedberg soll recht, recht schön werden. Ich habe es schon zweimal angefangen, allein jedesmal wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte ..." In diesem Briefe hatte Stifter am Schlusse eifersüchtig die Frage gestellt: „Hat wohl — das geht mir immer im Kopfe — hat wohl der heurige Karneval wieder ein Unglück unter Deinem Busentuche angerichtet?? Schreibe mir bald, bald, bald!"

Statt dessen hüllt sich Fanny in langes Stillschweigen, und Stifter erfuhr nur durch Matthias, daß sich in Friedberg die Meinung verbreitet habe, Stifter könne die künftigen Ferien nicht nach Friedberg kommen, „weil er wegen eines Mädchens in Wien bleiben werde". Als Fanny sich endlich wieder zu einem Brief aufraffte, geschah dies in wenig ermunterndem Tone; die eifersüchtige Schlußbemerkung im letzten Briefe hatte sie offenbar tief verletzt, denn sie schreibt wörtlich: „Die Frage, die Du in Deinem letzten Briefe an mich machtest, die laß mir unbeantwortet; warum, Stifter, soll ich Dir noch eine Erklärung über das machen, was Du vielleicht schon lange als Torheit erkennest — laß uns lieber von den Ferien nichts mehr schreiben, denn mir ist seit Deinem letzten Briefe, als wäre Dir die Erinnerung an den Herbst die Störerin mancher Deiner Freuden ..."

Stifter, aufs Äußerste betroffen, bemüht sich in seinem nächsten Briefe das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen:

„Ist es Spott oder Ironie, oder beleidigte Dich in meinem letzten Schreiben, daß ich meine Liebe zu Dir eine Torheit nenne? Fanny,

wenn es Dich beleidigte, dann hast Du mich gewißlich mißverstanden. Nicht die Liebe zu Dir nenne ich Torheit, sondern das nenne ich Torheit, daß ich immer und immer Hoffnungen habe, immer eine schöne Zukunft träume, wo doch die Verhältnisse so stehen, daß sie vermutlich die so süßen Hoffnungen nie — in Ewigkeit nie in Erfüllung werden treten lassen. Darum nenne ich sie Torheit, weil sie Dir und mir so manches Weh bereiten kann; darum meinte ich, es wäre besser, wenn sie nicht da wäre, um nur Dir nicht Unglück zu bereiten, da diese Leidenschaft nie zum Glücke führen kann; darum kämpfte ich schon im Herbste gegen das Aufkeimen derselben in meiner Brust an, um Deinen Frieden nicht zu stören; darum war ich traurig, weil ich sie doch nicht bezwingen konnte, und kein fröhliches Ende absah, und doch diese Liebe nicht lassen konnte; darum findest Du in mir den Widerspruch, daß ich Dich jetzt mit aller Macht des Herzens mein zu nennen wünsche, und jetzt wieder mich zwinge, es für besser zu halten, wenn es wäre, wie früher! — — — Das Gewissen, das mir vorwirft, ich zerstöre Deine Ruhe, selbst wenn ich Dich unaussprechlich und treu liebe — ich als Mann sollte stärker sein — dies ists, was mich quält, und in diesem Sinne hast Du Recht, wenn Du die Erinnerung an die Ferien eine Störerin meiner Freuden nennst. — Meinst Du, es sei so leicht, das vorige Verhältnis der Unbefangenheit und Ruhe herzustellen? Wo einmal das Gleichgewicht gestört ist, sei es durch Liebe, sei es durch Haß, dort ist es nimmer wieder herzustellen. Deshalb haben wir Beide nur mehr die Alternative, daß wir uns recht lieben, oder ganz entfremden müssen; es gibt kein Drittes! . . . Und nun, Fanny, wiederhole ich meine Frage des vorigen Briefes. Ich bitte Dich, weiche mir nicht aus, sag' es mir geradezu — ich kann und will nicht länger in diesem Zwitterverhältnis zwischen Freundschaft und Liebe schweben — mag die Antwort sein, wie sie wolle, einmal muß es entschieden werden; — nur zweifle nicht mehr an meiner Liebe und Aufrichtigkeit! — Schreibe mir recht, recht bald!"

Nach diesem Briefe scheint das alte, gemütliche und herzlich einträchtige Verhältnis wieder hergestellt gewesen zu sein, wenn auch nach Stifters eigener, neuerdings bewiesener Kleinmütigkeit Fanny unmöglich die Kraft zu einem kühnen und bindenden Entschlusse finden konnte. Sicherlich aber hat sie durch ihr aufmunterndes, vertrauensvolles Entgegenkommen Stifters Lebensfreudigkeit neu belebt, und seine der Zweifelsucht und Hoffnungslosigkeit so leicht zugängliche Seele wenigstens für die nächste Zeit von dem drückenden Alp schwarzer Ahnungen befreit. In seliger Liebesstimmung werden die Hauptferien des Jahres 1829 in

Friedberg verbracht, und Stifter schreibt bezeichnenderweise schon am ersten Tage nach seiner Ankunft in Wien unter dem unmittelbaren Eindrucke der verlebten glücklichen Stunden folgenden Brief, welcher den Höhepunkt dieses schönen und doch so traurigen Verhältnisses bezeichnet:

Am ersten Oktober 1829.

Meine herzinnigstgeliebte Freundin!

Die schlechte, stinkende Luft, der Lärmen und vor allem mein Herzweh sagen mir, daß ich in Wien bin. Gestern Abends, d. i. Mittwoch, am 30. September, kamen wir bei noch scheinender Sonne in Nußdorf an, und es ist heute mein einziges tröstliches Geschäft, diese Zeilen an Dich zu schreiben. O Fanny! in meinem ganzen Leben habe ich noch keinen so innigen Schmerz gefühlt, als der war, mit dem ich am Montag Morgens vor Deinem Bette stand und Abschied nahm. Mir war, als müßte ich von Allem, was die Erde nur immer Liebes und Freundliches für mich hat, auf immer scheiden, als stände mir ein unglücksvolles Jahr bevor. In den Mantel gehüllt, ging ich, ohne mit den anderen Zweien ein Wort zu reden, bis auf den Friedauer-Berg voraus. Dort setzten wir uns auf, warfen aber schon in dem Walde vorn um, jedoch ohne uns zu beschädigen. Bis in den Weißenbach waren wir fast schon durch und durch naß, und in der Zwettl mußten wir von Nässe Rock und Stiefel ausziehen. Allein das schlechte Wetter war das geringste Ungemach, was mich traf; eine unaussprechliche Wehmut war in meinem Herzen, und ich mochte auf die verschiedenste Weise mich zu zerstreuen suchen: immer und immer stieß ich wieder auf irgend einen Gegenstand oder Gedanken, der mich an Dich erinnerte. In Linz sprach die Jungwirtin von Dir, erkundigte sich nach Euch — ich sog ihr jedes Wort von den Lippen. Bei dem Mugrauer Barthl schickte ich Euch die letzten Grüße und ging auf das Wasser — o Gott! es war nicht lustig. Entweder ich mußte recht übertrieben und toll durch einander schwärmen, lachen und poltern: oder ich saß auf dem Dache oder ganz vorn auf der Spitze des Schiffes, und dachte an die Vergangenheit und hing Luftschlösser bauend meinem Schmerze nach, der in aller seiner Wehmut doch das Süße hatte, daß er das Bewußtsein mit sich führte, daß ich von Dir so herzlich geliebt werde. Wien hat meine Traurigkeit nicht vermindert, sondern im Gegenteile vermehrt. O, mir ist die Stadt und ihre Menschen und all' ihr Treiben und Wogen und Lärmen verhaßt wie der Tod. Alles hier verwundet mich, und Alles ist mir widerwärtig, weil es hier so ganz anders ist als bei Euch, wo Güte und Redlichkeit des Gemütes und Liebe zu Hause ist.

Wir wissen erst, wie teuer uns unsere Freunde sind, wenn wir sie nicht mehr haben. Jetzt erst weiß ich, wie unendlich ich Dich liebe, da zweiunddreißig Meilen zwischen uns liegen, da ich Deinen freundlichen Blick nicht sehe, Deine Stimme nicht höre, und Dir nicht sagen kann, wie mir um die Seele ist. Überall, wo ich gehe und stehe, überall gehst Du mir ab, immer ist mir, als sollte ich Dich wo aufsuchen, als sollte ich Dir dies oder das sagen, als müßte ich Dich irgendwo finden: aber wo mein Auge hintrifft, begegnen ihm kalte und fremde Blicke, die mich daran mahnen, daß ich wieder in dem herzlosen Wien bin. Lächle nicht, wenn ich Dir sage, daß mir selbst das Essen nicht schmeckt, und daß ich mich schon allemal auf die Nacht freue, wo ich entweder schlafend von gar nichts weiß, oder ein Traum mich täuscht, daß ich bei Dir bin. Fanny, liebe, liebe Freundin! wenn ich den Gedanken denken sollte, daß wir uns einst trennen müßten — ich bitte Dich, übereile Dich nicht, wenn man Dir eine Partie vorführt — Du zerrissest mir das Herz, wenn ich Dich unglücklich wüßte — und doch, was wird es anders sein? — Ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand Dein Herz dahinführen, das mich und Dich unendlich glücklich gemacht hätte. Er wird Dich nicht kennen, Dich nicht nach Verdienst würdigen können — und mir — mir bricht das Herz, wenn ich Dich in rohen, liebeleeren Händen wüßte. Doch wenn irgend Treue und Glauben in der Welt ist, so bitte ich Dich, baue und traue auf mich, eher verlasse ich das Leben, als ich Dich verlasse. Wenn Du Mut hättest und Vertrauen auf mein Ehrenwort oder, besser gesagt, auf meine Rechtschaffenheit! Feste Ausdauer muß endlich zum Ziele führen.

Was mich betrifft, so wollte ich jede Kraft, die nur immer in mir liegt, aufregen zur Tätigkeit; ich will arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann — aber Du müßtest aus Liebe und Vertrauen in mein Versprechen Dich selbst zum Lohne meiner Mühe aufsparen. Es müßte doch einmal eine Zeit kommen, wo ich mit Ehren vor Deine Eltern treten könnte und sie bitten, daß sie mir Dich als mein Liebstes auf Erden geben möchten. Dann soll Deine Mutter ein Beispiel erleben, daß doch nicht jede Studentenliebe vergänglich sei. Denke nicht, Fanny, daß ich schwärme, nein, seitdem ich eine weitläufigere Unterredung mit dem Hofrate Sommer hatte (die Du nächstens erfahren sollst), seitdem ist es mein nüchterner, unabänderlicher Entschluß, Dich zu gewinnen, oder ich verlange mir sonst gar keine Anstellung und keine Freude auf der Welt. Freilich wirst Du mir einwenden, es gehe zu lange her; aber ein starkes Gemüt steckt sich ein weites Ziel, allein es läßt nicht ab, bis es dasselbe

erreicht — und wenn es wahr ist, wenn Du mich liebst, wie ich Dich — dann ist auch Dir das Ziel nicht zu weit, und die Ausdauer nicht zu lange. Und überdies, was ist denn an dem ganzen Plane Unmögliches und Zweifelhaftes? Im schlimmsten Falle kann es sechs bis acht Jahre dauern, und warum soll treue Liebe diesen Zeitraum nicht überwinden können? Nur kleine und schwache Seelen schrecken vor großen und weit aussehenden Plänen zurück. Andererseits aber hat man auch Beispiele, daß es schnell geglückt ist. Heute erzählte mir der Reißer, daß einer (den Namen hab ich vergessen), der im vorigen Jahre absolviert hat, nun in Linz mit 600 fl. C.-M. angestellt ist. Hat es diesem geglückt, wer kann es mir absolut absprechen? Ich habe Gönner, und zwar große, meine Liebe gibt mir Mut, und Gott hat mir Talente verliehen, die mich zu großen Erwartungen berechtigen; warum soll ich bei Anwendung alles dessen nicht vorwärts kommen? Darum fasse Mut und verzage nicht, bleiben nur wir uns treu und harren standhaft aus, so muß auch das Glück uns treu bleiben. Von meiner Seite setze ich Dir meine Seligkeit zum Pfande (ich sage nicht zu viel und weiß wohl, was ich da sage und verspreche), daß ich nur Dich nehme, falls Du treu bleiben willst, und solltest Du hundert Jahre alt sein. — Jetzt weißt Du alle meine Beschlüsse. Antworte mir darauf aufrichtig und wie Dir's um das Herz ist. Schreibe mir sogleich, ich bitte Dich herzlich, Mädchen! und alle Deine Meinungen, Deine Gefühle, alles, alles, was auf Dich Bezug hat. War Dir denn auch so weh und bange? Wie brachtest Du denn die Tage zu? Deine Krankheit quälet mich auch immer. Noch ein Band will ich heuer zwischen Dir und mir anknüpfen, das so manches freundliche Wort zu Dir bringen kann — ich meine das Bürgerblatt. Alle Gedichte, die Du mit dem Namen Ostade unterzeichnet finden wirst, sind von mir. Sage aber Niemandem etwas davon, denn es könnte so manches darinnen sein, was einer Deutung fähig wäre. — Pflege den Kaktus, er ist von meinen Händen gepflanzt. Grüße mir die Nanni zu tausendmal, auch die Minna; ich habe das Mädchen recht lieb gewonnen. Warte mit Deiner Antwort nicht erst, bis der Matthis schreibt, sondern laß Dir von ihm ein Couvert über Deinen Brief machen. Ich wohne nicht bei dem Schiffler und Mugerauer. Lebe wohl zu tausend und tausendmalen, und wenn Du mich ein wenig liebst, so schreibe mir recht, recht bald. Ich bin

Dein Dich ewig liebender

Freund Stifter.

Meine Adresse:

Landstraße, Rabengasse, Palfysches Haus,
Thür Nr. 9, abzugeben beim Portier.

Dieser Brief ist von allen, welche Stifter an Fanny gerichtet hat, der hoffnungsfreudigste. Es fehlt zwar auch in ihm nicht der ahnungsvoll schmerzliche Hinweis auf den „Fremdling", der kommen wird, um „mit kalter Hand" das Herzenskleinod an sich zu reißen, aber vor und nach dieser vereinzelten, finsteren Weissagung finden sich neben den innigsten Beteuerungen unvergänglicher Liebe das Gelöbnis ewiger Treue und die frohe Zuversicht, durch rastlose Tätigkeit dem ersehnten Lebensziele zustreben zu dürfen. Freilich wagt es Stifter auch da trotz des Überschwanges seiner Empfindungen in der strengen Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit seines Wesens nicht, die Zusicherung eines raschen Erfolges auszusprechen. Er will arbeiten, was nur ein Mensch vermag, er weist auf seine Talente und auf die freundschaftliche Förderung hin, die er nach seinen Verbindungen wohl zu erwarten berechtigt ist, er beschwört die Geliebte, auf seine Rechtschaffenheit zu vertrauen, und er versichert sie, wenn sie treu ausharren wolle, keine andere zu nehmen, und sollte sie bis dahin „hundert Jahre alt sein". Nach diesen aus der Tiefe der innigsten Empfindung losgelösten Schwüren ist sicher anzunehmen, daß Stifter sein Bestes darangesetzt hätte, die Geliebte fürs Leben zu erringen, wenn Fanny, wie der Dichter dies immer gehofft und geträumt hatte, sich ohne Zaudern „mit universumsgroßem Herzen" an seine sehnende Brust geworfen hätte. Aber dieser begeisternde Entschluß, auf den Stifter unerschütterlich gebaut und vertraut hatte, blieb aus, wozu wohl die Abmahnungen im elterlichen Hause das Meiste beigetragen haben mochten. Stifter erhielt als Antwort auf seinen liebeglühenden Brief ein kurzes, sachliches, herabstimmendes Schreiben, worin Fanny, der peinlichen Zwitterstellung müde, die Erwartung aussprach, daß auch er es unmöglich gutheißen könne, „immer unter lauter Heimlichkeiten fortzuleben", andererseits aber wisse er, „wie ihre Mutter von den jungen Herren denke, daher gebe sie die Hoffnung auf, daß die Mutter jemals einwilligen werde". Stifter billigt Fannys kindlichen Gehorsam und ist weit entfernt davon, ihre dankbar treue Hingabe an das geliebte Elternhaus erschüttern zu wollen, aber trotzdem vermag er es auch jetzt noch nicht, an eine völlige Aussichtslosigkeit zu denken, wie aus dem fünften Briefe vom 15. November 1829 hervorgeht. In demselben bedauert es der gekränkte Dichter, daß Fanny es über sich gebracht, seine warmgefühlten Worte mit so wenigen, dürftigen Zeilen zu erwidern. Ihm sei das Schreiben an die Geliebte Herzensbedürfnis und wonnige Glückseligkeit; er könne sich darin gar nicht genug tun, und wenn er noch soviel geschrieben habe, so sei ihm stets, als hätte er „noch eine Menge zu sagen". Dagegen bekräftigt er

Fanny in ihrem Vorhaben, den Eltern ein vertrauendes, gehorsam ergebenes Kind zu sein, wenn daraus auch ihrer Neigung unbesiegbarer Widerstand erwachsen könnte: „Ich achte tief die Offenheit Deiner Gesinnungen. Ich habe mir die Antwort ungefähr so vorgestellt, wie sie wirklich erfolgt ist; nur über eines, und zwar über das Wichtigste, hast Du Dich nicht ausgesprochen, nämlich was Du meinst, daß wir tun sollen. Oder soll ich das aus dem Zusammenhange Deines Schreibens erst erschließen? Ich habe es versucht und bin auf drei mögliche Fälle gestoßen, einen vierten Ausweg gibt es nicht. Entweder das Verhältnis fortführen, wie es jetzt besteht, oder es ganz aufheben, oder das ganze Deinen Eltern offenbaren und ihrem Gutachten anheim zu stellen — dies sind die drei Wege. Was den ersten betrifft, so verwirfst Du ihn geradezu, wie Deine Worte sagen: „und immer unter lauter Heimlichkeiten fortleben — dies kannst auch Du selbst unmöglich gut heißen." Du hast Recht, auch ich liebe diesen Weg nicht, weil es mir scheinen will, er sei nicht der edelste. Was den zweiten betrifft, nämlich es Deinen Eltern zu offenbaren, so wäre er der schönste und geradeste und mein Herz neigt sich sehr zu ihm hin. Oft drängte es mich in den Ferien, Deiner Mutter alles zu sagen, mir war als wäre ich dann einer Sünde los, und könnte wieder von Herzen fröhlich sein; allein immer widersetzte sich meine Liebe zu Dir diesem Entschlusse, denn er ist es, der uns auch auf ewig trennen kann. Wenn Du aber meinst, liebe Fanny, daß es besser wäre, so schreibe mir darüber, und ich will Deiner Mutter schreiben, will ihr alles offen gestehen, will sie bitten, sie möchte mir nur das einzige erlauben, daß ich an Dich schreiben dürfe, und zwar so, daß sie alle Briefe lesen soll; nur nicht plötzlich und ganz soll sie uns trennen, das ertrüge ich nicht. — Aber auch das ist zu bedenken, daß dieses Mittel alles zerstören kann; denn denke, wenn sie von uns fordert, daß wir unser Verhältnis ganz aufheben sollen, was dann? Es dennoch fortführen? Das, Fanny, erlaubt dann unsere Ehre nicht mehr; denn was jetzt nur Verheimlichung ist, wäre dann Betrug, und wahrlich, Betrug verdienen Deine so herrlichen Eltern nicht — von Dir nicht, weil Du ihr Kind bist, von mir nicht, weil ich Eurem Hause so unendlich viel zu verdanken habe, und weil sie mich lieben und Vertrauen zu mir haben. Es bliebe uns also nichts, als Trennung. — Aber Fanny, nein! Das kannst Du unmöglich in Deinem Schreiben gemeint haben, ich kanns und darfs und wills in Ewigkeit nicht glauben, daß Du das im stande wärest zu tun, ohne vorher alle möglichen Wege versucht zu haben. — Bist Du für mich hin: nun dann liegt mir auch nichts mehr an der Welt. Mögen sie

mir dann die glänzendste Stelle geben, mir gleichviel — dann ist es für mich zu spät . . . .

Schreibe mir viel, recht viel, und recht bald! Grüße mir die Nanni. Lebe tausendmal wohl. Ich küsse Dich und bin

Dein Dich innig liebender

Albert."

Meine Adresse: Stadt Nr. 2, Renngasse, zum römischen Kaiser, 2. Hof, 2. Stock, abzugeben bei Mademoiselle Bruner.

Fanny beantwortete diesen Brief nicht, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie nicht wußte, wie sie sich zu Stifters Vorschlägen stellen solle. Auch auf einen zweiten Brief vom Jänner 1830, der uns nicht erhalten blieb, erfolgte keine Antwort, so daß Stifter am 14. Feber 1830 sich noch einmal, diesmal schon in sehr gekränktem Tone, mit eindringlichen Vorstellungen an Fanny wandte. Er wolle ihr keine Vorwürfe machen, daß sie durch volle vier Monate kein Wort an ihn geschrieben, er wolle sich bemühen, zu glauben, es sei ihr unmöglich gewesen, aber nur jetzt solle sie endlich schreiben, nur eine Zeile, um das seltsame Schweigen zu erklären. Denn sie sei ihm rätselhaft geworden, er sei in seinem Inneren irre, und stehe an der Grenze des Zweifels . . . Wenn Stifter nun eine unmittelbare Antwort von Fanny erhalten haben sollte, so war dieselbe gewiß keine befriedigende; denn in dem Briefe vom 4. Juli 1830 an ihren Bruder Matthias beklagt Stifter sein verlorenes Lebensglück, indem er ausruft: „Den größten Trost in meiner wüsten Lage — ja gewissermaßen die Liebe einer Geliebten — geben mir die Studien jener großen Seelen, die, obwohl auf Erden lebend doch im Himmel wandelten, und nicht Einen oder Eine, sondern die Menschheit liebten!" — Es muß also in der Zwischenzeit, wahrscheinlich durch das Eingreifen der Eltern, zum Bruche und damit auch zur Einstellung des Briefwechsels gekommen sein; Stifter scheint nun versucht zu haben, die Liebe zu Fanny nach dem von ihm ausgesprochenen Vorsatze „auf die Arbeit und auf die Menschheit" zu übertragen . . . „ein wohltätiges Leben, sagt man, gibt ja auch Zufriedenheit". — —

Ob sich Stifter in den folgenden Jahren um eine feste Lebensstellung bewarb in der geheimen Hoffnung, nach der Erlangung einer solchen vielleicht doch noch Fannys Hand zu gewinnen, kann nicht entschieden werden. Doch war bei dem Unmut und der Unsicherheit, die er nach dem Bruche des Verhältnisses empfand, für ihn der Hauptanreiz dahin.

Daß der Dichter mehrmals bei den Behörden Gesuche um erledigte Lehrstellen eingab, ersehen wir aus dem im zwanzigsten Jahresberichte der deutschen Staatsrealschule in Pilsen, Jahrgang 1893 von Professor Franz Neumann in einem biographischen Aufsatze über Adalbert Stifter mitgeteilten Taufschein-Duplikat de dato 29. Jänner 1833, in welchem es am Schlusse heißt: „Urkund dessen ist nachstehende pfarrämtliche Fertigung mit dem Bemerken, daß, da schon unterm 11. November v. J. der Original-Taufschein zum Behufe bittlichen Einschreitens um die erledigte Lehrkanzel der Physik zu Prag ausgestellt worden ist, gegenwärtiges Duplicat einzig zu dem Endzwecke ausgefertigt werde, damit Adalbert Stifter dasselbe zu seiner bittlichen Verwendung um eine erledigte Lehrkanzel am k. k. Lycaeo zu Linz der philosophischen Facultaet als Beylage benützen könne. Pfarre Oberplan."

Die Bewerbung um die Lehrstelle in Prag erfolgte über Anraten des damaligen Professors der Physik in Wien und nachmaligen Finanzministers Andreas Freiherrn von Baumgartner, der gleich dem gefeierten Kontrapunktisten Simon Sechter ein gebürtiger Friedberger war, und um Stifters Verhältnis zu Fanny wußte. Stifter meldete sich zum Konkurse, bestand die schriftliche Prüfung auf das glänzendste, erschien aber unbegreiflicher Weise am Tage des Examens nicht zur mündlichen Prüfung. Ob diese gewiß unverzeihliche Nachlässigkeit einem fahrigen Zuge seines Wesens entsprang, ob ihm der eigentliche Ansporn fehlte, oder ob er den Termin einfach vergessen hatte, wird stets unentschieden bleiben. Professor Baumgartner, auf das peinlichste bloßgestellt, erstattete den Eltern Fannys über dieses bedauerliche Vorkommnis Bericht, worauf sich die letzteren mit noch größerer Entschiedenheit von Stifter abwendeten. Schweren Herzens schrieb nun Stifters Freund Matthias am 5. Feber 1833 nach diesen Vorfällen an den unglücklichen Dichter: „Hätte ich Dir etwas Angenehmes zu schreiben gehabt, so hättest Du gewiß schon auf einige Deiner Briefe immer Antwort erhalten; aber ich soll und muß Dir schreiben, als Dein Freund, daß es meinen Eltern lieber ist, wenn Du mit der Fanny nicht korrespondierst, und dieses einzige ist die Ursache meines langen Stillschweigens. Ich bitte Dich, bleibe mir der alte."

Somit waren Stifters Bewerbungen endgültig abgelehnt. Wie der Dichter jenen schwersten Schlag seines jungen Lebens ertrug, darüber fehlen uns die Zeugnisse. Aber in dem Schreiben an Adolf Freiherrn von Brenner vom 24. September 1834 — also fast zwei Jahre später — entringt sich noch seiner Seele der schmerzliche Ausruf: „Wir wollen die Neige unseres Beisammenseins noch recht oft innig ausschöpfen — sonst

wußt' ich nie, wie Du mir teuer bist, da ich die Abwesenheit von Dir durch jene geliebten Augen verkläret und versüßet fand, die ich nie, nie vergessen werde . . . Ich hatte in Mariabrunn einen Traum. Folgendes ist wörtlich wahr:

Ich kannte zwei schwarze Augen
Und liebte sie gar so sehr.
Wohl hab' ich sie längst verloren,
Aber vergessen nimmermehr . . . . .

Nur einmal möcht ich sie noch sehen,
Die nie mein Herz vergißt.
Wie sie mir einstens gut war,
Ob denn noch etwas übrig ist?"

Und im Jahre 1840, als er bereits seit drei Jahren vermählt war, erzählt er im „Heidedorf", wie Felix durch den Boten aus der Stadt einen Brief erhält und vor der Lampe seines Tisches die wohlbekannte Handschrift entsiegelt: „Es macht mir vielen Kummer, in der Tat, schweren Kummer, daß ich Ihre Bitte abschlagen muß. Ihre selbstgewählte Stellung in der Welt macht es unmöglich, zu willfahren; meine Tochter sieht ein, daß so nichts sein kann, und hat nachgegeben. — — Der Mann, als er gelesen, trat mit schneebleichem Angesichte und mit zuckenden Lippen von dem Tische weg — an den Wimpern zitterten Tränen vor . . . . Es ist geschehen, sagte er atmend, und trat ans Fenster, sein Auge an den dicken, finsteren Nachthimmel legend" . . . . .

Über die nächsten Jahre liegen keine besonderen Nachrichten vor. Stifter lebte weiter vom Stundengeben, „deren Erträgnis", nach einer Mitteilung von Franz Mugerauer, „seine Existenz oft in eine ärmliche Lage brachte, ja dieselbe oft sehr fraglich gestaltete". Daneben aber widmete er sich in der Einsamkeit seines Junggesellenstandes der heimlichen Pflege seiner Ideale, und kehrte, von allen Gedanken an eine feste Lebensstellung abgewendet, wieder vollends zur Kunst zurück, die sein Herz „noch immer so fest hat, wie eine erste unvergeßliche Jugendgeliebte". Ungestört seinen künstlerischen Neigungen leben zu dürfen, verschafft ihm allmählich wieder neue Lebensfreude: „Das Amt nämlich, in das mich wohlmeinende Freunde bringen wollten, um jene Erscheinung an mir darzustellen, die man gesichertes Dasein nennt, ist mir glückseligerweise abgeschlagen worden, und als ich mit dem lieben Bescheide in der Tasche nach Hause kam, so war es nicht anders, als hüpften mir meine Farben entgegen und sähen mich noch einmal so freundlich an . . . ." Als Maler und als „Schönheitsgeizhals", wie er sich selbst nennt, kann

er sich trotz der schweren Täuschung, die er erlitten, dem Zauber holder Weiblichkeit nicht verschließen, ja er läßt besonders „gern die Augen in lieben, feinen, jungen, weiblichen Gesichtchen stecken".

Dieser Zauber konnte dank der Empfänglichkeit seines leicht entzündbaren Wesens für ihn auf die Dauer nicht ohne tiefere Wirkung bleiben. Er müht sich in „Schönheitsträumen" ab; in der Kirche, im Konzert oder in Galerien entdeckt er manchmal unter der horchenden und schauenden Menge eine stolz dahinwandelnde Idealgestalt, deren Züge sich seinem Gedächtnisse so tief einprägen, daß er versuchen kann, sie aus der Erinnerung für seine „Sammlung schöner Menschenköpfe" auf die Leinwand zu werfen; er geht tagelang beharrlich denselben Weg, bis es ihm glückt, sein reizendes „Modell aus der Annenkirche" wiederzusehen, und, indem er dem Mädchen nachblickt, kommt ihm der Gedanke: „so müßte ein altgriechisches Marmorbild ausgesehen haben, das wandeln konnte und Augen gehabt hätte"; in einem öffentlichen Garten betrachtet er von rückwärts bewundernd den herrlichen Bau einer Frauengestalt, „stolz wie die Königin Zenobia", und als sie sich endlich umwendet, verschlingt er „mit einem einzigen, heftigen Blick die ganze Dichtung dieses Angesichtes". In dieser schönheitstrunkenen Stimmung lernt er zufällig ein Mädchen von bezaubernder Anmut der Erscheinung kennen. Nach der Darstellung Johannes Aprents, welche vielleicht auf persönlichen Mitteilungen Stifters beruht, erfolgte die Bekanntschaft auf einer häuslichen Tanzunterhaltung. Da am Morgen nach dem Balle ein heftiger Platzregen vom Himmel fiel, und um diese Stunde nirgends eine Fahrgelegenheit aufzutreiben war, wurden die Damen von der Frau des Hauses mit wasserdichten und möglichst widerstandsfähigen Schuhen versehen und der Obhut der Herren übergeben. Stifter war so glücklich, Amalie Mohaupt, dasselbe Fräulein, welches bereits während des Balles seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt hatte, und das nur in Gesellschaft einer älteren Begleiterin, bei welcher es in Wien wohnte, zur Unterhaltung gekommen war, nach Hause begleiten zu dürfen. Nach einigen Tagen erhielt er von der Frau, die jenen Ball gegeben hatte, ein Briefchen, worin erklärt wurde, Fräulein Amalie vermisse ihre Ballschuhe und glaube sich zu erinnern, sie Herrn Stifter anvertraut zu haben. Dieser antwortete sofort, die Sache verhielte sich wirklich so, und die Schuhe befänden sich noch in der Seitentasche seines Mantels, wo er sie bis jetzt vergessen habe; er werde sich das Vergnügen machen, sie der Eigentümerin persönlich zurückzustellen. Und so geschah es. Stifter brachte die Schuhe, plauderte ein Weilchen, und empfahl sich dann. Beim Weggehen aber schien es ihm, als wäre

er zum Wiederkommen eingeladen worden, was zur Folge hatte, daß er zuerst in drei Wochen und dann in immer kürzeren Zwischenräumen seinen Besuch erneuerte, bis er endlich jeden Tag als verloren betrachtete, an dem er nicht in Amaliens Augen gesehen. — Das war im wesentlichen die Anknüpfung und Fortentwicklung dieses Verhältnisses nach der Darstellung Aprents. Franz Mugerauer, dessen persönliche Erinnerungen den in Rede stehenden Zeitraum vollkommen umspannen, verweigert in geheimnisvoller Weise Ammann über diesen Punkt nähere Auskunft zu erteilen: „Stifter hatte während seines Verhältnisses zur Fanny keine andere Liebe, er hätte sie uns gewiß nicht verheimlicht, und daß er Versuche machte, die gute Fanny wieder zu gewinnen, das glaube ich umso weniger, weil er damals bereits ein sehr intimes Verhältnis mit Amalia hatte, die wie eine Klette an ihm hing. Wie er zu dieser Liebe kam und auf welche Weise sie sich entwickelte und fortdauerte bis zur Verehelichung, muß ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen übergehen, nam taedet mihi mentionis."

Die Veröffentlichung mysteriöser Andeutungen solcher Art konnten dem Andenken an Stifters nachmalige Gattin begreiflicherweise kaum zum Vorteil gereichen. Allerdings wird dieser bedenkliche Eindruck nicht gemildert, wenn man sich den letzten Brief gegenwärtig hält, welchen Stifter an Fanny geschrieben. Dieses in Oberplan am 20. August 1835 verfaßte Schreiben entstand unter dem unmittelbaren Eindruck, welchen die Trauung seines Jugendfreundes Franz Xaver Schiffler mit Maria Blechinger in der Kirche zu Christianberg auf das Gemüt des Dichters ausübte. Der stets denkwürdige Brief lautet:

Liebe teure Freundin!

Oberplan ist mir fürchterlich leer, und nur Du allein beschäftigest immer mein Herz — ein unsägliches Gefühl, halb Trauer und halb Seligkeit, ist seit der Vermählung Schifflers mit Marie in mir — zweier Menschen, deren Geschichte so enge mit unserer verbunden ist, und deren Glück so hart mit unserm Unglück kontrastiert, daß ich jenes Gefühls des tiefsten Mitleidens mit mir selber seit jenem Hochamte zu Christianberg nicht Meister werden kann. Seitdem weiß ich es, Du liebest mich noch — ich hab es wohl gesehen, wie Du während der heiligen Handlung etwas zurücktratest, um Dich dem Anblicke zu entziehen, und wie Du später verweinte Augen hattest; meinem Auge, das nur immer Dich suchte, ist es gar nicht entgangen, wie Dein Inneres in schweren, traurig schönen Erinnerungen arbeitete, und mein Herz sagte es mir, daß wir uns in

diesem Augenblicke in gleichen Gefühlen begegnen. Du bist ein Engel, den ich nie verdiente, Du hast von Deinen Eltern die unerschöpfliche Herzensgüte geerbt; mein heiliger Engel bist Du, so rein und gut — — und ich konnte das an Dir tun, was ich tat! Seit Du sagtest, Du habest dergleichen nicht von mir erwartet, und ich habe Dir erbarmt, seither ist ein Schmerz in mir so heiß und strafend, daß ich nichts als die Sehnsucht habe: könnte ich doch an Deinem unschuldigen, keuschen Herzen diese Last recht in bitteren Tränen ausweinen, obs nicht doch Linderung gäbe. Als sie sagten: Du werdest Huber heiraten, fuhr der Geist der Eifersucht in mich, und da wurde der Plan gedacht, Dich und alle Vergangenheit zu vergessen; und weil der Schmerz doch zu nagen nicht aufhörte, so suchte ich, wie es in derlei Fällen immer zu gehen pflegt, in neuer Verbindung das Glück, das die alte erste versagte, und spiegelte dem verwaiseten Gefühle vor: nun bist Du ja geliebt und glücklich — — — ach und ich war es doch nicht. Es gibt nur eine, eine einzige Liebe, und nach der keine mehr. Gekränkte Eitelkeit war es — zeigen wollt' ich Eurem Hause, daß ich doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wußte — — ach und hätte über dem Experimente bald mein Herz gebrochen! Je weiter zur Vermählung hin ich es mit Amalien kommen ließ, desto unruhiger und unglücklicher ward ich. Dein Bild stand so rein und mild im Hintergrund vergangener Zeiten, so schön war die Erinnerung und so schmerzlich, daß ich, als ich Amalien das Wort künftiger Ehe gab, nach Hause ging und auf dem Kissen meines Bettes unendlich weinte — um Dich. Du warst ja doch immer trotz meiner vorsätzlichen Selbstverhärtung die Braut meiner Seele — Du



Christianberg.

warst doch immer die Heilige, zu der mein besseres Innere betete — und wie oft suchte ich Deine Briefe hervor und las sie alle durch. Erst als ich stark genug war, das neue Band zu zerreißen und ihr alles zu sagen, und aus meiner Selbstquälung zu klarerem Entschluß zu kommen — erst da, als Amalie sagte: Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, und achte Sie, daß Sie Ihrer ersten Liebe treu blieben rc., erst dann kehrte wieder ein unendlich süßer Friede in mein Herz, als hättest Du gesagt: ich liebe Dich ja noch, und verkenne Dein gutes Herz nicht. Ich habe dieses alles nicht etwa gesagt, um mich zu rechtfertigen, nein, sondern mein Benehmen zu erklären. Hätte ich Dein einfaches, schuldloses Gemüt, so hätte ich still geduldet, nicht durch Trotz mein Herz herabgewürdigt und einem anderen Wesen Kummer verursacht. Freilich sagen die Leute: Du hattest nichts gegen sie gefehlt, Euer Vertrag war ja aufgehoben — als ob ein Herzensbündnis mit Worten zu Null gemacht werden könnte! Wäre es von mir bloße Untreue gewesen, warum hätte ich dann plötzlich wieder gebrochen? Als weil mir mein Verstand sagte, ich soll nicht mich und sie unglücklich machen; denn ich liebte sie nicht, und sollte mir ihr Kuß Wohlgefallen sein, so mußte ich mir Deine Lippen dazu denken. — Aber gut, alles ist vorüber, und diese Begebenheit hat neuerdings gezeigt, wie unbesiegbar meine Liebe zu Dir ist, sie ist die letzte Verirrung meines Gefühls gewesen und hat aber das Gute bewirket, daß ich nun sanft und stille sein will, und in reiner schöner Liebe Dein Bild in mir aufhängen und schmücken werde mit der liebreichsten Verehrung immer und immer fort. Ich fühle jetzt schon eine solche Zufriedenheit mit mir, wie ich sie seit zwei Jahren nicht gehabt habe, und ich fühle, wie sie immer steigen wird. Nun noch eins: Wenn Du ein Herz, das so hart von seinem wahren Ziele irrte, das aber bereute und umkehrte, nicht verschmähen willst, wenn Deine Güte noch einen Rest alter Liebe und Zärtlichkeit aufbewahrt, so nimm meine Liebe, die ich Dir als eine demütige Gabe anbiete, wieder an, und heile meine Wehmut mit freundlicher Zärtlichkeit — ich weiß, was ich Dir dann schuldig bin, und nie, so lang ich lebe, soll ein unsanftes Wort Dein Herz betrüben, oder eine Handlung Dein Gemüt verletzen. Kein Mann auf Erden liebt Dich mehr, als ich, weil Dich keiner mehr kennt, als ich — und keiner kann Dich glücklicher machen. Sagst Du ja (und Du wirst es, weil Du so gut bist), so werde ich mit Deinen Eltern reden, und ihnen dartun, daß eine Verbindung zwischen uns ganz und gar nicht so ungereimt sei, und um ihre Einwilligung bitten. Sagst Du aber, Du liebest mich nicht mehr, so will ich es leiden, wie auch das Herz wehe tue, und will nur allein Dich zur

Braut meiner Ideen machen, und Dich fort lieben bis an meinen Tod. Ich schrieb dies alles, weil ich fürchte, daß zu einer Unterredung keine Zeit ist. Übrigens will ich keineswegs, daß dieses Blatt ein Geheimnis bleibe zwischen uns, im Gegenteile, berate Dich mit Deiner Mutter und bitte sie, daß sie mit mir rede.

Lebe wohl, ich bin ewig

Dein Dich innigst liebender Freund

Oberplan, am 20. August 1835. A. Stifter.

Es war zu spät. Stifter hatte von Fannys Herzensgüte zu viel erwartet. Nachdem sich schon früher die Hindernisse, welche einer dauernden Verbindung fürs Leben entgegenstanden, als übermächtig erwiesen hatten, mußte nun nach dem Hinzutreten des mittlerweile entstandenen Verhältnisses zu Amalie die Aussichtslosigkeit eine vollständige werden. Auch war es bei Fannys vornehmer Gesinnung undenkbar, daß sie nach diesen Zwischenfällen über die begründeten Ansprüche Amaliens hinweg, welche ja von Stifter bereits ein bindendes Eheversprechen erhalten hatte, dem mit sich selbst völlig uneins gewordenen Dichter noch die Hand gereicht hätte. — Die Eltern Fannys aber, welche der „ziellosen Studentenliebe" immer mit dem äußersten Mißtrauen gegenübergestanden waren, würden dem nunmehr dreißigjährigen Manne, dessen ganze Existenz immer noch einzig von dem Ertrage seiner Privatstunden abhing, die Tochter jetzt noch entschiedener verweigert haben, als vorher. —

Ammann, dem Stifter in jener Zeit „wankelmütig und unberechenbar" erscheint, kommt zu dem Schlusse, daß dem Dichter „eine gewisse Freiheit und Ungebundenheit im Dienste der Kunst" noch kostbarer erschienen sein mochte, als selbst die Liebe und ein regelrechtes Familienleben: „Nur aus einer derartigen Mischung und Gärung widerstrebender Gefühle lassen sich die tollen Streiche erklären, die Stifter seiner Jugendliebe gegenüber und darauf bei seiner Verheiratung begangen hat. Diese individuell merkwürdigen, für ruhig denkende Menschen schwer verständlichen Charakterzüge in Stifters Sturm- und Drangzeit sind psychologisch interessant, sie verraten keineswegs einen Normalmenschen, sondern eine ganz eigen geartete Menschennatur, vielleicht eben das extreme Wesen eines dichterischen Geistes, mag es mitunter auch menschlich unangenehm berühren. Wie edel und milde das ganze Lebensbild Stifters in den späteren Jahren erscheint, in dieser Jugendzeit hat es doch auch seine gewissen Unebenheiten und Härten."

In Wahrheit jedoch läßt sich der ganze unglückselige Zwiespalt in jenen Entwicklungsjahren des Dichters auf die leidige Geldfrage zurückführen. Stifter litt, wie so viele köstlich begabte Menschen vor und nach ihm, unter der Last jener bitteren Lebensverhältnisse, „wo die Mühsal des Erwerbens unser Bestes untergräbt". Wie ganz anders würde sich sein Lebenslauf von allem Anfang gestaltet haben, wenn ihm das Glück zu teil geworden wäre, der Sohn wohlhabender Eltern zu sein. Tausenden von Menschen fällt das Anrecht auf den höchsten Glanz des Daseins schon als erstes Angebinde in der Kinderwiege zu; für ungezählte Hunderttausende aber ist ein finsteres Erdenlos unabänderlich besiegelt, noch ehe sie den ersten Atemzug getan. — Schon in den frühesten Gymnasialjahren muß sich der Bettelstudent durch Stundengeben erhalten, und an dieses Joch, das Stifter selbst mehr als einmal als entwürdigend beklagt, bleibt auch der Mann noch sein halbes Leben hindurch gefesselt, bis ihn endlich der Dichterruhm in die Sphäre der Freiheit hebt. Es ist müßig, sich des Dichters Leben auszumalen, wie es sich wohl gestaltet haben würde, wenn schon dem Knaben die Glücksgöttin die Hand entgegengestreckt hätte. So, um nur die eine stets ungestillte Sehnsucht seines Lebens zu berühren, wird er von allen Seiten als ein Auch-Maler angesehen, der zwar künstlerische Impulse besaß, dabei jedoch über mittelmäßige Versuche nicht hinauskam. Erscheint es aber nicht vielmehr fast wie ein Wunder, daß Stifter so vortreffliche Bilder in den verschiedensten Darstellungsarten gemalt hat, da er die einzige Unterweisung in der Kunst dem selbst nicht künstlerisch gebildeten Lehrer an einer Klosterschule verdankt? Wer möchte zu behaupten wagen, daß Stifter nicht einer der bedeutendsten Maler aller Zeiten geworden wäre, wenn ihn die Gunst der Verhältnisse in eine hervorragende Kunstschule geführt hätte? — Und auch sein über allen Zweifel erhabener Dichterberuf? Welche viel reichere Fülle köstlicher Gaben hätte er der Mit- und Nachwelt vielleicht beschert, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sich unbehindert auszuleben, statt ein halbes Menschenalter hindurch die besten Stunden des Tages sich zum Drill zahlloser Zöglinge zu verdingen, um — ärmlich genug — nur das nackte Leben fristen zu können. — Endlich sein Verhältnis zu Fanny! Mit welcher dankbaren Freude, mit welcher entgegenkommenden Bereitwilligkeit hätten die Eltern des Mädchens einem feinsinnigen, gebildeten, zartfühlenden Bewerber die Obhut über das Lebensglück ihres Kindes anvertraut, dessen äußere Lage seinem inneren Reichtum angemessen gewesen wäre. — Nehmen wir schließlich an, Stifter hätte als solider Durchschnittsstudent die juridischen Studien anstandslos absolviert

und wäre sodann als tüchtiger Staatsbürger in ein Amt getreten; wer weiß, um wie vieles früher seine dem Wunderland der Phantasie zustrebenden Flügel erlahmt wären, die höchst ersichtlich durch seine spätere Verwendung im Dienst der Behörde an Schwungkraft rasch ihr Bestes verloren. — Stifter fühlte instinktiv seine höhere Sendung und in bitterster Seelenangst fürchtete er sein Pfund töricht zu vergraben. Darum ging er allem in weitem Bogen aus dem Wege, was alle praktischen Leute an seinem Platze ohne Zaudern ergriffen hätten. Das Richtmaß gewöhnlicher Naturen konnte den Umfang seines Geistes, die Weite seiner wallenden, dürstenden, nach dem Höchsten verlangenden Seele nicht umspannen. Und so hat er duldend die Weihe seines göttlichen Berufes mit dem schönsten Lebensglücke bezahlt.

Fanny, die gewiß unter den geschilderten Wirrsalen unsäglich gelitten hat, glaubte für immer von aller Freude und Glückseligkeit ausgeschlossen zu sein. Es scheint, daß ihre Freundinnen zu jener Zeit sich eifrig bemüht haben, sie aus dem Zustande dumpfer Gleichgültigkeit aufzurütteln, in den sie verfallen war. Sie redeten auf sie ein, Stifters nicht weiter zu gedenken und suchten sie von seinem Bilde abzuziehen, indem sie die Vorzüge anderer Bewerber, an denen es Fanny niemals gefehlt hatte, unablässig hervorhoben. Nach Ammanns Meinung dürften auch die Vorkommnisse nach der Hochzeit zu Christianberg in Fannys Gemüt „den Wunsch rege gemacht haben, durch eine Heirat mit einem anderen geachteten Manne dem verdrießlichen Verhältnisse mit Stifter ein- für allemal ein Ende zu machen". Vor allem aber mochte es der Einfluß der Mutter gewesen sein, welcher Fanny veranlaßte, dem ihr von Julie und Nanni Huber als Bewerber warm empfohlenen Kameralbeamten Josef Fleischanderl in Ried „entscheidende Unterredungen" zu gestatten. Unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben schreibt sie in einem Briefe vom 27. Juli 1836 an ihre Freundinnen: „Daß ich an Fleischanderl nicht allein dasjenige, was Ihr mir von ihm sagtet, bestätigt, sondern, daß ich alles über meine Erwartung fand, wird Euch als so getreue Anhängerinnen gewiß nicht in ein großes Erstaunen setzen. — Ich bin nun seit unserer Ankunft ein ganz anderes Wesen; besonders froh macht es mich, daß Fleischanderl auch den ganzen Beifall von meiner Mutter genießt, die gewiß in dieser Hinsicht nicht so leicht zufrieden gestellt ist . . . In meinem Kopf ist eine Fülle von Gedanken, die sich aber noch weigern auf das Papier zu treten; künftigesmal mehr davon — doch eins noch: meine Zukunft, die seit lange mir sehr düster erschien, ist mir nun wieder recht freundlich und helle, so zwar, daß ich

wirklich dasjenige zu werden beginne, was ich noch vor einiger Zeit zu den Unmöglichkeiten zählte." — —

Am 18. Oktober wurde die Hochzeit gefeiert. Fanny war damals über achtundzwanzig Jahre alt; ihr Gatte war ein würdiger ernster Mann. Später übersiedelte das Paar nach Wels, wo Fleischanderl die Stelle eines Kameralsekretärs bekleidete.

Fanny aber hatte sich getäuscht, als sie in ihrem Briefe die Hoffnung aussprach, daß ihr das Leben doch noch ein spätes Glück bringen werde. Auch an ihr erfüllte sich Stifters Wort: „Es gibt nur eine einzige Liebe, und nach der keine mehr!" Nachdem drei lange Jahre einer lichtlosen Ehe dahingegangen waren, genas Fanny am 12. September 1839 eines Knaben, „doch starb sie mitsamt dem Kinde infolge unglücklicher Entbindung bereits am 16. September und war so von Liebe und Leid erlöst. Ihr redlicher Gatte war tief erschüttert, auch seine Lebensfreude war dahin und sein Sinn verdüsterte sich von Jahr zu Jahr, so daß er später ein fast menschenfeindlicher Sonderling ward".

Das ist die ergreifend traurige Geschichte von Stifters Jugendliebe.

Seines düsteren Abschiedes von Friedberg, der für ihn zugleich der Abschied von dem reinsten, innigsten Lebensglück bedeutete, gedenkt der Dichter im „Waldgänger" mit Worten rührender Wehmut: „Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Teile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unseres Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken, und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Teile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl,

meist windig und seine Fenster schauen zum Teile nach Mitternacht, zum Teile nach Mittag auf beide Teile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er und sah zurück.

Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Naßkalt des späten Herbstes hereinbrechen. Unten, gleichsam zu Füßen, in der Tat aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geschnitten von dem schimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Dufte des Landes gegen Osten ging.

Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges schiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei schimmern, wenn er sichtbar wäre, wo der Betrachter dieser Dinge so viele Jahre seiner Kindheit zugebracht, und wo er so viele Freuden des Herzens und der aufknospenden Seele genossen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Türme gewiß jetzt im Sonnenscheine glänzen würden, noch zurück in das vereinsamte Land, das jetzt von Wolken beschattet ist, durften ihn seine Schritte tragen, sondern er schaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche, unscheinbare, in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück, und stieg dann in das Rinnsal des abwärts führenden Tales hinein, das die Leute den Haselgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf seinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberschlage, kaum nach drei Schritten, war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmischen Höhen, der graue Wolkenhimmel und die säuselnden Halme versunken; die in der Tiefe des Engtales ruhig stehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn abwärts. Ganz oben, wo das Tal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch ein winziges Wasserfädlein neben dem Wanderer abwärts zu gehen. — Sie kamen an dem Schlosse vorüber, das aus dem edelsteinfunkelnden Laubdache mit seinen alten Mauern und mit dem finstern, runden Turme in die Tiefe hernieder schaut, und wo einst jener böhmische König Wenzeslaus gefangen war — sie gingen an manchen zerstreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher, auf einem tiefgelegenen Wiesenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle, rechts eine stattliche Mühle steht, die Berge sich auseinander taten, das abwärts steigende Tal aus

war, und die hingebreitete, große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo schon in nicht sehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herüber grüßte und auf ihn harrte. Der Wanderer ging rechts in die Gebüsche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die schönen, ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbstfrüchten besetzt und mit Obstbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges, gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen stand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurückweichenden Bergen seitwärts gegen Morgen ging, stand im Schoße von Obstbäumen und Gebüschen das kleine Kirchlein Sankt Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall standen Fruchtbäume, und noch grüne, nickende Gesträuche; denn der Oberösterreicher liebt den Baum und den Strauch, und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wanderers glänzten die blankgehaltenen, gelben Turmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft und schimmerten die weißgetünchten Wände der Häuser, die geschnitten waren durch die grünen Fensterläden, und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen ansteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umstehen und sie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmut über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte. Er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in seinem tiefen Innern behalten wollte. Er blieb diese Nacht in Linz.

Am andern Morgen war alles weithin grau und regnerisch, der Wolkenbau des nördlichen, bergigen Mühlkreises hatte sich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Türme einer Kirche, die, auf einem nordwestlichen Berge gelegen, sonst immer so freundlich auf die Stadt hernieder schauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er gestern herunter gekommen war, strichen, die Höhenspitzen eintrinkend, weiße und grauliche Wolkenbänke, teilweise trübe Regenschleier niedersendend; die südlichen Alpen waren ganz und gar verschwunden, und wie der Wanderer im Wagen saß, und Strecke und Strecke auf der Straße nach Wien fortrollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden, abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Teile der immer dichter hernieder

fallende, feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herabfallendem Regen und auf ruhig starrender Erde fortgefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Türme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten, und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Torwege des Gasthauses hineinschwankte.

Wie war seit jenen Jahren alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben ferne halten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurückschaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er wieder die Wälder, die Berge, die Täler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war; sie hatten einen Teil des schönen Duftes abgestreift, und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum und öfters war es ihm nicht anders, als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinausziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist." —

Was er anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte! Bei diesen Worten hat Stifter an die kühnen Lebenshoffnungen des aufstrebenden Jünglings und an den süßen Traum der ersten Liebe gedacht. Damit war es nun für immer vorbei! Fanny war verheiratet, und er mußte das stets noch nagende Gefühl mit Gewalt in seiner Brust ersticken, wollte er nicht in untätigem Hinbrüten rettungslos versinken. Sein letzter, herzbewegender Brief an Fanny war mit eisigem Schweigen aufgenommen worden, und wenn er auch jetzt noch an der gänzlichen, unabänderlichen Abweisung, die ihm zu teil geworden, hätte zweifeln mögen, so mußte durch den Abschluß des Ehebündnisses jede Hoffnung auf den Fortbestand der einst so „süßen, heimlichen Jugend-

gefühle" entschwinden. Wie Stifter selbst in jenem letzten Briefe sagt, hatte er sich Amalien „in vorsätzlicher Selbstverhärtung" und „aus gekränkter Eitelkeit" zugewendet, und solcherart „durch Trotz sein Herz herabgewürdigt"; er wollte dem stolzen Patrizierhause zeigen, daß er „doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wußte". — Mag nun dem reuevollen, schmerzdurchwühlten, zurückverlangenden Herzen des Dichters in jenem Augenblicke innigster Zerknirschung diese Deutung selbst am zutreffendsten erschienen sein, so ist bei dem für weibliche Anmut sehr empfänglichen Auge des Malerpoeten doch sicher, daß Amaliens ungewöhnliche Schönheit, sowie ihre schrankenlose Hingebung wesentliche Gründe der erfolgten Annäherung gewesen sind.

Stifter hatte die bitterste Enttäuschung seines Lebens erlitten und stand mit einem unendlich trostlosen, verwaisten Herzen in der Welt. In jener Zeit hat ihm gewiß der Idealismus einer gesunden Männerfreundschaft über manchen schweren Augenblick der Mutlosigkeit hinweggeholfen. Er selbst sagt es wiederholt in diesen düsteren Tagen, daß ihm die Freundschaft mehr gelte, als selbst die Liebe. — Aber auch Amaliens holdselige Nähe wirkte nach dem Verbrausen des ersten, wilden Schmerzes sänftigend auf ihn ein; sie kannte sein zerrissenes Herz; sie trachtete danach, ihn durch vergrößerte Milde und Zärtlichkeit zu trösten; sie dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und achtete ihn dafür, daß er dem Andenken seiner ersten Liebe treu geblieben; sie suchte nicht in eifersüchtiger Regung das traurig süße Versenken in den Glückestraum vergangener Tage zu verhindern; sie duldete kampflos das andere, durch heilige Erinnerungen verklärte Bild neben ihrem eigenen, und der Wetteifer ihrer selbstlosen Frauenart bestand einzig darin, sich dem Geliebten mit umso größerer Innigkeit völlig hinzugeben. Durch opferfreudige Sanftmut hat ihre stille, schmiegsame Natur endlich den vollen Sieg errungen.

Amalie wurde nach Neumanns Mitteilungen als die Tochter des Fähnrichs Philipp Mohaupt in Kojetein in Mähren geboren und erhielt die Taufe in der dortigen Pfarrkirche am 11. Juli 1811. Sie war um sechs Jahre jünger als Stifter. Der am 4. December 1811 ausgestellte Taufschein lautet folgendermaßen: „Endesgefertigter bescheiniget, daß vermöge glaubwürdig Kojeteiner Kirchenmatrik 4 Fol. 337, die Amalia Mohaupt, von katholisch und ehelichen Aeltern gebohren, sub Tom. N. 61 nämlich von dem H. Philip Mohaupt, Fähnrich von Raysky Inf.-Regmt. (Jetzt 10. Galizisches Inf. Regmt., Oskar II. Friedrich König von Schweden und Norwegen) und seiner Ehefrau Katharina Schell, dann unter Beistand als Pathen des H. Anton Brandner Ober-

lieutenant von Raysky-Inf. und der Maria Lambort Bürgersehefrau, den eilften July Ein Tausend Acht Hundert Eilf: d. i. den 11. July 1811 in dasiger Pfarrkirche Maria Himmelfahrt das heilige Sacrament der Taufe von dem Ignatz Priat hiesigem Cooperator empfangen habe, und ihr der Name Amalia gegeben worden. Kojetein. Daniel Polansky, Pfarrer."

Stifter hatte an Fanny geschrieben, er habe „doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden gewußt". In Bezug auf Schönheit und Edelmütigkeit mochten seine Angaben vollkommen zutreffend gewesen sein, in Ansehung der Wohlhabenheit aber hatte sich der Dichter schwer geirrt. Amalie war in Wahrheit noch ärmer als ihr Verlobter; sie besaß selbst kein Vermögen und hatte keine auch nur einigermaßen nennenswerte Mitgift zu erwarten; denn ihr Vater lebte von seiner kärglichen Pension, welche monatlich 16 fl. C.-M. betrug, verlassen und kränklich in Miskolcz in Ungarn. Er empfahl seine Kinder, da er sie nicht bei sich behalten konnte, „dem Schutze Gottes, des Allmächtigen", und schickte sie in die Fremde, damit dieselben dort ein geeignetes Fortkommen fänden. Sein Sohn Philipp war Unteroffizier und starb, nachdem er seine Gattin in jungen Jahren verloren hatte, frühzeitig in tiefem Elend. Zwei Töchter desselben fanden später in Stifters Hause liebevolle Aufnahme: Katharina und die unglückliche Juliana, welche durch ihren freiwillig in den Wellen der Donau gesuchten Tod dem Dichter schweren Kummer bereitete.

Als ihre Mutter gestorben war, versuchte es Amalie im Vereine mit ihrer Schwester Josefine sich in Wien eine Existenz zu gründen. Sie kam zu einer Frau Lazzer, welche die Schwestern in ihre Obhut nahm und sie in den weiblichen Handarbeiten unterrichtete. Das Verhältnis mit Stifter scheint jedoch Amaliens Beziehungen zu Frau Lazzer späterhin sehr ungünstig beeinflußt zu haben. Vielleicht ist in demselben auch die Veranlassung zu suchen, daß die Mädchen ihren Aufenthalt bei dieser Frau ganz aufgaben und sich vollkommen selbständig zu machen suchten.

Amalie scheint von Stifter in der ersten Hälfte des Jahres 1835 das Eheversprechen erhalten zu haben, von welchem in dem letzten Briefe an Fanny die Rede ist. Einige hierauf bezügliche Stellen aus den Briefen Philipp Mohaupts an seine Tochter Amalie theilt Professor Franz Neumann in dem vorerwähnten Programmaufsatze mit; so heißt es in dem Briefe vom 1. Juli 1835: „Ich habe zwar schon lange einen Brief zu erhalten gehofft, damit ich in der Kenntniß sei, wie es mit Deiner Heirat

7*

steht. Leider sehe ich gar zu wohl ein, daß noch mehrere Umstände eintreten können, welche es gar gänzlich verhinderlich machen dürften. — Meine besondere Empfehlung an Deinen anzuhoffenden Ehegatten!" — In dem Briefe vom 7. Jänner 1836, in welchem der Vater zuerst den Namen Stifters erwähnt, schreibt er: „Ich muß Dir auch zugleich bekannt machen, daß ich auf Dich sehr böse gewesen, weil Du mir so lange nichts von Deiner bevorstehenden Heirat geschrieben hast. — — Endlich langte doch ein Brief von Herrn Stifter an, der mich einigermaßen befriedigte. — Meine Empfehlung an den Herrn von Stifter, als auch an Deine gnädige Frau von Lazzer bitte nicht zu vergessen." Der sehr gottesfürchtige, in der Ferne weilende Vater, welcher wahrscheinlich wußte, daß Stifter keine Stellung hatte, den Charakter des Bräutigams seiner Tochter aber nur aus unzulänglichen, brieflichen Mitteilungen kannte, war offenbar um die Zukunft und das fernere Wohlergehen seines Kindes nicht wenig besorgt. Stifters schriftliche Erklärungen scheinen ihn aber doch etwas beruhigt zu haben, denn er schreibt am 11. Jänner 1837: „Schließlich muß ich Dir noch beifügen, daß Du nach Deinem Schreiben Dich nicht mehr bei der Frau von Lazzer befindest, sondern daß Ihr Euer mäßiges Auskommen selbst fortzubringen suchet; so kann ich doch nicht unterlassen, Deiner Wohlthäterin, die Dich so viele Jahre hindurch als Deine Mutter behandelte und Du durch dieselbe zu allen diesen weiblichen Arbeiten, durch welche Du gegenwärtig in den Stand gesetzt worden bist, mit Deiner Schwester das Nothwendige zu erwerben, zu danken.

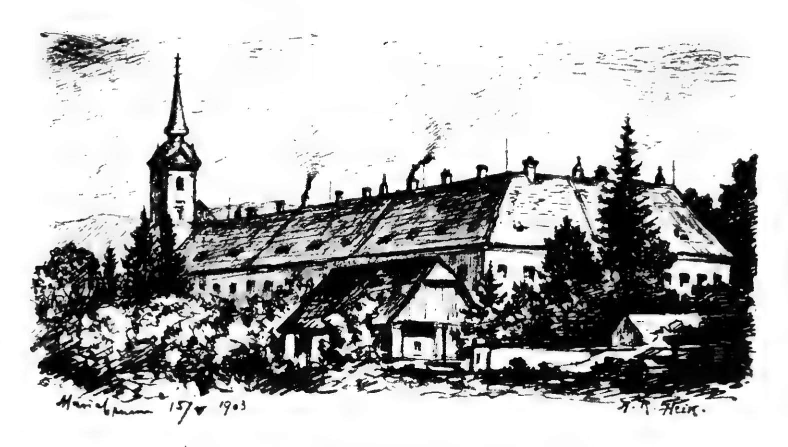
Dahero ersuche ich Dich, zu der Frau v. Lazzer Dich dahin zu begeben und ihr in meinem Namen den wärmsten väterlichen Dank für alle ihre durch so viele Jahre an Dir erwiesene Mutterstelle, die durch Wohlthaten an Deiner Erziehung, durch Ausbildung Deiner Person, als auch hinsichtlich in allen Vollkommenheiten der weiblichen Arbeiten zum Grunde Deines Glückes so mütterlich beigetragen hat, abzustatten. — —

Was Deine Verhältnisse mit dem Herrn Stifter anbelangen, so habe ich in dieser Hinsicht nichts beizusetzen, als daß der väterliche Wunsch je eher, je lieber, als es der Allerhöchste, seine Gnade und Hilfe, hinzugeben wolle, es in Erfüllung gehen möge. Dahero empfehle mich auch dem Herrn Stifter in seine fernere Freundschaft mit der größten Versicherung meiner Hochachtung und der väterlichen Liebe."

Amalie, der Fortsetzung eines unsicheren, für ihren weiblichen Ruf wenig günstigen Verhältnisses müde, dürfte Stifter zu einer Entscheidung gedrängt haben, und dieser fand sich zum Ehebündnisse mit Freuden bereit. Der Zustimmung des Vaters konnte er nach dessen brieflichen Auslassungen

ohne weiteres sicher sein. Wie ganz anders war überhaupt das Entgegenkommen, das er hier fand, wenn man es mit der ablehnenden Haltung im Hause Greipl vergleicht. Allerdings waren auch die Familienverhältnisse ungeheuer verschieden.

Mit der Aussicht, sich ein Familienleben zu gründen, wuchs nun freilich abermals die Sorge um einen auskömmlichen Erwerb, und Stifter zog sich demgemäß im Sommer 1837 nach Hadersdorf zurück, um ungestört und durch die reichen Hilfsmittel der Forstlehranstalt zu Mariabrunn unterstützt, das Studium der Botanik und anderer verwandten Wissenschaften zu treiben, und so jenen Grad fachlicher Ausbildung zu erlangen, der zu einer ihm von hohen Gönnern in Aussicht gestellten Professur an der genannten Lehranstalt erforderlich schien.



Die ehemalige Forstlehranstalt Mariabrunn.

„Ad vocem studieren," so schreibt er hierüber an einen Freund, „muß ich Dir melden, daß ich sehr fleißig Forstbotanik studiere, weil man sich sehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel in Mariabrunn bekomme. Sie enthält Physik und Chemie und Forstbotanik als Soll und 1500 fl. als Haben. Wenns gelingt, so jauchze ich!! Einen Konkurs will ich machen, dem nichts mangeln soll — wenn nur nicht wieder der alte Satan eine größere Protektion daherführt, die sich auf wen anderen als mich bezieht, oder sonst ein Malheur, z. B. daß ich gerade am Konkurstage an der Cholera sterbe, oder eben gesunde — oder daß der Himmel einfällt oder der jüngste Tag ist — ich bin auf die sonderbarsten Unfälle gefaßt, und passe darauf, daß mir das Fatum etwas tückisch ist und sich mit Hindernissen rüstet."

In der sicheren Hoffnung auf die Erlangung der Lehrkanzel in Mariabrunn hatte sich Stifter an Amaliens Vater um die Hand der Tochter gewendet, und dieselbe ward dem künftigen Professor nicht versagt.

Da nun das Paar noch längeres Zuwarten unleidlich fand, so entschloß man sich kurzweg, auf Grund der väterlichen Einwilligung die Trauung vorläufig vollziehen zu lassen, in der zuversichtlichen Erwartung, die günstige Erledigung der Professur werde folgen.

In der Augustinerkirche der Vorstadt Landstraße fand am 15. November 1837 die Vermählung statt. Stifter war damals zweiunddreißig, Amalie war sechsundzwanzig Jahre alt. Der Trauungsschein lautet: „Ich Endesgefertigter bezeuge, daß Herr Adalbert Stifter, Candidat des Lehramtes der mathematischen Physik, ledigen Standes, katholischer Religion, geboren zu Oberplan in Böhmen, wohnhaft an der Landstraße Nr. 484, des Johann Stifter, Flachshändlers, und der Magdalena Friepeß ehelicher Sohn, mit der Amalia Mohaupt, ledigen Standes, katholischer Religion, geboren zu Kojetein in Mähren, wohnhaft an der Landstraße Nr. 484, des Herrn Philipp Mohaupt, pens. Lieutenant, und der Katharina Schell ehel. Tochter, den fünfzehnten November im Jahre Eintausend Achthundert Dreißig Sieben (15. Nov. 1837) vom Unterzeichneten in Gegenwart des Herrn Anton Mugerauer, Doctors der Medicin und des Herrn Franz Xaver Schiffler, Juristens, als Beiständen dem christ-katholischen Gebrauche gemäß getraut worden ist. Zur Urkunde dessen meine Fertigung und Sigill. Wien, den 18. November 1844. Ferdinand Füß, Ehr. Domh. u. Pfarrer an der Landstr. und untern Weißgärber."

Über den geschlossenen Ehebund berichtete Stifter am 18. November 1837 nach Miskolcz und bat um den väterlichen Segen. Dieser wurde dem neuvermählten Paare in dem Antwortschreiben vom 20. Dezember 1837 auf das Freudigste erteilt. Der Vater, welcher vordem bange Zweifel gehegt haben mochte, schreibt: „Ich danke Ihnen, mein vielgeliebter und hochschätzbarster Herr Eidam, für die mitgetheilte erfreuliche Nachricht, daß Sie mit meiner Tochter, der Amalia, am 15. November d. J. das Gelübde der ewigen Treue am Altare gewechselt haben und durch priesterlichen Segen verbunden worden sind. Sie bitten um meinen väterlichen Segen, welchen ich Ihnen aus vollem, reinem Herzen im vollen Maße ertheile."

Nach einer Stelle dieses Briefes bildeten zwei Bilder der Familie Jesu Christi, welche der Vater vor Jahren aus Italien mitgebracht hatte, die überaus bescheidene elterliche Ausstattung.

In dem Stadtteil Landstraße, dem ruhigsten der Residenz, wurde eine einfache, aber freundliche Hofwohnung mit zwei Zimmern gemietet und dem neuen Stande und den Verhältnissen entsprechend eingerichtet. Auf diese Weise vertauschte Stifter sein burschikoskünstlerisches Junggesellenleben gegen die Freuden und Leiden des Ehestandes. So durfte es nun nicht mehr bei ihm aussehen, seit die ordnende Hand einer überaus netten Frau in seinem Tuskulum wirtschaftete, und die Bücher auf den Gestellen unbekümmert um Autornamen und Zusammengehörigkeit symmetrisch nach dem Orgelpfeifensysteme der Größe und dem Formate gemäß zusammenstellte — so durfte es nicht mehr aussehen, wie Stifter selbst seine Künstlerwohnung in den Feldblumen geschildert hat: „Vier Treppen hoch liegt eine Stube (Schreib-, Wohn-, Schlaf- und Kunstgemach) — komisch sieht es drinnen aus! Dichter, Historiker, Philosophen, auch Mathematiker und Naturforscher liegen broschiert auf dem ungeheuren Schreibtische — dann Rechentafeln — Griffel, Federn, Messer, ein Kinderballen (mein kleiner Hund braucht ihn zum Spielen), ein Fidibusbecher, Manuskripte, Tintenkleckse — daneben zwei bis drei Staffeleien in voller Rüstung; an den Wänden Bilder, auf den Fenstern Blumen und noch eigens eine Menge derselben auf einem Gestelle; dann eine Violine, die ich Abends peinige, und rings Studien, Skizzen, Papiere, Folianten (Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich mit Stichen); dann noch anderes, woraus dem Eintretenden sofort klar wird, daß hier gelehrt gelebt werde und ein Junggesellenstand sei, in welchem eine große Anzahl Gulden Jahr aus Jahr ein nicht da ist, wo aber Künste und Wissenschaften blühen und an Gefühlen ein wahrer Luxus herrscht."

Damit hatte es nun ein Ende. Sich ein „Paphos und Eldorado" einzurichten, wie dies in derselben Erzählung mit so reizenden Farben geschildert ist, dazu fehlten ihm damals gänzlich die Mittel, da er es niemals darauf angelegt hatte, sich feste Bezüge zu sichern; machte ihm doch schon die Einrichtung des allerbescheidensten Haushaltes genug Mühe und Sorge, nachdem er in allem allein auf seine eigene Kraft angewiesen war.

Als Stifter das Ehebündnis schloß, schien ihm die Lehrkanzel an der Forstakademie so gut wie sicher; darin aber lag eine arge Täuschung, und zur Versüßung der Flitterwochen des jungen Ehepaares trugen die verwickelten, äußeren Verhältnisse, in denen dasselbe lebte, gewiß nichts bei. Bald nach der Verehelichung ward Stifter krank und lag den ganzen Winter über an einem Fußleiden darnieder. Während dieser Zeit wurde die Konkursprüfung für die Professur, die indessen tatsächlich in Erledi-

gung gekommen war, ausgeschrieben; Stifter, dessen prophetische Ahnungen dadurch eine merkwürdige Bestätigung fanden, konnte sie natürlich nicht mitmachen und verlor damit jede Anwartschaft auf die Stelle. Als er im nächsten Frühling wieder zum ersten Male ausging, kam er an einer Tischlerwerkstätte vorüber, wo man eifrig mit dem Verpacken und Aufladen von Möbeln beschäftigt war; zufällig fragte Stifter in seiner Leutseligkeit, wem dieselben gehörten, und erhielt die ahnungslos gegebene, für ihn aber wie bittere Ironie klingende Antwort: „Dem neuen Professor in Mariabrunn.“ Zu dieser trostlosen Aussicht in die Zukunft gesellte sich das unmittelbar aufeinanderfolgende Eintreten zweier Todesfälle. Josefine, die Schwester Amaliens, welche man nach der Vermählung ins Haus genommen hatte, starb an der Schwindsucht, und Amaliens Vater, der versprochen hatte, zur Tochter nach Wien zu ziehen, und dessentwillen man bereits eine größere Wohnung aufgenommen hatte, wurde vor der Abreise schwer krank, und überlebte denselben Winter nicht.

Am 8. April 1839 schrieb er zum letzten Male an seine Tochter Amalie und teilte ihr mit, daß ihn sein alter Arzt für „höchst gefährlich krank erklärt, ihn seine Sachen in Ordnung zu bringen geheißen und ihm zu beichten aufs schärfste anempfohlen habe“.

Die in Anbetracht der traurigen und zerrissenen Familienverhältnisse wenig verheißungsvollen Erbschaftsverhandlungen zogen sich bei den ungarischen Gerichten sehr in die Länge und das Ergebnis derselben war voraussichtlich ein ungünstiges. Also entschloß sich Stifter kurz, eines höchst zweifelhaften Erfolges halber auf langwierige Prozesse nicht einzugehen, und mit eigener Kraft über die unglücklichen Zufälle hinauszukommen. Der Ertrag der Privatstunden, welche Stifter gab, mußte den Neuvermählten, so gut es ging, das Leben fristen, wobei freilich der Haushalt oft recht dürftig bestellt war. Nach drei Jahren aber kam plötzlich in sehr unerwarteter Weise das Dichtertalent dem Erwerb zu Hilfe.

---

III.

# Malerei und Dichtkunst.

(1840–1845.)

Vor jedem steht ein Bild des, was er
werden soll,
So lang er dies nicht ist, ist nicht sein
Friede voll.

Rückert.



Es war um das Jahr 1840, als Stifter an einem prächtigen, heiteren Frühlingsmorgen in den abgeschiedenen und lauschigen Gängen des Schwarzenberggartens auf und ab ging, wie man bemerken konnte, sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, und in ein eifriges Sinnen und Schreiben vertieft. Nachdem er einige Stunden geschrieben haben mochte, steckte er achtlos die Rolle in seine Rocktasche; das Papier aber lugte ungebührlicher Länge halber über den Rand der Tasche hervor. So machte er nun einen Besuch bei der Baronin Mink, wo die Tochter Ida schelmischerweise und dem Zuge der weiblichen Neugierde folgend, sich nicht enthalten konnte, dem Dichter unvermerkt die vorwitzige Papierrolle aus der Tasche zu ziehen. Nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, hielt sie das entdeckte Konzept mit dem Ausrufe der Mutter vor: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt' ein Mädchen in die Luft!"

Stifter wurde nun trotz seines Sträubens verurteilt, sein noch unvollendetes Werk selbst vorzulesen, und die Baronin, welche an der Arbeit sehr viel Gefallen fand, entschied kategorisch, dazu müsse ein Anfang und ein Ende gemacht werden, und Witthauer, der damalige Redakteur der Wiener Zeitschrift, müsse es drucken. Und so geschah es denn wirklich. Also hatte Stifter zwangsweise mit dem „Kondor" seine literarische Laufbahn begonnen! —

Der Brief, mit welchem Stifter sein erstes Schriftstellerhonorar erhielt, lautet wörtlich:

„Ew. Wohlgeboren

erlaube ich mir beiliegend das versprochene Exemplar Ihres Artikels „der Condor" so wie auch das Ihnen dafür zukommende Honorar zu übersenden. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Wiener Zeitschrift 22½ fl. C. M. für den Bogen von 16 Octav-Seiten honoriert, demgemäß ich den Betrag von 20 fl. C. M. für Ihren zwölf Seiten betragenden Artikel beischließe. Es wird mich von ganzem Herzen freuen, wenn Sie

mir recht bald und recht oft Gelegenheit geben wollen, ähnliche Zahlungen zu leisten. Meines innigsten Dankes für die Mittheilung des Condor sind Sie ohnehin gewiß; es wird also nur von Ihnen abhängen, auch die materiellen Früchte dieses Dankes zu ernten.

Mit freundlicher Hochachtung

der Ihrige

Wien, den 11. April 1840. Friedrich Witthauer."

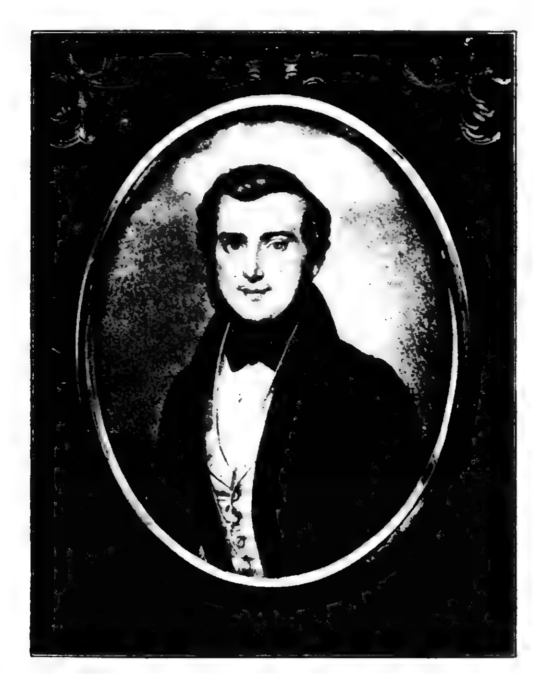
Das war nun ein zwar bescheidener, aber doch ein sehr aufmunternder Anfang. Überdies hatte Stifter mit diesem ersten „Artikel" die Aufmerksamkeit der Fachleute wachgerufen, denn noch im halben Sommer kam der Herausgeber der „Iris" Graf Joh. Mailáth zu Stifter, um diesen zu einem schriftlichen Beitrage für sein bei Gustav Heckenast in Pest erscheinendes Taschenbuch zu bewegen. Stifter antwortete, er habe nichts fertig, und nur ein loses Fragment, das er während seiner Krankheit im Winter mit Bleistift aufs Papier geworfen, liege im Schreibtische. Aber die Erzählung, aus mosaikartig an einander gereihten Abschnitten bestehend, sei noch ganz titellos, nur jedes Kapitel trage den Namen einer Feldblume als Überschrift. „Nun, so sind es Feldblumen," sagte Mailáth, nahm das Manuskript und rückte es unter diesem Namen in die „Iris" ein. Begreiflicherweise war nach diesen beiden Erstlingsarbeiten Stifters Mitarbeiterschaft an der „Wiener Zeitschrift" und an der „Iris" insolange eine ständige, als es dem Dichter gefallen mochte, für dieselben Beiträge zu leisten. Der einmütige Beifall der Lesewelt brachte es mit sich, daß man sich auch von anderen Seiten bald um seine Gunst bewarb. Dieses unerwartet rasche und kräftige Einsetzen des Erfolges dürfte wohl bestimmend dafür gewesen sein, daß Stifter fortan der Dichtkunst einen großen Teil der Stunden des Tages widmete, über die er frei verfügen konnte, und daß seine bis dahin mehr ins Weite strebenden Kräfte sich zu sammeln begannen. Zur Zeit seines ersten dichterischen Auftretens konnte Stifter in gleicher Weise als Lehrer, als Maler und als Schriftsteller gelten; um seine Berufswahl befragt, dürfte er damals sicher in Verlegenheit gewesen sein, welche Lebensstellung er als die wirklich zutreffende anzugeben hätte. Diese Dreiteilung des geistigen Strebens, welche sich schon in der Zeit seines Aufenthaltes in Kremsmünster geltend machte, blieb seinem Wesen fest verbunden bis in die späteren Lebensjahre. Das Erteilen von Privatunterricht machte den Gymnasiasten schon auf der Unterstufe von häuslicher Unterstützung unabhängig, die Kunst der Malerei besaß von Anfang her des schwärmerischen, kunstbegeisterten Jünglings ganzes Herz, und den Weihekuß der

dichterischen Muse empfing er früh; aber auch, da er sich unter den deutschen Prosaschriftstellern längst einen der ersten Plätze errungen hatte, kehrte er gerne in heiteren Feierstunden zur geliebten Staffelei zurück, um das wechselnde Spiel der Himmelslichter festzuhalten oder in erträumten landschaftlichen Schönheiten zu schwelgen, die er auf der Höhe seines Schaffens ebensowohl zu schildern als zu malen verstand; der vom Hause aus lehrhafte Zug seines Wesens aber trat später nicht nur in seiner amtlichen Stellung, sondern auch in seinen Schriften deutlich hervor.

Zur Zeit, als seine ersten Arbeiten gedruckt wurden, mochte Stifter noch eher von der Malerei als von der Dichtkunst dauernde Erfolge fürs Leben erhofft haben; es ist bekannt, wie eifrig und voll innerer Schaffensfreude er der bildenden Kunst ergeben war, und wie ernst er dem Studium der Galerien und Kunstausstellungen oblag; von seinen Spaziergängen und Ausflügen kehrte er selten ohne eine reiche Ausbeute an Aufnahmen und Studienblättern heim, und es erfüllte ihn mit inniger Genugtuung und froher Erwartung für die Zukunft, wenn eines seiner Bilder auf den Ausstellungen die allgemeine Aufmerksamkeit erregte oder in den Besitz eines kunstverständigen Sammlers überging. Damals gehörten, soweit es die nicht geringen Verpflichtungen des Privatunterrichtes erlaubten, die schönen, sonnenhellen Stunden des Tages noch zum überwiegenden Teile der Malerei; die Dichtkunst mußte sich zunächst mit dem Anrecht auf die heimliche Stille der Nacht bescheiden. Eine Wandlung in diesen Verhältnissen trat erst ein, als die großen, überraschenden Erfolge kamen, welche den versteckten und verschämten Dichter zum laut und öffentlich umjubelten Schriftsteller machten.

Stifter war ein literarischer Spätling. Wenngleich er frühzeitig, einem inneren Drange gehorchend, zu schreiben begann, so erlangte, — einen ganz kleinen Kreis von vertrauten Freunden abgerechnet, — niemand von dieser geheimnisvollen Lieblingsbeschäftigung Kenntnis, und erst im Alter von fünfunddreißig Jahren trat er, immer noch zögernd und eigentlich unfreiwillig, als Dichter vor die Öffentlichkeit. Nun aber zeitigten die im langsamen Wachstum still und sorglich aufgesammelten Kräfte rasch die köstlichsten Früchte. Dichterruhm und literarische Geltung werden in der Regel nur sehr allmählich erworben; ein langer, dornenvoller Weg mühseligen Ringens, voll Enttäuschungen und Entbehrungen führt zumeist spät an das schwererkämpfte Ziel, und nicht selten schmückt erst den Leichenstein der heißersehnte Lorbeer. Nicht so bei Adalbert Stifter; ihm war es vergönnt, sich sozusagen mit einem Schlage durchzusetzen. Seine schriftstellerische Laufbahn erreichte ihren Höhepunkt verhältnismäßig bald

nach seinem ersten Auftreten, und unter seinen Werken sind es nicht zum wenigsten die der frühen Schaffensjahre, welche seinem Genius dauernde Bewunderung sichern. Jugendliche Herzenswärme, Kühnheit des Gedankenfluges und idealer Überschwang sind in diesen Arbeiten durch die Klarheit eines schon gereiften Geistes geläutert. Mehr als einer unter den namhaften deutschen Dichtern schied nach einem bedeutungsvollen und erfolgreichen Schaffen aus dem Leben, ohne das Alter erreicht zu haben, in welchem Stifter mit seiner ersten Erzählung hervortrat. Körner starb in seinem zweiundzwanzigsten, Hauff in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, und Grabbes frühes Lebensende fällt genau in jene Altersstufe, welche für Stifter den hoffnungsreichen Beginn einer ruhmvollen Laufbahn bezeichnete.



Jugendporträt Adalbert Stifters.
Nach einem Miniaturgemälde von Suchy. Aus Dr. August Heymanns Sammlung in Wien.

Aber Stifter hatte sich den Feuereifer und die Warmherzigkeit der Jünglingsjahre voll bewahrt, und wie sehr die aufmunternden Erfolge den Flug seiner Feder beschwingten, zeigt die rasche Aufeinanderfolge seiner ersten Arbeiten. Als ob eine lange, zurückgehaltene, übermächtige Kraft plötzlich den freien Weg wohltuender Entladung fände, so lebte sich des Dichters bis dahin ziellos gebliebene Arbeitsfreude in reichem, drängendem Schaffen aus.

Wie um Versäumtes rastlos einzuholen und in der Sorge, die holden Gestalten der Phantasie nicht schnell genug festhalten zu können, häufte sich in den nun folgenden Jahren eine Fülle dichterischer Tätigkeit, die umso erstaunlicher erscheinen muß, als Stifter es in seinen Arbeiten fast niemals bei dem ersten Entwurfe bewenden ließ. Binnen drei Jahren beendigte der Dichter zehn seiner innigsten, herrlichsten, bedeutungsvollsten Schöpfungen.

Noch im Jahre 1840 entstand außer dem „Kondor" und den „Feldblumen" das „Heidedorf", in das Jahr 1841 fällt der „Hochwald", die „Narrenburg" und die „Mappe meines Urgroßvaters", in das Jahr 1842 „Bergmilch", „Abdias", „Brigitta" und „der späte Pfennig". Bezüglich der Reihenfolge des ersten Erscheinens der genannten Arbeiten teilt Aprent in einer Tabelle die nachstehenden Ortsangaben und Jahreszahlen mit: Der Kondor. Wiener Zeitschrift. 1840. — Das Heidedorf. Wiener Zeitschrift. 1840. — Die Feldblumen. Iris. 1841. — Die Mappe. Wiener Zeitschrift. 1841 und 1842. — Der Hochwald. Iris. 1842. — Die Narrenburg. Iris. 1843. — Wirkungen eines weißen Mantels. (Bergmilch.) Wiener Zeitschrift. 1843. — Abdias. Novellen-Almanach. 1843. — Der späte Pfennig. Album aus Österreich ob der Enns. 1843. — Brigitta. Gedenke mein. 1843. Sieben von den in schneller Folge geschriebenen Anfangsarbeiten erschienen zunächst in der „Wiener Zeitschrift" und in der „Iris". Im Jahre 1843 aber brachten gleichzeitig der „Novellen-Almanach", das „Album aus Österreich ob der Enns" und die Taschenbücher „Iris" und „Gedenke mein" Erzählungen aus der Feder des Dichters, dessen bezaubernde Eigenart den Leserkreis der damals in erster Reihe stehenden Zeitschriften und Taschenbücher mit einem Schlage für sich gewann.

So etwas war neu! Stifter trat als vollendetes Original vor die Schranken. Sprache und Empfindung waren ursprünglich und unvergleichlich; das bis zu anbetender Verehrung gesteigerte Naturgefühl, das liebevolle Versenken in zarte, weiche Stimmungen, die heiligfromme Gemütstiefe, der Reichtum der Phantasie und die Fülle des Ausdruckes bei fast ängstlicher Scheu vor allem, was den Lärm des Tages ausmacht und sich im lauten Ringen der Zeit austobt, alles das mußte beifälligste Bewunderung und innigste Zustimmung finden in jenen zahlreichen Kreisen des Vormärz, welche den gedämpften Worten reinfrohen, weltfernen Kindersinnes willfähriger lauschen mochten, als den eben damals mit ungestümer Leidenschaftlichkeit zornmütig ausgestoßenen Kampfrufen der den Geist der Unzufriedenen aufreizenden literarischen Tumultuanten. Inmitten des immer stärker anschwellenden Aufruhrs der Meinungen, inmitten der Verwünschungen und des Wutgeschreis wegen geistiger Knechtschaft, Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und Beschränkung der höchsten menschlichen Güter stand Stifter mit seinem glaubensfrohen Anhang auf einer Insel der Glückseligen, deren den ewigen Göttern geweihter Hain, küstenfern und abgeschlossen, unbehelligt blieb von der tosenden Brandung der Gezeiten. Während eine auf gewaltsame Umwälzung

hoffende, dem Umsturz der Dinge in schrillen Tönen eindringlich das Wort redende Sängerschar mit den bedrückenden Erscheinungen des Alltags ihre murrenden Strophen füllte, hielt Stifter den verzückten Blick auf das Ewige und Unendliche, auf das Dauernde und Unveränderliche gerichtet. Die scharfen Laute der Tendenzpoesie drangen nicht bis an sein Gehör; er hatte keinen Sinn für das Wesen und die Bedeutung der Zeitgedichte; er vernahm sie nicht, er wußte nichts von ihnen, sein Geist hatte nichts mit ihnen zu schaffen. Gleichwie ihn später, als die Zeit der Erfüllung kam, das revolutionäre Aufschäumen der Volkswut erschreckte und anwiderte, so fanden auch die den blutigen Ereignissen vorangehenden Dithyramben des Freiheitsdranges keinen Weg zu seinem Herzen. Was die Zeitwelle hebt, was die Zeitwelle verschlingt, das achtete er für nichts. Nach seiner Anschauung vom Leben erschien ihm der Gedanke widersinnig, daß die Gewährung politischer Freiheiten an die Massen das Glück des Einzelnen zu erhöhen vermöchte. Denn er erblickte das höchste individuelle Glück in dem harmonischen Einklang der Empfindungen, in der stillen Ausgeglichenheit des Innenlebens, in der erhabenen Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht. Dieses Glück, das jeder Einzelne in seiner besonderen Weise sucht und aus der Tiefe seines Wesens gründet, konnte er nicht in Zusammenhang setzen mit den Kämpfen und Erschütterungen einer stürmisch bewegten Zeit; um ruhig und sicher ausreifen zu können, mußte es sorglich vor diesen Stürmen behütet werden. Die politischen und gesellschaftlichen Bestrebungen erschienen ihm in ihrer Unbeständigkeit klein gegen das unerschütterliche Walten der Natur. Der Halm, welcher genau so wie heute schon vor Jahrtausenden im Kosen der Lüfte sich wiegte, an dessen Wachstum alle Leidenschaften, alle Erfindungen, alle Umwälzungen der Menschengeschichte auch in der fernsten Zukunft keine Veränderung bewirken können, war dem stillen Malerpoeten, dem Poeten des Waldes, bedeutender, wertvoller, heiliger, vertrauter, als das Kampfgetümmel wechselvoller Erscheinungen.

Obgleich nun Stifter schon in den Reihen der Schriftsteller mitzählte, wollte er doch nicht seine ganze Existenz an die Ertragfähigkeit seiner Feder knüpfen, und lugte noch immer nach einer Professur aus. Aber es fand sich nirgends eine für ihn passende Stelle. Also mußte er wohl oder übel auf dem schwanken Boden der Literatur stehen bleiben, und da es ihm an verschiedener Privatbeschäftigung nicht fehlte, so konnte er zunächst ruhig zuwarten. Durch die Baronin Mink war er bei der Fürstin Schwarzenberg (der Witwe des Feldmarschalls) eingeführt

worden, mit welcher er auf ihren Wunsch täglich das Wichtigste aus der allgemeinen Zeitung durchzusprechen pflegte. Stifter rechnete die Stunden, die er in der Gesellschaft dieser hochgebildeten Frau zubrachte, zu den schönsten seines Lebens. An demselben Orte traf er auch mit der Dichterin Betty Paoli zusammen, welche damals die Stelle einer Vorleserin im Hause der Fürstin bekleidete. Außerdem war Stifter ein stets willkommener Gast bei der Baronin Pereira, wo er mit Grillparzer und Zedlitz in Verkehr trat, bei der Familie Collin, bei dem Hofjuwelier Türk und dem damals berühmten Augenarzte Friedrich Jäger. Später fand er auch Zutritt im Hause Metternichs, des Staatskanzlers, und unterrichtete mehrere Jahre den Fürsten Richard in der Mathematik und Physik. Im Jahre 1844 traf er das erste Mal im Hause des Fürsten Metternich mit dem ihm gesinnungsverwandten Schriftsteller Friedrich Simony zusammen.

Der vielfache Verkehr mit hochstehenden Aristokraten mochte bald einen sehr vorteilhaften Einfluß auf die Umgangsformen Stifters ausgeübt haben, die von Hause aus gerade nicht die glänzendsten gewesen sein dürften; wenigstens läßt das Urteil der Frau von Collin über den jungen Stifter an drastischer Schärfe nichts zu wünschen übrig: „Weder Menschen noch Hunde, weder Tische noch Stühle, nichts, was nicht festgenagelt war, blieb vor ihm sicher. Er stieß überall an, rannte alles nieder, aber da er ein prächtiger Mensch und ein vortrefflicher Umgang für meinen Ludwig war, einfach und sittig wie ein junges Mädchen, so habe ich mich darangemacht und nicht nachgelassen, bis er sich seine Tölpelei abgewöhnte."

Daß Stifter in seiner Stellung als Instruktor junger Aristokraten nicht immer glücklich gewesen sei, und daß auch er manches von den Launen der Reichen gekostet habe, beweist die abfällige, unverkennbar nach eigenen Eindrücken niedergeschriebene Schilderung des Stubenunterrichtes: „Die Verachtung wird eingeteilt in die grobe und feine. Die grobe wirft dem Manne Brocken und Heller hin, und schaut ihn nicht an. Diese genießen die Türenbettler und die Straßenbettler. Die feine haben die Menschen innerlich gegen die, welche ihnen vorher etwas geben, dafür man den Lohn stets zu groß hält. Da sind die Komödienspieler, Gaukler, Pfeifer, Marktschreier, Tierabrichter, Hanswurstzeiger, Riesen, Zwerge und solche. Da sind die, welche in die Häuser gehen müssen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen, und sich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn eine Zeit um ist, bekommst Du Dein Geld, und niemand kümmert sich um Dich. Und wenn Dich Dein Herz überkommt, und Du aus ihm zu dem Schüler redest, und dann aufstehst,

und in Demut Abschied nimmst und fortgehst, und wenn er an dem Fenster steht, und auf den Scheiben trommelt, und Dich unten weggehen sieht, von Wägen, die da fahren, mit Kot bespritzt, dann däucht er sich mehr zu sein als Du, und die Seinigen denken auch so. Und ist das nicht Hunde tanzen lassen, Dudelsack pfeifen, Untaten singen, den Hanswurst zeigen, und dann mit der Papierdüte sein Geld sammeln gehen? Mir ist es schon lange bis zur Kehle."

Der Verkehr mit den Großen behielt für Stifter trotz seiner späteren gesellschaftlichen Gewandtheit stets etwas Unangenehmes und Beengendes: „Wenn ich auch auf dem ganzen Wege von meiner Wohnung bis zu dem Hause des großen Herrn über die allgemeine Menschenwürde nachdenke, und selbst den möglichen Fall in Betracht ziehe, daß ich ein weiserer und vielleicht ein besserer Mensch bin, oder doch wenigstens ebenso weise, ebenso gut wie er, so hilft mir doch das Alles nichts. So wie ich in den Kreis der vornehmen Leute trete, wiederholt sich in mir regelmäßig die Empfindung des Schulknaben, wenn der Direktor, der Pfarrer oder etwa der Bischof vor ihm steht. Es dauert immer eine Weile, ehe ich mein Gleichgewicht und mit diesem meine Sprache wiederfinde."

Den vorteilhaftesten Einfluß auf das Emporblühen Stifters übten die freundliche Anerkennung, die Wärme und das aufmunternde Entgegenkommen aus, welche der Dichter bei seinem Verleger fand. Ist die Entwicklung eines intimen Verhältnisses in einem derartigen Verkehre, bei welchem seitens des Verlegers doch vor allem das geschäftliche Interesse bestimmend zu sein pflegt, an und für sich schon eine Seltenheit, so kann die innige Freundschaft, mit welcher Gustav Heckenast dem Dichter bis zum Grabe treu blieb, als ein Phänomen in der Literaturgeschichte bezeichnet werden. Stifters Briefe sind ein bleibendes Denkmal dieser edlen, vorurteilslosen und folgenreichen Männerfreundschaft. Als erstes Ergebnis des offenen und freundlichen Verkehrs zwischen dem Verleger der „Iris" und deren Mitarbeiter kann zunächst die Herausgabe der bisher in einzelnen Zeitschriften zerstreut erschienenen, novellistischen Arbeiten betrachtet werden. So erschienen im Jahre 1844 die zwei ersten Bände der „Studien", die einen so mächtigen Eindruck in allen Leserkreisen hervorbrachten, daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage veranstaltet werden mußte.

Die Gesamtbezeichnung, welche Stifter seiner Novellensammlung voranstellte, ist dem Wörterbuche des Malers entnommen. Der Dichter, welcher — eine echte Künstlernatur — auch als Maler den Reiz der „Studien" am köstlichsten und tiefsten empfand und aus vielfältiger

Erfahrung wohl wußte, daß die Studie, für den Schaffenden zumal, an Freiheit, Ursprünglichkeit und Lebendigkeit die umsichtig und gewissenhaft durchgebildete Ausführung des in allen Teilen vollendeten Werkes zumeist weit überragt, wollte gewiß schon im Titel die unmittelbare Frische und sorglose Ungebundenheit seines poetischen Schaffens der ersten Zeit kennzeichnen. Auch verlieh ihm die gewählte Bezeichnung den Freibrief, in wenigen Strichen bloß andeutend zu skizzieren, wo es ihm angemessen erschien, die Phantasie des Lesers zu ergänzendem Fortspinnen anzuregen, ohne ihr am fesselnden Gängelbande sklavische Gefolgschaft aufzunötigen.

Stifter hatte, ohne unbescheiden zu sein, von sich keine zu geringe Wertschätzung, und die Bemerkung, welche er einmal aussprach, „der Mann, der sich fühlt, weiß, was er taugt, er kennt die Reihe unter sich, aber auch die über sich", war eigentlich ein Bekenntnis seiner Selbstbeobachtung. Stifter fühlte sich. Bezüglich der „Mappe" schrieb er einmal an Heckenast: „Wenn ich so die freundlichsten, geweihtesten Stunden darauf verwenden würde, so würde es sich zusammenfinden, einfach, klar, durchsichtig und ein Labsal wie die Luft. Der Leser würde in dem Buche fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden."

Die zwei ersten Bände der „Studien" enthielten „Kondor, Feldblumen, Heidedorf, Hochwald und Narrenburg". Alle diese Erzählungen sind durch eine völlig eigenartige Form, durch überaus wirkungsvolle Gegenständlichkeit, durch sorgfältige Klarheit und zauberischen, musikalischen Wohlklang des bis zu klassischer Vollendung emporgehobenen sprachlichen Ausdruckes, durch feine, verständnisvolle Naturbeobachtung und durch Tiefe und keusche Reinheit des sittlichen Empfindens ausgezeichnet.

* *
*

Im „Kondor" ist es ein treuer, starker, edler Männercharakter, den uns der Dichter schildert; nach schweren Seelenkämpfen wendet sich derselbe in stiller Größe verachtend ab, da er erkennt, daß das blühende, stolze, von eitlen und maßlosen Wünschen erfüllte Mädchen, dem er die volle Glut einer ersten Empfindung entgegengebracht, ihre hochfahrenden, selbstsüchtigen Bestrebungen seiner Liebe entgegenstellt. Kornelia will die Schranken, welche seit Jahrtausenden um das weibliche Geschlecht gezogen sind, zu brechen versuchen, und durch ihre eigene Lebensführung den

Beweis erbringen, daß das Weib den Wettstreit mit dem Manne erfolgreich aufnehmen könne, ohne an Tugend und Weiblichkeit zu verlieren. Gegen den Willen des ihr in aufopfernder Liebe ergebenen Jünglings nimmt sie teil an einer zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüsteten Ballonfahrt; aber den schreckhaften Eindrücken der sie umgebenden finsteren Unendlichkeit des Raumes ist ihre Kraft nicht gewachsen. Von schwerer Ohnmacht befallen, sinkt sie in die Arme ihres Begleiters, während das Luftschiff sich feierlich in die erhabensten Regionen des Äthers aufschwingt. Was sie niemals hatte glauben wollen, das mußte sie nun an ihrer eigenen Schwäche erleben: „Das Weib erträgt den Himmel nicht!" — Von dem Fenster seines Dachstübchens aus beobachtet nach angstvoll durchwachter, mondheller Sommernacht der junge Maler die im Himmelsraume zitternde Gondel, in welcher für ihn „das strahlenreichste Gestirn" in die Höhen des Firmamentes emporschwebt; Sorge und bitterer Unmut sind in seinem Herzen. Und obgleich Kornelia, nach der Enttäuschung, die ihr der tollkühne Versuch gebracht, ihm voll Beschämung in Demut und Sanftheit entgegenkommt, verschließt er trotzig sein Herz und kämpft gewaltsam seine ungestüme Leidenschaft nieder. Kornelia wird von dem jungen Manne in der Kunst des Malens unterrichtet; bei einer Malstunde erreicht die Spannung zwischen beiden ihren Höhepunkt: „Wie so oft der Geist des Zwiespalts zwischen Menschen tritt, anfangs als ein so kleines, wesenloses Ding, daß sie es nicht sehen, oder nicht wert halten, es mit einem Hauch des Mundes, mit einer Falte des Gewandes wegzufegen — wie es dann heimlich wächst und endlich als unangreifbarer Riese wolkig, dunkel zwischen ihnen steht; so war es auch hier. — Einstens, ja in einem schönen Traume war es ihm gewesen, als zittere auch in ihr der Anfang jenes heißen Wesens, das so dunkel über seiner Seele lag, einstens in einem schönen Traum; aber dann war ihr Stolz wieder da, ihr Freiheitsstreben, ihr Wagen — alles, alles so ganz anders als ihm sein schüchtern wachsendes, schwellendes Herz sagte, daß es sein solle — so ganz anders, ganz anders, daß er plötzlich knirschend alles hinter sich geworfen, und nun dastand, wie einer, der verachtet — — und wie sie immer fortmalte und auch nicht eine Seitenbewegung des Hauptes machte und auch nicht ein Wort sagte: da preßte er die Zähne seines Mundes auf einander und dachte, er hasse dieses Weib recht inbrünstiglich!" Endlich nach bangen Stunden tonloser, erdrückender Stille bricht der weibliche Stolz in sich zusammen, und Kornelias seelische Erregung macht sich im heißen Strome lange zurückgehaltener Tränen Luft. Da liegt er mit eins zu ihren Füßen. Die elementare Macht der Liebe besiegt die

widerstreitenden Gefühle, und ein glühender Kuß vereint die beiden stolzen Herzen. „Ein lachendes Gewölbe sprang über die Welt, und die grünen Bäume wiegten ein Meer von Glanz und Schimmer! — Der Kranz aus Gold und Ebenholz um ihre Häupter hatte sich gelöset, der Funke war gesprungen, und sie beugten sich auseinander ...."

Aber der selige Wonnesturz ist zu überraschend gekommen; sie vermögen ihr Glück nicht festzuhalten. Der junge Maler entschließt sich, seine geplante Reise sogleich anzutreten, um zu sehen, welche Frucht diese Glut der Leidenschaft zu zeitigen vermag, und so trennen sich zwei Menschen, die sich kaum gefunden. — An dieser Stelle tritt Stifters aus der bildenden Kunst übernommene Vorliebe für eine bloß skizzenhafte Andeutung zum ersten Male hervor. Die freischaffende Phantasie des Lesers mag ergänzen, welche Geschehnisse und Gefühle ein langer Zeitraum in sich barg: „Welch ein Glühen, welch ein Kämpfen zwischen beiden war, wer weiß es?" — Jahre nachher erregen in Paris zwei Bilder eines unbekannten Malers ungeheures Aufsehen. „Es waren zwei Mondbilder — nein, keine Mondbilder, sondern wirkliche Mondnächte, so dichterisch, so gehaucht, so trunken!" Und Kornelia, die gefeiertste Schönheit der unermeßlichen Riesenstadt, „welche tausend Herzen entzündete und mit tausenden spielte", sinkt nach dem Anblicke dieser Gemälde in tiefster, schmerzlichster Reue zusammen. „Wie zuckte in ihrem Gehirne all das leise Flimmern und Leuchten dieser unschuldigen keuschen Bilder, gleichsam leise, leise Vorwürfe einer Seele, die da schweigt, aber mit Lichtstrahlen redet, die tiefer dringen, die immer da sind, immer leuchten und nie verklingen, wie der Ton." — Der junge Künstler aber weilt fern in den Urgebirgen der Kordilleren, „ein unbekannter, starker, verachtender Mensch, um dort neue Himmel für sein wallendes, schaffendes, dürstendes, schuldlos gebliebenes Herz zu suchen". —

Der Stoff dieser Erzählung ist skizzenhaft behandelt; an sich seltsam und neu, erweckt er im Vereine mit den glanzvollen Schilderungen ungewöhnlicher Lebenslagen gleich vom Beginn ab die lebhafteste Anteilnahme. Nichts erinnert an die Erzählerschablone der seichten vormärzlichen Unterhaltungslektüre. Ist bezeichnenderweise gleich die erste schriftstellerische Studie, mit welcher Stifter vor die Öffentlichkeit trat, eine Malergeschichte, so verrät auch die Freude an dem sorgfältigen Ausmalen schöner Einzelheiten ganz ebenso wie die trotz aller Romantik kräftig betonte Gegenständlichkeit der Darstellung den sicher und scharf beobachtenden Malerpoeten.

So führt den Dichter die das „Nachtstück" einleitende Unterredung mit Hinze, einem Vorfahren des bekannten Katers Hiddigeigei, zur entzückend wahrhaftigen Beschreibung einer zauberischen Mondnacht, welche wir mit dem jungen Maler am Dachfenster der hochgelegenen Künstlerwohnung durchleben, und die uns nicht als bloßes Landschafts- und Kabinettsstück, wie Emil Kuh behauptet, sondern vornehmlich deshalb interessiert, weil damit der Gang der Handlung auf das Geschickteste verwoben ist, da sich eigentlich schon in jener Nacht das Schicksal der liebenden Herzen entscheidet. „Der Mond hatte sich endlich von den Dächern gelöset und stand hoch im Blau — ein Glänzen und ein Flimmern und ein Leuchten durch den ganzen Himmel begann, durch alle Wolken schoß Silber, von allen Blechdächern rannen breite Ströme desselben nieder, und an die Blitzableiter, Dachspitzen und Turmkreuze waren Funken geschleudert. Ein feiner Silberrauch ging über die Dächer der weiten Stadt wie ein Schleier, der auf den hunderttausend schlummernden Herzen liegt. Der einzige Goldpunkt in dem Meere von Silber war die brennende Lampe drüben in dem Dachstübchen der armen Waschfrau, deren Kind auf den Tod liegt." — Gleich farbenprächtig und glänzend im Ausdruck ist die darauf folgende Schilderung der verhängnisvollen Ballonfahrt, eine sprachgewaltige Darstellung voll trunkener Schönheit. Der ungeheure Bau der leuchtenden Kugel erhob sich in den feurigen Strahlen der Morgensonne: „Wie glühende Stäbe schnitten sich die Linien der Schnüre aus dem indigoblauen Himmel, und seine Rundung flammte wie eine riesenhafte Sonne. Die Erhabenheit begann nun allgemach ihre Pergamente auseinander zu rollen — und der Begriff des Raumes fing an mit seiner Urgewalt zu wirken. — Wie große Schatten zogen die Wälder gegen den Horizont hinaus — ein wunderliches Bauwerk von Gebirgen wie wimmelnde Wogen ging in die Breite und lief gegen fahle Flecken ab, wahrscheinlich Gefilde. Nur ein Strom war deutlich sichtbar, ein dünner zitternder Silberfaden, wie sie oft im Spätherbste auf dunkler Heide spinnen. — Der Kondor wiegte sich in seinem Bade und wie mit den prächtigen Schwingen seines Namensgenossen hob er sich langsam und feierlich in den höchsten Äther . . . Wie in einem fremden goldenen Rauche lodernd, taumelte die Erde gleichsam zurück, an ihrer äußersten Stirn das Mittelmeer wie ein schmales, gleißendes Goldband tragend, überschwimmend in unbekannte phantastische Massen . . . Das ganze Himmelsgewölbe, die schöne, blaue Glocke unserer Erde, war ein ganz schwarzer Abgrund geworden, ohne Maß und Grenze in die Tiefe gehend — jenes Labsal, das wir unten so gedankenlos genießen, war hier oben

völlig verschwunden, die Fülle und Flut des Lichtes auf der schönen Erde. Wie zum Hohne wurden alle Sterne sichtbar — winzige, ohnmächtige Goldpunkte, verloren durch die Öde zerstreut — und endlich die Sonne, ein drohendes Gestirn, ohne Wärme, ohne Strahlen, eine scharfgeschnittene Scheibe aus wallendem, blähenden, weißgeschmolzenen Metalle: so glotzte sie mit vernichtendem Glanze aus dem Schlunde — und doch nicht einen Hauch des Lichtes festhaltend in diesen wesenlosen Räumen." — Zu der plastischen Anschaulichkeit dieser Schilderungen haben des Dichters naturwissenschaftliche Studien gewiß ein Erhebliches beigetragen; sie sind die poetische Ausmünzung der in den Vorlesungen von Littrow und Ettingshausen aufgesammelten Kenntnisse.

Die Charaktere der Menschen sind mit wenigen, flüchtigen Strichen leicht skizziert, und es bleibt dem Leser überlassen, sie mit nachschaffender Phantasie lebendig aufzufärben. Stellenweise treten Beziehungen zu Jean Paul hervor, so vor allem in dem hochtonigen Schwung der Sprache und in den Überschriften der vier Abschnitte: Nachtstück, Tagstück, Blumenstück, Fruchtstück. Das Gefühlsleben, da und dort nur angedeutet, erhebt und verdichtet sich allgemach wie ein heimlich und unbezwingbar waltendes Fatum über den beiden Häuptern. Das Weib, das den Himmel der Astronomen nicht ertrug, war auch zu schwach, um beseligt einzugehen in den reinen Himmel lauterer, selbstloser Liebe. In dem Bestreben, die Bande der Natur zu sprengen, schwand das Glück dahin, mit welchem die Natur ihre Getreuen überschüttet. Das Seelische in den Vorgängen kommt völlig dem modernen Empfinden nahe. In einem sehr beachtenswerten Aufsatze über Adalbert Stifter hat Karl Pröll diese Verwandtschaft treffend gekennzeichnet: „Die realistische Schule der jüngsten Zeit legt großen Wert auf die sorgfältige Beobachtung des Details und auf die musivische Zusammenfügung des Erstöberten und Erlauerten, um zu einer möglichst getreuen Wiedergabe des Ursächlichen in den Eindrücken zu gelangen. Und sie entdeckt zu ihrem Erstaunen in Stifter einen verwandten Zug, ja sie findet sich meistens von ihm übertroffen in der Aneignung und Weiterleitung jener „ästhetischen Imponderabilien", welche man mit dem Worte „Stimmung" zu bezeichnen liebt. Ja selbst die Schwäche, daß diese Schule moderner Schriftdarstellung sich häufig damit begnügt, statt Charakterentwicklung und Charakterzeichnung uns nur Charakterstimmungen zu geben, deutet auf Stifter als einen unbewußten Vorläufer zurück."

* * *

Sprach sich im „Kondor" das dichterische Problem in den Worten aus: „Das Weib erträgt den Himmel nicht," so zeigt uns Stifter in seiner zweiten Studie, in den „Feldblumen", die Idealgestalt des ganz in sich ruhenden, vollendeten Weibes als berufene Vestalin des reinsten, himmlischen Feuers. In diesem Sinne ist die Novelle eine inbrünstige Vergöttlichung des Erhaben-Weiblichen, ein begeisterter Hymnus der innigsten Frauenverehrung. Aber indem der Dichter mit der ganzen Schwärmerei eines jugendlich glühenden Herzens die unendliche Fülle von Vorzügen, Kenntnissen, Tugenden und Holdseligkeiten in dem Wesen einer einzig Auserwählten ihres Geschlechtes unersättlich zusammenträgt, weist er zugleich die Pfade, welche zu solcher Höhe emporführen. Stifter hat in dem Charakter Angelas nicht nur die prächtigste und innigste Frauenschilderung geschaffen, er hat auch gezeigt, wie das „vernähte, verkochte, verwaschene Leben" des Weibes einer höheren Sendung gewonnen werden könne, ohne dabei die festen Schranken seiner natürlichen Bestimmung und Begabung zu überschreiten.

Die Emanzipationsidee, welche freilich zu jener Zeit noch weit davon entfernt war, Losungswort und Kampfgeschrei eines erhitzten Vorfechtertums zu bedeuten, hat bereits Stifter zu ernstem Nachdenken veranlaßt, und er versucht es, im „Kondor" ebensowohl als in den „Feldblumen" die Frage der „Befreiung des Weibes aus geistiger Knechtschaft" je nach der persönlichen Eignung individuell zu lösen. Während aber im „Kondor" die Maßlosigkeit des ungebändigten Freiheitsdranges die schmerzlichsten Konflikte nach sich zieht, sehen wir in der harmonischen Ausgeglichenheit Angelas den Inbegriff des über allen Kämpfen und Erschütterungen thronenden Vollweibes. Im „Kondor" muß das hochbegabte, von schrankenloser Ichsucht erfüllte Mädchen durch die Unzulänglichkeit des eigenen Wesens zu beschämender, reuevoller Erkenntnis geführt werden, durch die Angela der „Feldblumen" aber wird gezeigt, daß der höchste Beruf des Weibes, „die Bildung des künftigen Mutterherzens", durch wissenschaftliche Vertiefung weit eher gefördert als gefährdet werden kann, und daß die vollendete, ideale „Häuslichkeit" die Pflege der geistigen Güter nicht nur gestattet, sondern voraussetzt.

Wenn John Stuart Mill in „The subjection of women" die Behauptung aufstellt, „die Frauen wären Philologen, wenn Ihr sie vorerst das Persische der Zendavesta studieren ließet," so zeigt uns Stifter in seinem „Weiblichen Cato von Utica" ein Mädchen, das Homer und Virgil im Urtext gelesen, das in Naturrecht und Geschichte, in Mathematik, Geometrie und Astronomie gründlich bewandert ist. „Das Wissen stellt

den Menschen glänzender unter seine Brüder zurück, wie einen fremden Weisen, vor dem man Ehrfurcht hat.“ In ihrer armseligen Beschränktheit wissen freilich die Klatschbasen des Schmälens über Angelas Unnatur und Verschrobenheit kein Ende zu finden; der Dichter aber tritt voll heiligen Eifers (Feldblumen, Tagebuchblatt vom 22. Juni 1834) für seine Heldin ein:

„Sie (Angela) ist das reinste und herrlichste Weib auf Erden. Was sagten sie da oft für ein albernes Märlein, die wissenschaftliche Bildung zerstöre die schöne, zarte Jungfräulichkeit, und die Naivetät nnd die Herzensinnigkeit und so weiter — hier ist doch eine Wissensfülle, an die wenig Männer reichen, und doch steht eine strahlenreiche Jungfrau da — ja, erst die rechte, ernste Jungfrau, auf deren Stirne das Vollendungssiegel leuchtet, eine erblühte, selbstbewußte, eine würdevolle Jungfrau, vor der zaghaft jeder Schmutzgedanke verstummen muß — eure Jungfräulichkeit und Weiblichkeit, die mich sonst so entzückte, ist nur erst das Vorbild und die Anlage der rechten, und neben dieser steht sie fast wie Dummheit da — und sie ist es auch, weil sich an sie der Verführer wagt.

Am Kinde entzückt das Lallen, aber der Knabe muß reden lernen. Selbst die geistvollsten Mädchen meiner Bekanntschaft, wenn sie neben ihr sind, werden ordentlich armselig, und wenn sie den Mund auftun, so ist es doch nur jenes Alltagsei der Einfalt, was sie legen. Selbst das Naive, Weibliche, Jungfräuliche an ihnen erscheint mir gemacht und unnatürlich oder unreif neben dem einfachen gelassenen Sichgehenlassen Angelas, das keinen Anspruch und Aufwand macht, und doch erkannt wird als die Königin. Es muß ein riesenhafter Geist gewesen sein, der dieses Weib erzogen hat. Ich bin sie weitaus nicht wert — aber jede andere vermag ich jetzt auch nicht mehr zu ehelichen, weil ich sie nicht zu lieben vermag, und so will ich ihr Bild bewahren als das schönste Geisteskleinod, was mir in diesem Leben begegnete. Ein tiefer Ernst sitzt mir im Herzen, und sie hob seitdem wieder manche jener erträumten göttlichen Gestalten empor, die einst mein sehnsüchtiges Herz bevölkerten, und die ich aber in die Tiefe sinken ließ, weil ich sie für wesenlose Phantome hielt, nur meiner Sehnsucht angehörend; aber sie hat auch dergleichen und betet sie ruhig an, ohne sich weiter umzusehen, ob ihnen ein Halt zukomme im äußeren Gewerbsleben oder nicht; genug, in ihrer Seele, der mondlich stillen, wandeln sie, wie die hohen Gestalten der Geschichte — und daher sind sie. Ihr hat man die Heiligkeit der Phantasie, die unsere Erzieher eine Betrügerin nennen, nicht verleidet und sie hat dessen kein Hehl. Das ist es, was die Welt an ihr die Verschrobenheit heißt. Was sie sechzig Jahre

sehen, und was ihr Vater und Großvater auch sechzig Jahre gesehen haben, das ist ihnen das Natürliche, wie verkehrt es auch sein mag — und wer sich dagegen auflehnt und ein Neues bringt, der ist ein Fremdling unter ihnen, ein Aufrührer gegen die Natur. Ich will Dir noch einiges von ihr erzählen; höre mir gütig zu, mein Titus!

Erstens kann sie Latein und Griechisch — das Französische und Englische wird ihr nicht übel genommen. Zweitens kann sie so viel Mathematik, als zum Verständnis einer allgemeinen Naturlehre nötig ist; ja, sie kann noch mehr, weil sie die Sternkunde verstehen wollte und nun wirklich versteht. Drittens, daß sie Bücher über Seelenkunde und Naturrecht studierte, ward für lächerlich erklärt, sie aber meinte, sonst die Weltgeschichte nicht verstehen zu können. Selbst in philosophische Systeme steckte sie den Kopf — nur gegen Physiologie wehrte sie sich hartnäckig, sie fürchtete Zerstörung der schönen inneren Welt. — O, die ist ja gelehrt, ein Ausbund, sagen viele ihrer Mitschwestern, aber ich glaube, es ist bei vielen Neid, bei vielen Beschränktheit — die Männer sagen, das müsse fade sein — und dennoch schrumpft der, der es sagte, in ihrer Gegenwart jämmerlich ein, wenn auch nur Alltägliches gesprochen wird. Ich bewundere ihren Lehrer, wie ich Dir schon mehrfach sagte, der mir bis längstens im August versprochen wird; denn er war es, welcher ihren schönen Geist in die ernsten Hallen der Wissenschaft führte und ihr die Bilder dieses Isistempels deutete. Darum ist ihr die Wissenschaft Schmuck des Herzens geworden, und das ist die größte und schönste Macht derselben, daß sie den Menschen mit einer heiligenden Hand berührt und ihn als einen des hohen Adels der Menschheit aus ihrer Schule läßt — freilich, bei andern bleibt es dürr liegen, wie die glänzenden Dinge, die ein Rabe in sein Nest trägt und blödsinnig darauf sitzt.

Die Sprachen lernte sie in der Kindheit — die Wissenschaften von ihrem zwölften bis in das zweiundzwanzigste Jahr (so alt ist sie jetzt) und von da noch immer fort — die Poesie trieb und treibt sie ihr ganzes Leben. Du wirst wohl nicht fragen, wo sie die Zeit hernimmt, da Du es selber warst, der mir Verschwender zuerst dieses kostbare Gut zeigte, wie zum Erstaunen ergiebig es sei, wenn man es richtig einteilt und kein Teilchen derselben töricht wegwirft. Doch wirst Du begreifen, wie viel Zeit sie hatte, wenn ich Dir aus Luciens Munde berichte, daß sie eine Menge nicht kann und nicht lernte, was nicht zu können jedes Mädchen Wiens für eine Schande halten würde. Zum Beispiel: Stricken. Es war mir ein Jubel, als ich das hörte. O, dieser ewige Strickstrumpf, an dem unsere Jungfrauen nagen — es gibt nichts Öderes und Geist-

loseres als das unendliche Fortbohren und das Zuschauen eines unglücklichen Mannes. Wohl wird es zuletzt zur Gewohnheit, und sie können so schön und frei denken, ob sie stricken oder nicht — aber es ist nicht wahr; denn welche kostbare Zeit verlernten sie an dem Ding, und verlernten dabei das schöne, freie Denken mit, welches Denken übrigens bei jeder fortgesetzten, einförmigen Körperbewegung immer etwas von dem Charakter dieser Bewegung annimmt. Ersparnis ist es in den meisten Familien auch nicht; denn sonst müßten sie sich konsequenter Weise auch die Schuhe machen und noch andere teurere Sachen — aber wo Ersparung Not tat, hätten die Töchter etwas besseres lernen können, um sich damit Strümpfe genug und all die teuern Sachen obendrein zu verdienen. Bei ihrer sehr einfachen Art, sich zu kleiden, erspart Angela mehr, als sie für Strümpfe wird ausgeben müssen.

Es ist Unglück genug, daß bei dem Unsinn des materiellen Luxus, der sich der Welt bemächtigte, ohnehin ein so großer Teil der Menschen verdammt ist zur lebenslangen Arbeit des Körpers, daß er kaum Zeit hat, zum Himmel zu schauen, wie er so schön blau ist. Dazu hat uns Gott nicht gemacht, und Jahrtausende werden vergehen, bis wir natürlicher, d. h. geistig reicher und körperlich einfacher werden.

Ferner das Sticken, von dem ihr Lehrer sagte, es sei die sündenvollste Zeitverschwendung; denn das endlich fertige Produkt sei kein Kunstwerk; ist es schön, so ist das Vorbild schuld, nicht die Nachmacherin; meist aber bleibt es hinter dem mittelmäßigsten Gemälde zurück, und kann solches auch seiner Technik zufolge nicht erreichen, kostet aber so viel Zeit und Mühe, daß man mit derselben ein wahrer Künstler in Farben werden könnte. — Das Machen — und dies ist das Traurigste — gewährt auch nicht das geringste Ersprießliche. Ja, dieses langsame, tote Nachstechen von Form in Form verödet das Herz, und der Geist wird dumpf und leer. Dann welcher Nachteil für die Gesundheit, wenn der blühende, drängende, treibende Jugendkörper zusammengeknickt wird und in einer Stellung stundenlang verharrt, die ihm unnatürlich ist, und im Eifer der Arbeit noch unnatürlicher gemacht wird durch vermehrtes Bücken, durch das Andrücken des Rahmens an die Brust und dergleichen.

Wirklich, Titus, dachte ich auch oft, wenn ich so eine holde, aufknospende Gestalt über dem Rahmen hängen sah, — du liebe, arme Blume; man hat einen finstern Topf über deine Herzblätter gestürzt, daß du nichts weißt von Luft und Sonne — wenn du statt dessen diese Zeit durch in die Strahlen gestellt würdest, die aus so vielen großen Herzen der Vergangenheit auf uns herüberleuchten: wie würdest du daran

deine Blüte entfalten können — wenn du statt dessen in den Hauch Gottes gestellt würdest, der von Bergen zu Bergen weht: wie würdest du auftun die großen, frischen Blätter deiner Seele, und froh erstaunen über die Schönheit der Welt!

Freilich sagen die Guten: „Aber es freut uns, solches zu bilden und dann unserer Hände Arbeit in der lieben Wohnung zu erblicken und uns zu freuen, wenn sie dem Geräte zur Zierde dient, und uns an den Werken einstens in die schöne Jugendzeit zurückzuzählen."

„Ihr Lieben, Holden!" sag' ich dagegen; „ja, bildet nur, aber gleich noch etwas Schöneres, wenn ihr schon den Bildungstrieb habt, etwas, das noch dazu leichter ist — lernet, daß es ein Schaffen gibt, ein Erschaffen des eigenen Herzens, Bildung dieses schönen Kunststückes, Ansammlung und Eigenmachung der größten Gedanken, welche erhabene Sterbliche vor uns gedacht haben und uns als teures Erbstück hinterließen; ja, lernet, daß ihr leicht in der wahren Kunst etwas zu machen verstehen werdet, was aus der freien Seele quillt.

Dann haben sie ein anderes Zauberwort, mit dem sie sich tragen und alles abfertigen: Die Häuslichkeit. Diese Häuslichkeit aber ist ein Hinfristen an Bändern und Kram, ein Ordnen der Hausbälle und Tafeln und Gesellschaften, und ein unnötiger Luxus an Kleidern und Gerätstücken. Freilich hat da eine Frau samt der ihr beigegebenen Dienerschaft genug zu tun. Wenn aber Häuslichkeit nur heißt: Wohnung, Kleider, Speise in ordentlichem Stande zu erhalten, so mag sie allerdings ein Teil und zwar ein kleiner Teil des weiblichen Berufes sein, der aber so leicht zu erfüllen ist, daß zu dem größeren und höheren noch Zeit genug übrig bleibt, da ohnehin in diesen Dingen Mutter Natur die größte Einfachheit vorgeschrieben hat, und die Abweichung durch Krankheiten aller Art bestraft.

Diese letzte Häuslichkeit hat Angela in hohem Grade; denn sie ist immer, obgleich einfach, doch bis zum Eigensinne rein und edel gekleidet, und zu Hause, wo sie das Regiment führt, soll es immer aussehen, wie in einer Kapelle. Einen andern schönen Teil der Weiberpflicht aber erfüllt sie, wie wenige ihrer Schwestern: Bildung des künftigen Mutterherzens, von dem man nicht wissen kann, ob nicht ein Sokrates, Epaminondas, Gracchus als wehrloser Säugling an demselben liegt und die ersten Geisterflammen von ihm fordert und fordern darf! Wie nun, wenn sie der Sendung nicht gewachsen wäre und den Geistesriesen zu einem Nero und Octavianus verkommen ließe? Und der erste Druck in das weiche Herz gibt ihm meist seine Gestalt für Leben lang.

Endlich selbst Vorbereitung und Erfüllung der Mutterpflicht schließt nicht den Kreis des Weibes. Ist es nicht auch seiner selbst willen da, stehen ihm nicht offen Geister- und Körperreich? Soll es nicht, wie der Mann, nur in der Weise anders, durch ein schönes Dasein seinen Schöpfer verherrlichen — endlich, hat es nicht einen Gatten zu beglücken, und darf es ihm statt des schönen Herzens eine Wirtschaftsmaschine zubringen, die geistig genug zu sein glaubt, wenn sie nur unschuldig ist? Das ist der Knecht, der sein Talent in das Schweißtuch vergraben hat. O Titus! Angela hat mir die Augen geöffnet über Wert und Bedeutung des Weibes — ich schaudere, welche Fülle von Seelenblüte taub bleibt, wenn die Besterzogenen dastehen, nichts in der Hand, als den dürren Stengel der Wirtschaftlichkeit, und das leere, schneeweiße Blatt der angebornen Unschuld. Andere werden freilich unterrichtet, aber obiges Blatt wird dann eine bunte Musterkarte von unnützen Künsten und Fertigkeiten, die man unordentlich und oberflächlich darauf malte.

Es ist ein schweres Ding um die rechte, echte Einfalt und Naturgemäßheit — zumal jetzt, wo man bereits schon so tief in die Irre gefahren ist.

Wie manche warme und großgeartete Seele in diesem Geschlechte mag darben und dürsten, so lange sie lebt — bloß angewiesen an den Tand, den ihr der Herr der Schöpfung seit Jahrtausenden in die Hände gibt." — —

Man wird in ausführlichen, dickbändigen Werken über Erziehungslehre keine so zutreffenden, herrlichen Sätze über Bildungsausmaß und Bestimmung des weiblichen Geschlechtes finden. Stifter selbst war von der Richtigkeit seiner Anschauungen ebenso überzeugt, wie seine Freunde, von denen einer (Freiherr v. Handel) ihm ja einmal die bereits angeführten Worte schrieb: „Zum Mädchenlehrer taugst du viel." Im Privatunterrichte suchte der Dichter stets seinen Grundsätzen gemäß einzuwirken, und von einer Dame wurde mir erzählt, daß er aus jedem Mädchen, das seiner Erziehung anvertraut wurde, eine „Angela" zu machen bestrebt war. Den weiblichen Handarbeiten blieb er als Lehrmeister immer abhold, und nie duldete er die Unsitte, daß während des Vortrages an einem Strumpfe gestochert wurde.

Über Erziehungsfragen und besonders über Mädchenerziehung, welche den Dichter in jenen Jahren viel beschäftigte, hat sich Stifter mit seinen vertrauten Freunden mündlich und brieflich oft auseinandergesetzt. Daß er sich der Erziehungsaufgabe in jenen Fällen, in welchen er freie Hand erhielt, mit dem größten Eifer, mit fast ungestümer Begeisterung hingab,

zeigt ein Brief an Sigmund Freiherrn von Handel vom 8. Februar 1837: „Meine Schülerinnen sind bei weitem mehr, als ich ihnen bei meiner ersten Bekanntschaft zumutete. Ich fragte wenig darum, was ich sie lehren soll, sondern fing auf eigene Faust an, sie zu bilden. Mit der einen fing ich Geographie, Naturgeschichte, Diktandoschreiben, Briefstellen und Rechnen an, und in letzterem befriedigte sie mich so, daß wir jetzt in allem Feuer in einer kompendiösen Algebra begriffen sind, die sie recht artig versteht, und mir die Beweise bündiger liefert, als es mancher Schüler tat. Mit den beiden anderen begann ich Seelenlehre, die ich jetzt für sie schriftlich verfasse, um sie ihnen als Andenken zu hinterlassen. Dann nahm ich die Grundzüge des Naturrechtes als Vorbereitung zu Rottecks Geschichte, in der wir jetzt sind. Diese und Physik und Ästhetik (nach Jean Pauls Vorschule, die sie entzückt) wechseln ab. Ich traf so guten Grund und Boden, daß sie Dinge verstehen und nota bene lieben, die ich Mädchen nicht zugetraut hätte, und nicht nur ich, sondern auch Rolph bemerken schon die Früchte an ihnen, was mich unsäglich freut. Ein liebes, treues, unschuldsvolles Gemüt ist der Anteil Aller, und Rolph und ich sind summarisch in beide verliebt. Beide sind tausendmal besser, als ich selber, und ich liebe sie beide recht ausnehmend herzinniglich und freue mich allemal auf unsere Unterredung. Nur habe ich mir eine lächerliche Angst aufgeladen, nämlich, daß sie einem Manne zufallen, der sie nicht verdient. Es verfängt nichts, daß ich sie jede einem meiner Freunde zudenke . . . ."

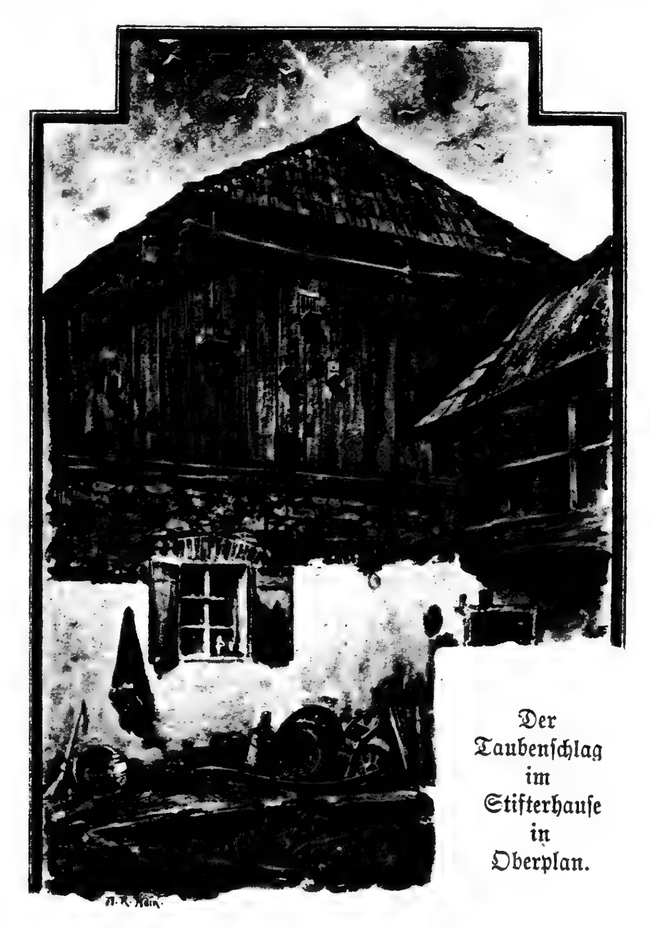
Es ist klar: so wie Stifter immer nach dem Leben zeichnete, hat er auch die Züge seines „weiblichen Cato von Utica" nach unmittelbaren Eindrücken geschildert.

In den „Feldblumen" wird uns so wie im „Kondor" eine Künstlergeschichte erzählt; gleich wie uns der Dichter freimütig die Erfahrungen aus seinen Lehrstunden mitteilt und die Überzeugungen, welche er daselbst über Mädchenerziehung gewonnen, gestattet er uns auch gerne den Einblick in sein Atelier, wobei er uns zu Vertrauten seiner Kunstanschauungen macht.

Der junge Maler Albrecht — wir erkennen in seinen Zügen unschwer das Selbstbildnis des Autors — schildert in Briefen und Tagebuchblättern dem in den Pyrenäen weilenden Freunde Titus sein Leben und seine Schicksale in Wien. Er ist ein „Schönheitsgeizhals" und läßt sich von dem Zauber weiblicher Anmut gern umstricken.

„Ich habe es jetzt heraus," so berichtet er selbst über seine nimmersatte Schönheitsgier, „wie mich das Ding schon als Kind verfolgte, wo

ich oft um lichte Steinchen raufte, oder als Knabe mit dicken, rotgeweinten Augen von dem Taubenschlage herabkam, in dem ich stundenlang gekauert saß, um die schönsten Romane zu lesen, die mein seliger Vater gar so sehr verbot, weil er es lieber hatte, daß ich das Quae maribus und solches Zeug lernte, was ich zwar auch tat, so daß ich das Ding der



Der Taubenschlag im Stifterhause in Oberplan.

Länge nach herzusagen vermochte; — aber ich hatte es millionenmal lieber, wenn ich mich aus einem schönen Ritterbuche abängstigen konnte, oder wenn mir einmal — ich habe seitdem das Werk nicht mehr gelesen — geradezu das Herz brach, da Ludwig der Strenge sofort seine wunderschöne, unschuldige Gattin hinrichten ließ, die bloß verleumdet war, und die niemand retten konnte als ich, der ich aus dem Buche die ganze

Schlechtigkeit ihrer Feinde gelesen hatte, aber unglücklicherweise dreihundert Jahre zu spät.

Damals, da ich bis zur letzten Seite auf Rettung baute und traute, und endlich keine kam, rieb ich mich fast auf vor Schmerz. Aus jenem unbewohnten, staubigen Taubenschlage, Titus, trug ich wundersame, liebe Gefühle bis in die spätesten Zeiten meines Lebens hinüber und wurde nach der Hand für und für kein anderer; immer suche ich noch, bildlich gesprochen, solche Taubenschläge, spanne mich aus der Gewerkswelt los und buhle um die Braut des Schönen."

In Hainbach, wohin Albrecht mit seinem neugewonnenen Freunde Lothar Disson einen Ausflug unternimmt, sieht er ein von ihm schon bei Kirchenbesuchen beobachtetes schönes Mädchen mit einem jungen Manne, mit dem sich fast auf jeder Wanderung seine Wege kreuzen, einen Wagen besteigen, wo neben einer alten, schönen Frau eine junge, schlanke Gestalt sitzt „mit einem ganzen Wolkenbruch von Schleiern" bedeckt. Die übermütigen jungen Freunde dichten den beiden Huldinnen, nachdem der Wagen sie entführt, alle Vorzüge des Leibes und der Seele an, und gehen der Wirtin gegenüber im Scherz eine Wette ein, wonach sie sich verschwören, in drei Jahren die beiden jungen Mädchen als ihre Ehefrauen wieder nach Hainbach zu führen. Einige Tage nach dieser Begebenheit sieht Albrecht im Paradiesgarten in Wien ein weibliches Wesen, das ihn durch außerordentliche, überaus ungewöhnliche Schönheit so sehr entzückt, daß er alles andere darüber vergißt. „Von meiner Kindheit an war immer etwas in mir, wie eine schwermütig schöne Dichtung, dunkel und halbbewußt, in Schönheitsträumen sich abmühend — oder soll ich es anders nennen, ein ungeborener Engel, ein unhebbarer Schatz, den selber die Musik nicht hob — — in diesem Augenblicke hatte ich das Ding zwei Spannen breit meinen Augen sichtbar gegenüber." — Obgleich er keine Erkundigungen nach ihr einzieht, erfährt er zufällig durch seinen Freund Lothar, der ihr Bildnis malte, daß er die russische Fürstin Fodor gesehen habe, welche zu kurzem Aufenthalte auf der Durchreise in Wien gewesen sei. Zu seinem größten Erstaunen trifft er aber kurze Zeit darauf in einer Gesellschaft bei dem alten Engländer Aston die ihm bis dahin unbekannte, aber lange in Aussicht gestellte Freundin von Astons Töchtern, Angela, welche der russischen Fürstin genau gleicht. Der junge Künstler ergreift eine passende Gelegenheit, um Angela über diese merkwürdige Ähnlichkeit zu befragen; zuerst sehr verwirrt, erklärt Angela, daß sie nichts mit dieser Fürstin gemein habe, er möge sie nur immer als ein-

faches Mädchen ansehen und behandeln. Doch sei sie selbst die Frauengestalt gewesen, die er im Paradiesgarten gesehen.

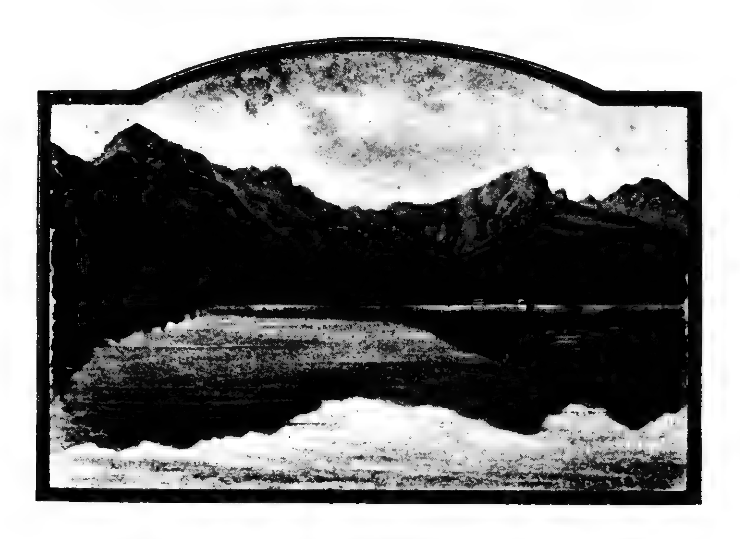
Bald entwickelt sich ein edler, unbefangener Verkehr zwischen Albrecht und den drei Mädchen; sie kommen täglich zusammen, um zu lesen und zu musizieren, und je mehr sich Angelas edles, schönes Herz öffnet, um so tiefer wird Albrechts Neigung zu ihr. Von ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen weiß er nichts, nicht einmal ihren Familiennamen, nur so viel, daß sie bei Oheim und Tante wohne, die als sehr reich gelten, und daß sie von einem jungen Manne erzogen wurde, den sie als ihren Lehrer hoch verehrt, der aber zur Zeit mit seiner Schwester in Frankreich weilt. Im Laufe des Sommers verabredet Albrecht mit Lothar eine Alpenreise, erfährt aber gelegentlich eines Besuches bei Aston von Angela, die er allein trifft, daß ihr verehrter Lehrer zurückgekehrt sei, sie jedoch in vierzehn Tagen für immer in den Jura ziehen werde. Von dieser plötzlichen Nachricht und von dem wilden Schmerze des Abschieds überwältigt, kann Albrecht seine Leidenschaft nicht mehr verbergen, er gesteht Angela seine Liebe und ist durch die Gegenliebe, die er findet, auf das höchste beglückt. „Titus, eine Tempelhalle, weit und ungeheuer, hat sich in meinem Herzen aufgebaut und ich trage einen neuen seligen Gott darinnen." Albrecht beschließt nun, seine Reise aufzugeben; Angela will ihn am nächsten Tage mit ihrem Lehrer und Freund bekannt machen, und diesen um seine Einwilligung zur Verlobung ersuchen.



Der Obelisk zu Schönbrunn.

Überglücklich verbringt Albrecht eine unruhige Nacht; schon um vier Uhr Früh eilt er nach Schönbrunn, um den Morgen im Freien zu genießen. Er erblickt dort, in der buschigen Wildnis stehend, an deren Rande der bekannte Obelisk sich erhebt, in dem sonst menschenleeren Park zwei Gestalten, einen Mann und eine Frau, die in traulicher Unterhaltung vertieft sind; als er plötzlich Angela erkennt, wallt blinde, rasende Eifersucht in ihm auf. Er entschließt sich, sofort abzureisen, mit Angela vollständig zu brechen, und nimmt von Aston schriftlichen Abschied. Aber nach drei Tagen überkommt ihn in Linz heftige Reue über sein rücksichts-

loses und übereiltes Vorgehen, er fährt auf einem Ruderschiffe nach Wien, um Abbitte zu leisten und Verzeihung zu erlangen, findet aber nur Aston vor, von welchem er sehr kühl aufgenommen wird. Dieser teilt ihm mit, daß Angela an jenem Morgen sich in Schönbrunn mit ihrem Lehrer besprochen habe, durch Albrechts verletzendes Vorgehen sehr gekränkt worden sei und nun in Frankreich weile. Albrecht kehrt voll Schmerz und Trauer nach Linz zurück und setzt seine Gebirgsreise mit Lothar und zwei Reisebegleitern, Josef Knar, einem jungen Doktor, und Isidor Stollberg über Kirchdorf nach Scharnstein fort. Dort trifft er mit jenem jungen, ihm unbekannten Manne, dem er so oft begegnete,



Der Almsee.

zusammen, es entwickelt sich ein Gespräch, und dieser bietet sich als Begleiter an. Sie wandern durch die herrlichen Alpentäler, in denen Lothar Studien malt, zum Almsee. Hier in der großartigen Natur erreicht Albrechts Reue und Wehmut den Höhepunkt, fast erdrückt von seinem Schmerze fährt er bei funkelndem Mondschein in einem kleinen Kahn auf den See hinaus. Er hört auf dem Wasser eine Männerstimme singen und erkennt seinen rätselhaften Reisebegleiter, der sich nun als Angelas Lehrer und Freund Emil zu erkennen gibt. Dieser erzählt Albrecht, daß er ihm nachgereist sei, um ihn kennen zu lernen. Unendlich erleichtert und freudig bewegt wandert Albrecht mit Emil und den anderen Reisefreunden über das Gebirge nach Aussee und Hallstatt. Viele geistige

Berührungspunkte finden sich zwischen beiden, und Albrecht beobachtet an Emil all das, was ihn an Angelas bedeutendem Wesen entzückte. In der Gosaumühle erwartet sie Emils Schwester Natalie, in welcher Albrecht voll Erstaunen das junge Mädchen erkennt, das er in Hainbach im Wagen gesehen. Also war damals die verschleierte Dame Angela, der junge Mann Emil. Nach einigen Tagen kommt auch Aston mit seinen Töchtern nach Hallstatt; alle begrüßen Albrecht freudig, aber die Erinnerung an Angela wallt immer mächtiger und schmerzlicher in ihm auf. Auf einem Spaziergange erzählt ihm Natalie Angelas Geschichte: „In den blutigen Tagen der französischen Revolution floh aus Paris, wo er handelshalber ansässig war, nebst vielen anderen auch Eduard Morus, aus Boston gebürtig, weil ihm Gefahr drohte. Er ging nach Ostindien, wo er einen Bruder hatte, und wurde dort zum reichen Manne. Seine Frau gebar ihm, nach langer kinderloser Ehe, hintereinander vier Söhne und zwei Töchter; aber nur der älteste Sohn und die jüngste Tochter lebten. Der Knabe war zehn, das Mädchen zwei Jahre alt, als Morus starb. Die Mutter, eine Pariserin, konnte ihr Vaterland nicht vergessen; deshalb, mit Hilfe des Bruders ihres verstorbenen Gatten, machte sie ihre Habe beweglich und ging nach Paris, das inzwischen ausgetobt hatte. Es war im Jahre 1817. Das neue Paris gefiel der alten Dame nicht mehr und ein schönes Landhaus in den Cevennen sollte ihr Ruheplatz werden. Er wurde es: denn noch in demselben Sommer starb sie. Jetzt zog auch der Oheim sein Vermögen aus dem ostindischen Handel und ging nach Frankreich auf dasselbe Landhaus und verwaltete auch die Habe seiner zwei Bruderskinder als Vormund.

Der Knabe wurde bald mit einem Lehrer nach Paris getan und das Mädchen erhielt eine Erzieherin. Als er zwölf Jahre alt war, geschah es, daß er mit seinem Erzieher auf der Reise nach dem Landhause in eine Schenke der Cevennen trat. Viele Leute gingen aus einer Kammer aus und ein und machten traurige Gesichter, und als auch er hineinging, sah er einen toten Mann liegen, mit jungem, blassen Gesichte und einer breiten Stirnwunde, aus der kein Blut mehr floß und die sauber ausgewaschen war. Über den Leib war ein weißes Tuch gebreitet. Als er sich erschrocken wegwendete, sah er auf einer zweiten Bank eine Frau liegen, bis auf die Brust zugedeckt; diese aber und das Angesicht waren weiß wie Wachs und wunderschön, nur in der Gegend des Herzens war ein roter Fleck, wo, wie sie sagten, die Bleikugel hineingegangen sei. Was aber den Knaben zumeist jammerte, war ein etwa zweijähriges Kind, das bei der Frau saß und fortwährend die

weißen Wangen streichelte. Des Morgens hatte man sie etwa eine halbe Meile tiefer im Walde bei einem umgestürzten und geplünderten Wagen gefunden. Das Mädchen sei unverletzt unter einem Haufen schlechter Kleider gelegen und hatte ein sehr kleines goldenes Kreuzchen um den bloßen Hals hängen.

Unsere Angela! —

Emil ging zu dem Mädchen und liebkoste es; da lächelte ihn die Kleine an und sagte Laute, die nicht französisch waren. Der Knabe begehrte, das Kind mitzunehmen, und da man ihn und seinen Oheim kannte, so ward sie ihm ohne weiteres überlassen, bis sie von ihren Angehörigen jemand zurückfordere. So brachten die zwei Männer das Kind auf das Landhaus. Nie hat sich aber jemand mehr um die Waise gemeldet. Sie ward fortan meine Gespielin und der Liebling Emils. So oft er auf Besuch da war, der oft Monate dauerte, lehrte er sie Buchstaben kennen, Blumen und Falter nennen und erzählte ihr Märchen. Sie horchte gern auf ihn und begriff wunderähnlich und liebte ihn auch am meisten. Dann sagte er ihr von fernen Ländern, in denen er geboren worden, und von den schönen Menschen, die dort wohnen. Auf einmal verlangte er selbst nach Ostindien. Alle Werke über dieses Land, deren er habhaft werden konnte, las er durch und entzündete sich immer mehr und mehr, ja als er im nächsten Jahre von Paris kam, redete er zum Erstaunen des Oheims ziemlich gut die Sprache der Brahmanen. In demselben Jahre starb ein Handelsfreund in Kalkutta und dies machte eine Reise des Oheims nach Indien nötig. Emil jauchzte über den Tod des unbekannten Freundes, weil er mitdurfte. Die Mädchen kamen unter die Obhut der Tante.

Sechs Jahre blieb er aus, und als er zurückkam, war er ein Mann, stark und gütig. Auch das unscheinbare Kräutlein, Angela, war eine schöne Wunderblume geworden, so daß er betreten war bei ihrem Anblicke. Wir siedelten damals nach Wien über. Er unternahm nun ausschließlich unsere Erziehung und erzog sich selbst dabei. Er fing die Wissenschaften an und dichtete uns nebenbei indische Märchen vor, voll fremden Duftes und fremder Farben. Er predigte und lehrte nie, sondern sprach nur und erzählte uns und gab uns Bücher. Wir lernten trotz Männern. Die Dichter las er vor. So wurden wir uns nach und nach, wie die Jahre vergingen, immer gleicher und für Europa eine Art fremdländischer Schaustücke — aber das Herz, die Seele, glaube ich, hat er an den rechten Ort gestellt — nun, Sie kennen ja jetzt alle drei. Einmal ging er wieder fort und war zwei Jahre in Amerika. Als er

zurückkam und Angela wieder herrlicher und schöner fand, so erkor er sie zu seiner Braut; aber er sagte nichts zu ihr, sondern beschloß, daß sie nun noch mehr als früher unter Männer, wo möglich, bedeutsame käme, und etwa frei wähle. — Indes begann er sie immer mehr und mehr zu lieben, ja, er lebte recht eigentlich um ihretwillen — sie liebte ihn auch unter allen Dingen dieser Erde am meisten; aber Emil behauptete immer, sie liebe ihn als Bruder. Da ihm ihr Glück das Höchste war, so wollte er ihre Freiheit und Unbefangenheit nicht im geringsten beirren, sondern, um ihrem Herzen allen und jeden Raum zu geben, nahm er sich vor, nach Frankreich zu gehen, wo er ohnedies Vermögensgeschäfte zu ordnen hatte, und mich mitzunehmen. Ich sage Ihnen, es war der schönste Augenblick meines Lebens, da ich diesen herrlichen Menschen Abschied nehmend vor Aston stehen sah und ihn dringlich bitten hörte, er möge Angela lieben und schützen; er möge die besten und edelsten Männer in ihre Nähe führen, ob sie nicht einen wähle, der es verstände, ihres Herzens wert zu werden. Ich weinte; Aston tadelte ihn heftig, und da alles nichts half, so schlug er Sie vor. Emil billigte es, und wir reisten. — Ich hatte sehr gezürnt, als wir zurückkamen, und Angela in Schönbrunn alles erzählte — noch mehr zürnte ich aber, da ich Ihre Abreise und Heftigkeit erfuhr. — Alle waren wir gegen Sie, nur Emil nicht, und was auch wir alle — Angela war nie im Rate — was auch wir alle über Aufdringlichkeit und über Wegwerfung sagten: er dachte anders und reiste Ihnen nach. — Und so hat er Sie gesucht, so hat er Sie gefunden — und so ist er nun entschlossen, Ihnen sein Liebstes zu geben. — Angela ist die Zwillingsschwester der russischen Fürstin Fodor, der sie schon als Kind so ähnlich war, daß ihnen ihr Großvater kleine goldene Kreuzchen mit verschiedener Bezeichnung umhing, daß man sie unterscheiden könne. Die Fürstin wurde bei ihrem Großvater erzogen, dessen Liebling sie war und dessen Erbin sie werden sollte; Angela aber, die, wie wir jetzt wissen, eigentlich Alexandra heißt, blieb bei den Eltern und wurde auf jene unglückselige Reise mitgenommen, wo beide ein so trauriges Ende fanden."

Nach diesen umständlichen Enthüllungen Nataliens, welche der Dichter einschalten mußte, um die höchst ungewöhnliche und verworrene Vorgeschichte der handelnden Personen aufzuklären, ergibt sich der Abschluß von selbst. Albrecht reist mit Emil, Natalie und den andern an den Traunsee, wo sie auf dem Wege zwischen Gmunden und Altmünster mit Angela zusammentreffen; nach wenigen Worten ist eine vollkommene Verständigung herbeigeführt, und der Dichter kann uns in seinem Schlußworte Folgendes berichten: „Am ersten Mai anno domini 1835 war zu

Hainbach ein großes Frühstück. Es war da: erstens ein junger, schöner, höchst geistvoller Mann mit ernsten Augen und mutigem Anlitz, Albrecht, der Schreiber obiger Blätter; an seiner Seite war Angela, sein wohlgetrautes Eheweib, eine vollendete Minerva. Item ein zweites junges Ehepaar: Lothar und Natalie; Albrecht zeichnete sie in seinen Blättern ohnedies sehr gut. Tertio: Emil und Lucie, kein Ehepaar, sondern gute Freunde. Ferner ein sonnverbrannter, feurig blickender Mann, mit mehr Lockenwald als Jupiter Olympikus, aber etwas klein und stämmig: der Titus aus den Pyrenäen. Ihm zur Seite saß — nicht sein Weib — sondern Jungfrau Emma, frisch herumblickend voll trotziger Gesundheit



Motiv aus Hinterhainbach.

item Onkel und Tante; und zuletzt Aston, zu dem sich kein weiblicher Gesponse vorfand, man müßte nur die Wirtin rechnen, die freudig und verschämt lächelnd herumging und alle Hände voll zu tun und ihres Wunderns und Gesegnens kein Ende hatte; denn ganz oben am Ende des Tisches, im schönsten Goldrahmen prangend, steht ihr sehr gelungenes Konterfei auf schneeweißem Papiere in netten Farben ausgeführt, wie es Albrecht in der Glockenblume versprochen hatte. — So war also jener Scherz schon in einem Jahre in Erfüllung gegangen, nur verkehrt. Lothar hatte das Griechenbild und Albrecht die Verschleierte gewonnen. Und dem damaligen Scherze zulieb wurde das heutige Frühstück veranlaßt, um die Voraussagung so wahr als möglich zu machen.“ —

Die Inhaltsangabe dieser Novelle enthüllt die Schwächen derselben. Der in Bewegung gesetzte Apparat ist von großer Umständlichkeit und Schwerfälligkeit; viele Personen wandeln durch das Bild, von denen wir kaum einen undeutlichen Schattenriß erhaschen; Namen werden genannt, deren Träger einer abgetanen Vergangenheit angehören, für welche der Dichter umso vergeblicher bemüht ist, unser Interesse wachzurufen, als der Lauf der Geschehnisse die Rückschau nicht bedingt; die rätselhafte Auffindung Angelas an der Seite ihrer gemordeten Eltern, die verblüffende Ähnlichkeit der Zwillingsschwestern, die Menge der exotischen Reisen sind romanhafte Zutaten, welche den Gang der allen Flitters entkleideten, einfachen Handlung unserem Herzen nicht näher bringen.

Wachsen aber auch die „Feldblumen" in jeanpaulisch verwilderten, stellenweise allzu üppig durchwucherten Gefilden, so sprießt doch allüberall im üppigen Geranke eine köstliche Saat herrlicher Reflexionsblüten auf. Die tagebuchartige Form des Mitteilens ist wie keine andere geeignet, von Zeit zu Zeit die sich verkettenden Schicksale mit sinnendem oder weitausschauendem Blicke zu betrachten, das Gewordene zu überprüfen, dem Werdenden mit Ahnungen entgegenzugehen. Die Icherzählung, schon in der Anlage subjektiv, entbindet den Dichter von der Verpflichtung, hinter seinem Werke zu verschwinden, im Gegenteile gewährt sie ihm sowohl Freiheit als Anreiz, nach Herzenslust vor dem Leser die höchsten Fragen der Menschheit aufzurollen. In der Tat führt uns Stifter in keinem anderen seiner Werke so höchstpersönlich in die Geheimkammer seiner Ideen, um uns mit freudigem Stolze den reichen Schatz kerniger Denkfrüchte zu weisen. Diese Neigung zum Ausspinnen selbständiger Gedanken, welche in den „Feldblumen" fast in jedem Abschnitte hervortritt, gemahnt ebenso sehr an Jean Paul, wie die etwas gesuchte Geheimniskrämerei, das spielende Verbergen des Ganges der Handlung, das absichtliche Zerflattern der Form, die Wahl der Kapitelüberschriften, die hochtönende, in Gefühlen, Stimmungen, Klängen und Farben schwelgende Sprache.

Über das Jeanpaulische in Stifters erster Schaffensperiode äußert sich Rudolf Fürst in der Einleitung zu der in Max Hesses Verlag in Leipzig erschienenen sechsbändigen Ausgabe der ausgewählten Werke des Dichters überaus zutreffend: „Die Ähnlichkeit, die man zwischen Jean Paul und Stifter finden wollte, beruht wohl in der Hauptsache auf einer Reihe freilich frappant übereinstimmender äußerer Umstände. Beiden ist das Drama stets fremd geblieben (obgleich Stifter jahrelang an einem Trauer-

spiel „Nausikaa" arbeitete und auch einzelne Lustspielpläne im Auge hatte), beide haben den Vers nur selten und mit sehr geringem Erfolg gehandhabt, beide waren Lieblinge der Frauen und der Aristokraten, beiden ist die Not des Lebens nicht erspart geblieben; Stifters Verhältnis zu Fanny ist dem Jean Pauls zu Sofie Ellrodt nicht unähnlich, auch Stiftern ist das Mysterium wahrer Liebe sehr spät oder nie aufgegangen, wenngleich er Jean Pauls bequeme Theorie von der „Simultanliebe" niemals zu der seinen gemacht hat. Einzelnes mag Stifter dauernd von Jean Paul übernommen haben: die Vorliebe für „Juvenilität", um mit Gervinus zu sprechen, in seinen Schriften, die fast ausschließlich das Gemütsleben von Jünglingen und Jungfrauen behandeln, wobei die Liebe immer etwas bläßlich ausfällt, den Widerwillen gegen Fremdwörter, vielleicht auch den Hang zu übermäßiger Breite der Form, zum Einspinnen ins Detail. Dagegen trennen ihn auch wieder tief gehende Unterschiede von dem älteren Dichter: das geringe Verständnis, das Jean Paul der bildenden Kunst, der Geschichte, der Naturforschung entgegenbrachte, bildet den stärksten Gegensatz zu Stifter und dem Grundton seiner Produktion. Vergeblich wird man bei Stifter Jean Pauls Bevorzugung des Häßlichen, dieses wesentliche Hilfsmittel seines Humors, oder seine Art, das Kleine auch als lästig und störend hinzustellen, suchen, vergebens nach seiner oft bitteren Ironie Umschau halten. Der Humor hält sich bei Stifter überhaupt nur in bescheidenen Grenzen, und er hat Jean Pauls Galerie beschränkter, aber liebenswerter Käuze nur um eine, freilich prächtige Gestalt bereichert. Und schon durch ihre körperliche und seelische Gesundheit scheiden sich Stifters Menschen von den mondscheinblassen Gestalten Jean Pauls."

Ein Grundzug, der in allen Schriften des Dichters wiederkehrt, tritt schon in den „Feldblumen" deutlich hervor. Stifter geht den Nachtseiten des Lebens gern aus dem Wege; Armut und Entbehrung sind ihm verhaßt, und er vermeidet es, sie zu schildern. Er stellt den Schweiß der harten Arbeit nicht vor den Besitz der irdischen Güter; für die materielle Wohlfahrt seiner Helden haben fast immer tüchtige Vorfahren durch Umsicht und Betriebsamkeit in so reichem Maße gesorgt, daß die Nachkommen sich dem neidenswerten Glücke hingeben können, unbekümmert um die Anforderungen des täglichen Lebens nur dem Geheiß ihrer inneren Sendung zu folgen. Stifter, der alle Jahre seines Lebens hindurch von den Gymnasialstudien an bis zur sehnlichst erwarteten Versetzung in den dauernden Ruhestand wohl kaum einen anderen Kummer schmerzlicher und bitterer empfand, als den, sich nicht ausleben zu dürfen, hat den beseligenden Zustand geistiger Freiheit, je inniger und vergeblicher er ihn selbst

für sich stets herbeigesehnt, den Helden seiner Erzählungen in vollster Schrankenlosigkeit zugedacht. Tief unter den sonnigen Höhen, wo von eifrigen und begeisterten Händen die hehren Tempel der Kunst und der Schönheit errichtet werden, liegt verborgen und begraben die gemeine Sorge des Lebens, so daß auch nicht ein einziger Blick auf sie fällt, und nicht ein einziger Gedanke durch sie herabgezogen werden kann. Die auf diesen Glückseligkeitsinseln herrschende Selbstverständlichkeit des Besitzes geht so weit, daß, wenn wirklich einmal ein armer Teufel den goldübersäeten Boden betritt, sofort der edelmütigste aller Freunde an seiner Seite steht mit dem Rate, von dem Reichtum so viel an sich zu nehmen, als zu fröhlichem Gedeihen erforderlich scheine: „Nicht wahr, wenn Du in den See fällst und ertrinken willst, und ich ziehe Dich mit äußerster Gefahr meines Lebens heraus, so dankest Du mir und es freut Dich, und Du erscheinst Dir nicht gedemütigt — aber wenn ich sage: das Glück und der Fleiß meines Vaters hat mir so viel zugeführt, daß ich und andere ein schönes Vernunftleben führen können, wie es Gott nach unserer Lage fordern kann, und wenn ich sage, da liegt so viel übrig, daß wir es gar nicht verbrauchen können, bleibe da, gönne uns einen Anteil und Genuß an Deinem Geistesleben und verwende von dem, was sonst unnütz da läge, so viel Du willst, zu immer weiterer Ausbildung dieses Deines Geisteslebens — nimm Anteil an dem, was wir gesellig beginnen wollen, und an den Taten, wodurch wir das Reich des Guten zu erweitern streben wollen; wenn ich dieses alles sage, so sitzest Du da, und fühlst Dich gedrückt — warum? weil sie alle ihr Leben lieber für den andern wagen als ihr Geld; weil alles mitteilbar ist, nur kein Vermögen — außer in Almosen — und weil sie dieses mit Stolz und so geben, daß der Empfänger gedemütigt wird. Wenn ein Freund ein übermäßiges Vermögen mit dem anderen dürftigeren Freunde teilt, so schreien sie, das sei eine ungeheure schöne Tat — damit aber bekennen sie nur die ganze eingewurzelte Schlechtigkeit ihrer Selbstsucht."

Die durch die höchste künstlerische Sorglosigkeit gesteigerte Verachtung des Mammons bei gleichzeitiger Selbstverständlichkeit des Besitzes als Grundlage eines göttlichen Vernunftlebens! Das war der schönste von Stifters unerfüllten Lebensträumen.

Die Äußerungen dieses „schönen Vernunftlebens" treten in den „Feldblumen" allerorts hervor; Stifter, der selbst einmal seine Werke „sittliche Offenbarungen" nennt, redet in dieser Erzählung oft mit der „Feuerzunge des heiligen Geistes".

Die allumfassende Weltsehnsucht des Dichters, seine unermeßlich tiefe, unzerstörbare Menschenliebe finden hier in hinreißender Beredsamkeit warmgefühlten Ausdruck: „Oft und oft, wenn ich die ewigen Sterne sah, diese glänzenden Tropfen, von dem äußeren, großen Weltenozeane auf das innere, blaue Glöcklein hereingespritzt, das man über uns Infusionstierchen gedeckt hat — wenn ich sie sah und auf ihnen dachte dieses Unmaß von Kräften und Wirkungen, die zu sehen und zu lieben ich hienieden ewig ausgeschlossen bin; so fühlte ich mich fürchterlich einsam auf der Insel Erde — — und sind denn nicht die Herzen ebenso einsam in der Insel Körper? Können sie einander mehr zusenden, als manchen Strahl, der noch dazu nicht immer so freundlich funkelt, als der von den schönen Sternen? Wie jene Herzen des Himmels durch ein einziges, ungeheures Band verbunden sind, durch die Schwerkraft, so sollten auch die Herzen der Erde verbunden sein durch ein einziges, ungeheures Band, die Liebe — — aber sind sie es immer??

Noch sind Kriege, noch ist Reichtum und Armut.

Was hat denn der unergründliche Werkmeister vor mit dem Goldkorne Mensch, das er an einen wüsten Felsen klebt, dem gegenüber der glänzende Sand einer endlosen Küste schimmert, der Saum eines unentdeckten Weltteils? Und wenn dereinst ein Nachen hinüberträgt, wird da nicht etwa wieder eine neue, schönere Küste herüberschimmern? — —

Ich weiß nur das Eine, Titus, daß ich alle Menschen, die eine Welle dieses Meeres an mein Herz trägt, für dies kurze Dasein lieben und schonen will, so sehr es nur ein Mensch vermag — ich muß es tun, daß nur etwas, etwas von dem Ungeheuren geschehe, wozu mich dieses Herz treibt — ich werde oft getäuscht sein, aber ich werde wieder Liebe geben, auch wenn ich nicht Liebe glaube — nicht aus Schwäche werde ich es tun, sondern aus Pflicht. Haß und Zank zu hegen oder zu erwidern, ist Schwäche, — sie übersehen und mit Liebe zurückzahlen ist Stärke."

In den „Feldblumen" ist Stifter noch ganz der subjektive Dichter, der sich's vor den Augen seiner Leser häuslich und behaglich einrichtet, um sich dann hinter der Verschanzung seines Werkes und unter der Maske seiner zumeist einem nachdenklichen Hang ergebenen Helden mit dem Lesepublikum über Menschheit und Leben, über Gott und Unsterblichkeit auseinanderzusetzen. Nicht ohne Absicht dürfte der Dichter für seine Erzählung die Form loser Tagebuchblätter gewählt haben, da diese ihm die erwünschte Gelegenheit gab, sich selbst mit dem Schreiber des Memoiren-Bruchstückes zu identifizieren, und so sein jugendvolles Herz einmal

recht mit Liebe auszuschwärmen. In der Tat ist es eigentlich Stifters Tagebuch, das der Dichter vertrauensvoll in die Hände seiner Leser gelegt hat, die darin ausgesprochenen Wünsche sind seine eigenen, die Gedanken, welche das Werk beleben, verflechten sich zu Stifters eigenstem Glaubensbekenntnis.

Ist doch, wie mir einer der besten Freunde des Dichters mitteilte, Angela nichts anderes, als das zu idealer Vollkommenheit verklärte Abbild Amalie Mohaupts, das Stifter in der Begeisterung der ersten, heißen Gattenliebe in so ansprechenden Farben schuf.

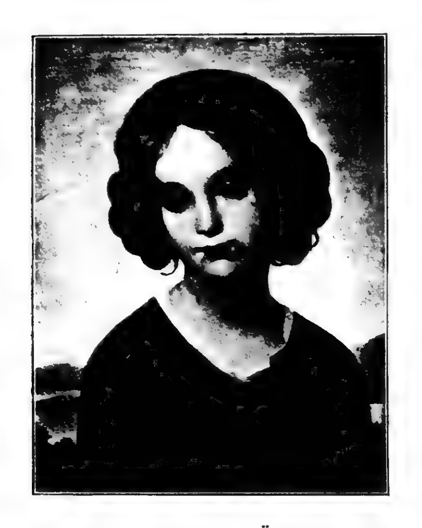
In ähnlicher Weise dürften die geschilderten Zustände, Erlebnisse und Wahrnehmungen zum größten Teile aus eigenen Erinnerungen und Erfahrungen hergeholt sein.

Das nach dem Weiten und Unendlichen gerichtete Streben, die freudige Pflege veredelnder Neigungen, das gleichzeitige Umfassen, Verstehen und Aufnehmen aller Wissenschaften und Künste, der Hang zu Musik, Malerei, Dichtung und Philosophie ist für die Sturm- und Drangperiode Stifters ungemein bezeichnend. Namentlich ist die Teilnahme, mit welcher von den Aufgaben der bildenden Kunst geredet wird, ein Abglanz von des Autors eigener künstlerischer Tätigkeit:

„Wenn ich nicht mit der Natur umgehe, so sitze ich zu Hause und arbeite an meinen Tafeln — oft sehe ich sie stundenlang an und habe das Gefühl, als sollt' ich wunderschöne Dinge machen — da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften und schönen Wolkenbildern darin, lieben, fernen Bergen und ihrem Sehnsuchtsblau, wie Heimwehgefühle, von sonnigen Abhängen, von Waldesdunkel und kühlen Wässern drinnen und von tausend anderen Dingen, die sich nicht erhaschen lassen, schattenhaft und träumerisch durch die Seele ziehend, wie Vorahnungen von unendlicher Seligkeit, die bald, bald kommen müsse. Dann male ich und lasse das Ding so gehen, wie es geht, und es ist mir, Titus, als finge manches Bild an, mir zu gefallen."

Der Wunsch, den Stifter in der Vorrede zu den „Studien" ausgesprochen, daß seine Schriften in ihrem Weiterwirken irgend ein sittlich Schönes fördern helfen mögen, ist in den feurig beredten Mahnworten, welche die „Feldblumen" so reichlich durchsetzen, bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert. Zum ersten Male tritt hier der unwiderstehliche Trieb hervor, welcher den Dichter gebieterisch nötigte, zu den Menschen als Erzieher zu reden. Wenn vom Umgange mit Stifter überhaupt gesagt wurde, und wenn das von jedem seiner Bücher gilt: man war besser, wenn man von ihm ging, man ist um einen Schatz geläuterter Gesinnungen be-

reichert, wenn man eines seiner Bücher aus der Hand legt, so nehmen die „Feldblumen" unter den vorzugsweise veredelnden seiner Schriften einen hervorragenden Rang ein.



„Angela." Nach einem Ölgemälde von Karl Löffler. Besitzerin: Frau Anna Kaindl in Linz.

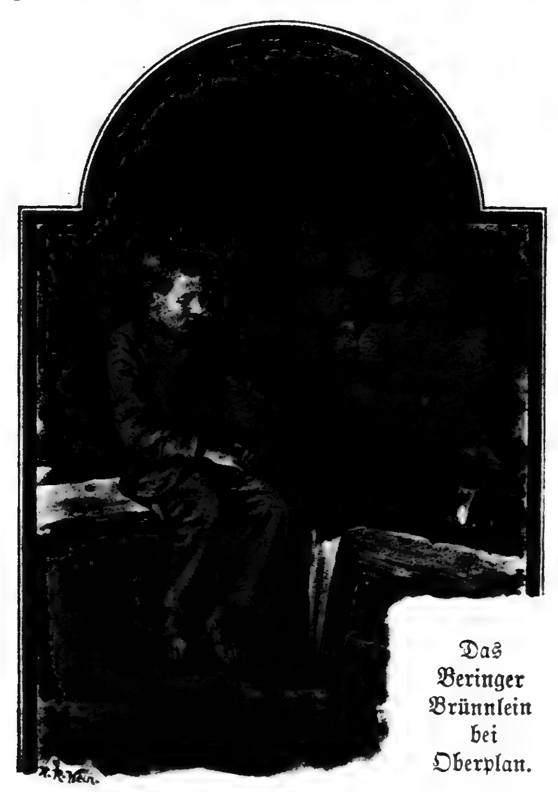
Der mit dem Dichter innig befreundete Maler Karl Löffler hat ein schönes, poesievolles Mädchenbildnis geschaffen, welchem Stifter selbst den Namen „Angela" beilegte, weil er die stille, sanfte Wesenheit vereint mit ruhiger Größe in jenen Zügen wiederfand, die ihm bei der Schilderung des tief angelegten Frauencharakters vorschwebte.

* * *

Das „Heidedorf" ist von den drei Erzählungen im ersten Bande der „Studien" die einfachste, ruhigste, anspruchsloseste und vielleicht eben darum am ehesten klassisch zu nennen. Der Verfasser selbst scheint dieser Arbeit die meiste Liebe zugewendet zu haben, denn als er seinem Bruder Anton die ersten zwei Bände der „Studien" von Tatzmannsdorf aus sendete, schrieb er in dem Begleitbriefe: „Wenn ich vor Dir sterbe, so lese noch manchmal in diesen Zeilen und denke, daß es mein ganzes Herz ist und alle meine Gesinnungen, was in dem Buche niedergelegt ist. Du wirst im Heidedorf schöne elterliche und kindliche Gefühle finden. Es war meine Mutter und mein Vater, die mir bei der Dichtung dieses Werkes vorschwebten, und alle Liebe, welche nur so treuherzig auf dem Lande und unter armen Menschen zu finden ist, wie sie im Heidedorf geschildert sind, alle diese Liebe liegt in der kleinen Erzählung."

Überall im „Heidedorf" klingen die Erinnerungen an die Kindheit und an das Elternhaus durch. Das Stifterhaus liegt am Rande des Ortes; obwohl rechts und links in der nach Stuben und nach Schwarzbach führenden Straße noch einzelne Häuser stehen, so gelangt man doch rückwärts durch den Garten sogleich auf eine Wiese und von dort durch die Felder ins Freie. Links vor der Eingangstüre liegt unter der Gedenktafel der vielbesprochene Sitzstein, der von den verschiedenen

Familienmitgliedern und auch von Stifter in seiner Kindheit gerne benützt wurde. Von der Straße gelangt man in das Vorhaus, und von da aus links in die sogenannte große Stube, an welche sich ein kleineres Gemach anschließt — das Zimmer, in dem Adalbert Stifter geboren wurde; rechts vom Vorhaus kommt man in eine geräumige Stube, die der Dichter bei Gelegenheit seiner Besuche in Oberplan zu bewohnen pflegte. Eine hölzerne Treppe führt aus dem Vorhause rückwärts



Das Beringer Brünnlein bei Oberplan.

in den Dachraum und von da rechts in den Taubenschlag, wo der kleine Adalbert für die verbotenen Bücher ein sicheres Versteck hatte. —

Geht man die Häuserreihe entlang in der Richtung gegen Sonnenaufgang aus dem Orte, so gelangt man nach wenigen Minuten zum Beringer Brünnlein, welches, gegenwärtig unscheinbar und versteckt in den alten Bretterschuppen eines ärmlichen Bauernhauses eingebaut, vorzügliches Quellwasser spendet. Von da nach östlicher Richtung in mäßigem Anstieg weiter gehend, kommt man zu einer Weggabelung, welche zwei

bergwärts führende Straßen entsendet: eine nach links an der „hohen Fichte" vorbei nach Honetschlag und Ogfolterheid, die andere rechts ansteigend zur hochgelegenen „Machtbuche" und von da wieder abfallend nach Melm. Von der Machtbuche noch weiter nach rechts abzweigend geht man über eine jetzt grasbewachsene, vordem mehr heideartige Hochfläche zum Roßberg, welcher gegenwärtig den Namen „Sängerhöhe" führt. Das ist die Stelle, an welcher der Heideknabe die Tage seiner Kindheit verlebte.

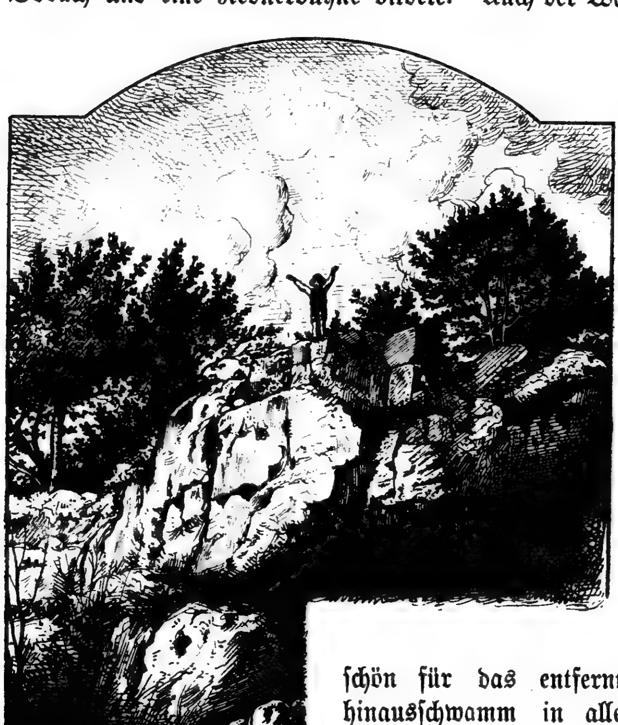
Die künstlerische Begabung Stifters, seine ausgesprochene Anlage zur Landschaftsmalerei zeigen sich in den herrlichen Schilderungen des Heidelandes auf einer Höhe, wie sie uns nur noch im „Hochwald" begegnet. Es ist ein reizendes vegetabilisches Kleinleben, das sich in dem überwältigenden Stimmungszauber der einsam blühenden, sonnigen, mattfärbig schillernden Heide vor unseren Blicken aufrollt. Stifter beweist in dem Gemälde der Heide, daß das Auge, welches einmal gebildet und geübt ist, das Heiligtum der Schöpfung zu fassen und zu überschauen, nicht bloß im Alpenglühen, an felsenumkränzten Seen und im Dome des Hochwaldes, sondern auch dort Herrlichkeiten entdeckt, wo die Natur dem von der Reizesfülle anderer Gegenden verwöhnten Auge arm erscheint. „Die Meisten verstehen bloß die Frakturschrift im Buche der Schöpfung und übersehen die kleine Perlenschrift auf Wiesenblumen und Schmetterlingsflügeln." Die sanftblütige Heidedistel, die wundersamen, glutfärbig oder feurigblau brennenden Blümchen, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines hervorwachsend, die flüsternden Schlehen und Brombeersträucher, die unzähligen kleinen Heidebewohner, die himmelblau schillernden Falter mit den wunderlichen Äuglein auf der Rückseite und die in der hellen Farbe des Morgenrotes prangenden, der zähgliedrige Wachholder und alle die anderen Schätze, welche in der Einsamkeit des weltfernen Landstriches emporblühen, vereinigen sich zu jenem wunderbaren Stilleben, aus dessen



Die „Machtbuche" bei Oberplan.

täglichem Anblicke eine glutensprühige Phantasie in die tiefen, stillen, dunklen Gewalten der Kindheit des Heideknaben hineinwächst.

„Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Heide, reichlicher vorfand und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wachholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigiger Abstammung und Sippschaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Roßberg; aus welchen Gründen, ist unbekannt, da hier nie seit Menschenbesinnen ein Pferd ging, was überhaupt ein für die Heide zu kostbares Gut gewesen wäre."



Die Predigerkanzel am Roßberg bei Oberplan.

Nach diesem Punkte nun wandert unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften gehen; er kann die ihm anvertrauten Tiere getrost sich selbst überlassen und seinen eigenen Gedanken und Träumen nachhängen. Bald schließt er Freundschaft mit all den tausend Lebewesen, die ihn auf der Heide umgeben, und in dieser menschenfernen Einsamkeit reift sein Geist zu ernster Größe.

„Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Heide. Teils durchzog er sie weit und breit, teils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und so weit das Auge gehen konnte, so weit ging die Phantasie mit, oder sie ging noch weiter und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so daß er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer und Kinder und Kindeskinder, zahlreich wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung und alle lauschten auf ihn."

Zu einer anderen Zeit baut er aus den kleinen Steinen des Roßberges die weitläufige Stadt „Babylon", oder er gräbt den „Jordan" ab und leitet ihn andere Wege.

So gehen die Tage und so gehen die Jahre dahin. Aber in sein Herz schleicht sich die Sehnsucht nach der fernen Welt, die Heide wird ihm zu eng, er strebt fort aus der stillen Heimat, unbekannten Zielen entgegen. „Sein Auge ging über die fernen Duftstreifen des Moores und noch weiter hinaus; als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen und weit, weit von seiner Herde gehen. — Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlaß den kleinen Engel nur seinem eigenen inneren Gotte und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm auf die Größe der Welt, und des Menschen und Gottes." — Eines frühen Morgens nimmt Felix Abschied von seinen Eltern und von der alten Großmutter und geht in die Fremde. Diese Großmutter hatte auf die Entwicklung seiner Phantasie den größten Einfluß gehabt; selbst von einem reichen Geistesleben erfüllt, hatte sie dem Knaben die heiligen Geschichten und die Erinnerungen ihres langen Daseins erzählt und ihm den Einblick in eine geheimnisvolle Welt eröffnet. Mit diesem Schatz im Herzen verläßt Felix die heimatliche Scholle; nur selten bringt ein heimkehrender Wandersmann Kunde von ihm in

das stille Heidehaus. Allmählich vergrößert sich der Besitzstand des Vaters Niklas, die Felder bringen durch eifrige Pflege reichere und bessere Früchte hervor, es siedeln sich andere Bauern auf der Heide an, eine Straße verbindet das entlegene Dorf mit dem allgemeinen Verkehr und Niklas wird zum Richter des neuen Heidedorfes gewählt. Von Felix aber ist seit Jahren jede Nachricht ausgeblieben; es wird auch nicht mehr von ihm gesprochen, nur die Mutter trägt das Bild des Sohnes treu und unverändert in ihrem Herzen. Sie ist es auch, die in dem sonnverbrannten Manne, der eines Abends vor dem Heidehause stehen bleibt, Felix erkennt. „Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er graue Haare schon trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz." Felix, der weit in der Welt umher gekommen war, sich ein reiches Wissen erworben und fern in Jerusalem und am Jordan in den heißen, einsamen Wüsten geweilt hatte, kehrt nun auf seine Kindheitsheide zurück, dahin ihn ein dunkles Gefühl, stärker als alles andere, gezogen hatte, um sie nicht mehr zu verlassen. Bald ist er der Liebling des Dorfes. Auf der Heide draußen erbaut er sich ein Haus, und hier lebt er nun mit den Geschöpfen der Heide, so wie er es als Knabe getan.

„Ein Geschenk ist ihm geworden, das den Menschen hochstellt und ihn doch verkannt macht unter seinen Brüdern — das einzige Geschenk auf dieser Erde, das kein Mensch von sich weisen kann. Auf der Heide hatte es begonnen, auf die Heide mußte er es zurücktragen. Bei wem eine Göttin eingekehrt ist, lachenden Antlitzes, schöner als alles Irdische, der kann nichts anderes tun, als ihr in Demut dienen. Damals war er fortgegangen, er wußte nicht, was er werden würde — eine Fülle von Wissen hatte er in sich gesogen; es war der nächste Durst gewesen, aber er war nicht gestillt; er ging unter Menschen, er suchte Massen derselben — er hatte Freunde — er strebte fort, er hoffte, wünschte und arbeitete für ein unbekanntes Ziel — selbst um Güter der Welt und um Besitz trachtete er: aber durch alles Erlangte — durch Wissen, Arbeiten, Menschen, Eigentum — war es immer, als schimmere weit zurückliegend etwas, wie glänzende Ruhe, wie große Stille, wie sanfte Einsamkeit — — — ach, hatte sein Herz die Heide, die unschuldsvolle, liebe Kindheitsheide mitgenommen? oder war es selber eine solche liebe, stille, glänzende, selige Heide? — — Er suchte die Wüsten und die Einöden des Orients, nicht brütend, nicht trauernd, sondern einsam, ruhig, heiter, dichtend. — Und so trug ihn dieses sanfte, stille Meer zurück in die Einsamkeit, und auf die Heide seiner Kindheit — — und wenn er nun

so saß auf der Rednerbühne, wie einst, wenn die Sonnenfläche der Heide vor ihm zitterte und sich füllte mit einem Gewimmel von Gestalten, wie einst, und manche daraus ihn anschauten mit den stillen Augen der Geschichte, andere mit den seligen der Liebe, andere den weiten Mantel großer Taten über die Heide schleifend — und wenn sie erzählten von der Seele und ihrem Glücke, von dem Sterben und was nachher sei, und von anderem, was die Worte nicht sagen können — und wenn es ihm tief im Innersten so fromm wurde, daß er oft meinte, als sehe er weit in der Öde draußen Gott selbst stehen, eine ruhige, silberne Gestalt: dann wurde es ihm unendlich groß im Herzen, er wurde selig, daß er denken könne, was er dachte — und es war ihm, daß es nun so gut sei, wie es sei."

Ein Jahr nach seiner Rückkunft, einige Tage vor dem Pfingstfeste, liegt über Felix und dem Heidedorfe die Schwüle furchtbar banger Erwartung. Eine große, lang anhaltende Dürre verzehrte das Gras und alle Feldfrüchte, und die verzweifelnden Heidebewohner harren vergebens auf befruchtenden Regen. Felix aber, der aus der ganzen, weiten Welt, als er ihre Ämter und Reichtümer verließ, nur „einen einzigen, süßen Punkt heimlichen Glückes" mitgenommen, hat eine heiße Bitte abgesandt, und ewig zögert die Antwort, die ihm sagen soll, ob er sein Haus für sich allein gebaut oder nicht.

„Alles und jedes Gefühl verstummte endlich vor der furchtbaren Angst, die täglich in den Herzen der Menschen stieg. Nun waren auch gar keine Wolken mehr am Himmel, sondern ewig blau und ewig milde lächelte er nieder auf die verzweifelnden Menschen. Auch eine andere Erscheinung sah man jetzt oft auf der Heide, die sich wohl früher auch mochte ereignet haben, jedoch von niemand beachtet; aber jetzt, wo viele tausend und tausend Blicke täglich nach dem Himmel gingen, wurde sie als unglückweissagender Spuk betrachtet: nämlich ein Waldes- und Höhenzug, jenseits der Heide gelegen und von ihr aus durchaus nicht sichtbar, stand nun öfters sehr deutlich am Himmel, daß ihn nicht nur alles sah, sondern daß man sich die einzelnen Rücken und Gipfel zu nennen und zu zeigen vermochte — und wenn es im Dorfe hieß, es sei wieder zu sehen, so ging alles hinaus und sah es an, und es blieb manchmal stundenlang stehen, bis es schwankte, sich in Längen- und Breitenstreifen zog, sich zerstückte und mit eins verschwand. — Die Heidelerche war verstummt; aber dafür tönte den ganzen Tag und auch in den warmen, taulosen Nächten das ewige, einsame Zirpen und Wetzen der Heuschrecken über die Heide und der Angstschrei des Kibitz. Das flinke Wässerlein ging nur mehr wie ein dünner Seidenfaden über die graue

Fläche, und das Korn und die Gerste im Dorfe standen fahlgrün und wesenlos in die Luft und erzählten bei dem Hauche derselben mit leichtfertigem Rauschen ihre innere Leere. Die Baumfrüchte lagen klein und mißreif auf der Erde, die Blätter waren staubig und von Blümlein war nichts mehr auf dem Rasen, der sich selber wie rauschend Papier zwischen den Feldern hinzog." — So kommt Pfingsten heran, und endlich läßt das Aussehen des Himmels darauf schließen, daß es regnen werde.

Felix aber erhält einen Brief, worin ihm mitgeteilt wird, daß „seine selbstgewählte Stellung" es unmöglich mache, seiner Bitte zu willfahren. In seinem heißen Schmerze über diese Zeilen liegt es doch wie eine zuckende Seligkeit, die ihn lohnt, daß er alles geopfert, seinem inneren Berufe folgend und seiner Heimat zuliebe. Am nächsten Morgen, Pfingstsonntag, rieselt ein dichter Landregen hernieder, der die Spannung und die Angst von allen Herzen nimmt, und Felix „ging zum Tempel Gottes und dankte mit, und keiner wußte, was seine sanften, ruhigen Augen bargen". —

Diese Erzählung ist eine schwärmerische Verklärung der Heimatliebe, und aus der innigsten Heimatliebe des Dichters ist sie auch hervorgegangen. Die Kindheitsträume des Heideknaben sind ein Abglanz von Stifters eigenen, köstlichen Jugendgefühlen; jene wundersame, alte Frau mit dem hellsehenden Blicke und dem unendlichen Schatz von Dichtung und Geistesfülle, daraus er „die Anfänge jener Fäden zog, aus welchen er vorerst seine Heidefreuden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal" ist Frau Ursula Kary aus Glöckelberg, Stifters Großmutter, von der vielleicht jener auf das Außerordentliche gerichtete Einschlag des Blutes rührt, der bis heute noch in der Familie des Dichters fortwirkt; an seiner eigenen Jugendliebe mußte Stifter den Schmerz und den Stolz der „selbstgewählten Stellung" erfahren, und doch auch beseligt erkennen, daß über den Bitternissen des Lebens der Strahlenkranz der erhabensten Göttin winkt, „schöner als alles Irdische" der er berufen war, „in Demut zu dienen"; die „dunkle, glutensprühige Phantasie" des kleinen Hirten aber hat in späteren Jahren Tausenden von gleichgestimmten Herzen die höchsten und lautersten Freuden gespendet.

Die unvergessenen, seligen Wonnen der Kindheitsheide haben den Dichter schon am Beginne seines Schaffens in die Gefilde der Heimat zurückgeführt, und aus dem bekannten und vertrauten Boden zog er fürderhin seine ursprünglichste Kraft. Stifter bewies durch die Tat die Lächerlichkeit des Ausspruches von Goncourt, daß der Aufenthalt in der Natur verrohend, versumpfend, verdummend wirke, und wie er schon als Kind aus den ihn umgebenden Gewalten und aus dem Nachsinnen über

den inneren Zusammenhang derselben eine reiche Summe von Anregungen schöpfte, so blieb sein Lebensideal für alle Zeiten der Anschluß an Gottes herrliche Schöpfung, deren Anblick in seinem Inneren eine unermeßliche Fülle poetischer Gedanken wach rief.

Stifter schildert uns im Heidedorf den Schauplatz der einfachen Handlung eingehend und ausführlich, voll inniger Liebe zu sorgfältigster Detailmalerei. Aber wenn selbst das Naturgemälde nicht so ansprechend, nicht so fesselnd wäre, daß der Leser auch ohne Ausblick auf die Geschehnisse freudig und mit sich steigerndem Entzücken an der langsamen Wanderung durch die Heidelandschaft teil nimmt, so könnte doch dem Erzähler nicht der kleinste Zug davon erlassen werden, wenn er uns die Charaktere der handelnden Personen völlig glaubhaft machen will. Denn der Heidebewohner ist selbst ein Stück der Heide und kann nur aus dem vollen Verständnis seiner einförmigen, dürftigen, einsamen Umgebung richtig gedeutet werden.

* * *

Hatten schon die drei ersten Erzählungen Stifters, vor allem die „Feldblumen", einen unerwartet großen Erfolg gehabt, so sollte „der Hochwald", 1841 vollendet und im Jahrgang 1842 der „Iris" zum ersten Male gedruckt, den dichterischen Ruhm des Malerpoeten dauernd begründen. Welchen Eindruck diese von romantischem Zauber und einer innigen Naturfreude erfüllte Erzählung auf die zeitgenössische Kritik ausübte, zeigt deutlich die enthusiastische Besprechung, welche in den österreichischen „Blättern für Literatur und Kunst" vom 4. Jänner 1845 veröffentlicht wurde: „Ein ganz vollendetes Werk, würdig in der neuesten deutschen Novellen-Literatur einen der ersten Plätze einzunehmen, ist der „Hochwald", welche Erzählung einzig und allein, in ihrer Art unübertrefflich, wie eine hohe, duftige, vom Abendrot übergossene Alpe über die niederen Gipfel emporragt aus der heiligen Stille der Täler, nichts über sich, als das Blau des ewigen Himmels. Mögen seine übrigen Erzählungen an gediegene Werke anderer ausgezeichneter Schriftsteller in der Art mahnen, wie ein Gemälde eines Meisters, trotz der Verschiedenheit des Gegenstandes, an das eines andern, durch ähnliche Behandlung der Farben oder anderer Außendinge der Technik: diese Erzählung ist ein ganz für sich Bestehendes, Abgeschlossenes, ist ihre eigene Gattung und hätte der Verfasser nichts geschrieben als diese, so wäre sein Wunsch „Menschen,

die ungefähr eben so fühlen, eine frohe Stunde zu machen", im vollsten Maße erfüllt! Solche Schriften sind es, die wahrhaft veredelnd wirken . . .

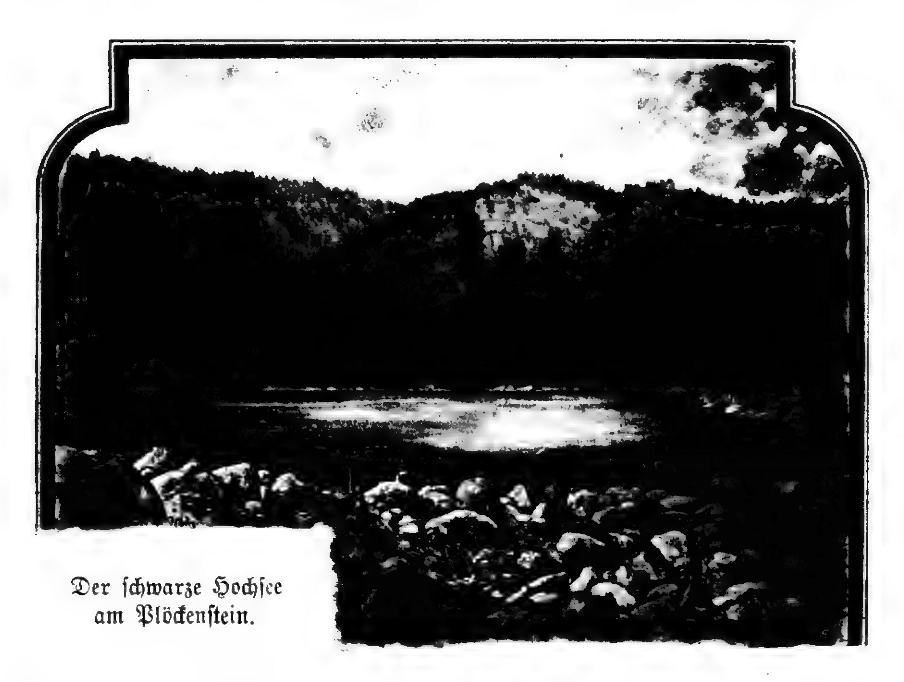
Mit scharfem, das Kleinste, wie das Größte, wenn es in den ewigen Werken Gottes ein Kleinstes und ein Größtes geben kann, auffassendem Blicke erspähet der Dichter das geheimnisvolle und wunderreiche Innere des Hochwaldes und malt seine zu allen Zeiten des Tages und Jahres neue Herrlichkeit auf eine Weise, daß er, wie auf einem Zauberteppiche, den Leser hinwegführt unter das sonnendurchblitzte, kühle Laubdach, wo ihm würziger Duft heilend die Brust umweht, und wohin er keinen unreinen Gedanken mitzunehmen vermag, der wie ein mißtönender Schrei das harmonische Rauschen der Wipfel unterbrechen würde."

Diese Erzählung ist das Hohe Lied des Waldes. Der Dichter, welchem wir den herrlichen Hymnus verdanken, hing alle Jahre seines Lebens hindurch mit inniger Liebe an dem stillen Zauber der heimatlichen Berge, und wenn schon in der Seele des Knaben der feierliche Ernst der Waldesschöne die künstlerische Begeisterung lösete, so sehen wir den Mann noch an seinem Lebensabend wenige Jahre vor seinem Tode und von schwerer Krankheit gebeugt, das Sommerhaus seines Freundes Rosenberger am Fuße des Dreisesselberges aufsuchen, um dort erneuerte Heiterkeit des Gemütes, Trost und Linderung seiner Leiden zu finden. „Jenes Waldhaus, die Waldluft und das Waldwasser haben dem Dichter," wie Dr. Anton Schlossar in einer seiner wertvollen Abhandlungen über Stifter treffend bemerkt, „über vieles hinweggeholfen und ihn körperlich und geistig gestärkt, seiner Seele ruhige und friedliche Zeiten gegeben".

Der „Hochwald" ist ganz und voll aus dem stark entwickelten Heimatsgefühle des Dichters hervorgegangen, das ihn so oft zur poetischen Verherrlichung der Moldaugegend angeregt hat. Schon der Titel „Hochwald", und wenn dies nicht genügen sollte, die Überschriften der sieben Kapitel, als da lauten Waldburg, Waldwanderung, Waldhaus, Waldsee, Waldwiese, Waldfels, Waldruine bekunden hinlänglich den Schauplatz der Handlung, den Gang der Handlung und die Handlung selbst — es ist ein Wandern, ein Träumen, ein Trauern im Walde, mit bald frohen, bald ahnungsvollen, bald düster schmerzhaften Gefühlen. Gefühle, die einerseits fast ebenso stark vom Zauber des Waldes wachgerufen werden, als andererseits Liebe, Sehnsucht und Todesbangen dem Menschen ein verschiedenes Licht über das ewig gleiche Naturantlitz gießen.

An dem tiefen Frieden der in lauschiger Stille gelegenen Burg, in welcher Heinrich von Wittinghausen seine zwei lieblichen Töchter Johanna und Klarissa sanft gebettet hält, braust der Sturm des Dreißigjährigen

Krieges vorbei, die Gegend jenseits der idyllischen Waldeinsamkeit verheerend. Da eine Vorrückung gegen die oberen Donauländer geplant ist, bei welcher es leicht zu einer Belagerung der Burg durch die Schweden kommen kann, faßt der alte Freiherr den Entschluß, seine Töchter in dem unzugänglichen Gehege des Urwaldes zu verbergen. Zu diesem Zwecke läßt er an dem felsenumgürteten Ufer des geheimnisvollen schwarzen Hochsees, der inmitten der Urwaldberge liegt, ein Haus erbauen, welches den Mädchen mit einigen treuen und verschwiegenen Dienern Obdach bieten soll, bis wieder Frieden und Ruhe in den Landen eingekehrt ist.



Der schwarze Hochsee
am Plöckenstein.

Als er den Mädchen seinen Entschluß mitteilt, weckt er wohl zuerst Angst und Schrecken in ihren Herzen, umsomehr als Johanna, die jüngere, von einem Mörder und Wildschützen gehört hat, der sich in jenen Wäldern aufhalten soll. Der Vater, unwillig über dieses grundlose Gerücht, zerstreut ihre Angst und in der gegenseitigen treuen Liebe finden die Mädchen Trost, Vertrauen und Mut. Einige Tage nach dieser Besprechung treten sie den langen Ritt nach den ausgedehnten Urwäldern an, von dem Freiherrn, seinem jugendlichen Sohne Felix und einem schönen, ernsten Ritter begleitet. Die beiden Mädchen haben ihre Munterkeit und den Frieden ihrer Seele längst wiedergewonnen, und auf alle Mitglieder der kleinen

Gesellschaft wirkt die ernste Ruhe des Waldes erhebend und besänftigend. Nach langem Ritt treffen sie an einem Felsen, ihrer wartend, den alten Jäger Gregor, einen edlen Greis, den der Freiherr zum Beschützer seiner Töchter erkor; unter der Führung desselben wird die Wanderung durch die endlosen Wälder fortgesetzt, bis endlich bei schon einbrechender Dunkelheit der schwarze Zaubersee erreicht ist. Ein am Ufer harrendes Floß bringt sie an die jenseitige Felswand, wo die Mädchen zu ihrem größten Erstaunen



Der „Dreikönigfels" im Böhmerwalde.

ein aus Holz gezimmertes Haus erblicken, das auf einem schmalen Rasenbande erbaut ist. Die zwei Gemächer der Mädchen sind durch die Fürsorge des Vaters genau so eingerichtet, wie ihre Zimmer in Wittinghausen, damit sie sich in ihrem neuen Heim nicht fremd fühlen sollen. Am nächsten Morgen nimmt der Freiherr von seinen Töchtern Abschied, nachdem er ihnen unzählige gute Ratschläge gegeben, und verläßt, von Felix und dem ernsten, rätselhaften Ritter begleitet, den See, da er es als Pflicht empfindet, zu seiner Burg zurückzukehren. Die Mädchen bleiben nun allein

unter dem Schutze Gregors in der wunderbaren, sie rings umgebenden Waldesstille. „Es liegt ein Anstand, ich möchte sagen, ein Ausdruck von Tugend, in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Keuschem und Göttlichem — — und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichnis der Natur legt." Der Ritter hatte ein Fernrohr für sie zurückgelassen, damit sie durch das Glas von der Seewand aus ihr Vaterhaus betrachten können. Am ersten ganz klaren Tag steigen sie in Gregors Begleitung auf die Wand. Voll zauberischen Duftes ist nun die Szene, wie die beiden Mädchen von dem höchsten Felsen des einsamen Waldes, der einen Fernblick über das ganze Moldautal gestattet, nach dem väterlichen Schlosse auslugen: . . . „Das Fernrohr wurde ausgepackt und an dem Stumpfe einer verkrüppelten Birke befestiget — — aller Augen aber waren schon vorher in die Weite gegangen — wie eine glänzende Wüste zog der heitere Himmel hinaus über alle Wälder weg, die wie riesenbreite dunkle blähende Wogen hinauslagen, nur am äußersten Horizonte gesäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens — es waren die bereits reifenden Kornfelder der Menschen — und endlich geschlossen von einem rechts in das Firmament ablaufenden Duftsaume — — — — siehe, der geliebte kleine Würfel: wie ein blauer Punkt schwebt er auf seinem Rande, Johannas Herz wogte in Freude und Schmerz — — Klarissa kniete mittlerweile vor dem Rohre und rückte und rückte, das sah sie gleich, daß es ein ungleich besseres sei, als das des Vaters, jedoch finden konnte sie damit nichts. Bis zum Erschrecken klar und nahe stand alles vor sie gezaubert, aber es war alles wildfremd — abenteuerliche Rücken und Linien und Vorsprünge gingen wie Träume durch das Glas — dann farbige Blitze — dann blau und blau und blau — — sie rührte die Schraube, um es zu verlängern — dann führte sie es dem Saume eines dunklen Bandes entlang — plötzlich ein schwacher Schrei: Zitternd im Runde des wunderbaren Glases stand das ganze Vaterhaus, klein und zart, wie gemalt, aber zum Staunen erkennbar an Mauern, Erkern, Dächern — ja die Fenster meinte man durchaus sehen zu müssen. Johanna sah auch hinein — blank, unversehrt, mit glänzendem Dache stand es in der Ruhe des Himmels. O wie schön, wie freundlich!" —

Die Wanderung zum Gipfel der Seewand wird oft wiederholt; immer erblicken sie das Vaterhaus schön und unverletzt, und da durch Wochen und Monate der stille Frieden ihrer Behausung nicht gestört wird, gewinnen sie ihren verborgenen Zufluchtsort immer lieber. Aber eines Tages, als sie mit Gregor über den See gefahren sind und, auf

einem Steine ausruhend, die stolzen, ruhigen Kreise beobachten, die ein über dem See schwebender Geier zieht, kracht plötzlich ein Schuß, und der Geier stürzt zu Tode getroffen ins Wasser. Dann ist es wieder totenstille und reglos wie vorher. Die Mädchen sind aufs Höchste betroffen, auch Gregor kann sich den Schuß nicht erklären, findet aber, als er den Geier aus dem Wasser zieht, in der Wunde eine sehr kleine Kugel, die er zu erkennen scheint; ohne ein Wort zu sprechen, schiebt er dieselbe zu den anderen in seinen ledernen Beutel. Dann beruhigt er die Mädchen mit der Versicherung, daß ihnen keine Gefahr drohe; er kenne den Schützen. „Er sucht den Schimmer und will das Irrlicht greifen; er begeht lauter Dinge, die ohne Ziel und Zweck sind, und strebt nach Unerreichbarem. Er hat manchmal wollen den Sonnenschein auf seinen Hut stecken und die Abendröte umarmen.“ — Die Mädchen suchen ihrer Angst Herr zu werden, aber nach einigen Tagen, in denen sich nichts Ungewöhnliches ereignet werden sie in einer stillen Mondnacht durch ein Lied geweckt, das, von einer Männerstimme gesungen, über den See herüberklingt. In Klarissa erweckt dies Lied heftigste Leidenschaft, denn sie erkennt es und auch die Stimme, die es gesungen, und die ihre stürmische Erinnerung an holde, unvergeßliche Tage wachruft. Für sie ist das Rätsel der letzten Tage gelöst. Am anderen Morgen eröffnet sie Gregor ihren Wunsch, dem nächtlichen Sänger eine Unterredung zu gestatten, aber nicht allein und nicht im Hause, sondern in Begleitung von Gregor und Johanna bei dem kleinen Ahornwäldchen. Gregor kennt den Sänger, welcher auch der rätselhafte Schütze gewesen war; er willfahrt der Bitte und führt sie an den bezeichneten Platz, wo ein sehr schöner Jüngling ihrer wartet, von Gregor dahin beschieden. Der Jüngling ist Ronald, der Sohn Gustav Adolfs. Klarissa hatte ihn vor Jahren gekannt, als er in das Schloß ihres Vaters kam und im Sturm ihr Herz an sich riß; aber auch sie hatte unauslöschliche Liebe in ihm erweckt; dann war er fortgegangen von ihr auf Bitten und Befehle eines, „der stärker war als er“ und der gesagt hatte: „Laß fahren das Scheinding!“ — Er hatte die weite Welt durchwandert, um sie zu vergessen, aber in den ganzen langen Jahren war sie sein einziger Gedanke, und als er, zurückgekehrt, von ihrer Abwesenheit erfuhr und auch Gregor nicht fand, suchte er sie monatelang, bis er an den Ufern des Sees ihren Zufluchtsort entdeckt und Gregor durch den Schuß auf sich aufmerksam gemacht hatte. Klarissa sucht sich dem Zauber seiner Rede zu verschließen, aber immer heißer wallt die alte Leidenschaft, von seinen Worten entzündet, auf, und da er endlich um ihre Liebe und ihre Hand wirbt, lehnt sie sich beseligt an seine Brust. „Wie schwach

und wie herrlich ist der Mensch, wenn ein allmächtig Gefühl seine Seele bewegt und ihr mehr Schimmer und Macht verleiht als im ganzen anderen toten Weltall liegt! — Der ganze Wald, die lauschenden Ahorne, die glänzende Steinwand, selbst Johanna und Gregor versanken um Klarissa, wie wesenlose Flitter, nichts war auf der Welt, als zwei klopfende Herzen — allvergessen neigte sich das liebeschimmernde Antlitz mit den dunklen strömenden Augen immer mehr gegen ihn, und in Tönen, worüber Johanna erschrak, sagte sie: „o Ronald, ich liebe



Eingang
zum Schwemmkanal
am Plöckenstein.

Dich ja, ich kann mir nicht helfen und hättest Du tausend Fehler, ich liebte Dich doch — ich liebe Dich unermeßlich, mehr als Vater und Geschwister, mehr als mich selbst und alles, mehr als ich es begreifen kann . . . ."

Der Wald und der See, Gregor und Johanna sind Zeugen der Verlobung. Ronald aber, der die geliebte Braut erst nach Beendigung des Krieges heimführen kann, nimmt Abschied von Klarissa, um zu ihrem Vater zu eilen, da er mit ihm sprechen und Wittinghausen vor einem

Überfall der Schweden bewahren will. Nach seinem Weggange verstreichen den beiden Mädchen die Tage so still und einförmig wie früher, aber es liegt etwas auf ihnen, was die frühere harmlose Fröhlichkeit verscheucht und besonders Johanna mit Schmerz und dumpfer Angst erfüllt. Der Spätherbst schleicht ins Land, die Natur rüstet sich zum Winterschlafe. Zur großen Beunruhigung der Mädchen ist lange keine Nachricht von Wittinghausen gekommen, auch liegt seit vierzehn Tagen drückender Nebel auf der Landschaft, welcher den Blick auf das Vaterhaus verwehrt. Endlich ist die Aussicht wieder hell und klar, und Gregor steigt mit den Mädchen auf die Seewand, um Ausschau zu halten. Aber gerade dort, wo die Burg steht, liegt eine kleine Wolke über dem Walde, die das Schloß dem Blick verhüllt. Ohne ihr Vaterhaus gesehen zu haben, müssen die Mächen den Rückweg antreten. Am nächsten Tage, als sie die Höhen wieder erklimmen und durch das Fernrohr blicken, ist die kleine Wolke verschwunden. „Johanna war die erste am Gipfel des Felsens, und erhob ein lautes Jubeln; denn in der glasklaren Luft, so rein, als wäre sie gar nicht da, von keinem Wölklein verdeckt, stand der geliebte kleine Würfel auf dem Waldesrande, so deutlich schwebend, als müßte sie mit freiem Auge seine Teile unterscheiden, und der Himmel war von einem so sanften Glanze, als wäre er aus einem einzigen Edelsteine geschnitten.

Klarissa hatte inzwischen das Rohr befestigt und gerichtet. Auf einmal aber sah man sie zurücktreten, und ihre Augen mit sonderbarem Ausdrucke auf Gregor heften. Sogleich trat Johanna vor das Glas, der Würfel stand darinnen, aber siehe, er hatte kein Dach, und auf dem Mauerwerke waren fremde schwarze Flecken. Auch sie fuhr zurück — aber als sei es ein lächerlich Luftbild, das im Momente verschwunden sein müsse, drängte sie augenblicklich ihr Auge wieder vor das Glas, jedoch in derselben milden Luft stand dasselbe Bild, angeleuchtet von der sanften Sonne, ruhig starr, zum Entsetzen deutlich — und der glänzende, heiter funkelnde Tag stand darüber — nur zitterte es ein wenig in der Luft, wie sie angestrengten Auges hineinsah; dies war aber daher, weil ihr Herz pochte, und ihr Auge zu wanken begann.

Als sie sich nun ohnmächtig zurücklehnte, hörte sie eben, wie Klarissa mit schneebleichem Antlitze sagte: „Es ist geschehen."

„Es ist geschehen", erwiderte Gregor; „mir ahnete gestern schon aus dem sanften unbeweglichen Wölklein — aber lasset mich es auch erblicken."

Mit diesem Worte schaute er in das Rohr, aber ob auch sein Auge durch Übung vielmal schärfer war, als das der Mädchen, so sah doch auch er nichts anderes, als sie: in schöner Klarheit einen gewaltigen

Turm von dem Waldrande emporstehen ohne Dach und mit den schwarzen Brandflecken, nur schien es ihm, als schwebe noch eine ganz schwache blaue Dunstschicht über der Ruine. Es war ein unheimlicher Gedanke, daß in diesem Augenblicke dort vielleicht ein gewaltiges Kriegsgetümmel sei, und Taten geschehen, die ein Menschenherz zerreißen können: aber in der Größe der Welt und des Waldes war der Turm selbst nur ein Punkt, von Kriegsgetümmel ward man gar nichts inne, und nur die lächelnde schöne Ruhe stand am Himmel und über der ganzen Einöde."



Ruine Wittinghausen.

Gregor sucht die bestürzten Mädchen damit zu beruhigen, daß dem Vater nichts geschehen sein werde; auch sei ja Ronald bei ihm. Vergebens harren alle auf Nachricht, und nachdem elf Tage in Unruhe und Angst vergangen, wird ein Knecht auf Kundschaft ausgesandt; aber er kommt nicht wieder. Da können die Mädchen die Ungewißheit nicht länger ertragen, und sie kehren mit Gregor nach Wittinghausen zurück. Aber wie ist da alles anders geworden! Der Vater, Ronald und der Bruder sind gefallen, die Burg verbrannt, geplündert und zum größten Teile zerstört. In einem noch einigermaßen wohnlichen Gemache richten sich die Mädchen ein, deren ferneres Lebensglück vernichtet ist.

„Der Turm hatte kein Dach, und seine Ringmauern hatten keine Tore, gerade wie er noch heutzutage steht — aber er trug noch nicht die verwitterte graue Farbe seiner bloßgelegten Steinmauern, wie heute, sondern war noch bekleidet mit Anwurf und Tünche, nur war deren Reinheit beschmutzt mit häßlichen Brandflecken, aus den Fenstern aus-

gehend, und wie Kometenfahnen aufwärts ziehend. Auch war in dem äußeren Mauerwerke manche tiefe Verwundung ersichtlich. Der Rasen umher war verschwunden und glich einer gestampften Tenne, von tiefen Räderspuren durchfurcht, und hie und da mit einem verkohlten Baume oder Trümmern unbekannter Geräte bedeckt. Die größte Stille und ein reiner Himmel mit freundlicher Novembersonne schaute auf diese Todesstelle nieder. Kein Gedanke eines Feindes war ringsum zu erschauen, aber auch kein einzig anderes lebendes Wesen stundenweit in die Runde; die Hütten waren verbrannt, und der Ort Friedberg lag in Trümmern." — Endlich kommt der schöne, ernste Ritter Bruno, welcher einst Klarissa innig geliebt und mit Werbungen gequält hatte, von ihr aber nie erhört worden war.

Dieser erzählt den Mädchen, wie zuerst die Burg scheinbar unbeachtet blieb, wie aber durch einen Überfall der Kaiserlichen auf die Schweden die Kriegslage eine plötzliche Änderung erfuhr. „Ein Wald," begann er, „war das eigentliche Unglück. — Euer Haus — — kein Finger hätte es angerührt; — weit links davon sollte der Zug gehen — aber Gallas hatte Völker gesandt, mich auf eigenes Ansuchen mit, um in jenem Walde (er zieht sich rechts von hier gegen das Moldautal ab) Schanzen aufzuwerfen und den Feind zurückzuweisen. Friedbergs unglückliche Bewohner, die graben mußten, werden zeitlebens an den Schanzwald denken und den Namen ihren Enkeln und Urenkeln einprägen; denn er war ihr und unser Unglück. Ich sah es voraus, wie es kam und bat Euren Vater noch tags zuvor, er möge die Burg preisgeben und zu Euch flüchten; aber er verwarf den Antrag mit Entrüstung, weil ein Haufe Kaiserlicher unter seinem Befehle die Burg besetzt hielt. Harmlos, wie eine Schar Wallfahrer, mit klingenden Liedern stiegen die Schweden den schönen Wald heran. — — Es war schrecklich anzusehen, wie, da der Rauchwall aus unseren Gewehren sich verzog, ihre zerfetzten und blutenden Linien zurücktaumelten. Kein neuer Angriff ward mehr gewagt, die Kurzsichtigen unter uns jubelten, aber noch die Nacht sahen wir den Brand Friedbergs, und des anderen Tages, da die Scharen schwollen, ward im furchtbaren Morden die Schanze gestürmt. Die Unseren zerstäubten wie zerbrochenes Glas; ein Teil warf sich nach Wittinghausen, ich mit ihnen. O Klarissa, alles wäre noch gut geworden. Der erste siegestrotzige Anfall wurde zurückgeschlagen — eine Woche verging schon — und noch eine — der Feind, bereits abgekühlt und einsehend, wie wenig ihm eigentlich an dem Hause gelegen sein könne, hatte nur den Schein von Ehre zu wahren und bot willig die Hand zur Unterhandlung. Da, eines schönen Morgens,

sahen wir, gleichsam wie einen neuen Befehlshaber, einen jungen Mann in prachtvollen Kleidern durch die Reihen der Belagerer reiten, gleichsam wie Anordnungen treffend. Wir begriffen nicht, was er wollte; die Anführer alle, Sture an der Spitze, standen ehrfurchtsvoll vor ihm. Es war gerade Waffenstillstandstag. Am anderen Morgen ritt derselbe Mann — ach, wie wir glaubten, um zu kundschaften, ungewöhnlich nahe an die Mauern — und, wie es manchmal der Zufall will, der Helm entfiel ihm — ein ganzer Wall von blonden Locken rollte in diesem Augenblicke über seinen Nacken — — —

War es nun Verblendung, war es Verhängnis, das sich erfüllen mußte, wir verstanden die Zeichen des Jünglings nicht, wie er so zuversichtlich vorritt, ja Euer Vater, mit allen Merkmalen höchster Überraschung, sah lange und unverwandt auf ihn hin; — da sah ich nach und nach ein Rot in seine Wangen steigen, bis sie dunkel wie in Zornesglut brannten. Ohne eine Silbe zu sagen, schleuderte er mit einemmale seine Lanze gegen den Reiter, nicht bedenkend, daß sie auf diese Entfernung gar nicht treffen könne — ach, sie traf auch nicht, die arme, schwache, unschuldige Lanze — allein sie wurde das Zeichen zu vielen anderen, die augenblicks von unseren Leuten flogen; auch hörten wir zugleich das Krachen von unseren Doppelhaken hinter uns. Von den Schweden sahen wir nur noch, wie viele vorsprengten, um den Reiter in ihre Mitte zu nehmen, wie er sank — und dann, ehe uns noch kaum Besinnung wiederkehren konnte — — war schon Sturm hier, dort, überall — wütend von der Schwedenseite, wie nie — Rauch, daß kein Antlitz auf drei Schritte erkennbar war — —"

Bruno selbst wurde verwundet und gefangen, erfuhr aber bei den Schweden, daß Ronald als Vermittler gekommen sei, um zu bewirken, daß man die kaiserliche Besatzung frei abziehen und den alten Freiherrn ungestört in seinem Hause lasse. —

Da sie in dem Kampfgetümmel gefallen waren, ließ Sture beide, den Freiherrn und den Knaben Felix „kriegerisch ehrenvoll unter der Steinplatte vor dem Altare der Thomaskirche begraben, die freilich auch abgebrannt war". — Die beiden Schwestern, im Innersten vernichtet vor Schmerz über das entsetzliche Schicksal, verbringen die traurigen Jahre ihres Lebens unvermählt in der Ruine. Nach ihnen hat die Burg keinen Bewohner mehr. Gregor steckt das Waldhaus am Seeufer in Brand und streut Waldsamen auf die Stelle, „so daß wieder die tiefe jungfräuliche Wildnis entstand, wie sonst und wie sie noch heute ist. Einen alten Mann, wie einen Schemen, sah man noch öfter durch den Wald gehen, aber kein

Mensch kann eine Zeit sagen, wo er noch ging, und eine, wo er nicht mehr ging". —

Was Stifters strenge Selbstzucht in seinen poetischen Arbeiten kennzeichnet, die Verachtung der Erfolggenügsamkeit und das beständige Modeln, Umformen und Verbessern hat auch am Hochwald zu mehrfachen Gestaltveränderungen geführt. Eine beiläufige Anlage der Erzählung unter dem ursprünglich gewählten Titel „der Wildschütz" dürfte noch vor Ablauf des Jahres 1840 entworfen worden sein. Denn schon am 6. März 1841 schreibt Stifter an den damaligen Herausgeber der „Iris", Grafen Johann Mailáth, bei welchem er sich durch die „Feldblumen" günstig eingeführt hatte: „Was Ihren Wunsch der Übersendung des Wildschützen anlangt, sehe ich mich in der schmerzlichen Notwendigkeit, Sie um einen kleinen Aufschub angehen zu müssen. Das Manuskript lag am 15. Jänner bereit, wo ich Sie erwartete, und da ich es immer in Händen hatte, fing ich daran zu feilen und zu wirtschaften an, so daß zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete, und in dieser stecke ich nun mitten drinnen, so daß weder der neue Teil, noch der alte übersendet werden kann. Nach meiner Zeiteinteilung werde ich bis halben April fertig, jedoch mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort getraue ich mich nur zu versprechen, daß es am 1. Mai 1841 auf die Post wird gegeben werden. Von der Zensur wird nichts zu fürchten sein, denn es ist kein anstößig Wörtlein darinnen — und die Zeit, die mir noch gegönnt ist, kommt dem Werke zu Guten; denn ich will die unverdient günstige Beurteilung der „Feldblumen" in hiesigen Blättern erst zu rechtfertigen suchen, da ich die Fehler der Unruhe und teilweisen Haltlosigkeit, die darin waren, recht gut einsehe, obwohl mir's niemand sagte, und sie im nächsten vermeiden will. Es dünkt mich, der Hochwald (so will ich es statt Wildschütz heißen) gehe im milden Redeflusse fort, ein einfach schön Ergießen, ohne dem koketten Herumspringen, das mich in den Feldblumen ärgert. Ich bin so kindisch, daß mich der Hochwald stellenweise selber rührt und freut. Wäre die Kraft wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen, aber . . . ut desint vires . . . Sie werden mit einem Menschen nicht ins Gericht gehen, der ein gutes Herz in die Welt hineinschwärmt, ohne ein Goethe zu sein, der sein Gold rein, schön, unbegreiflich im breiten Zauberflusse strömen lassen könnte, keine falsche Ader und kein Stäubchen drinnen, so den Glanz stört". (Briefe I, 37, 38.)

Stifters Verbesserungssucht verführte ihn naturgemäß bei der wiederholten, zeitraubenden Durchsicht seiner Arbeiten zur Überschreitung der gestellten Termine und verwickelte ihn in peinliche Auseinandersetzungen

mit dem Herausgeber und mit dem Verleger des erwähnten Taschenbuches. So wurde der Anfang des später so freundschaftlichen Verkehres zwischen Stifter und Gustav Heckenast, in dessen Verlage die Bände der „Iris“ und in weiterer Folge Stifters sämtliche Werke erschienen, zunächst durch einen Briefwechsel eingeleitet, in welchem der Dichter in ziemlich erregtem Tone auftritt. Stifter sendete das Manuskript „der Hochwald“, nachdem das Taschenbuch beinahe zu Ende gedruckt war. Als dann die Auszahlung des vereinbarten Honorars von hundert Gulden Konventions-Münze zur festgesetzten Zeit nicht erfolgte, sah sich der Dichter, welcher damals in beständiger Geldverlegenheit lebte, veranlaßt, darüber in einem Briefe an Heckenast vom 28. Juli 1841 Beschwerde zu führen. Die peinliche Überraschung über die nun folgende Erklärung des Verlegers, daß der Beitrag als verspätet nicht mehr aufgenommen werden könne, spiegelt sich deutlich in einem Briefe an Heckenast vom 2. August 1841: „Es scheint, als sollten wir durch fortlaufende Mißverständnisse gar nicht aus unserer Korrespondenz herauskommen .... Sie müssen zwei Briefe auf einmal von mir bekommen haben, wovon der eine im höchsten Zorn geschrieben war .... Es war mir im allerhöchsten Grade schmerzlich, als ich heute früh die 100 fl. bekam; denn es sollte durchaus nicht den Anschein gewinnen, als sei es *diese* Sache, die mich affizierte, denn obwohl ich das Geld dringend brauchte (denn sonst hätte ich ja die Bitte gar nicht getan), so fand ich doch einen Freund, der es mir vorstreckte, und ich wußte auch, daß er es tun werde: aber weitaus empfindlicher war es mir, und dies erregte eigentlich meinen so heftigen Affekt, daß der Hochwald heuer nicht erscheinen solle. Ich hoffe, nein, ich weiß es, daß diese Dichtung ein großes Aufsehen machen müsse, ich habe meine Pläne darauf gestellt, sie wurde von G. Mailáth *für heuer* nicht bloß bestellt, sondern auch *für heuer angenommen*, alle Welt weiß es hier, und nun erscheint sie nicht, ich bin kompromittiert, und bin im Erscheinen meines Namens unterbrochen, denn jedermann erwartet ihn wieder in der Iris, und habe sonstigen Schaden, da ich um ein Jahr verrückt bin. Der Gedanke ist mir so unleidlich, daß er mich verfolgt und für alle Arbeit untüchtig macht; denn ich habe keine Liebe zu einer Sache, wenn ich nicht darauf rechnen kann, daß sie so erscheint, wie es kontrahiert wurde. Ich bin daher genötigt, *noch immer auf dieser Forderung zu bestehen, daß der „Hochwald“ in der Iris 1842 erscheine.* Wahrscheinlich ist es so, daß Sie, obwohl Sie wußten, daß meine Novelle komme, sich doch im Raume verrechnet haben, das ist nun freilich übel, aber nirgends meine Schuld, da G. Mailáth bei Übergabe der Erzählung selbe für 1842

annahm, was außerdem, daß es geradezu gesagt wurde, noch aus dem Umstande erhellet, daß G. Mailáth wieder eine für 1843 bestellte, ja sogar sich anfragte, ob schon viel davon fertig sei, was auch bereits der Fall ist. Wenn die Aufnahme des „Hochwaldes" bereits mit Opfern verbunden wäre, so ist das nicht meine Schuld, aber ich erbiete mich sogar, einen Teil davon zu tragen, wenn er nicht meine Kräfte übersteigt, und ein Teil, denke ich, wird sich auch dadurch vergüten, daß sich der „Hochwald" gewiß empfehlen wird, so daß man seinetwegen das Buch nehmen wird, und daß auch in Zukunft mein Name dem Buche einige Abnehmer mehr zubringen wird; denn das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und warme Herzen ergreifen muß, und das weiß ich auch, daß sie, außer Tieck, keiner schreiben kann. Man mag mir das als Eitelkeit ꝛc. auslegen, aber ich denke so: der Mann, der sich fühlt, weiß was er taugt, er kennt die Reihe unter sich, aber auch die über sich, nur der Tropf weiß das nicht, und erkennt meistens keinen über sich. Es wäre mir schmerzlich, wenn ich die „Iris", die so viele schöne Hoffnungen erregte, verlassen sollte, und nicht mehr in dem Kreise so schöner Namen, die sie schmücken, erscheinen, aber ich müßte es doch tun, da mich ganz gewiß die Liebe hiezu verlassen würde, und ich kann meine Sache nie anders, als nur mit der innigsten Liebe machen."

Durch den erregten und selbstbewußten Ton dieses Briefes stutzig gemacht, ging Heckenast sogleich an die Lektüre des zur Seite gelegten Manuskriptes und las dasselbe mit stets wachsender Bewunderung in einem Zuge bis ans Ende. Dreißig Jahre später stand ihm die tiefe und nachhaltige Wirkung jener Stunde noch so lebhaft vor der Seele, daß er sich Emil Kuh gegenüber in folgenden Worten äußerte:

„Noch nie hatte ein Werk der modernen Literatur einen so tiefen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie diese Dichtung: „Der Hochwald". Ich bewunderte den mir ganz neuen Dichter, und gab als Antwort auf dessen derben Drohbrief meiner Bewunderung Ausdruck. Ich ließ sofort mehrere gedruckte Bogen des Taschenbuches beseitigen und der „Hochwald" erschien noch in diesem Jahrgange, pro 1842. Dieser Konflikt und Ausgleich war, wie ich glaube, bedeutungsvoll für unser zukünftiges Verhältnis, welches von da an bis zum Tode des Dichters ungetrübt fortdauerte . . . ." (Emil Kuh, Zwei Dichter Österreichs. S. 485.)

So war denn der kaum ausgebrochene Zwist im Keime erstickt; Stifter, im tiefsten Grunde trotz des scheinbaren Selbstgefühls voll ehrlicher Bescheidenheit, ging auf Heckenasts liebenswürdiges Entgegenkommen in freudiger Rührung ein, und antwortete am 28. Dezember

1841: „Für den Rest des Honorars für den „Hochwald" pro 80 fl. K.-M. sage ich meinen herzlichsten Dank, aber noch einen herzlicheren sage ich Ihnen für die freundlichen Worte der Anerkennung, die Sie dem Honorare für den „Hochwald" beigegeben haben. Mich freute es recht innig, und da ich selber recht wohl durchdrungen bin von Erkenntnis der Fehler, die im „Hochwalde" sind, so glaube ich meinen Dank für Ihre Anerkennung nicht besser aussprechen zu können, als wenn ich das für die „Iris" 1843 bestimmte mit solcher Liebe und Umsicht mache, daß es den „Hochwald" übertreffe. . . .

Schließlich noch eine Bitte: Wenn Sie mir drei Exemplare der „Iris" für 1842 unter der Bedingung geben könnten, daß der Betrag derselben pro 15 fl. K.-M. von dem nächsten Honorare für den Beitrag zur „Iris" 1843 abgezogen würde, so täten Sie mir einen sehr großen Gefallen; denn ich möchte dieselben gerne in die Gegend des Hochwaldes schicken, wo ich Freunden eine große Freude mache, aber die großen Auslagen für die Krankheit meiner Frau erlauben nicht, daß ich jetzt 15 fl. zu einem Geschenke auslegen kann."

Die Begeisterung, welche der „Hochwald" nach dem ersten Abdruck in der „Iris" wachgerufen hatte, ging später nach dem Erscheinen der „Studien" in immer weitere Kreise über, der Verleger veranstaltete gesondert eine illustrierte Prachtausgabe (mit Bildern von J. M. Kaiser) und eine elegante Miniaturausgabe, welche bedeutenden Absatz fanden, und alle Beurteiler der Arbeiten Stifters stimmen rückhaltlos darin überein, daß der „Hochwald" den besten Werken der neueren Literatur beigezählt werden müsse. Dr. Hans Widmann nennt diese Erzählung in einem Aufsatze über Stifter (Literaturbilder fin de siècle, S. 79 u. 80) „die Krone aller Schöpfungen des Dichters" und fügt hinzu: „Wie die Erfindung, die Liebe eines Sohnes Gustav Adolfs zur Tochter des böhmischen Ritters, die Flucht der Mädchen in den Hochwald, ihr Aufsuchen durch den königlichen Jüngling und sein früher, tragischer Tod vor der Burg des Vaters der Geliebten und durch dessen Hand voll poetischen Reizes ist, so hat diesmal auch des Dichters Feder die Hand der Kunst selbst gelenkt. Von dieser Erzählung kann man wirklich sagen, daß kaum ein Wort zu viel ist. . . ."

Alle Fäden der Dichtung werden im geheimen Weben des Waldes gesponnen; sie gehen aus dem Herzen des Waldes hervor und führen immer wieder zu ihm zurück. Alles ist hier der Wald: Schauplatz, Zufluchtsort, Wonne, Lehrer, Tröster, ja handelnde Person selbst, die in das Schicksal der Menschen eingreift. — Die Schuld an dem furchtbaren

Elend, das die Familie vernichtet und alle Hoffnungen mit einem Schlage zerstört, trägt, wie in der Erzählung ausdrücklich gesagt wird, der Wald, da er die Schweden bewog, einen Umweg zum abseits gelegenen Schlosse zu machen — eine eigentümliche Schicksalsidee, die hier als Fatum des Waldes eine ganz merkwürdig neue Form erhält; und Klarissa, als sie im tiefsten Schmerze zusammenbricht, überwälzt die Idee des Verschuldens von den handelnden Personen auf den Schauplatz der Handlung mit dem verzweifelten Ausrufe: „O Du schöne, Du unglückliche Waldwiese!"

Aber der Wald, dessen Schatten sich unheilvoll über die Geschicke der Menschen breitet, muß selbst wieder gleichsam entsühnt werden von der Berührung mit dem unheilig Irdischen, wie ein freventlich geschändeter Gottestempel: „Baue an dieser Stelle kein Haus — Du tätest dem Walde in seinem Herzen damit wehe und tötetest sein Leben ab — ja sogar, wenn diese Kinder wieder in ihr Schloß gehen, dann zünde jenes hölzerne Haus an, streue Kräutersamen auf die Stelle, daß sie wieder so lieblich und so schön werde, wie sie es war seit Anbeginn, und der Wald über Euer Dasein nicht seufzen müsse."

Gregor, der diese Worte spricht, der ohne Unterlaß dem Walde die höchste Schönheit, die lauterste Reinheit, den herrlichsten Zauber andichtet, der mit fast religiöser Inbrunst des Waldes gläubig ergebener Verkünder, Ausdeuter, Vertreter und überzeugungsvoller Apostel ist, er, der selbst sein eigenes Leben vom Waldesdämmer losgelöst nicht zu denken vermöchte, empfindet doch wie eine Ahnung ein Feindliches, das abweisend zwischen dem Menschen und der Natur steht. — Er redet vom Walde in schwärmerischen Worten: „Der Wald ist schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner, als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; — — wenn ich so des Sonntags in den Wald herauf ging in die Länge und Weite, immer tiefer, allerlei sinnend, so war das ein lieblicherer, anmutigerer Tag als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch in das Schenkhaus gegangen sind; denn seht, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen. Da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnisreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen

wandeln sehen .... Ich wußte sehr gut, daß der Wald keine frevlen Wunder wirke, wie es gehässige und gallige Menschen gern täten, hätten sie die Allmacht, sondern lauter stille und unscheinbare, aber darum doch viel ungeheurere, als die Menschen begreifen, die ihm deshalb ihre ungeschlachten andichten. — Die Menschen können nichts bewundern, als was sie selber gemacht haben, und nichts betrachten, als in der Meinung, es sei für sie gebildet."

Mit diesen Worten wird ein bis zur Ungerechtigkeit gesteigerter Gegensatz zwischen dem Menschen und der Natur aufgerichtet, und da Gregor sie ausspricht, würde er, wie ein der holden Einsamkeit ergebenes, schwärmerisches Mädchen, das die Gründung menschlicher Ansiedlungen mit ihrem Gefolge von belebten Wohnstätten, lärmerfüllten Unterkunftshäusern und qualmenden Eisenbahnen im Herzen der romantischen Gebirgswelt aufs tiefste bedauert, innig wünschen, daß der angebetete, geheiligte Boden nie von eines Menschen Fuß betreten, die zauberhafte göttliche Stille nie durch den Laut einer menschlichen Stimme unterbrochen werde.

Die Schwärmerei zeitigt oft die mächtigste Ichsucht; damit e i n Mensch mit seinem Gott allein sei, stelle man die Nachdrängenden hinter die Schranken! — Deutlich tritt hier das Bestreben hervor, die Absichten der Menschen zu verdunkeln, die menschlichen Empfindungen zu entstellen, das Menschenwerk zu verkleinern im Vergleiche zur leidenschaftslos waltenden und schaffenden Natur. Selbst die so oft zutage tretende Grausamkeit des Lebens im Walde, im Wasser, in den Lüften wird verschämt mit einem beschönigenden Mäntelchen umhüllet: „Daß die Menschen den Geier ein Raubtier heißen, daran ist er so unschuldig wie das Lamm; er ißt Fleisch, wie wir alle auch, und er sucht sich seine Nahrung auf, wie das Lamm, das die unschuldigen Kräuter und Blumen ausrauft. Es muß wohl so Verordnung sein in der Welt, daß das eine durch das andere lebt."

Das ist schon ganz die für Stifter und sein späteres Schaffen so bezeichnende Vergöttlichung der Natur, verbunden mit der Entgöttlichung der Menschheit. — Mit der gesamten Menschheit, mit der kämpfenden, hastenden, lärmenden, keuchenden, ringenden Masse wollte er nichts zu tun haben. Von den Menschen ließ er immer nur einzelne, auserwählte, die stillen, reinen, sanftmütigen, schwärmerischen, geduldigen, gottergebenen vor den Heiligenschrein seines Herzens treten. Der Abstand bleibt immer offen und deutlich: Was die Menschen hervorbringen, mag manchmal ganz trefflich sein; was aber Gott in dem großen Garten seiner Schöpfung gemacht hat, das ist unendlich viel vollkommener; wer unter die Menschen

geht, tut gut; wer mit der Natur allein bleibt, tut besser! — In der Natur sieht Stifter mit beharrlich festgehaltener, rosiger Brille nur das Keimen und Sprießen, nicht das Verdorren und Vergehen, nur die schwellende Knospe, nicht das faule, absterbende Reis, nur das Blühen, nicht das Verwelken, nur gleichmäßigen Frieden und sanfte Ruhe, nicht Kampf und Sturm, Tod und Vernichtung; immer hängt „eine heitere Blumenkette durch die Unendlichkeit des Alls", und die oft schmerzensreiche Vergänglichkeit des Einzelnen bleibt unbeachtet in der verzückten Betrachtung der sich stets neugebärenden Naturfülle. —

Die in dieser romantischen Erzählung mit außerordentlich schöner Sprache in voller Anschaulichkeit hingestellten Landschaftsbilder, von einem sehnsuchtweckenden Silberhauche umwoben, verraten in der überaus treuen Wiedergabe der vielgestaltigen Einzelheiten das „besitzergreifende Auge" des Malers.

Von dem in wenigen, tiefen Tönen zusammengefaßten geschichtlichen Hintergrunde, welcher mit den mehr angedeuteten als geschilderten Greueln des Krieges einen wirksamen Gegensatz zu dem Frieden des abgeschiedenen Waldes bildet, heben sich die sanften, verklärten, leidenden Ideal-Gestalten wie „in altertümlichen Goldkonturen" ab. Die „heimliche, verbotene, sündhafte Liebe zum Feinde des Landes und des Glaubens" kann trotz des Gefühles „germanischer Schicksalseinheit", welches in den schwedischen Nordlandsbrüdern „Kinder desselben Stammes" erkennt, weder Glück noch Segen bringen, und das düstere Verhängnis, das über den Liebenden schwebt, erhält einen erschütternden Abschluß dadurch, daß — gleichsam zu unbewußter Sühne der Hausehre — die Hand des Vaters selbst es ist, welche die unheilbringende Lanze schleudert.

* * *

„Die Narrenburg" ist vielleicht von allen Erzählungen Stifters die spannendste. Der Dichter entwickelt in derselben einen berauschenden Zauber üppigster Romantik, einen bestrickenden Reichtum eigenartiger Erfindung und eine verblüffende Fülle des stofflich Interessanten. Und was noch mehr bedeuten will, dunkle, mächtige, verzehrende Gewalten der Seele werden freimütig enthüllt, und Stifter, der sich sonst mit den Nachtseiten des menschlichen Gemütes nie ohne zwingenden Grund beschäftigt, schreckt hier vor der Schilderung leidenschaftlicher Verirrungen nicht zurück. Freilich zeigt sich selbst darin wieder die Meisterschaft seiner

Feder, daß er auch das Abstoßende, das Grauenhafte und Entsetzliche in einen verklärenden, märchenhaften Duft zu hüllen weiß.

Hans von Scharnast hatte verfügt, daß seine Burg Rotenstein samt Untertanen und Ländereien sich immer in gerader Linie auf den ältesten Sohn forterben, und erst, wenn kein Vertreter des Geschlechtes mehr übrig sei, an den Fiskus fallen solle. Das Sonderbare an dieser Verfügung aber war, daß jeder, dem die Burg als Erbteil zufiel, zweierlei beschwören mußte: erstens mußte er sich eidlich verpflichten, seine Lebensgeschichte „ohne den geringsten Abbruch der Wahrheit" aufzuschreiben, und sie dann Heft für Heft den vielen anderen Lebensbeschreibungen seiner Vorfahren beizufügen; zweitens mußte er geloben, „daß er sämtliche bereits in dem roten Steine befindlichen Lebensbeschreibungen lesen wolle," ohne eine derselben von ihrem Aufbewahrungsorte zu entfernen.

Hans von Scharnast war zwar ein sehr tugendhafter Mann, hatte aber in seinem Leben schon so viel Narrheiten begangen, daß er dieselben aufzeichnete, um die Schrift seinen Nachkommen als warnendes Beispiel zu hinterlassen. Er wollte durch seine Verfügung bezwecken, daß jeder Nachkomme sich an der Narrheit seiner Ahnherren bilde und sein Leben klüger verbringe, auch hoffte er, daß jeder sich vor Torheit hüten werde, um sie nicht dereinst zu seiner Schande beschreiben zu müssen. Aber er erreichte das gerade Gegenteil von dem, was er wollte, denn die aufeinanderfolgenden Besitzer der Burg wurden durch das Lesen so vieler Torheiten nur immer toller, „da sie sich ordentlich daran ein Exempel nahmen und so viel verrücktes Zeug taten, als nur immer in eine Lebensbeschreibung hineingeht — ja selbst die, welche bisher ein stilles und manierliches Leben geführt hatten, schlugen in dem Augenblicke um, als sie in den Besitz der verwetterten Burg kamen, und die Sache wurde immer ärger, je mehr Besitzer bereits gewesen waren, und mit je mehr Wust sich der neue den Kopf anfüllen mußte". Das führte endlich dahin, daß das Schloß von den Leuten nur noch „die Narrenburg" geheißen wurde. Im Laufe der Zeit fiel die Burg teilweise in Trümmer, die Sagen über ihre früheren Bewohner aber blieben im Volke lebendig.

Nach dieser Einleitung macht uns der Dichter mit einem jungen Manne namens Heinrich bekannt, der im Tale der Fichtau, wo die Burg steht, Steine sammelnd, Pflanzen untersuchend und Landschaften zeichnend umherwandert. Auf einem seiner Streifzüge entdeckt er die Burg Rotenstein, sucht aber vergebens nach einem Eingang und befragt Abends seinen Wirt Erasmus nach diesem seltsamen Bauwerk. Dieser erzählt ihm, daß die Burg jetzt herrenlos sei, da der letzte Besitzer, nachdem er den Ein-

gang vermauert hatte, in das Mohrenland gezogen und dort gefallen sei. Derselbe sei der letzte Nachkomme des Julianus gewesen, welcher vor langer Zeit seinen Bruder Julius von dessen mütterlichem Erbteil vertrieb, worauf Julius in die Fremde zog und seither verschollen blieb. Manche sagen, er habe eine Bauerndirne geheiratet und sein Geschlecht sei im Volke verronnen. Jetzt sei die Burg ohne Besitzer, denn trotz eifriger Nachforschungen nach einem Abkömmling des Julius habe sich bisher niemand gemeldet. Als Heinrich dies hört, steigt eine Ahnung in ihm auf, daß vielleicht er dieser gesuchte Sprößling sei, denn er erinnert sich, als Kind gehört zu haben, daß einmal ein alter Mann sich in ihrem Waldtal angesiedelt habe, von dem niemand wußte, woher er kam; dieser war der Stammvater ihrer Familie geworden; nach seinem Tode aber habe es sich geoffenbart, daß er von hoher Geburt gewesen. Heinrich entschließt sich trotz des Gespöttes der Umstehenden, einen Brief in dieser Sache an seine Mutter zu schreiben und sogleich durch einen Boten wegzusenden. —

Einige Stunden später, in der stillen Mondnacht, sitzt Heinrich, auf das Erscheinen der schönen Tochter des Wirtes Erasmus harrend, in der Laube des Gartens. Die poesievolle Schilderung der Örtlichkeit und die reizende Liebesszene, zu deren Zeugen uns der Dichter macht, gehören zu dem duftigsten und zartesten, was wir der Feder Stifters verdanken. „Die Stunden der ersten, süßen Nachtruhe begannen zu fließen. — Die Nacht rückte immer weiter auf ihrem Wege gen Westen und ward immer stiller; nur daß die Wässer, wo sie hinter die Felsen rannen, unaufhörlich plätscherten und rieselten — aber ihr eintönig Geräusche war zuletzt auch wie eine andere Stille, und so war jene Einfachheit und Pracht der Nacht gekommen, die unserem Gemüte so feierlich und ruhend ist.

Der Mond stand senkrecht über der Häusergruppe und legte einen fahlgrauen Schimmer über die Bretterdächer und blitzende Demanten auf den Staubbach. — In dem Garten stand jedes Gräschen und jedes Laubblatt stille und hielt eine Lichtperle, als horchten sie dem in der Nacht weithin vernehmlichen Rauschen der Pernitz: da ging den Gartenweg entlang eine weiße Mädchengestalt und hinter ihr der riesig große Wirtshund, ruhig und fromm wie ein Lamm, und an beiden floß das volle, stille, klare Mondlicht nieder. Das Mädchen schien unschlüssig und zaghaft; sie ging zusehends langsamer, je weiter sie kam, und einmal blieb sie gar stehen und legte die weiche Hand auf das struppige Genick ihres Begleiters, als horche sie oder zage — — dicht neben ihr in der Laube hielt sich ein Atem an — aus Seligkeit oder Bangen; — der Hund schoß

mit einem Satze hinein und sprang freundlich wedelnd an dem Erwartenden empor.

„Anna!“ flüsterte eine gedrückte Stimme.

„Um Gotteswillen, ich bin ein schlechtes, unfolgsames Kind!“

„Nein, Du bist das süßeste, geliebteste Wesen auf der ganzen weiten Erde Gottes — Anna, fürchte Dich nicht vor mir.“

Er zog sie gegen den Sitz nieder, und sie folgte widerstrebend, weil fast kein Raum war; denn Anna hatte ihn einst so klein machen lassen, da sie noch nicht wußte, wie selig es zu Zweien ist. Jetzt aber wußte sie es, und bebend, mehr schwankend als sitzend stützte sie sich auf das zu kleine Bänkchen — auch der Mann war beklommen; denn in beiden wallte und zitterte das Gefühl, wodurch der Schöpfer seine Menschheit hält — das seltsam unergründliche Gefühl, im Anfange so zaghaft, daß es sich in jede Falte der Seele verkriechen will und dann so riesenhaft, daß es Vater und Mutter und alles besiegt und verläßt, um dem Gatten anzuhangen.

Nachdem sich die beiden in der stillen Laube ihrer Liebe und Treue versichert, teilt Heinrich Anna seinen Entschluß mit, in die Welt zu gehen, eine Stellung zu erwerben und sie dann von ihrem Vater zum Weibe zu erbitten.

Am nächsten Morgen fahren alle zur Kirche. Heinrich trifft seinen Freund Robert, und beide beschließen, sich Eingang in die Burg Rotenstein zu verschaffen, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Heinrich treibt nicht bloße Neugierde, sondern die dunkle Ahnung seiner Abstammung, die er aber bis zu ihrer Bestätigung sorgfältig geheim halten will. Die Freunde führen ihr Vorhaben aus, Robert kennt den einzigen verborgenen Eingang zur Burg, der alte, wahnsinnige Kastellan Ruprecht, der die ganze Zeit über der Hüter der Ruine gewesen, öffnet ihnen und führt sie in den vielen, teils schon verfallenen, teils noch erhaltenen Baulichkeiten der weitläufigen Burg herum. Diese Wanderung der beiden Freunde durch das gespenstige Gemäuer wird von dem Dichter mit vollendeter Meisterschaft dazu benutzt, um uns mit allen Merkwürdigkeiten des sagenumsponnenen Schauplatzes vertraut zu machen. Ihr verwundertes Auge schweift umher und empfängt tausenderlei seltsame Eindrücke. Was ihrem Blicke entgeht oder was sie nicht zu deuten vermögen, das zeigt und erklärt der geisterhafte Hüter dieser halbversunkenen Märchenwelt, der trotz seiner seelischen Umnachtung in Heinrich auf den ersten Blick den Sprößling aus dem alten Geschlechte seiner einstigen Gebieter erkennt. Indem uns der Dichter an dieser Wanderung teilnehmen läßt, geben

wir uns voll Neugierde allen Eindrücken hin, und mit gesteigerter Anteilnahme betrachten wir alle Einzelheiten, die uns durch langatmige Beschreibungen weit weniger gegenwärtig gemacht werden könnten. Ohne im geringsten ermüdend zu wirken, versteht es der Dichter, eine Unsumme von Detail vor uns auszubreiten: „Sie stiegen sofort den verwahrlosten ausgewaschenen Weg hinan. Hie und da war auf der Abdachung des Berges ein Geschlecht zerstreuten Mauerwerkes und grünen Wuchergebüsches, worunter ganze Wuchten des verwilderten Weinstockes, der seiner Zucht entronnen, sich längs des Bodens hinwarf und sein junges frühlingsgrünes Blatt gegen das uralte Rot der Marmorblöcke legte, die hie und da hervorstanden. Mancher kreischende Vogel schwang sich aus dieser grünen Wirrnis empor, wie die Freunde weiter schritten, und verschwand im lächelnden Blau des Himmels. — Man hatte endlich die Kante des Berges erreicht, und Heinrich sah nun, wie erst eigentlich gegen die andere Seite hinab in einem sanftgeschwungenen Tale die Sammlung der Bauwerke lag. Es war alles viel großartiger, weiter und auch verworrener als er gedacht hatte. Ein ganzes Geschlecht mußte durch Jahrhunderte hindurch auf diesem Berge gehauset, gegraben und gebaut haben. Abgesonderte Bauwerke, gleichsam selber wieder Schlösser, standen auf verschiedenen Punkten, niedere Mauern liefen hin und her, Brüstungen bauschten sich, die Anmut griechischer Säulen blickte sanft herüber, ein spitzer Turm zeigte von einem roten Felsgiebel empor, eine Ruine stand in einem Eichenwalde, und weit draußen auf einer Landzunge, deren Ränder steil abfielen, schimmerte das Weiß neuester Gebäude. Und diese ganze weitläufige Mischung von Bauten, Gärten und Wäldern war umfangen durch dieselbe klafterdicke, hohe, graue Eisenmauer, durch welche sie hereingelassen worden waren und an welcher Heinrich bei seiner Entdeckung des Schlosses, wovon er nur einen Teil gesehen, herumgekrochen war, um einen Eingang zu finden. Wie ein dunkles Stirnband umzirkelte sie den weiten Berg und schnitt seinen Gipfel von der übrigen Welt heraus.

Da standen sie nun, und Robert suchte zu erklären, was er erklären konnte; denn auch er war mit dem Schlosse und mit Ruprecht nur äußerst oberflächlich bekannt, inwiefern es nämlich seit dem Tode des letzten Besitzers seine amtlichen Verhältnisse mit sich gebracht hatten.

Der griechische Bau war der des Grafen Jodok, dessen der Vater Erasmus erwähnt hatte. Er sah aus dem Schoße dichten Gebüsches herüber: ein edles Geschlecht weißer, schlanker Säulen. — Und um sie herum war es so grün, als zöge sich ein jonischer Garten sanft von ihnen gegen die anderen barbarischen Werke hinan. Weit davon weg stand der

Turm des Prokopus, ein seltsamer Gegensatz zu dem vorigen; denn wie ein verdichteter zusammengebundener Blitz sprang er zackig und gotisch von seinem Felsen empor, der Felsen selbst ragte aus einem Fichtenwalde, der, durch den Borkenkäfer abgestorben, wie ein weißes Gegitter da stand. Hinten auf einer breiten glatten Wiese lag der sogenannte Sixtusbau: breit, bleifarben, massiv, ohne die geringste Verzierung, mit noch vollständig erhaltenem grünem Kupferdache. Die Fenster, ohne Simse und flach, standen so glatt in der Quadermauer, wie Glimmertafeln, die im Granite kleben. Die neuesten Gebäude auf der auslaufenden Bergzunge waren die Wohnung Graf Christophs, des letzten Besitzers, gewesen. Lange Terrassen und Gartenbauten trennten sie von den obengenannten, und ein Gartenhaus, allerlei Ruhesitze und Lusthäuschen umgaben es, mit und ohne Geschmack erbaut und bereits wieder im Verfalle begriffen. Von hier aus sah man auch deutlich die Ruine um den Eichenbestand herüberblicken, einen Bau voll Balkone, Giebel und Erker, aber gräßlich zerfallen — es war das Haus des alten Julian gewesen. Ein Gedränge uralter riesenarmiger Eichen schritt von dem Neubau gegen die Ruine hinüber, und man sah zwischen den Stämmen Damhirsche wandeln und grasen."

In seinen verworrenen Reden spricht der alte, wahnwitzige Kastellan Heinrich ehrfurchtsvoll als „Graf Sixtus" an und gibt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er endlich zurückgekehrt. Gewinnt schon dadurch Heinrichs Ahnung immer festere Gestalt, so wird sie ihm zur Gewißheit, als Ruprecht unter den Bildnissen der Ahnengalerie das Porträt eines jungen Mannes enthüllt, welchem Heinrich Zug um Zug gleicht. Auch Robert, der vorher von Heinrichs Vermutungen nichts wußte, ist betroffen über diese außerordentliche Ähnlichkeit.

Neben dem halbtollen Greise ist es das phantastische, scheue Mädchenwild Pia, die wir noch vor dem Verlassen der Burg kennen lernen, in welcher sich des Dichters glänzende Gestaltungskraft ausspricht. „Man war indessen durch den Eichenhag bis nahe an die Ruinen des Grafen Julian gekommen, und wie man auf den glänzenden Rasenplatz hinausgetreten war, auf dem die Trümmer liegen, so sprang der große Hund Ruprechts plötzlich gegen den Anger vor und wedelte und scharrte und bellte gegen die Luft empor — Ruprecht aber schrie: „Daß Du stürzest, Pia, fürchterliches Kind — Pia! Pia! — — siehe, mein Herz, komme eilig herunter — — ich habe Dir ja gesagt, Du sollest bei den Ringelblumen sitzen bleiben und sollest zählen, wie oft die Schwalbe zugeflogen kommt — —." Und ein feines klingendes

Silberstimmchen ertönte in der Luft: „Sie flog fünfmal und zwanzigmal und immer — und von den Ringelblumen ist die erste gelb und die zweite gelb — und sie waren alle gelb. Ich falle nicht, siehe nur, ich falle nicht.“ — Die Freunde blickten empor und auf dem höchsten der vielen Balkone des zerfallenen Schlosses, auf einem Balkone, der so in der Luft draußen hing, als klebe er nur an einem einzigen Steine, war ein Kind — ja sogar nicht einmal auf dem Balkone, sondern auf dem Steingeländer desselben war es, halb sitzend, halb reitend, es schien ein Mädchen; denn eine Fülle der schönsten gelben Ringellocken wallte um den Nacken und das glühende Gesichtchen, sie mochte zehn bis elf Jahre alt sein, oder auch noch jünger — am äußersten Geländer saß sie und jauchzte, und so wie ihr Ruprecht zugerufen hatte und wie ihr eigenes Stimmchen erklungen, wurde sie noch fröhlicher, daß er sie gesehen; sie stand auf und schwebte nun stehend auf dem unsichtbar schmalen Stege des Geländers und ging vorwärts und rückwärts und neigte sich und beugte sich über, daß den Männern unten ein Schwindel und Grauen ankam und daß ihnen die Augen vergingen. — Indes warf oben das Kind die Arme empor und rief: „Ich sehe hierhin und dorthin, ich sehe alle Mauern, alle Bäume und die ganze Welt.“ Es schien, als hänge ihr lichtes Kleid wie eine weiße Sommerwolke im Himmelsblau draußen . . . . .“

Nach dem Verlassen der Burg beschließen die beiden Freunde, alles aufzubieten, um in den Besitz der Schriften zu gelangen, welche die Berechtigung von Heinrichs Ansprüchen darzulegen vermögen. In eifrigen Gesprächen kehren sie heim. Kurze Zeit darauf packt Heinrich seine Pflanzen und Mineralien in flache Kisten und richtet sie zum Absenden her; dann verläßt er die Fichtau, um seine Angelegenheit bei den Behörden zu betreiben. Denn er hat auf seinen Brief ein Antwortschreiben von seiner Mutter erhalten, worin sie ihm mitteilt, daß in den Traumatrikeln der Kirche bestätigt sei, Heinrichs Urgroßvater habe die Tochter von Julius Scharnast geheiratet; derselbe sei als einfacher Obrist in das Tal gekommen, bei seinem Tode aber habe sich seine hohe Geburt geoffenbart. Heinrich reist nun mit Robert selbst in seine Heimat, und kommt nach einiger Zeit als anerkannter Erbe und Herr auf Rotenstein zurück. Nun entfaltet sich ein reges Leben auf der alten Burg; Handwerker aller Art setzen die alten Gebäude wieder in wohnlichen Stand; Heinrich aber, durch Hans von Scharnasts Verfügung gebunden, legt das erste Heft seiner Lebensbeschreibung zu den anderen seiner Vorgänger. An den Marmortisch gelehnt und in dem hochlehnigen Stuhle aus Erz sitzend, verbringt er viele Tage einsam in dem großen, ruhigen Felsensaale, mit

dem Studium der Lebensbeschreibungen seiner verstorbenen Ahnherren beschäftigt, wie dies die Testamentsklausel erfordert. Die vergilbten Papiere, welche er den verschlossenen Schreinen der Marmorwand entnimmt, enthüllen ihm jauchzendes Glück und jammervolle Schmerzen, kühne, himmelstürmende Pläne und kleinmütiges, klösterliches Entsagen, hingebungsvolle Tugend und verderbensinnende Rache, wonnige Liebe und sehnende Herzenstrauer, himmlisch leuchtende Gedanken und tollen, verbrecherischen Wahnwitz. „Der Dämon der Taten steht jederzeit in einer neuen Gestalt vor uns, und wir erkennen ihn nicht, daß er einer sei! Dort liegen die Schläfer, von ihrem Ahnherrn verurteilt, daß sie nicht sterben können; eine schauderhaft durcheinander redende Gesellschaft liegt dort, vor jedem Ankömmling müssen sie ihre Taten wieder neu tun, sie seien groß oder klein. — Diese Taten, genug, sie waren ihr Leben und verzehrten dieses Leben. Wenn es Dein Gewissen zuläßt, später Enkel, so verbrenne die Rollen und sprenge den Saal in die Luft! Ich täte es selber, aber mir schaudert vor meinem Eide." Nachdem Heinrich die traurige Geschichte des Grafen Jodok und der schönen Chelion gelesen hat, geht er mit ernsten Gedanken durch den dunklen Eichenhag gegen die freien Berge. „Das ist keine gute Einrichtung unserer Vorfahren, dachte er, als er den von so vielen Lesern und Schreibern betretenen Pfad durch den alten Garten zurückging und im Schutte die Fußstapfen drückte, die so viele vor ihm gedrückt. Er konnte dem Rate des Jodok nicht folgen und das Gelesene in die Winde streuen, sondern mit beschwertem Herzen, überall die Gestalt des Jodokus sehend, der vor kurzem hier gewandelt, dachte er: wie viele Gestalten mögen sich noch hinzugesellen, bis der Garten voll Gespenster ist? — Und wenn alle ähnlich diesem Jodok sind, wie wenig verdient ihr Haus den Namen, den ihm die Leute draußen geben — ihre Narrheit ist ihr Unglück und ihr Herz — —."

Im Tale ist indessen ein allgemeines Gerede über Heinrichs Glück, man erwählt ihm Bräute aus den Familien des Landes und ergeht sich in den verschiedensten Vermutungen, welches Mädchen er heimführen werde. Nachdem aber das Schloß in allen seinen Teilen herrlich gerüstet und geschmückt ist, kommt der Augenblick, der es allen offen darlegen soll, wie es sei. „In der Kirche zu Priglitz war es Sonntags verkündet worden, nach der Art, wie es alle Pfarrkinder halten, Hohe und Geringe: Der ehr- und tugendsame Junggeselle Heinrich, unser erlauchter Herr und Graf zu Rotenstein, und die ehr- und tugendsame Jungfrau Anna, eheleibliche Tochter Erasmus und Margaretas, Besitzerin der Wirtschaft Nr. 21, zur grünen Fichtau . . . ."

Ob nun der Bann gebrochen ist, der wie eine unselige Verwünschung aus den Lebensbeschreibungen der Vorfahren, die Unbefangenheit zerstörend und den frischen Mut lähmend, auf die späteren Geschlechter überging? — Auf diese Frage gibt uns der Dichter keine Antwort. Aber wie er sich selbst die Lösung denkt, wird zwischen den Zeilen klar. Die frische Alpenblume, auf das kräftige Reis aus altem Stamme gepfropft, wird keine verderblichen Säfte in sich saugen; das derb gesunde bäuerliche Blut in der grünen Fichtau, mit dem sich Heinrich so sehr eins fühlt, wird ihn vor der aristokratischen Vereinsamung und damit auch vor der Phantasterei glücklich bewahren. Und wie behäbig und gemütlich hat sich unser Dichter samt seinem Helden in den munteren Kreis jener prächtigen, lachenden Bauern und Holzknechte gesetzt! Mit welcher natürlichen Heiterkeit und Ungezwungenheit nimmt der gräfliche Sprosse an den mit der Kraft eines Brouwers, Ostade oder Jan Steen geschilderten bäuerlichen Zusammenkünften in der grünen Fichtau teil! Im wirkungsvollen Gegensatz zu den Tollheiten im grauen Schlosse hat uns der Dichter hier mit kernigen Strichen unverwüstliche Gesundheit gezeichnet.

In dem bereits erwähnten Briefe an Heckenast vom 2. August 1841 schrieb Stifter über den „Hochwald": „Das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und das weiß ich auch, daß sie, außer Tieck, keiner schreiben kann." Diese Worte fordern unmittelbar dazu auf, den überpoetischen Altmeister der Romantik mit dem Schöpfer der „Narrenburg" zu vergleichen. Ein sinniges Gemüt, eine ergiebige Phantasie, eine glückliche Auffassung des Naturlebens und eine bezaubernde, weiche, musikalische Ausdrucksweise ist beiden Dichtern eigen. Aber ihre Unterschiede sind zahlreicher, als ihre Berührungspunkte. Stifters kräftiges Gestaltungsvermögen und seine Freude an der Wirklichkeit der Dinge waren zu groß, als daß er sich hätte gänzlich im traumhaften Dämmern der „mondbeglänzten Zaubernacht", in den nebelhaften Irrgängen einer halt- und zügellosen Romantik verirren können; seine Phantasie, obzwar reich, schöpferisch und scheinbar selbstherrlich, entrinnt doch niemals der sicheren Führung des Verstandes, seine Naturverehrung ist eine fast realistische Begeisterung für den greifbaren Schönheitsgehalt landschaftlicher Reize, seine Sprache ist bei aller Farbenpracht, bei allem Bilderreichtum, bei all ihrem musikalischen Wohlklange doch wieder einfach und in ihrer klaren Anschaulichkeit stets von überzeugendem Ernste.

Am einschneidendsten zeigt sich der Gegensatz zwischen Tieck und Stifter in der Innerlichkeit ihres Schaffens. Die Erkenntnis der Gesetze einer höheren Moral, das Verständnis für die Notwendigkeit einer bis

ins Kleinste gehenden sittlichen Weltordnung, das, was Gottschall irgendwo „das sittliche Gewissen" nennt, und wovon er behauptet, daß Tieck dessen gänzlich bar gewesen sei, war Stiftern in hohem Grade eigen; ja, man kann sagen, daß darin seine stetig fortwirkende Stärke und die Gewähr seiner Unsterblichkeit liegt. In jedem der Werke Stifters zeigt sich die Verkörperung einer sittlichen Grundidee; bewußt oder unbewußt bietet er uns in seinen Schriften die schönheitsvolle Umkleidung einer auf das Gute gerichteten Lehrabsicht. Stifter ist keusch und sündenscheu, Tieck herausfordernd, geziert und innerlich unlauter unter dem gleißenden Schein abenteuerlichen Gepränges. Auch bei Stifter ist wie bei Tieck das poetische Schaffen immer Selbstzweck, aber nie fehlt seinen Schöpfungen der tragende Gedanke, nie ist es ihm um die leidige Befriedigung der Sucht nach dem Unerhörten und Unfaßbaren zu tun.

Die traumhafte Sehnsucht Schlegels nach übersinnlicher Entkörperung, welche sich in einen solchen Haß gegen das Tatsächliche zuspitzt, daß seine „Sinne in das All zu verschweben, in leichten Dunst zu zerrinnen wünschen, seine Seele im Gesange den Leib zu entzünden und in leisen Hauch sich zu verklären wünscht" — diese Sehnsucht blieb für Stifter immer ein unerkanntes Gefühl. Das, was die Romantiker als unsichtbar hinter der äußeren Natur liegend suchten, die dämmerigen Spukgestalten, die ihnen aus dem Tosen des Wasserfalls, aus dem Emporblühen der Blumen, aus Bergestiefen und Baumwipfeln, aus Sterneblinken und Nachtschatten erwuchsen, war dem Verkünder der wahrhaftigen Herrlichkeiten des Hochwaldes ebenso fremd als gleichgültig. Er verstand es nicht und wollte es nicht verstehen, formgebend verdichtete Mondesstrahlen in Märchengebilde umzulügen, und die hochfliegende Scheindichtung der Poeten des Mystizismus, die widerliche Verhimmelung anmaßend in vornehmer Form ausgemalter Widersinnigkeiten war seinem geraden Sinne und seinem Streben nach der Erkenntnis des Wahren vollständig entgegengesetzt. In dem Sinne war Stifter kein Romantiker. Er liebte es zu sehr, der Wirklichkeit in der Poesie eine ideale Heimstätte zu gründen, als daß ihn die Lockung gekitzelt hätte, das greifbar bestehende einem wesenlosen, poetischen Hange zum Opfer zu bringen.

Für Stifter waren Natur und Mystizismus, von den Romantikern in toller Verblendung hart nebeneinander gerückt, durchaus verschiedene Begriffe. Er bewies durch seine Gemälde der Natur, daß die Farben der Schöpfung an sich schon feurig und tief genug seien, und es daher nicht nötig erschiene, sie im Nachbilde mit den übertriebenen Lasuren einer phantastisch gemischten Palette zu Gemälden einer unmöglichen Traumwelt

auszupinseln. Bei ihm decken sich stets Inhalt und Form, und nie reißt ihn aufdringliche Subjektivität aus den Grenzen unbefangenen Schilderns.

So verschieden nun Tiecks und Stifters dichterische Eigenarten auch sind, gleichen sie sich doch in der überaus kunstreichen Beherrschung der Sprache und vollends in der Neigung zur Reflexionspoesie.

Stifter zeigt namentlich in den ersten seiner novellistischen Studien eine ausgesprochene Vorliebe für die Reflexion.

Die Kunstform der Novelle ist unter allen poetischen Gestaltungsarten am ehesten geeignet, aphoristischen Ergebnissen des Nachdenkens als Heimstätte zu dienen. Da Stifter durch einsamen Naturgenuß vorweg zu stiller Betrachtung geführt worden war, mußten fortgesetzte Selbstbespiegelung und das Grübeln nach den Endzielen des Daseins manche Gedanken in seiner Seele zur Reife bringen, die dann als dichterische Bekenntnisse in seinen Werken auftreten. Eine der tiefsten und ernstesten Betrachtungen über die Vergänglichkeit des einzelnen Menschen mit seinen Leiden und Freuden findet sich unter den Aufzeichnungen des Jodokus in der „Narrenburg“:

„Jedes Leben ist ein neues, und was der Jüngling fühlt und tut ist ihm zum ersten Male auf der Welt: ein entzückend Wunderwerk, das nie war, und nie mehr sein wird — aber wenn es vorüber ist, legen es die Söhne zu dem anderen Trödel der Jahrtausende, und es ist eben nichts als Trödel; denn jeder wirkt sich das Wunder seines Lebens aufs Neue.

Was ich hier schreibe, bin nicht ich — mich kann ich nicht schreiben, sondern nur, was es durch mich tat. Ich habe die Erde und die Sterne verlangt, die Liebe aller Menschen, auch der vergangenen und der künftigen, die Liebe Gottes und aller Engel — ich war der Schlußstein des millionenjährig bisher geschehenen, und der Mittelpunkt des All, wie es auch Du einst sein wirst — —: aber da rollt Alles fort, wohin? das wissen wir nicht — millionenmal Millionen haben mitgearbeitet, daß es rolle, aber sie wurden weggelöscht und ausgetilgt und neue Millionen werden mitarbeiten und ausgelöscht werden. Es muß auch so sein: was Bilder, was Monumente, was Geschichte, was Kleid und Wohnung des Geschiedenen — wenn das Ich dahin ist, das süße, schöne Wunder, das nicht wieder kommt. Helft das Gräschen tilgen, das sein Fuß betrat, die Sandspur verwehen, auf der er ging, und die Schwelle umwandeln, auf der er saß, daß die Welt wieder jungfräulich sei und nicht getrübt von dem nachziehenden Afterleben eines Gestorbenen. Sein Herz konntet ihr

nicht retten und was er übrig gelassen, wird durch die Gleichgültigkeit der Kommenden geschändet.

Gebt es lieber dem reinen, dem goldnen, verzehrenden Feuer, daß nichts bleibe, als die blaue Luft, die er geatmet, die wir atmen, die Billionen vor uns geatmet, und die noch so unverwundet und glänzend über Dir steht, als wäre sie eben gemacht, und Du tätest den ersten, frischen, erquickenden Zug daraus. Wenn Du seinen Schein vernichtet, dann schlage die Hände vor die Augen, weine bitterlich um ihn, so viel Du willst — aber dann springe auf, und greife wieder zu an der Speiche und hilf, daß es rolle — — bis auch Du nicht mehr bist, Andere Dich vergaßen, und wieder Andere, und wieder Andere an der Speiche sind." — — —

* * *

Stifter befand sich zur Zeit, da die Erstlinge seiner „Studien" entstanden, in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen; zum Teile blieb es noch immer wahr, was er einmal in einem Briefe von sich sagte: „Ich bin wirklich in eine Lage geraten, daß ich so manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde"; trotzdem aber war er voll Schaffenslust und Unermüdlichkeit. Seine vielseitigen Fähigkeiten ermöglichten es ihm bei Anspannung seiner gesamten Kräfte kaum für die bescheidenen Bedürfnisse des kleinen Haushaltes einigermaßen aufzukommen, wozu die halbwegs gesicherten Einkünfte aus dem Privatunterrichte noch das Meiste beitrugen. Franz Mugerauer, welcher den Dichter in Wien besuchte, fand ihn nach seiner Aussage in einer äußerst bescheidenen Wohnung und in dürftigen Verhältnissen. Stifter beklagte sich bei dem Jugendfreunde über seine harte Lage, und die traurige Schilderung wurde nur zu sehr bestätigt durch das überaus frugale Mittagmahl, welches der Dichter mit Amalie während der Anwesenheit des Genossen der glänzenden Friedberger Tage einnahm. Diese Schilderung wird in übereinstimmender Weise ergänzt durch eine Mitteilung von Stifters einstigem Schüler Emerich Ranzoni im Wiener Konkordiakalender vom Jahre 1869, wonach der Dichter mit seiner jungen Frau im vierten Stockwerke des Hauses „zum Küßdenpfennig" wohnte, welches zwischen der engen Adlergasse und dem düsteren Hafnersteig lag. „Die Wohnung war gerade ausreichend für zwei Leute, zwei Gemächer Alles in Allem, mit einer Einfachheit eingerichtet, von der sich die jungen Schriftsteller von heute kaum einen Begriff machen. Die Wände waren weiß getüncht, der Boden aus weichen Laden, alle Einrichtungsstücke aus unangestrichenem

weißen Holz. Das Zimmer, in das man von dem kleinen Vorgemache trat, wurde von der Frau bewohnt; das daranstoßende war das Atelier, Schreib-, Studier- und Wohnzimmer des Mannes; zunächst der Tür war ein Wandschrank angebracht, in welchem Stifter seine Bibliothek aufbewahrte; in der Regel sah man, wenn er nicht gerade mit dem Lesen beschäftigt war, nichts von Büchern bei ihm. Von der den meisten Schriftstellern eigenen Art, auf allen Tischen und Stühlen ihrer Arbeitszimmer Bücher liegen zu haben, war er ein abgesagter Feind; er liebte es, seine Bücherschätze — sie wurden von ihm in des Wortes vollster Bedeutung hoch gehalten — wenn er sich an ihnen erbaut, wieder fein säuberlich in ihr profanen Blicken unzugängliches Versteck zu geben. Um so reichlicher waren Zeichnungen und Farbenskizzen zu sehen, die lagen auf allen Tischen, und die Wände waren damit bedeckt; auf der Staffelei, an der er zu jener Zeit wohl die meisten Stunden des Tages zubrachte, stand stets ein mehr oder weniger fertiges Bild."

Allmählich steigerten sich die Erträgnisse seiner Feder und auch die Malerei brachte endlich so viel ein, daß er noch immer die Hoffnung hegen durfte, dereinst als Künstler zu unbestrittener Geltung zu gelangen. Diese Meinung über sich und seine Fähigkeiten sprach er wiederholt aus: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen. Ich, ein Schriftsteller oder gar Dichter! — Das können nur Leute sagen, welche einen gar geringen Begriff vom Dichten haben; ich habe einen höheren."

Bei seinen künstlerischen Versuchen war er eine Zeit hindurch unablässig bemüht, „eine recht klare, durchsichtige Luft" herauszubringen, so wie er sie an schönen Herbstabenden von der Höhe der Basteien aus beobachten konnte, und er machte zahllose Versuche, den Zauber der tiefen Himmelsfarbe in der Skizze festzubannen; zu Zeiten, wenn die Beschaffenheit des Nachthimmels dies gestattete, studierte er die farbigen Reize der Mondbeleuchtung, und dies ebenfalls wieder mit dem gleichen Feuereifer und mit der zähen Beharrlichkeit, welche seine Art zu schaffen auszeichnete. „War ehedem das Studierzimmer mit eitel blauen Lüften dekoriert, so dämmerten nun von allen Enden träumerische Mondnächte nieder. . . ."

Das Nebeneinandergehen von Dichtkunst und bildender Kunst in Stifters schöngeistigen Bestrebungen wird schon durch seine frühesten Briefe bestätigt; im Jahre 1836 berichtet er an Baron Brenner, daß zwei Fünftel eines Trauerspiels und die Hälfte eines Romanes fertig

seien — ganz fertig sind diese Erstlingsversuche, von welchen nicht die geringste Spur erhalten blieb, wohl nie geworden — und fügt in demselben Schreiben hinzu: „Aus Gustavs Zeichenbuche habe ich drei Landschaften gemalt, aber nur mit der letzten, dem Gesäuse, bin ich zufrieden, aber auch vollständig zufrieden, und ich bin so eitel, zu sagen: auch ich bin ein Landschaftsmaler"; noch im gleichen Jahre schreibt er an den nämlichen Freund, er habe von Gustavs Bleistiftzeichnungen — „sie sind zum Entzücken" — bereits fünfzehn Blätter nachgezeichnet, „wovon die letzteren seinen ersteren schon gleich kommen — wie's mir mit dem Zeichnen nach der Natur gehen wird, weiß ich noch freilich nicht." — Im darauffolgenden Jahre beschwört er seinen Freund, Sigmund Freiherrn von Handel, ein „mißgeburtiges" Bild, das ihm dieser entführt hatte, zu verbrennen, er wolle ihm dafür ein neues, schöneres malen und ihm die Wahl des Gegenstandes selbst überlassen. Er könne sich irgend eine der bedeutenderen Partien aus den österreichischen Alpen aussuchen; die Skizzen dazu seien schon vorhanden. „Ich bin auch jetzt viel fleißiger, da ich einige Fortschritte machte und Fischbach bei mir war und mir Talent zusprach und mich aufmunterte, und mir Studien lieh, was mich in ein horribles Entzücken versetzte. Bei Lebzeltern wirst Du bei Deiner Zurückkunft nach Wien, die wir auf höchstens zwei Jahre definitiv festsetzen, wahrscheinlich einen großen Dachstein von mir finden, den ich zum Ansehen hingab, und von dem er durch Kner mir sagen ließ, daß er ihn zu besitzen wünsche. Stimmte nur die Hand mit meinem Herzen überein! Lauter Göttergröße und Zartheit und Glorie und aller Teufel wäre auf der Leinwand!" — In einem späteren Briefe teilt Stifter dem Freunde mit, das Bild sei fertig und harre nur noch des Trocknens und Firnissens, um sofort abzugehen; er ist mit seiner Arbeit recht zufrieden und schreibt: „stelle es in Gedanken in die Kunstausstellung und lasse es gegen nur nicht gar bedeutende Notabilitäten nichts verlieren, so hast Du ungefähr seinen Wert." Drei Monate später aber, da der bestellte Goldrahmen zu dem Bilde noch immer nicht fertig ist, sieht sich Stifter, und das ist überaus bezeichnend für seine ganze Art, zu dem Geständnisse genötigt, daß er das Bild noch länger bei sich behalten müsse, weil er es in der Zwischenzeit wieder in allen Teilen stückweise von der Leinwand heruntergeschabt hatte. „Dammarfirnis läßt sich leicht mit den Fingern durch Reiben wegnehmen, deshalb kann man ja leicht eine Luft, die zu licht gehalten ist und überhaupt dies und jenes hat, was einem nicht gefällt, von dem Firnis befreien und sie selber mit Terpentin und Bimsstein wegreiben. Scher und Roche kamen just dazu, als ich's tat.

Freilich viel schöner war die neue Luft, die statt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felsen, die nun wie Kot in die reine, klare Luft standen! es konnte unmöglich so bleiben, — darauf zu malen machte nur alles dick und patzig, also mußten auch die Felsen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder — — alles zu matt!! — — Kurz, ich kam in die lächerliche Notwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben, und ein neues, nämliches, besseres darauf zu malen. — Besser ist es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort ist und der neue noch nicht da. Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe. Gebe nur Gott, daß, wenn ich von den Ferien, die ich in Hadersdorf verlebe, zurückkomme, der Rahmen auch fertig und da ist. Was nützt es, wenn es Scher gut findet, wenn mir immer wieder neue Kolorite einfallen, die so schön im Kopfe sind und wie oft so elend auf der Leinwand im Konflikt mit anderen." —

Zu Anfang der vierziger Jahre wuchs in Stifter ein heißer, heimlicher Wunsch empor. Er wollte nach Italien übersiedeln und eine längere Spanne Zeit im gelobten Lande der Kunst zubringen. Dabei dachte er wieder zunächst an die Förderung, welche er in der Malerei dadurch erfahren mußte. „Da ich nun auf ziemliche Arbeiten Bestellungen erhalten habe," schreibt er im März 1842 an Ludwig von Collin, „nämlich zu kratzen und zu patzen, so dachte ich mir, dies könne ich ja so gut zu Rom als zu Wien tun, und darum werde ich gewiß einmal mit einigem ersparten Gelde nach Rom gehen, und dort der Jahre einige samt Gattin verleben. Gehen die Arbeiten dort gut, so muß Neapel und Sizilien an die Reihe. Ihre Mutter war neulich heftig gegen den Plan, weil sie meinte, ich gehe schon ungesäumt davon, und werde dort sogleich erhungern, und dies wäre für meine Frau sehr unangenehm, und je mehr ich es ihr zu beweisen suchte, umso eher erhungerte ich. Daß ich die ewige Stadt sehen und fühlen muß, daß ich das Meer, Italien und den Süden sehen muß, werden Sie am ersten begreifen". Wie weit ihn Italien, das Land seiner ewigen Sehnsucht, in der bildenden Kunst vorwärts gebracht hätte, ist heute nicht zu ermessen, gewiß aber ist, daß „das Meer und der Süden" für den Dichter die Quelle der reichsten Anregungen geworden wäre. Wie sehr Stifter sich zu jener Zeit als Künstler fühlte, geht aus dem Ansuchen hervor, welches er am 29. Oktober 1844 an den Vorstand des Vereines des Witwen- und Waisenpensionsfondes bildender

Künstler in Wien richtete, um Aufnahme zu erlangen. In dem zuerst von Neumann und später nach der im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen befindlichen Handschrift von Dr. Ad. Horcicka mitgeteilten Gesuche hebt Stifter hervor, daß er seit einer Reihe von Jahren in Wien die Landschaftsmalerei ausübe und, ohne in einem öffentlichen oder Privatamte zu stehen, von dem Ertrage der Kunst lebe, wie er denn auch zu öfteren Malen verkäufliche Bilder in den Kunstausstellungen gehabt habe, was auf Verlangen mittelst der Kataloge nachgewiesen werden könne. „Von diesen Bildern wurden manche von Privaten und im Jahre 1841 eines vom Kunstvereine angekauft, worüber auch das Verzeichnis jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftiget hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist.“ Das Gesuch ist unterzeichnet „Adalbert Stifter, Landschaftsmaler, Stadt, Seitenstettergasse 495.“ Nach Horcicka (Vergl. Adalbert Stifters sämtliche Werke. XIV. Bd. Verm. Schriften. J. G. Calve, Prag 1901, S. 388) wurde das Gesuch am 30. Oktober 1844 präsentiert. Die Erledigung lautet: „Herrn Adalbert Stifter wird hiemit die Versicherung gegeben, daß er den Statuten gemäß zur Aufnahme in die Gesellschaft mit der Nr. 248 gehörig vorgemerkt sey. Von der Pensionsgesellschaft bildender Künstler. Wien am 14. Dezember 1844. Leopold Beyer, Secretair. Franz Stöber, Direktor.“

Wahrscheinlich wäre der Dichter auch in der bildenden Kunst rascher zu größeren Erfolgen gelangt, wenn er sich nicht von Anfang her hartnäckig in die schwierigsten Aufgaben verbohrt hätte. Da er aber selbst, wie sein Held im Hochwald, ein so toller Schwärmer war, daß er am liebsten hätte „den Sonnenschein auf seinen Hut stecken und die Abendröte umarmen“ wollen, so hing er unermüdlich den seltsamsten Luftstimmungen nach, die er leidenschaftlich gerne beobachtete, und bestrebte sich immer und immer wieder, den Abglanz davon auf seine Leinwand zu bekommen. Dazu aber reichten seine ungeschulten Kräfte nicht aus, und die bittersten Enttäuschungen konnten ihm nicht erspart bleiben. Sein Sinn war auf das Außerordentliche und Unermeßliche gerichtet schon zu einer Zeit, als die Kräfte am Kleinen und Faßbaren sich noch nicht

versucht und gestärkt hatten. Er hat diesen Zug an sich selbst richtig beobachtet, ohne sich doch von dem schwärmerischen Drange befreien zu können. In genauer Selbsterkenntnis schreibt er an Brenner: „Kennst Du denn nicht von jeher meine Eigenschaft, daß ich nie etwas leiste, eben deshalb, weil ich sonst nichts will als das Ungeheuerste und Überschwenglichste und Schönste und Erhabenste? So ist immer ein namenlos schöner Wolkenhimmel da, um hinein zu fliegen, aber an Schwingen fehlt's."

Friedrich Simony, der selbst ein tüchtiger Zeichner und voll feiner Empfindung war, fand Stifters Landschaften nicht ohne künstlerischen Wert und poetisch in der Komposition. „In der Ausführung des Details und teilweise in der Farbengebung war jedoch," nach der Anschauung Simonys, „Stifters Feder gewandter als sein Pinsel. Dazu hatte ihm die unerläßliche, dauernde Schulung gefehlt." —

Da mit den wachsenden Aufgaben die Schriftstellerei immer größere Anforderungen an die Zeit und an die Kraft des Dichters stellte, so wurden die Stunden nach und nach seltener, die er sich für die Staffelei abstehlen konnte. Fast vorwurfsvoll schreibt er hierüber im Dezember 1843 an Heckenast, indem er die materielle Notlage beklagt, in die er abermals geraten war: „Gewissermaßen sind ja die „Studien" selber daran schuld, da ich seit meiner Zurückkunft sonst gar nichts vornahm, ja sogar alle bestellte Malerei liegen ließ."

So verdrängte die Feder allmählich den Pinsel aus des Dichters Hand. Hatte Stifter bisher den Künstlerberuf in seinen Lebenshoffnungen und in seinen idealen Bestrebungen zu höchst gestellt und sich in der Schriftstellerei nur einen bescheidenen Dilettantismus zugemutet, so kehrte sich nach den großen literarischen Erfolgen dieses Verhältnis um: der Malerei blieb er als eifriger Dilettant bis an sein Lebensende treu, die Dichtkunst aber hob ihn aus den dunklen Niederungen eines unbeachteten, sorgenvollen, zweifelerfüllten Daseins empor zu den lichten Höhen unvergänglichen Ruhmes.

---



IV.

# Von Erfolg zu Erfolg.

## (1845–1853.)

> Wer sich ausgestoßen fühlt, wen das Leben ängstigt, wer keine Macht hat, es unmittelbar zu gestalten, der flieht in die Kunst wie in eine tiefe Höhle und gräbt sich ein; und alle Kraft, allen Hunger, alle Leidenschaft, welche die anderen an das Leben selbst hingeben, stößt dieser in sein Werk, das für ihn das einzige Leben ist.
>
> Hermann Bahr.



Im Sommer des Jahres 1845 unternahm Stifter mit seiner Gattin eine Reise nach Oberösterreich und in seine Heimat. In Friedberg hielt das Ehepaar einen Rasttag; die Familie Greipl hatte ihren eigenen Wagen zum Empfange entgegengesendet, und die Aufnahme in dem altvertrauten, gastlichen Hause war ebenso ungezwungen als herzlich. Wie lange war es her, seit der Dichter die erinnerungsreichen Räume das letzte Mal durchwandert hatte, und wie war seitdem alles anders geworden! Wieder schaute aus dem reichgeschnitzten, altmodischen Goldrahmen das lebensgroße Jugendbildnis der einst so heiß und innig begehrten Fanny mit den großen, leuchtenden Kinderaugen auf den tiefbewegten Dichter herab, welcher mit weihevollen Empfindungen der in fremder Erde ruhenden Freundin gedachte. Aber was war in dem langen Zeitraum alles geschehen, seit er die unvergeßlichen Züge des geliebten Antlitzes das letzte Mal im Leben betrachten, seine Seele in diese unergründlichen Augen versenken durfte!

In dem jetzt stillen, weiträumigen Gemache, wo er so oft in jugendlichem Übermute gejauchzt und getollt hatte, wo er mit stürmisch wallendem Herzen seine ersten Reime schrieb und wo er mit unerschütterlichem Hoffen und inbrünstiger Sehnsucht das Glück zu erreichen strebte, welches ihm als das höchste und einzige erschien, stand nun vor dem Bilde der gestorbenen Jugendgefährtin ein blühendes Weib neben ihm, strahlend in Schönheit und reizvoller Anmut, ihm untrennbar zugesellt in Freuden und Leiden für alle ferneren Lebenstage. — Und als er mit dem Jugendfreunde in traulichen, gelassenen Gesprächen der vergangenen Zeiten gedachte, und seiner jungen Frau die vielen Plätze und Geräte und Kleinode zeigte, alle umwoben und umglänzt vom Hauche zärtlicher Erinnerungen, da war es ihm, als schwebte der milde Geist der Verklärten segnend über ihnen. —

Des anderen Tages nahm das junge Paar Abschied von dem gastlichen Hause in Friedberg, und Stifter führte seine Gattin nach Ober-

plan zu den Seinen. Die Wälder und die Berge gingen an ihren Augen vorüber, an denen schon der sinnende Blick des Kindes mit Liebe hing, und der Weg leitete sie durch die Gelände dahin, wo der kleine Adalbert als Hirtenknabe mit seinen Schutzbefohlenen um die Wette sprang. Den Empfang im Elternhause hat uns der Dichter selbst mit stiller Rührung erzählt.

Die Großeltern waren gestorben, die Mutter war alt geworden, die Kinder der Schwester spielten an der Stelle, wo einst der unbekannte, unbeachtete Dorfjunge mit seinen Geschwistern gespielt hatte — „nur die Liebe und Güte ist jung geblieben. Mit dem gewohnten Sonnenscheine der Freundlichkeit in den verfallenen Zügen, mit den gewohnten guten Augen nahm die Mutter jetzt die junge blühende Tochter an, verehrte sie und tat ihr Gutes. Es kamen Tage, die einzig unvergeßlich sind, Tage unter Menschen desselben Herzens und derselben unverfälschten Liebe. Ich führte meine Gattin durch alle Wälder meiner Kindheit, ich führte sie an rauschende Bäche und an ragende Klippen, aber ich führte sie auch durch die schönen Wiesen und durch die wogenden Felder. Hier ging Mütterlein mit und zeigte der fremden Tochter, was von all den Dingen unser sei und was eben darauf wachse. Alles war so herrlich und prangend, wie sonst, ja es war noch prachtvoller und ernster, als ich es einst begreifen konnte. Nur das Haus war kleiner geworden, die Fenster niedriger und die Stuben gedrückt." — Nun saß Stifter wieder an dem Ahorntische mit dem eingelegten Osterlamme, wo er als Kind immer gesessen war, er besuchte manchen Freund aus der Jugendzeit, er stieg, seiner Vorliebe für das Altertümliche folgend, im Gerümpel des Hauses umher, und blickte an schönen Nachmittagen vom Kreuzberge gegen die schweren Wälder des Plöckensteines und gegen den Wald des heiligen Thomas hinaus. Beim Durchstreifen der heimatlichen Waldtäler hing er den Bildern aus verflossenen Zeiten nach; vor seinem Auge wurden die Gestalten früherer Jahrhunderte wieder lebendig. Dem Studium der vaterländischen Geschichte stets mit vielem Eifer ergeben, verfolgte er mit besonderem Interesse das Wirken und die Schicksale des mächtigen Geschlechtes der Rosenberger, dessen Kraft und Glanz einst weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgingen. Auf seinen Kreuz- und Querzügen im südlichen Böhmerwalde begegnete er überall den Spuren jener prächtigen, machtvollen Vergangenheit. Damals entstand in ihm der erste Gedanke des „Witiko".

Aber auch eine unmittelbare Frucht war das Ergebnis dieser Reise, welche das Bild des väterlichen Hauses und der näheren Umgebungen

seines Geburtsortes wieder mit verstärkten Farben in seiner Erinnerung wachrief. Nach seiner Rückkehr arbeitete er mit verdoppeltem Eifer an der Umgestaltung und sorgfältigen Durchbildung der „Mappe", wozu er sich im Heimatsorte neue lebhafte Eindrücke geholt hatte, sowie am „Waldgänger" und am „beschriebenen Tännling".

Im Jahre 1847 erschienen die mittlerweile gesammelten „Studien"; Band III: „Die Mappe meines Urgroßvaters" und Band IV: „Abdias", „Das alte Siegel" und „Brigitta".

Die „Mappe" hielt Stifter selbst sehr hoch; er schrieb darüber 1844 an Heckenast: „Die Erzählung des Obrists muß graniten sein; ich glaube, daß diese Episode das erste von mir ist, was man etwa klassisch nennen könnte. In anspruchsloser Einfachheit und in massenhaft gedrängtem Erzählen muß ein ganzes Leben und einer der tiefsten Charaktere liegen. Lesen Sie recht bald das Ding und sagen Sie mir Ihren Eindruck! Ich habe aber gerade an der Erzählung des Obrists gefeilt, wie sonst gar nie, und aus einem Bogen Material ist ein Blatt Text geworden, damit nur die Figur so eisenfest bleibe, wie ich ihre Form beabsichtigte."

Und sodann im Jahre 1847: „Einen anderen Jammer muß ich Ihnen mitteilen, nämlich wegen der „Mappe". Das ist eine heillose Geschichte. Das Buch gefällt mir nicht. Es ist so schön, so tief, so lieb in mir gewesen, es könnte in der Art hold und eigentümlich und duftig sein, wie „Das Heidedorf", aber tiefer, körniger, großartiger, und dann ganz rein und klar und durchsichtig in der Form. Ich wollte drei Charaktere geben, in denen sich die Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Seele spiegelt, durch lauter gewöhnliche Begebenheiten und Verhältnisse geboten — wäre es gelungen, dann hätte das Buch mit der Größe, mit der Einfachheit und mit dem Reize der Antike gewirkt. — —

So aber ist es nicht so. Es ist möglich, daß die Leser anders urteilen, und mich mit Lob beschämen, wie bei den ersten Bänden; aber dann rührt es einzig davon her, daß sie nicht wissen, wie alles hätte werden sollen, und mit dem schon zufrieden sind, was geworden ist — — aber ich weiß es, und sehe die Kluft beständig offen stehen, die nun einmal da ist .... Es ist doch ein ganz einziges Verhältnis, daß ein Schriftsteller vor seinem Verleger sein Werk herabsetzt; aber was geht mich der Verleger an, ich spreche zu dem Freunde, der wirds dem Verleger nicht sagen. Ich habe mich nicht umsonst so auf das Buch gefürchtet — und schreiben mußte ich es, weil es eine Seite, und ich bilde mir ein, eine gar so schöne Seite meiner Seele ist. — Lassen wir nun dieses Bruchstück, wie es ist, als eine Studie in den „Studien" stehen."

Stifter hat sich mit diesem Werke sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, um es zu ordnen, zu vollenden und zu klären, und am Ende ist es doch wieder nur ein Bruchstück geblieben ....

Nachdem uns der Dichter mit den verschiedenen Räumen und mit der altmodischen Einrichtung seines Vaterhauses bekannt gemacht hat, — „ein schwermütig klares Licht der Gegenwart lag auf allen Dingen, und sie blickten mich an, als hätten sie die Jahre meiner Kindheit vergessen," — erzählt er uns, daß er eines Tages, da eben ein grauer sanfter Landregen herniederging, auf den äußersten Boden unter das Dach emporstieg. — „Mütterlein, Gattin und Schwester saßen im Hofstübchen, und verplauderten die Zeit, weil draußen Straße und Garten im Wasser schwammen." — In dem Gange zwischen Schüttboden und Dach findet er, den Untersatz einer vergoldeten Heiligenstatue bildend, eine alte Truhe, unter weggeworfenem Gerümpel halb versteckt, bedeckt mit fingerdickem Staube. Die Truhe enthält, verborgen unter einem Wust von Papieren, Schreibheften und Kinderbüchern, zwei vergilbte Pergamenthefte in rotem Ledereinband; der Dichter erkennt in ihnen die Aufzeichnungen seines Urgroßvaters, die er als Kind oft in den Händen seines Vaters gesehen hatte. —

Der Urgroßvater, welcher ein bekannter und beliebter Arzt gewesen war, beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Gelöbnis, seine Gedanken und seine Erlebnisse der Wahrheit gemäß niederzuschreiben, die einzelnen Blätter miteinander zu versiegeln und erst nach einigen Jahren wieder zu öffnen und zu lesen. Das Beispiel, es so zu halten, hat ihm ein alter Obrist gegeben, der sich in dem Tale ansässig gemacht hatte; im Laufe der Zeit von freundschaftlichen Gesinnungen gegen den jungen Doktor erfüllt, teilt er diesem manches aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mit.

Einmal, da das gegenseitige Vertrauen schon einen hohen Grad erlangt hatte, erzählt er dem Doktor seine Lebensgeschichte; früher als Spieler, Raufer und Verschwender berüchtigt, errang er sich durch eigene Kraft die edle Güte und ruhige Milde, welche späterhin sein Wesen auszeichnen. Seine Frau, die er unendlich liebte, verlor der Obrist auf einer Bergwanderung; sie hatten sich verirrt und mußten auf einer schmalen Holzriese über einen Abgrund gehen, wo die Frau, plötzlich vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzte. — „O Herr! das könnt Ihr nicht ermessen — nein, ihr wisset es jetzt noch nicht, wie es ist, wenn der Leib, der so lange das Eigentum Eures guten Herzens gewesen ist, noch die Kleider an hat, die Ihr am Morgen selber darreichen halfet, und jetzt tot ist, und nichts mehr kann, als in Unschuld bitten, daß Ihr ihn begrabet." —

Das einzige Vermächtnis seiner Frau ist das dreijährige Töchterlein Margarita, welches nach seiner Heimkehr von dem Begräbnisse in dem verödeten Hause seiner wartet. „Auf ihrem Munde war die Knospe der Rose, die sie eben begraben hatten, und in dem Haupte trug sie die Augen der Mutter. Und wie sie schüchtern vorwärts ging, fragte sie: „Wo ist die Mutter?" Ich sagte, die Mutter sei heute Früh zu ihrem Vater gegangen, und werde recht lange, lange nicht zurück kommen. Da sie sich auf das Wort beherrschen wollte, wie sie gewöhnt worden war, und sich aber doch auf dem Gesichtchen die schwachen Linien des Weinens zusammen zogen, da riß ich sie an mich und weinte mich selber recht zu Tode." — Von nun an widmet sich der Obrist mit inniger Liebe und Fürsorge der Erziehung seines einzigen Kindes, welches zu einer blühenden Jungfrau heranreift. In Gesellschaft des Arztes unternehmen beide lange, gemeinsame Wanderungen durch Feld und Flur; in gegenseitigem Erkennen finden sich die jungen Herzen zum Liebesbunde. „Wir wandelten in allen Wäldern, Wiesen und Feldern herum, wobei wir manchen beschwerlichen Weg machten, um irgend einen Platz zu besuchen, von dem man Pracht und Schönheit der Wälder überblicken konnte, oder wo die schauerliche Majestät war, da sich Felsen türmten, Wasser herab stürzten und erhabene Bäume standen. Einmal im späten Herbste, da wir im Eichenhage draußen bei der großen Eiche ihres Vaters standen, alle Gesträuche schon die gelben Blätter fallen ließen, nur die Eichen noch ihren rostbraunen Schmuck recht fest in den Zweigen hielten, fragte ich sie: „Margarita, habt Ihr mich wohl lieb?" — „Ich liebe Euch sehr," antwortete sie, „ich hab' Euch über alles lieb. Nach meinem Vater seid Ihr mir der liebste Mann auf dieser Welt." — Sie hatte die Augen nicht niedergeschlagen, sondern sah mich an, aber auf die Wangen ging doch ein recht schönes sanftes Rot, als sie dieses sagte." — Die beiden verleben nun eine herrliche, stille Zeit. „Ach — es war jetzt so schön auf der Erde — so mit Worten unaussprechlich schön." — Da kommt Margaritas Vetter Rudolf zu dem Obristen auf Besuch. Eines Tages, da der junge Arzt auf einen Felsen steigt, um für Margarita seltene Blumen zu holen, die da oben blühen, sieht er Rudolf und Margarita in traulichem Gespräche Arm in Arm unten vorbeigehen. Da überwältigt ihn die Eifersucht und er erhebt gegen Margarita die Klage, daß sie den Vetter Rudolf, der inzwischen wieder abgereist ist, mehr liebe als ihn. Margarita beteuert, daß dies nicht der Fall sei; da aber der Doktor an der Wahrhaftigkeit ihrer Liebe zweifelt, wendet sie sich schweigend von ihm ab und teilt ihm des anderen Tages mit, nicht mehr seine Gattin werden

zu können, denn durch seinen Zweifel sei alles anders geworden. Der junge Arzt dringt in sie, daß sie ihren Entschluß ändere, da sie aber darauf beharrt, eilt er von ihr in heißem Schmerze fort, hinauf in den Wald zu einer Birke, um sich dort das Leben zu nehmen. Doch ehe er seinen Entschluß ausführen kann, steht der Obrist hinter ihm, der ihm gefolgt war. Dadurch von seinem Vorhaben abgelenkt und zu ruhiger Besinnung zurückgeführt, bereut er sein vorschnelles Beginnen und schämt sich seiner törichten Handlungsweise. Er bittet Margarita, welche von dem Zwischenfalle keine Ahnung hat, um Verzeihung und nimmt Abschied von ihr, da er nun das Haus des Obristen nicht mehr zu betreten gedenkt. Voll tiefen, tatkräftigen Eifers widmet er sich fortan der Erfüllung seiner Berufspflichten und verwendet die Zeit, die er sonst in Margaritas Gesellschaft verbracht hatte, zum Aufzeichnen seiner Gedanken und Erlebnisse und zu ernsten Studien. Da kommt eines Tages der Obrist zu ihm und erzählt ihm, daß er Margarita auf einige Zeit zu einer alten Verwandten gesandt habe. Der junge Arzt erkundigt sich nicht, wie lange sie fortbleibt, aber seinem Verkehr mit dem Obristen steht nun nichts mehr im Wege, und die beiden kommen von da ab noch häufiger zusammen, als vordem; von Margarita wird nie ein Wort gesprochen. So verstreichen drei Jahre segensreicher Tätigkeit, da wird auf dem Steinbühel bei Pirling ein großes Schützenfest abgehalten, an welchem auch der Obrist und der Doktor teilnehmen. Auf dem Festplatze mit ihm zusammentreffend, teilt der Obrist seinem jungen Freunde mit, daß Margarita zurückgekehrt sei und sich sehr freue, wieder daheim zu sein. „Seht, Doktor, ich bin recht freudig über die Güte dieses Kindes. Ich habe sie vielleicht zu sündhaft lieb, aber es ist ein Naturspiel da, das wunderbar ist. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich am Begräbnistage meines Weibes bemerkt hatte, daß auf dem Munde der dreijährigen Margarita die Knospe der Rose war, die sie eben begraben hatten, und daß in ihrem Haupte die Augen ihrer Mutter standen. Nach und nach ist sie ihr immer ähnlicher geworden; und seit sie fort war, ward sie ihr vollkommenes Ebenbild. Als wir dieser Tage so durch die Wiesen und Wälder wandelten, bemerkte ich, daß sie den Gang ihrer Mutter habe, daß sie dieselben Worte sage, und daß sie bei Gelegenheit den Arm so hebe, den Leib so beuge, gerade wie sie. Ich mußte meine runzligen Hände anschauen, um nicht zu glauben, ich sei jung, und es gehe mein junges Weib neben mir, und sammle mir Blumen, und pflücke Nüsse, wie einst in jenem Walde. Darum liebe ich sie gar so sehr. — — Seht, so ist es mit Margarita. — Ich weiß auch, wie es mit Euch ist, und wußte es immer. Ich erkannte es, weil Ihr

schwieget — ich kenne das männliche Verschließen in der Brust, anstatt zu klagen — und das treuliche Erfüllen des Berufes. — — Da ich einmal von Euch fort ging, kamen mir bitterliche Tränen in die Augen, weil ich gesehen habe, daß Ihr eine heilige Margarita auf Euren Hausaltar gestellt habt, um Euer Herz zu trösten. — — Lieber, teurer junger Freund! Werbt um sie. Wißt Ihr noch, wie ich einmal sagte: lasset nur eine Zeit verfließen, es wird alles gut werden? — Es ist gut geworden." — Das Wiedersehen zwischen Margarita und dem jungen Arzte ist ungetrübt und atmet nur Liebe und Versöhnung. Nach Beendigung des Schützenfestes fährt der Obrist mit seiner Tochter heim. Der Doktor, welcher beim Einsteigen in den Wagen behilflich ist, bittet Margarita um Verzeihung wegen der Heftigkeit, die er ihr gegenüber bewiesen hatte; von Liebe und Rührung überwältigt, schlingt er seinen Arm um ihren Nacken; mit einem heißen Kusse wird die Verlobung geschlossen.

Hier bricht die Aufzeichnung des Doktors ab; der Dichter ergreift wieder, wie zu Anfang der Erzählung, das Wort mit dem Versprechen, auch die ferneren Teile der Mappe mitzuteilen, sobald er sie entziffert haben würde: wie die Hochzeit war, wie Margarita in ihrem neuen Heim waltete, wie der Obrist starb, und wie der Urgroßvater, welcher ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, bis zu seinem späten Lebensende die Aufzeichnungen fortgesetzt habe. Aber obwohl das Schicksal dem Doktor so viele Jahre zugemessen habe, sei ein großer Teil der Blätter des zweiten Buches leer geblieben; an den letzten seien noch die alten Siegel gehangen, weil ihr Verfasser „früher fort gemußt, ehe er sie hatte öffnen können".

Die „Mappe" ist die erste von Stifters Erzählungen, wo die Spuren der besonnenen Überlegung und der behutsamen Sorgfalt so deutlich hervortreten, daß man an ihnen die Zurückhaltung sofort gewahr wird, welche sich das Gesetz der äußersten Einschränkung des Ausdruckes zur Richtschnur nimmt und kein überlautes, kein unbedachtes Wort gelten lassen will. Diese Merkmale der Altersdichtung müßten bei einem Werke, welches der Hauptsache nach gleichzeitig mit dem „Hochwald" und der „Narrenburg" entstand, höchst verwunderlich erscheinen; sie sind wohl nur aus dem Umstande zu erklären, daß der Dichter, dem die „Mappe" weit bedeutungsvoller erschien, als alles, was er bis dahin geschrieben hatte, dieselbe noch in späteren Jahren wiederholten Umarbeitungen unterzog, um jene Reinheit, Klarheit und Durchsichtigkeit in der Form herauszubilden, womit er die Größe und die Ruhe der Antike zu erreichen gedachte. Je toller und freier Pegasus mit weitgespannten Flügeln den zuerst in

unendliche Fernen strebenden Dichter zu den Gestirnen des äußersten Weltalls tragen durfte, umso knapper und straffer wurden späterhin Zaumzeug und Zügel, da sich der Blick unverwandt auf die anspruchslose Einfachheit des Alltagslebens, auf das Nächstliegende, Gewöhnliche und Selbstverständliche im menschlichen Dasein zu richten begann.

Wenn auch heftige Gemütsbewegungen in diesen Kreis voll eisenfester körperlicher und geistiger Gesundheit einbrechen, so gleitet Stifter vorsätzlich und rasch über alle seelischen Erschütterungen hin, um sich mit umso größerem Behagen der breiten und umständlichen Schilderung des ruhigen Wirkens, der Pflichten des Tages, des Genusses stiller Feierstunden hinzugeben; und so ungescheut uns der Dichter zumutet, die geistige Arbeit des Erkennens und Nachempfindens der seelischen Vorgänge auf dürftige Andeutungen hin fast allein zu besorgen, so ausführlich und gewissenhaft ist er bestrebt, uns mit den kleinsten Außendingen der Umgebung aufs innigste vertraut zu machen. Er schildert uns genau den Boden, auf dem die Pflanze wächst, die Nachbarschaft, die sie umgibt, die Nahrung, welche sie verbraucht und die Luft, in der sie gedeiht — Blüte und Frucht müssen wir dann selbst leicht erraten können. Die einander völlig ebenbürtigen Menschen dieser sanften Dichtung schämen sich, aus ihren Empfindungen viel Wesens zu machen, und der zartfühlende Erzähler hütet sich wohl, diese vornehme Zurückhaltung durch bloßstellende Schwatzhaftigkeit zu stören. Die wortsparende Wucht des antiken Schrifttums, welche hier vom Dichter zum ersten Male mit berechnender Absichtlichkeit erstrebt wird, stellt die „Mappe“ mit dem um so vieles späteren „Nachsommer“ in eine Reihe. Aber nicht nur, daß Edelmut und Tugendsinn den wesentlichsten Inhalt dieser Dichtung ausmachen, daß die spärliche Handlung fast lautlos dahingleitet, daß die nur obenhin beleuchteten Charaktere sicher in sich selbst ruhen, und daß die Liebe „etwas bläßlich“ ausfällt, läßt die „Mappe“ als den gleichgearteten Vorläufer des „Nachsommer“ erscheinen; auch die Schilderungen der Außendinge, das behagliche Ausmalen verwandter Liebhabereien, die hier wie dort hervortretende Neigung zum Landbau, zur Baumzucht, zur Blumenpflege, die Leidenschaft für Kunstwerke und edle, altertümliche Geräte stimmen beide Dichtungen auf den gleichen Grundton. Wie so oft, versetzt uns Stifter auch hier in Zustände und in Strebungen, die er an seinem eigenen Leben beobachten konnte, und er läßt seine Helden wünschen und tun, was er selbst oft in seinen Hoffnungen und Unternehmungen als Süßigkeit des Lebens empfunden hatte. — Die Einleitung zu dem Buche führt ihn wiederholt bis in die Tage seiner Kindheit zurück. Er gedenkt mit liebevollen Worten

seiner Mutter, seines Vaters und seiner Geschwister; es erfüllt ihn mit Wehmut, daß die Spuren vergangener Zeiten sich mehr und mehr verwischen, und er empfindet „ein Gefühl verletzter Ehrfurcht“, wenn er sieht, wie die alten „Gedenksachen“ der Zerstörung und Vergessenheit anheimfallen: „Des Vaters langer, rötlicher Brautrock, in dem ich ihn oft an Oster- und Pfingsttagen zur Kirche gehen sah, hatte schon das Schicksal, daß er zerschnitten wurde; denn als der Vater tot war, und ich in die Abtei studieren ging, da wurde für mich ein neues Röcklein daraus gefertigt, in welcher Gestalt er aber von meinen Mitschülern stets nur Hohn und Spott erntete, obgleich mir mein kleines Herz jedesmal um den verstorbenen Vater sehr weh tat, wenn ich an Sonntagen das so oft verehrte Tuch auf meinen Armen sah.“



Der Steinbühel bei Friedberg.

Aber nicht nur das Vaterhaus und die nähere Umgebung des Geburtsortes, auch die Täler und Höhen des gastlichen Ortes Friedberg finden mit Auszeichnung hervorgehobene Ehrenplätze in der Lieblingserzählung Stifters. Nach einer Mitteilung von Franz Neumann schwebte dem Dichter bei der Schilderung des Ortes Pirling Friedberg vor Augen, wo auf dem benachbarten Steinbühel alljährlich ein festliches Scheibenschießen stattfand, bei welchem den ersten Preis ein langhaariger, weißer, mit Bändern geschmückter Ziegenbock bildete. Der Wirt des oberen Gasthauses hieß damals Schiffler (jetzt „Gasthaus zum Hochwald“), der untere Wirt, auf dem Hause Nr. 31, hieß Jakob Pernsteiner (in der „Mappe“ „Bernsteiner“).

Die Schreibweise, in welcher der chronikenartige, altertümelnde Ton mit Beharrlichkeit und Glück festgehalten ist, bringt ab und zu ganz neue

Wendungen und Ausdrücke; wir hören von einer „meßgewandstoffigen" Seide, aus deren Innerem ein schwefelgelbes Unterfutter „lauschte", von der Anhäufung alten Plunders, dazwischen manch tieferes Loch „gor", von einem „schmeichelnden" Kleide, das die Glieder eines lieben Weibes bedeckte, von „starrendem" Mondenglanz, von „streichelndem" Sonnenschein, vom Lichte, das auf Feldern „spinnt" und von der Dämmerung, welche durch die feinen Zweige und Haare der Tannen „rieselt". Die volle Kraft und Anschaulichkeit der Naturschilderung — diesmal aber noch großzügiger, massenhafter und packender, als im „Hochwald" — erreicht der Dichter in der Darstellung eines grauenvollen Wintertages, welchen der Held der Erzählung, schwebend zwischen Entsetzen und Bewunderung, im Freien durchlebt; die Mächtigkeit des schlichten Vortrages wächst unmerklich so sehr zu dramatischer Steigerung an, daß wir voll Spannung und Ergriffenheit dem aufregenden Schauspiele folgen: „Seit die ältesten Menschen zurück denken, war nicht so viel Schnee. Vier Wochen waren wir einmal ganz eingehüllt in ein fortdauerndes graues Gestöber . . . Es wurde nach dem großen Schneefalle auch so kalt, wie man es je kaum erlebt hatte. Im Eichenhage oben soll ein Knall geschehen sein, der seinesgleichen gar nicht hat. Der Knecht des Beringer sagte, daß einer der schönsten Stämme durch die Kälte von unten bis oben gespalten worden sei. — Nach dem vielen Schneefalle und während der Kälte war es immer schön, es war immer blauer Himmel, Morgens rauchte es beim Sonnenaufgange von Glanz und Schnee. Dies dauerte lange — aber einmal fiel gegen Mittag die Kälte so schnell ab, daß man die Luft bald warm nennen konnte, die reine Bläue des Himmels trübte sich, von der Mittagseite des Waldes kamen an dem Himmel Wolkenballen, gedunsen und fahlblau, in einem milchigen Nebel schwimmend . . . An der dunklen Öffnung der offen stehenden Tür des Heubodens bemerkte ich, daß feiner, aber dichter Regen niederfalle. Der Regen ging nicht in der Gestalt von Eiskörnern hernieder, sondern als reines, fließendes Wasser, das erst an der Oberfläche der Erde gefror und die Dinge mit einem dünnen Schmelze überzog. — — Nach einer Weile, da wir fertig waren, richteten wir uns zum Fortfahren. — Das Zerbrechen des zarten Eises, wenn der Huf des Pferdes darauf trat, machte ein immerwährendes Geräusch. Noch etwas anderes hörten wir später, da wir hielten, was fast lieblich für die Ohren war. Die kleinen Stücke Eises, die sich an die dünnsten Zweige und an das langhaarige Moos der Bäume angehängt hatten, brachen herab, und wir gewahrten hinter uns in dem Walde an verschiedenen Stellen, die bald dort und bald da waren, das zarte Klingen und ein zitterndes Brechen, das

gleich wieder stille war. — — Wir kamen zuerst zu dem Karbauer, der ein krankes Kind hatte. Von dem Hausdache hing ringsum, gleichsam ein Orgelwerk bildend, die Verzierung starrender Zapfen, die lang waren, teils herabbrachen, teils an der Spitze ein Wassertröpfchen hielten, das sie wieder länger, und wieder zum Herabbrechen geneigter machte. Als ich ausstieg, bemerkte ich, daß das Überdach meines Regenmantels, das ich gewöhnlich so über mich und den Schlitten breite, daß ich mich und die Arme darunter rühren könne, in der Tat ein Dach geworden war, das fest um mich stand und beim Aussteigen ein Klingelwerk fallender Zapfen in allen Teilen des Schlittens verursachte. Jedes Teilchen des ganzen Schlittens war in Eis, wie in durchsichtigen, flüssigen Zucker gehüllt, selbst in den Mähnen, wie tausend bleiche Perlen, hingen die gefrorenen Tropfen des Wassers. Unter dem Obstbaumwalde des Karhauses lagen unzählige kleine schwarze Zweige auf dem weißen Schnee, und jeder schwarze Zweig war mit einer durchsichtigen Rinde von Eis umhüllt, und zeigte neben dem Glanze des Eises die kleine, frischgelbe Holzwunde des Herabbruches. — — Im Walde konnten wir, wenn wir etwas aufwärts und daher langsamer fuhren, das Knistern der brechenden Zweige sogar bis zu uns herab hören, und der Wald erschien, als sei er lebendig geworden. — Der Regen, die graue Stille und die Einöde des Himmels dauerten fort . . . An den Zäunen, an den Strünken von Obstbäumen, an den Rändern der Dächer hing unsägliches Eis. An mehreren Planken waren die Zwischenräume verquollen, als wäre das Ganze in eine Menge eines zähen Stoffes eingehüllt worden, der dann erstarrte. Mancher Busch sah aus, wie viele in einander gewundene Kerzen, oder wie lichte, wässerig glänzende Korallen. — Die Leute schlugen manche der bis ins Unglaubliche herabgewachsenen Zapfen von den Dächern. — Wir hörten, da wir über die Felder fuhren, einen dumpfen Fall, wußten aber nicht recht, was es war. Ich hatte nur noch in den letzteren Eidunhäusern etwas zu tun, dann konnten wir gegen den Fahrweg einlenken, der durch den Taugrund und nach Hause führt . . . Den Waldring, dem wir entgegenfuhren, sahen wir bereift, aber er warf glänzende Funken und stand wie geglättete Metallstellen von dem lichten, ruhigen, matten Grau des Himmels ab. — — — Die Hufe unseres Pferdes hallten auf der Eisdecke, wie starke Steine, die gegen Metallschilde geworfen werden. — Da wir endlich gegen den Taugrund kamen und der Wald, der von der Höhe herüber zieht, anfing, gegen unseren Weg herüber zu langen, hörten wir plötzlich in dem Schwarzholze, das auf dem schön emporragenden Felsen steht, ein Geräusch, das sehr seltsam war, und das keiner von uns je vernommen hatte — es war,

als ob Tausende oder gar Millionen von Glasstangen durcheinander rasselten und in diesem Gewirre fort in die Entfernung zögen. Das Schwarzholz war doch zu weit zu unserer Rechten entfernt, als daß wir den Schall recht klar hätten erkennen können, und in der Stille, die in dem Himmel und auf der Gegend war, ist er uns recht sonderbar erschienen. — — Als wir an die Stelle kamen, wo wir unter die Wölbung des Waldes hineinfahren sollten, sahen wir vor uns eine sehr schlanke Fichte zu einem Reife gekrümmt stehen, und einen Bogen über unsere Straße bildend, wie man sie einziehenden Kaisern zu machen pflegt. Es war unsäglich, welche Pracht und Last des Eises von den Bäumen hing. Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern, und standen nicht überall gerade, sondern manche waren nach verschiedenen Richtungen geneigt. Das Rauschen, welches wir früher in den Lüften gehört hatten, war uns jetzt bekannt; es war nicht in den Lüften; jetzt war es bei uns. In der ganzen Tiefe des Waldes herrschte es ununterbrochen fort, wie die Zweige und Äste krachten und auf die Erde fielen. Es war umso fürchterlicher, da alles unbeweglich stand; von dem ganzen Geglitzer und Geglänze rührte sich kein Zweig und keine Nadel, außer wenn man nach einer Weile wieder auf einen gebogenen Baum sah, daß er von den ziehenden Zapfen niederer stand. Wir harreten und schauten hin — man weiß nicht, war es Bewunderung oder war es Furcht, in das Ding hinein zu fahren.

Wie wir noch da standen und schauten — wir hatten noch kein Wort geredet — hörten wir wieder den Fall, den wir heute schon zweimal vernommen hatten. Jetzt war er uns aber völlig bekannt. Ein helles Krachen, gleichsam wie ein Schrei, ging vorher, dann folgte ein kurzes Wehen, Sausen oder Streifen, und dann der dumpfe, dröhnende Fall, mit dem ein mächtiger Stamm auf der Erde lag. Der Knall ging wie ein Brausen durch den Wald und durch die Dichte der dämpfenden Zweige; es war auch noch ein Klingeln und Geschimmer, als ob unendliches Glas durcheinander geschoben und gerüttelt würde — dann war es wieder wie vorher, die Stämme standen und ragten durch einander, nichts regte sich, und das still stehende Rauschen dauerte fort. Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder Zweig oder ein Stück Eis fiel; man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren, wie früher, dauerte fort.

Es wurde uns begreiflich, daß wir in den Wald nicht hinein fahren durften . . . Der Regen dauerte unablässig fort, wir selber waren schon wieder eingehüllt, daß wir uns nicht regen konnten — wenn irgend etwas in den Bäumen um eine Unze an Gewicht gewann, so mochte es fallen, ja die Stämme selber mochten brechen, die Spitzen der Zapfen, wie Keile, mochten niederfahren, und während wir standen, waren in der Ferne wieder dumpfe Schläge zu vernehmen gewesen. Wie wir umschauten, woher wir gekommen, war auf den ganzen Feldern und in der Gegend kein Mensch und kein lebendiges Wesen zu sehen . . ."

Wo gibt es im ganzen Schrifttum der Erde eine Schilderung, welche diese gelassene, durch Ruhe erregende, von Satz zu Satz allmählich dramatisch aufsteigende, gewaltige Wucht und Größe überragt? Selbst einem so hoch stehenden Großmeister der Beschreibung wie Stifter war es nur noch ein einziges Mal gegönnt — seltsamerweise wieder in einem Winterbilde: in der Darstellung des unermeßlichen Schneefalles im „Bergkristall" — sich zu gleicher Vollendung des Ausdruckes aufzuschwingen.

Obgleich Stifter durch die eigentümliche, gleichsam „nach rückwärts bauende Komposition" — indem er die entscheidende Tat, den Selbstmordversuch des jungen Doktors, an den Eingang stellt und dann erst, in die Vergangenheit greifend, die ganze Entwicklung folgen läßt — die Handlung der leidenschaftlichen Spannung und Bewegung absichtlich entkleidet, so weiß er doch durch die meisterhafte Darstellung der eingestreuten Episoden das Interesse, wenn es ab und zu in der gedehnten Ausbreitung des Stoffes zu versickern droht, immer wieder von neuem anzufachen; so vor allem in der Erzählung des alten Obrists, die der Dichter selbst „graniten" nennt, in der oben mitgeteilten Schilderung der Ausfahrt durch die unermeßliche Eiswüste und in dem großartigen Ernst, mit welchem uns die Schwere eines verzweifelten Krankheitsfalles dargelegt wird. „Ich bin mehrere Tage zitternd, bebend, zu Gott betend gewesen. Wenn ich auf und nieder ging, legte ich die Hände auf die Brust, daß sie ruhig sei. Wie ernst und schwer oft Fälle des menschlichen Lebens sind! Es ward ein schöner, starker Jüngling zu mir gebracht und lag in meinem Hause. Sie hatten ihm auf eine kleine Wunde, die er sich durch Zufall in die Brust geschlagen hatte, Pflaster von Pech und anderen Klebedingen gelegt, und ihn an den Rand des Grabes gebracht. Als ihnen die Sorge stieg, brachten sie ihn von weit jenseits des Hochwaldes, wo ich noch nie gewesen war, zu mir herüber. Ich legte ihn in das grüne Zimmer, weil es meiner Stube am nächsten ist. Ich entfernte alle Unglücksbildungen und bereits begonnenen Zerstörungen, bis es mich selbst schauerte — das

Messer ward durch die Wissenschaft immer weiter geführt — — ich empfahl meine Seele Gott — und tats. Als ich fertig war, war sehr vieles, und an einer Stelle schier alles weg, so daß ich an dieser Stelle durch das einzige innerlich gebliebene Häutchen die Lunge wallen sehen konnte. Ich war ganz allein, und hatte niemanden, der mir helfen konnte. Ich gab dem Kranken nur das wenigste zu essen, daß er nicht erhungere, damit die Glut der Entzündung nicht komme und zerstöre. Er lag geduldig da, und wenn seine ruhigen und unschuldigen Augen, da ich an ihm vorbeiging, auf meinem Angesichte hafteten, wußte ich wie viel meine Miene wert sei, und bat Gott, daß er sie gelassen zeige. Kein einziger Mensch wußte, wie es sei. Nur den Obristen führte ich einmal hinein und zeigte ihm die Sache. Er sah mich sehr ernst an. Weil der Jüngling stark und wohlgebildet war, erschienen nach wenigen Tagen schon die ersten Spuren der Genesung, und in kurzem war sie in vollem Gange. Da das war, dann hatte ich die Bäume, die Wälder, das Firmament und die äußere Welt wieder. Vor der Festigkeit der Pflicht, wie sinkt jedes andere Ding der Erde zu Schanden nieder! — — —"

Da uns der Dichter das Leben eines Arztes schildert, ein Leben voll edler Menschenliebe und opferfreudiger Entsagung, nimmt er auch die Gelegenheit wahr, uns seine Anschauungen über das Wesen der Heilkunde zu offenbaren. Er findet blinde Einseitigkeit und klägliche Unvollkommenheit in dem herkömmlichen Verfahren, „daß man dasjenige, was andere getan und gefunden haben, in mehrere Bücher zusammenträgt, dasselbe sich sehr gut in das Gedächtnis prägt, und es dann in der gleichen Gestalt immer ausübt; das kann nicht recht sein. Man muß die Gebote der Naturdinge lernen, was sie verlangen und was sie verweigern. — — Es wird ein Ding in dem kühlenden fließenden Wasser sein, es wird eins in der wehenden Luft sein, und es werden Zustimmungen zu unserem Körper aus der Eintracht aller Dinge jede Stunde, jede Minute in unser Wesen zittern und es erhalten." — Klingt das nicht wie ein prophetischer Hinweis auf das mehr der individuellen Anpassung zustrebende Heilverfahren unserer Tage und auf das gesteigerte Heranziehen der natürlichen Behandlungsarten, das sich in den letzten Jahrzehnten so überraschend ausgebreitet hat? — Und wie der Dichter den jungen Doktor, der weit davon entfernt ist, lediglich ein Naturarzt zu sein, sorgsam den Einflüssen nachgehen läßt, welche die Natur auf den menschlichen Körper ausübt, so erkennen wir gleicherweise in der allmählichen Entwicklung und Läuterung der Charaktere die Wirkung der sänftigenden Trostbereitschaft,

mit welcher die Herrlichkeit der Schöpfung die leidende Menschenseele emporhebt.

* * *

„Abdias" zeigt uns das Bild eines neuen Hiob, der alles geduldig leidet und alles Weh, das ein unerbittlich grausames Schicksal über ihn verhängt, lautlos, ohne eine Silbe der Klage erträgt. Aber es ist nicht die grenzenlose Demut jenes frommen Hiob der Bibel, die selbst im tiefsten Elend noch anbetend spricht: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit;" es ist nur eine äußerliche, mühsam erzwungene Unterwürfigkeit, mit der Abdias den Fuß seines Feindes auf seinen Nacken steigen, mit der er sich höhnen und schlagen läßt, und mit der er auch die schweren, zermalmenden Schicksalsschläge erträgt, voll knirschend verhaltenen Ingrimms.

In den zerfallenen Trümmern einer alten, unbekannten Römerstadt, fern in der Wüste, haust ein geheimnisvoller Menschenstamm, schwarze, schmutzige, verachtete Juden, die handeltreibend in dem Lande Ägypten herumziehen, und von deren Leben und Aufenthaltsort nie eine Kunde in die Außenwelt dringt. Der Reichste in dieser unheimlichen Ansiedelung ist Aron, der Vater des Abdias. „Durch einen römischen Triumphbogen hindurch an zwei Stämmen verdorrter Palmen vorbei gelangte man zu einem Mauerklumpen, dessen Zweck nicht mehr zu erkennen war — jetzt war es die Wohnung Arons. Oben gingen Trümmer einer Wasserleitung darüber, unten lagen Stücke, die man gar nicht mehr erkannte, und man mußte sie übersteigen, um zu dem Loche in der Mauer zu gelangen, durch welches man in die Wohnung Arons hinein konnte. Innerhalb des ausgebrochenen Loches führten Stufen hinab, die Simse einer dorischen Ordnung waren, und in unbekannter Zeit aus unbekanntem zerstörenden Zufalle hieher gefunden hatten. Sie führten zu einer weitläufigen Wohnung hinunter, wie man sie unter dem Mauerklumpen und dem Schutte von außen nicht vermutet hätte. Auf dem Boden war kein Estrich, sondern die nackte Erde, an den Wänden waren keine Gemälde oder Verzierungen, sondern die römischen Backsteine sahen heraus, und überall waren die vielen Päcke und Ballen und Krämereien verbreitet, daß man sah, mit welchen schlechten und mannigfaltigen Dingen der Jude Aron Handel trieb .... Hinter einem herabhängenden Busche von gelben und grauen Kaftanen war ein Loch in der Mauer, welches viel kleiner war, als das, welches die Stelle der Türe vertrat, und aus dem

Finsternis heraus sah, wie aus einer Grube im Schutte. Man meinte nicht, daß man da hinein gehen könne. Wenn man sich aber gleichwohl bückte und hindurch kroch, und wenn man den krummen Gang zurück gelegt hatte, der da folgte, so kam man wieder in ein Zimmer, um das mehrere andere waren. Auf dem Fußboden lag ein Teppich aus Persien, an den Wänden und in Nischen waren Polster, darüber Vorhänge, und daneben Tische von feinem Steine und Schalen und ein Bad. Hier saß Esther, Arons Weib. Ihr Leib ruhete auf dem Seidengewebe von Damaskus, und ihre Wange und ihre Schultern wurden geschmeichelt von dem weichsten und glühendsten aller Zeuge, dem gewebten Märchen aus Kaschmir, so wie es auch die Sultana in Stambul hat. — — Das größte Kleinod Arons außer dem Weibe Esther war ihr Sohn, ein Knabe, der auf dem Teppiche spielte, ein Knabe mit schwarzen rollenden Augenkugeln und mit der ganzen morgenländischen Schönheit seines Stammes ausgerüstet. Dieser Knabe war Abdias . . . Über der toten Stadt hing schweigend das düstere Geheimnis, als würde nie ein anderer Ton in ihr gehört, als das Wehen des Windes, der sie mit Sand füllte, oder der kurze heiße Schrei des Raubtieres, wenn die glühende Mondesscheibe ober ihr stand und auf sie nieder schien. Die Juden handelten unter den Stämmen herum, man ließ sie und fragte nicht viel um ihren Wohnort . . ." Eines Tages sendet Aron seinen Sohn Abdias hinaus in die Welt, damit auch er die Kunst des Erwerbens lerne und Reichtümer sammle; denn nur die „Fähigkeit des Erwerbens" macht den Menschen sicher, und der Mensch hat nichts in der Welt, „als was er sich erwirbt, und was er sich in jedem Augenblicke wieder erwerben kann". Abdias zieht gehorsam von dannen. Nachdem er fünfzehn Jahre lang handeltreibend, verachtet und verfolgt in fernen Ländern geweilt hatte, wo er darbte und hungerte, um Gold zusammenzuraffen, kehrt er als reicher Mann zu seinen Eltern zurück. Als die Feier des Wiedersehens mit den damit verbundenen Festen vorüber ist, reist Abdias nach Balbek, die schöne Deborah zu holen, die dort sein Herz gewonnen hatte. Mit ihr in Liebe vereint, lebt er fortan, auch nachdem seine Eltern gestorben sind, in den Trümmern der Römerstadt. Als reicher Kaufherr dehnt er seine Reisen immer weiter aus; gewinnbeladen kehrt er an der Spitze seiner Karawane heim und zieht „die schimmernde Straße des Reichtums immer näher gegen die Wüste". Auf einer seiner Fahrten wird er in Odessa von der Seuche der Pocken erfaßt, und da er nach langer Krankheit wieder in der Wüstenstadt anlangt, das einst weiche Angesicht von Narben zerrissen und entstellt, wendet sich Deborah von

ihm ab, denn „sie hatte nur leibliche Augen empfangen, um die Schönheit des Körpers zu sehen, nicht geistige, die des Herzens. — Er aber, da er sah, wie es geworden war, ging in seine einsame Kammer, und schrieb dort den Scheidebrief, damit er fertig sei, wenn sie ihn begehre. — Allein sie begehrte ihn nicht, sondern lebte fort neben ihm, war ihm gehorsam, und blieb traurig, wenn die Sonne kam, und traurig, wenn die Sonne ging". — Auf einer seiner Reisen empfindet er auch den wilden Reiz der Schlachten. Da er in seidenen Kleidern und funkelnden Waffen mit einer großen Karawane Lybien durchzieht, fliegt eine „Wolke Beduinen" heran. Unter dem Jammern, Heulen und Beten seiner Glaubensgenossen tritt Abdias kühn und mutig als Befehlshaber hervor. „Er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitze weiße Sterne, der Mund rief weit tönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet." Das Scharmützel geht für die Karawane siegreich aus, trotzdem aber schwebt auf der ganzen weiten Reise „ein trauriger dunkler Engel" über Abdias. Als er endlich heimkehrt, seine glänzenden Kleider in einem Dorfe am Rande der Atlasberge gegen einen zerlumpten Kaftan vertauschend, bemerkt er, bei den wohlbekannten Trümmern angelangt, daß man die zerstörte Stadt noch einmal zerstört und ausgeraubt hatte. Auch Abdias hat einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt. In dieser Schreckensnacht wird ihm ein lange ersehntes Glück zu teil; Deborah hat ihm ein Mägdlein geboren; aber sie stirbt noch desselben Tages, gerade als ihre Ehe begonnen hat, glücklich zu werden. Abdias bleibt noch längere Zeit in der alten Trümmerstadt, sein Kind pflegend und sich demselben vollständig widmend. Mit rührender Liebe hängt er an dem kleinen Wesen, dem er den Namen Ditha gegeben. Nach dem Ende der Regenzeit aber macht er sich auf, um einen neuen Wohnort zu suchen. Alles Gold, das er in der Erde und in den Trümmern versteckt hatte, mit sich nehmend, zieht er in Begleitung des treuen Sklaven Uram und der Dienerin Mirtha mit seinem Kinde nach Europa, dahin ihn lange eine stille Sehnsucht getrieben. In einem verborgenen, von Menschen unbewohnten Wiesentale erbaut er ein weißes Haus und lebt hier mit Ditha, sich nur mit ihr allein beschäftigend. Das Kind ist nun vier Jahre alt, aber in dem schönen, blühenden Körper scheint keine Seele zu wohnen, denn sie zeigt niemals eine Erregung und ihr Antlitz bleibt immer gleich unbeweglich. Schon fürchtet Abdias, sie

sei blödsinnig. Aber durch wiederholte Beobachtungen kommt ihm plötzlich der Gedanke, daß ihr das Augenlicht fehle. Der herbeigerufene Arzt bestätigt dies; es werden nun die verschiedensten Mittel versucht, ihr die Sehkraft zu verleihen, jedoch vergebens. So vergehen die Jahre, und Abdias denkt nicht mehr an die Möglichkeit der Heilung. Da schlägt eines Tages beim Beginne eines Gewitters ein furchtbarer Blitz gerade in Dithas Zimmer, und als Abdias, von jäher Angst erfaßt, zu ihr hineilt, sitzt sie unverletzt in ihrem Bette, aber Entsetzen und Todesschreck zeigen sich in ihren Mienen; die Hände streckt sie kreischend und abwehrend gegen ihn, als drohe sich „ein Ungeheuer über sie zu legen". — Sie hat durch die gewaltige Nervenerschütterung das Augenlicht erlangt. — Allmählich an das Licht gewöhnt, wird nun Ditha von ihrem Vater in dem Gebrauche des bisher unbekannten Gutes unterwiesen. Geist und Körper des Kindes entwickeln sich in lebhaftem Gedeihen. So wird Ditha sechzehn Jahre alt und erblüht zu einer schönen, träumerischen, eigenartigen Jungfrau. Ihren Vater liebt sie trotz seiner Häßlichkeit unsäglich. „Wenn sie oft gedrängt war von der wilden, ungebändigten Liebe, dann nahm sie seine alte Hand, und drückte deren Finger gegen ihre Augen, ihre Stirne, ihr Herz — den Kuß kannte sie nicht, weil sie keine Mutter hatte — er aber gab nie einen, da er häßlich war." Wenn an schwülen, heißen Sommertagen schwere Wolken drohend am Himmel aufsteigen, wird Ditha von einer seltsamen Gewitterfreudigkeit ergriffen. Einmal, da sie durch die Felder wandelt, und sich eine schwarze Wand über den Waldwipfeln emporschiebt, will sie nicht ins Haus zurückkehren, sondern sucht mit ihrem Vater in einer kleinen, aus Korngarben gebildeten Hütte Schutz vor dem Regen. Der Donner klingt aus der Ferne, der Himmel ist mit jagenden Wolken bedeckt. Ditha und Abdias sitzen in traulichem Gespräche in dem Häuschen, plötzlich aber schweigt sie und ihm ist es, als habe er seitwärts an der Garbe einen sanften Schein lodern gesehen. Aber „da er hinblickte, war schon alles vorüber. Es war auf den Schein ein kurzes, heiseres Krachen gefolgt, und Ditha lehnte gegen eine Garbe zurück und war tot". Abdias, der nun alles verloren, was ihm das Leben verschönt hatte, bleibt allein in dem weißen Hause, immer auf der Bank vor demselben sitzend, denn er ist wahnsinnig geworden. Niemand kann sagen, wie alt er geworden, doch „eines Tages saß er nicht mehr dort, die Sonne schien auf einen leeren Platz und auf einen frischen Grabhügel . . . ."

Diese Erzählung ist wie von einem dichten Tränenschleier umwoben. Der Dichter, welcher sonst mit gläubigem Vertrauen und heiterem

Lächeln auf die Herrlichkeit der Welt hinweist, deren unendlich weise Einrichtung seinem zufriedenen Auge überall deutlich wird, zeigt uns hier ein Leben voll unsäglicher Trauer. Wie ein düsteres Grübeln über Vorsehung und Schicksal offenbaren sich die Worte der Einleitung, in welcher gesagt wird, daß es Menschen gibt, auf welche die Fülle des Ungemachs gleichsam aus heiterem Himmel fällt, „als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke und tue vor unseren Augen das Unbegreifliche". Aber für das Schreckhafte der gelassenen Unschuld, mit welcher die furchtbaren Naturgesetze uns in die finsteren Wirrnisse des Geschehens verstricken, kennt das mutige Gottvertrauen noch den letzten Trost, daß nicht ein sinnloses Fatum über uns waltet „als letzte Unvernunft des Seins", sondern daß jegliches Ereignen sich in der unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen gleichsam von selbst ergibt, und daß auch der Schmerz ein Geschenk des Himmels ist. „Und haben wir dereinstens recht gezählt, und können wir die Zählung überschauen: dann wird für uns kein Zufall mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern nur Verschulden . . . Wohl zählt nun das menschliche Geschlecht schon aus einem Jahrtausend in das andere, aber von der großen Kette der Blumen sind nur erst einzelne Blätter aufgedeckt; noch fließt das Geschehen wie ein heiliges Rätsel an uns vorbei, noch zieht der Schmerz im Menschenherzen aus und ein — — ob er aber nicht zuletzt selber eine Blume in jener Kette ist?" — In diesen Worten spricht sich jener unerschütterliche Optimismus aus, der unter schwer bedrückender Last das suchende Auge zuversichtlich gegen den Himmel richtet und feierlich im Schatten dunkler Zypressen das Reis der Hoffnung pflanzt. Diese Trostesstimmung, mit welcher der Dichter den Leser sänftigend begleitet, hat er aber dem Helden der Geschichte auf seinen grauenvollen Leidensweg nicht mitgegeben; ja gerade darin zeigt sich die bewunderungswürdige, wahrhaft epische Größe der Darstellung, daß auf keiner Zeile auch nur ein einziges Wort des Mitleids laut wird. Mit freimütiger Objektivität enthüllt Stifter die Fehler und Schwächen, welche Abdias aus seiner Erziehung, aus dem Beispiele seiner Eltern und seiner Genossen in sich aufnahm, den verbissenen, heimlich verschlossenen Trotz, die mit lauernder Unterwürfigkeit gepaarte, blutige Rachsucht, die angeerbte maßlose Habgier. Und doch weht ein Schleier des Geheimnisses um die aus der Einsamkeit des endlosen Wüstenhimmels hoch aufragende Gestalt, hinter dem sich eine unerkannte Dichtungsfülle verbirgt und eine unverstandene, unbefriedigte Sehnsucht nach dem Großen und Erhabenen. „Er reiste fort, kam wieder heim und reiste wieder fort. Den Reichtum suchte er auf allen Wegen, er trotzte

ihn bald in glühendem Geize zusammen, bald verschwendete er ihn. — Dann kam er nach Hause und saß an manchem Nachmittage hinter dem hochgetürmten Schutte seines Hauses, den er gerne besuchte, neben der zerrissenen Aloe und hielt sein bereits grau werdendes Haupt in beiden Händen. Er dachte, er sehne sich nach dem kalten, feuchten Weltteil Europa, es wäre gut, wenn er wüßte, was dort die Weisen wissen, und wenn er lebte, wie dort die Edlen leben. — — Dann heftete er die Augen auf den Sand, der vor ihm dorrte und glitzerte. — Aber es waren nur flatternde Gedanken, wie einem, der auf dem Atlas wandert, eine Schneeflocke vor dem Gesichte sinkt, die er nicht haschen kann." —

Stifter hat sich in dieser Erzählung zu einer Kraft und Größe der Charakterzeichnung aufgeschwungen, die, von der höchsten künstlerischen Wirkung erfüllt, diesem Werke einen Ehrenplatz unter den epischen Meisterstücken der Weltliteratur sichern. Auch die Naturschilderung, stets der fortschreitenden, in hohem Grade spannenden Handlung angeschlossen und mit den Gestalten der die Wüste bevölkernden Menschen zu einem mächtig wirkenden Stimmungsbilde zusammengefaßt, behauptet gleichmäßig eine Höhe, die umso bewunderungswürdiger ist, als der Dichter hiebei völlig dem Walten seiner inneren Anschauung vertrauen mußte. Es blieb ihm lebenslang versagt, die Wunder der afrikanischen Wüste zu schauen; doch ist keine im Interesse eines modernen Romans unternommene Poetenreise — wie Emil Kuh treffend bemerkt — mit einem Bilde belohnt worden, das auch nur obenhin dem Gemälde vergleichbar wäre, welches Stifter im Abdias malt. —

Die breite, ruhig fließende, leidenschaftslose Art des Vortrages schmiegt sich dem düsteren Stoffe vollkommen an und bringt das Bild der Wüste mit der ganzen, glühenden Einsamkeit und grenzenlosen Öde zu voller Wirkung. Weltabgeschiedenheit und tiefste Verlassenheit machen auch einen unverlierbaren Teil vom Wesen des Abdias aus: „Er hatte nach Europa verlangt, er war nun da. In Europa wurde er nicht mehr geschlagen, sein Eigentum wurde ihm nicht genommen, allein er hatte den afrikanischen Geist und die Natur der Einsamkeit mit nach Europa gebracht."

Neben der markigen, düsteren Gestalt des Abdias sind die anderen Figuren wie aus Wüstensand gebildet. Am deutlichsten und kräftigsten tritt die schöne, dunkle, treuherzige Erscheinung des Knaben Uram hervor, in scharfem Schattenriß hingestellt, voll unsäglicher Schönheit; die anderen, Deborah besonders, die selbst so viel litt, und Ditha, welche durch die erschütternde Gewalt eines Blitzschlages das Augenlicht erlangt, um,

nachdem sie einen erstaunten Blick auf die Herrlichkeiten der Welt richten durfte, durch die gleiche Naturerscheinung ihr junges Leben zu verlieren, sind von einer Strahlenkrone rührenden Zaubers umflossen.

In feiner, dichterischer Empfindung sind den „leiblichen“ Augen Deborahs, denen die Seele fehlt, die „geistigen“ Augen Dithas gegenüber gestellt, die ganz Seele ist.

Die Sprache, voll großartiger Gestaltungskraft, prangt im Schmucke des herrlichsten, seltsamsten Bilderreichtums mit oft merkwürdigen Umkehrungen und Verwechslungen; die Wüstensonne erscheint dem Dichter als „großer, runder Diamant“, die Augen sind ihm „Sterne des Sehens“, die Gestirne des Wüstenhimmels dagegen „funkelnde Augen des Südens“, die in der weiten Ebene hinziehenden Gestalten werden von der Sandluft der die Hufe der Tiere „röstenden“ Wüste „eingeschlungen“, auf Dithas Augen liegt „die Außenwelt wie ein totgeborener Riese“, das Meer ruht vor den Reisenden als „ein unbekanntes Ungeheuer“, und das regendurchnäßte Land empfängt sie „mit funkelndem Geschmeide“. Die Blindheit Dithas führt zu Verwechslungen zwischen Ton und Farbe, welche völlig der modernen Schreibart gleichkommen. Die in langer Nacht verschlossenen Augen des Kindes lieben die kühlen und dämmernden Farben und darunter vorzugsweise das Blau; ein in voller Blüte prangendes Flachsfeld erregt Bewunderung und Entzücken, weil „der ganze Himmel von den Spitzen der grünen, stehenden Fäden klingt“. Auch von „violetten Klängen“ spricht sie und sagt, daß sie dieselben mehr liebe, als jene, „welche aufrecht stehen und widerwärtig seien, wie glühende Stäbe“. — Diese Ausdrucksweise voll zarter, tastender Empfindsamkeit, welche erst ein halbes Jahrhundert später zu allgemeiner Geltung gelangte, stellt den vorahnenden Dichter mitten in die Literaturbewegung unserer Tage.

* * *

Gleich „Abdias“ zeigt uns die Novelle „Brigitta“ die Kunst Stifters auf dem höchsten Gipfel. Hier wie dort wird die Natur, sonst wohl vom Dichter mit oft ausschweifender Liebe breit hingestellt, nur „im Augenaufschlag der Menschen“ sichtbar; der Genuß ihrer Reize, die Freude ihres Stimmungszaubers erschließt sich uns, indem wir die Entwicklung der mit dem eigenartigen Boden wurzelhaft verbundenen Charaktere voll seelischer Spannung miterleben, und durch den stärkenden und abklärenden Natureinfluß den endlichen Ausgleich jahrelanger Herzenskämpfe in der Einsamkeit der Steppe sich langsam vorbereiten und

zu ruhiger Sicherheit ausreifen sehen. Die Erzählung setzt, dem Vorgange entsprechend, den der Dichter in der „Mappe" beobachtet hatte, in einem späteren Zeitpunkte ein, von welchem aus die Jahre der Vergangenheit zurückgezählt werden. Die von Stifter so sehr geliebte Form der Icherzählung erscheint auch hier wieder in höchst wirkungsvoller Weise angewendet. Durch den Wanderer, welcher als Zuschauer und Berichterstatter auftritt, werden wir, ihn auf seinem Gange begleitend, schrittweise in die Besonderheiten und Lebensbedingungen des Landes eingeführt und dadurch fähig gemacht, die auf so seltsamem Boden sich abspielenden Seelenvorgänge richtig zu deuten.

Der Erzähler ist als Reisefreund des alten Majors Stephan Murai auf dessen im östlichen Ungarn gelegenes Landgut Uwar zu Besuch geladen. Auf dem Wege dahin trifft er zufällig eine Reiterin, die Eigentümerin des Gutes Maroshely, „welche sonderbar genug die weiten landesmäßigen Beinkleider an hatte und auch wie ein Mann zu Pferde saß". Da er sie um den Weg nach Uwar befragt, gibt sie ihm ein Pferd und einen berittenen Begleiter, damit er noch vor allzu später Nachtstunde auf der Besitzung des ihr befreundeten Majors eintreffen könne. Mit Murai, welchen er in Italien nur immer in feinen Gesellschaftskleidern oder im Frack gesehen hatte, der aber hier in die übliche Landestracht gekleidet ist, reitet und wandert er in dessen weithin gedehnten Getreidefeldern, Weinbergen, Gestüten, Weideplätzen und Gartenanlagen umher, den herben Zauber der seinem Auge fremden Naturumgebung immer inniger empfindend. Am stärksten ergreift sein Herz das herrliche Abendrot der Heide. „Wir warteten, da wir hinausgekommen waren, bis die Sonne untergegangen war. Es war ein prachtvoller Anblick, der nun folgte: auf der ganzen schwarzen Scheibe der Heide war die Riesenglocke des brennend gelben, flammenden Himmels gestellt, so sehr in die Augen wogend und sie beherrschend, daß jedes Ding der Erde schwarz und fremd wird. Ein Grashalm der Heide steht wie ein Balken gegen die Glut, ein gelegentlich vorübergehendes Tier zeichnet ein schwarzes Ungeheuer auf den Goldgrund und arme Wachholder- und Schlehenbüsche malen ferne Dome und Paläste. Im Osten fängt dann nach wenigen Augenblicken das feuchte kalte Blau der Nacht heraufzusteigen an und schneidet mit trübem und undurchsichtigem Dunste den eigentlichen Glanz der Kuppel des Himmels." — Eines Tages, da ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit auf die Besitzung kommt, wird derselbe dem Erzähler als der einzige Sohn Brigittas vorgestellt, und der Major, welcher mit seinem Gastfreunde einen baldigen Besuch des an-

grenzenden Gutes verabredet, tut dies mit den Worten: „Sie werden in meiner Nachbarin Maroshely das herrlichste Weib auf dieser Erde kennen lernen.“

Ehe noch der Ritt nach Maroshely zur Ausführung gelangt, werden dem Gastfreunde von dem nahen Gutsnachbar Gömör Mitteilungen über den Charakter und die Lebensführung Brigittas gemacht. „Er und Brigitta haben einstimmig die bessere Bewirtschaftung ihrer Güter in dieser öden Gegend begonnen. Im Grunde sei es Brigitta gewesen, welche den Anfang gemacht habe. Weil sie eher unschön als angenehm zu nennen sei, so habe sie ihr Gatte, ein junger leichtsinniger Mensch, dem sie in ihren jüngeren Jahren angetraut worden war, verlassen und sei nicht wieder gekommen. Damals erschien sie mit ihrem Kinde auf ihrem Sitze Maroshely, habe wie ein Mann umzuändern und zu wirtschaften begonnen und sei bis jetzt noch gekleidet und reite wie ein Mann. Sie halte ihre Dienerschaft zusammen, sei tätig und wirtschafte vom Morgen bis in die Nacht. Man könne hier sehen, was unausgesetzte Arbeit vermöge; denn sie habe auf dem Steinfelde fast Wunder gewirkt. Er sei, als er sie kennen gelernt habe, ihr Nachahmer geworden und habe ihre Art und Weise auf seiner Besitzung eingeführt. Bis jetzt habe er es nicht bereut. Der Major sei anfangs, da er sich in Uwar niedergelassen hatte, mehrere Jahre nicht zu ihr hinübergekommen. Dann sei sie einmal totkrank geworden, da sei er zu ihr über die Heide geritten, und habe sie gesund gemacht. Von der Zeit an kam er dann immer zu ihr. Die Leute sagten damals, er habe die Heilkraft des Magnetismus angewendet, deren er teilhaftig sei, aber niemand weiß eigentlich in der Sache etwas Rechtes zu sagen. Es hat sich ein ungewöhnlich inniges und freundschaftliches Band entwickelt — der höchsten Freundschaft sei das Weib auch würdig — aber ob die Leidenschaft, die der Major zu der häßlichen und bereits auch alternden Brigitta gefaßt habe, natürlich sei, das sei eine andere Frage — und Leidenschaft sei es ganz gewiß, das erkenne ein jeder, der hinüberkomme. Der Major würde gewiß Brigitta heiraten, wenn er könnte — er gräme sich offenbar tief, daß er es nicht könne; aber weil man von ihrem angetrauten Manne nichts wisse, so könne kein Totenschein und kein Trennungsschein herbeigebracht werden. Es spreche diese Tatsache recht sehr zu Gunsten Brigittas und verurteile ihren Gemahl, der einst so leichtsinnig von ihr gegangen sei, während nun ein so ernster Mann sich sehne, sie zu besitzen.“

Nachdem der Dichter in den ersten Abschnitten seiner Erzählung einen großen Teil des späteren Ganges der Ereignisse vorweg genommen

hatte, führt er den Leser in die Vergangenheit zurück, um allmählich die Schleier zu lüften, mit welchen er die Personen seiner Geschichte geheimnisvoll umhüllte. Diese Art, Spannung hervorzurufen, sie durch unsicheres, tastendes Wandern in schattenhafter Dämmerung zu steigern und sodann mit der anfangs sorglich verborgenen, vom Ausgange her entgegenflutenden Lichtfülle aufhellend zu lösen, ist für Stifters Schaffen sehr bezeichnend.

Brigitta ist als das Kind sehr wohlhabender Eltern zur Welt gekommen, aber da das Schicksal ihr den Zauber der Anmut und den Reiz der Schönheit versagt hat, bleibt sie in dem reichen, glänzenden Kreise des Hauses unbeachtet und ungeliebt. „Es liegt im menschlichen Geschlechte das wundervolle Ding der Schönheit. Wir alle sind gezogen von der Süßigkeit der Erscheinung und können nicht immer sagen, wo das Holde liegt. Es ist im Weltall, es ist in einem Auge, dann ist es wieder nicht in den Zügen, die nach jeder Regel der Verständigen gebildet sind. Oft wird die Schönheit nicht gesehen, weil sie in der Wüste ist, oder weil das rechte Auge nicht gekommen ist — oft wird sie angebetet und vergöttert und ist nicht da: aber fehlen darf sie nirgends, wo ein Herz in Inbrunst und Entzücken schlägt, oder wo zwei Seelen aneinanderglühen; denn sonst steht das Herz stille und die Liebe der Seelen ist tot. Aus welchem Boden aber diese Blume bricht, ist in tausend Fällen tausendmal anders; wenn sie aber da ist, darf man ihr jede Stelle des Keimes nehmen und sie bricht doch an einer anderen hervor, wo man es gar nicht geahnet hatte. Es ist nur dem Menschen eigen und adelt nur den Menschen, daß er vor ihr kniet — und alles, was sich in dem Leben lohnt und preiset, gießt sie allein in das zitternde beseligte Herz. Es ist traurig für einen, der sie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem sie kein fremdes Auge finden kann." — Als Brigitta in das Jungfrauenalter getreten ist, lernt sie in der Gesellschaft jenen Mann kennen, von dessen sieghafter Schönheit weit in der Runde die Rede ging. Was niemand für möglich gehalten hätte, geschieht. Stephan Murai, dem alle Schönen des Landes entgegen jubeln, neigt sich dem verbitterten, vereinsamten Mädchen zu und zeichnet dasselbe durch zarte Huldigungen aus. Brigitta merkt es wohl, wie sehr er sich um sie bemüht, aber sie will den verlockenden Empfindungen nicht Raum geben, die ihr verschlossenes Herz bestürmen.

Bei Gelegenheit eines Abendfestes im Hause ihres Oheims ist Murai besonders aufmerksam gegen sie. „Da Brigitta in dieser Nacht zu Hause angelangt war, da sie sich in ihr Zimmer begeben hatte und den

Putzflitter Stück um Stück von dem Leibe nahm, trat sie im Nachtgewande vor den Spiegel und sah lange, lange hinein. Es kamen ihr Tränen in die Augen, die nicht versiegten, sondern mehreren Platz machten, die hervordrangen und herabrannen. Es waren die ersten Seelentränen in ihrem ganzen Leben gewesen. Sie weinte immer mehr und immer heftiger, es war, als müßte sie das ganze, versäumte Leben nachholen und als müßte ihr um vieles leichter werden, wenn sie das Herz herausgeweint hätte. Sie war in die Knie gesunken, wie sie es öfters zu tun gewohnt war, und saß auf ihren eigenen Füßen. Es lagen die Hände in dem Schoße, die Schleifen und Krausen des Nachtgewandes waren feucht und hingen ohne Schönheit um den keuschen Busen. Sie ward stiller und unbeweglicher. Endlich schöpfte sie ein paarmal frischen Atem, fuhr mit der flachen Hand über die Augenwimpern und ging zu Bette. Als sie lag und die Nachtlampe, die sie hinter einen kleinen Schirm gestellt hatte, düster brannte, sagte sie noch die Worte: Es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich!"

Da das verschüchterte Mädchen dem von so vielen heißbegehrten Manne nicht den kleinsten Schritt entgegenkommt, ja sich vielmehr von ihm zurückzieht, fragt er sie einmal, warum sie ihm denn abgeneigt sei. Sie antwortet, daß sie keine Abneigung gegen ihn empfinde; er aber solle um sie nicht werben, da sie keine andere Liebe fordern könne, als nur die allerhöchste. „Ich weiß, daß ich häßlich bin, darum würde ich eine höhere Liebe fordern als das schönste Mädchen dieser Erde. Ich weiß es nicht, wie hoch, aber mir ist, als sollte sie ohne Maß und Ende sein. Sehen Sie — da nun dies unmöglich ist, so werben Sie nicht um mich!"

Murai aber läßt sich nicht abweisen und legt seine Liebe offen vor aller Welt dar. „Eines Tages, in einem einsamen Zimmer, da die Musik, zu deren Anhörung man zusammengekommen war, von ferne her erscholl, da er vor ihr stand und nichts redete, da er ihre Hand faßte, sie sanft gegen sich ziehend, widerstand sie nicht, und da er sein Angesicht immer mehr gegen sie neigte und sie seine Lippen plötzlich auf den ihrigen empfand, drückte sie süß entgegen. Sie hatte noch nie einen Kuß gefühlt, da sie selbst von ihrer Mutter und ihren Schwestern nie geküßt worden war — und Murai hat nach vielen Jahren einmal gesagt, daß er nie mehr eine solche reine Freude erlebt habe, als damals, da er zum ersten Male diese vereinsamten unberührten Lippen auf seinem Munde empfand."

Die beiden werden ein glückliches Paar; sie leben auf Murais Besitzung nur für einander. Nach Jahresfrist schenkt Brigitta ihrem zärtlichen Gatten einen Sohn. So genießt die kleine Familie fern von dem

Geräusche der Stadt ein stilles, friedliches, behagliches Dasein. Da tritt plötzlich auf einer Jagd das Verhängnis an Murai heran. „Als er einmal sein Pferd langsam durch einen Weidebruch ein wenig abwärts leitete, hatte er plötzlich durch das dichte Gebüsch her zwei Augen gegenüber, erschrocken und schön, wie die einer fremdländischen Gazelle und neben den grünen Blättern hatte das süßeste Morgenrot der Wangen geglüht." Da Murai jener bezaubernden Erscheinung öfter begegnet, erliegt sein Herz der bezwingenden Gewalt der Schönheit . . .

Brigitta fühlt die Veränderung im Herzen ihres Mannes und drängt ihn zur Scheidung. Er zieht in die Welt hinaus, sie aber widmet sich mit ganzer Hingebung und mit der herben Kraft ihres Wesens der Erziehung ihres Kindes und der Bewirtschaftung des von ihrem Vater ererbten Landgutes. Da Murai nach vieljährigen Reisen auf seine Besitzung zurückkehrt, wird er Brigittas Gutsnachbar und es entspinnt sich zwischen beiden ein zarter, auf Hochachtung und Verehrung gegründeter Verkehr.

In diesem Zustande findet der Erzähler die Verhältnisse, da er bei dem Major eintrifft; aber noch vor der Beendigung dieses Besuches tritt eine unerwartete Änderung ein. Brigittas und Stephans Sohn wird eines späten Abends von Wölfen überfallen, durch die Dazwischenkunft des Majors jedoch aus drohender Lebensgefahr errettet und blutend in seines Vaters Haus gebracht, wo auch Brigitta angstvoll eintrifft, um den Verwundeten zu pflegen. „Für die Nacht mußte ihr ein schnell zusammengerafftes Bett in dem Krankenzimmer gemacht werden. Am anderen Morgen saß sie wieder neben dem Jünglinge und horchte auf seinen Atem, da er schlief und so süß und erquickend schlief, als wolle er nie mehr erwachen. — Da geschah ein herzerschütternder Auftritt. Ich sehe den Tag noch vor Augen. Ich war hinabgegangen, um mich nach dem Befinden Gustavs zu erkundigen, und trat in das Zimmer, das neben dem Krankengemache befindlich war, ein. Ich habe schon gesagt, daß die Fenster gegen den Garten hinausgingen: die Nebel hatten sich gehoben und eine rote Wintersonne schaute durch die entlaubten Zweige in das Zimmer herein. Der Major war schon zugegen, er stand an dem Fenster, das Angesicht gegen das Glas gekehrt, als sähe er hinaus. Im Krankengemache, durch dessen Türe ich hineinschaute und dessen Fenster durch ganz leichte Vorhänge etwas verdunkelt waren, saß Brigitta und sah auf ihren Sohn. Plötzlich entrang sich ihren Lippen ein freudiger Seufzer, ich blickte genauer hin und sah, daß ihr Auge mit Süßigkeit an dem Antlitze des Knaben hänge, der die seinigen offen hatte; denn er war nach langem Schlafe aufgewacht und schaute heiter um sich. Aber auch auf der Stelle,

wo der Major gestanden war, hatte ich ein leichtes Geräusch vernommen, und wie ich hinblickte, sah ich, daß er sich halb umgewendet hatte und daß an seinen Wimpern zwei harte Tropfen hingen. Ich ging gegen ihn und fragte ihn, was ihm sei. Er antwortete leise: „Ich habe kein Kind."

Brigitta mußte mit ihrem scharfen Gehöre die Worte vernommen haben; denn sie erschien in diesem Augenblicke unter der Tür des Zimmers, sah sehr scheu auf meinen Freund und mit einem Blicke, den ich nicht beschreiben kann und der sich gleichsam in der zaghaftesten Angst nicht getraute, eine Bitte auszusprechen, sagte sie nichts, als das einzige Wort: „Stephan".

Der Major wendete sich vollends herum — beide starrten sich eine Sekunde an — nur eine Sekunde — dann aber vorwärtstretend lag er eines Sturzes in ihren Armen, die sich mit maßloser Heftigkeit um ihn schlossen. Ich hörte nichts, als das tiefe leise Schluchzen des Mannes, wobei das Weib ihn immer fester umschlang und immer fester an sich drückte.

„Nun keine Trennung mehr, Brigitta, für hier und die Ewigkeit."

„Keine, mein teurer Freund!"

Ich war in höchster Verlegenheit und wollte still hinausgehen; aber sie hob ihr Haupt und sagte: „Bleiben Sie, bleiben Sie!"

Das Weib, das ich immer ernst und strenge gesehen hatte, hatte an seinem Halse geweint. Nun hob sie, noch in Tränen schimmernd, die Augen — und so herrlich ist das Schönste, was der arme, fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit strahlten und mein Gemüt in tiefer Rührung schwamm . . . ."

Was die beiden Erzählungen „Abdias" und „Brigitta" vor allen anderen Arbeiten Stifters auszeichnet, das ist die vollendete Seelenmalerei, die kräftige, wirkungsvolle Durchbildung der scharfumrissenen Individualitäten. Wie spricht uns der feste, starke Charakter des Majors an, der den einstigen Fehler seines Lebens mit fünfzehnjähriger Reue und Verlassenheit büßt, bis er zur Erkenntnis gelangt, daß er zu Hause das edelste, treueste Herz von sich gestoßen, und daß die wahre, dauernd beglückende Schönheit nicht im Antlitz, sondern im Herzen liege. Und Brigitta selbst, deren herbe, stille Größe so wunderbar hineinpaßt in den Rahmen der Heidelandschaft, „wo die endlose Luft schmeichelt, wo die Steppe

duftet, und der Glanz der Einsamkeit überall und allüberall hinauswebt"! Murai, dessen Lebensweg durch so viel bezaubernde Frauenschönheit verherrlicht wurde, den ein verschwenderisches Schicksal die Liebe in entzückenden Formen schauen ließ, wird doch mit tausend Gewalten zurückgeführt zu den in stolzer Zurückhaltung verschlossenen, keuschen Lippen, welchen er die Seligkeit des ersten, unentweihten Kusses gebracht hatte. Von ihm gilt, was die schönen Verse aus Grillparzers „Esther" sagen:

„Mit ihr nur setzest Du Dein Leben fort
Und wie die Wunde, die von kluger Hand
Geschlossen, allgemach verborgen heilt,
Die abgeriss'nen Fäserchen sich suchen
Und eig'ner Heilkraft selbsterzeugte Säfte
Hinüber und herüber Brücken bau'n,
Bis selbst der Narbe letzte Spur verschwunden,
So wirst Du stehen ein gesunder Leib
In Deiner frühern Kraft und Deiner Schöne."

Mit gutem Bedacht hat uns der Erzähler in alle Teile des landwirtschaftlichen Betriebes eingeführt, denn indem er uns zeigt, was Brigitta in heiterer Tätigkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung leistet, und wie Murai sich bestrebt, dem verehrten Vorbilde gleichzukommen, stellt er nicht nur das starke Weib in vollendeter Seelengröße hin, sondern offenbart uns auch das zweite, späte, unausgesprochene, sehnsuchtsvolle Werben des Mannes um die nun voll erkannte, nach außen verdüsterte, nach innen strahlende Schönheit. — Emil Kuh kennzeichnet den hohen Wert dieser Dichtung, welche Stifter selbst das weitaus beste in den ersten Bänden der „Studien" nennt, mit überzeugenden Worten: „Voll und schwer und unhörbar leise heraufgeholt wie der gefüllte Eimer, den ein starker Arm aus einem tiefen Bauernbrunnen emporgewunden, so kommt der Gehalt dieser Erzählung formkräftig und gedeihlich hervor. An keiner einzigen Stelle zergeht der Stoff ins Sentimentale und jedweder Verlockung zu pikanter Ausbeute der Situationen oder Charaktere ist Stifter mit der Kälte sicheren Kunstgefühles ausgewichen. Die Naturstimmung der ungarischen Heide und die großartige Einfachheit der Seelenvorgänge fließen wie die weitausgespannte grünliche Steppe selbst und wie der Himmel, in den sie sich fortzusetzen scheint, in einander." — Stifters so oft erwiesene prophetische Gabe zeigt sich auch hier in der Weissagung, welche er über die vorausgeahnte Entwicklung Ungarns ausspricht: „Ich ging in dem Lande herum, ich lebte mich immer mehr in seine Art und Weise und in seine Eigentümlichkeiten hinein und es war mir, als

hörte ich den Hammer schallen, womit die Zukunft dieses Volkes geschmiedet wird. Jedes in dem Lande zeigt auf kommende Zeiten, alles Vergehende ist müde, alles Werdende feurig, darum sah ich recht gerne seine endlosen Dörfer, sah seine Weinhügel aufstreben, sah seine Sümpfe und Röhrichte und weit draußen seine sanftblauen Berge ziehen" . . . .

* * *

Zwischen „Abdias" und „Brigitta" ist die Erzählung „Das alte Siegel" eingeschoben. Eine einfache und doch verwirrte Geschichte, hebt sich der erdichtete Stoff melancholisch und düster von dem dumpf-feurigen Hintergrunde ab, den die geschichtlichen Ereignisse der Kriege zur Befreiung Deutschlands vom napoleonischen Joche bilden. Der Geist der Liebe, der Geist der Tugend hat diese Erzählung gezeichnet, dunkle Mystik umkränzt sie.

Der Charakter des jungen Hugo Veit Evaristus Almot ist rein, streng und makellos bis zum Unglaublichen. Die Handlung klammert sich mit tausend unsichtbaren Ranken um die Lebensregel, welche auf dem alten Siegel von Hugos Vater stand. Dieser, ein überaus sittenstrenger Mann, hat seinen einzigen Sohn auf seinem Landsitze in der Einsamkeit des Hochgebirges erzogen und ihn dann, da schon ein flaumiger Bart dem Jüngling zu sprossen begann, zur Erweiterung seiner Studien in die Stadt geschickt. Nach dem bald darauf eintretenden Tode des Vaters erbt Hugo nebst dem nicht unbeträchtlichen Vermögen das Familiensiegel, welches im Hause stets heilig gehalten worden war. „Das Feld des Siegels, dessen Stiel von kunstreicher Arbeit in Stahl war, trug mit sehr schönen, klaren Buchstaben im Halbkreise herum die Worte: „Servandus tantummodo honos" — nur die Ehre muß bewahrt werden — unterhalb des Bogens der Buchstaben war ein ganz blankes Schild, um die Reinheit der Ehre anzuzeigen." Hugo schwört sich feierlich zu, den Sinn des Spruches unabänderlich zu befolgen und in stiller Abgeschiedenheit nur seinen Studien zu leben. Trotzdem er schon vier Jahre in der großen Stadt weilt, ist er rein und stark geblieben, wie eine Jungfrau; „denn, in dessen Busen ein Gott ist, der wird von den Niedrigkeiten, die die Welt hat, nicht berührt." Bei einem Kirchenbesuche in Sankt Peter lernt Hugo die holdselige Cöleste kennen, deren Anblick sein jugendreines Herz mit verzehrender Liebe erfüllt. Er nähert sich ihr, und da sie seine Neigung erwidert, willigt sie gerne darein, daß er sie in dem einsamen Lindenhäuschen nahe der Stadt, welches sie allein bewohnt, aufsucht. „Er kam sehr gerne zu ihr, ward sehr

gerne empfangen und blieb täglich länger. Beide wurden sie nach und nach immer seliger gegeneinander gezogen. Sie neigte ihr süßes Angesicht zu ihm und es zitterte Freude darin, sowie Freude in ihm zitterte. Wenn er durch die zarte Seide ihre Glieder fühlte, die er sich sonst kaum anzusehen getraut hatte, so floß es wie ein Wunder durch sein Leben." Da aber Cöleste ihre Herkunft, ihre Vergangenheit, ihre Stellung und ihre Schicksale in den Schleier des tiefsten Geheimnisses hüllt, welchen zu lüften Hugo stets verwehrt bleiben soll, wird das Verhältnis der beiden, nachdem es lange voll Innigkeit bestanden hatte, endlich von Zweifel und von Trauer umschattet. „Eines Abends, da er lange geblieben war und spät in der Nacht unter einem gewitterzerrissenen Himmel nach Hause ging — schrie es in ihm auf: „Das ist die Liebe nicht, das ist nicht ihr reiner, goldener, seliger Strahl, wie er mir immer vorgeschwebt, daß er aus einem Engelsherzen brechen werde und das andere verklären — — nein — nein, das ist er nicht."

Hugo meidet nun durch drei Tage das Lindenhäuschen, wo ihm ein so holdes Glück geblüht hatte, und als es ihn am vierten Tage doch wieder zu der einsamen Gitterpforte zieht, findet er die trauten Räume verödet und leer. Alle Nachforschungen nach Cöleste bleiben vergeblich. — Hugo zieht in den mittlerweile entbrannten Krieg gegen den französischen Eroberer und härtet sein Gemüt im Getümmel der Schlachten. Nach sturmvollen Jahren findet er die einstige Geliebte als Schloßherrin auf fränkischem Boden. Nun gesteht sie ihm, daß sie damals, als sie in der Kirche von Sankt Peter zuerst mit ihm bekannt geworden war, die Gattin eines ungeliebten Mannes gewesen sei, der sie wegen ihrer Kinderlosigkeit quälte und mit wütender Eifersucht verfolgte. In jenen verhängnisvollen Tagen, als Hugo sie durch sein plötzliches Fernbleiben verwirrte und erschreckte, habe sie den unerwarteten Befehl erhalten, unverzüglich zu ihrem erkrankten Gatten nach Genf zu reisen. Bald darauf Witwe geworden, habe sie seit jener Zeit unausgesetzt in banger Hoffnung auf den Augenblick gewartet, welcher dereinst den unvergessenen Geliebten dauernd in ihre Arme führen soll. Hugo, durch diese Enthüllungen im Innersten betroffen, richtet sich im Stolze des verletzten Ehrbegriffes auf und wendet sich auf immer von ihr ab. Er verläßt das siegreiche Heer und lebt fortan einsam auf seinem väterlichen Besitztum. Als aber im späten Alter die einst bezaubernd schönen blonden Locken sich schon silberweiß um sein Haupt ringelten und die Härte des Krieges seine Seele verlassen hatte, warf er das alte Siegel in eine unzugängliche Felsschlucht . . ."

Wenn auch der Grundgedanke dieser Erzählung trotz der schwülen Luft, welche uns hier beklemmend umfängt, von dem hohen sittlichen Ernste Zeugnis giebt, wodurch Stifters Schaffen in allen Werken seiner Feder gekennzeichnet wird, so ist doch unverkennbar, daß die behandelte Aufgabe, welche so viel Bedenkliches und Unerquickliches enthält, der reinen, keuschen und sonnigen Art des Dichters wenig angemessen ist. Zwar geht die stolze, unverletzte Mannesehre, auf der kein Makel und kein Stäubchen geduldet werden darf, aus der gefährlichen Umstrickung siegreich hervor, aber man merkt doch die sorglichen Vorbehalte, mit denen Stifter den Charakter der abirrenden Frau eher behutsam umschleiert als herzhaft enthüllt, als würde ihm selbst vor einem Stoffe bange, welcher der ganzen Richtung seines Denkens und Empfindens vollkommen ferne liegt. Die gewohnte Frische und Unbefangenheit erlangt aber der Dichter auch hier wieder, sobald er Beziehungen und Gleichnisse aus den Vorgängen der geliebten und vertrauten Natur entlehnen darf, wie in der Betrachtung des verheerenden Schneesturzes, der ihn an das Anwachsen der menschlichen Leidenschaft erinnert: „Es geht die Sage, daß, wenn in der Schweiz ein tauiger sonnenheller lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maultier schnauft, oder ein Bröselein fällt — sich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löset und um einen Zoll tiefer rieselt. Der weiche, nasse Flaum, den es unterwegs küsset, legt sich um dasselbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Handbreit weiter auf der Dachsenkung des Berges hinab. Ehe man dreimal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann heraufhört, als ob viele tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald, das leise Ächzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — dann Totenstille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Tal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schaudernd an das Geheimnis, das jetzt tief unten in dem Tale begraben ist.

So wie die Sage das Beginnen des Schneesturzes erzählt, ist es oft mit den Anfängen eines ganzen Geschickes der Menschen."

* * *

Stifter war anfangs 1846 nach Wien zurückgekehrt. Die Erzählung „Bergkristall", die, bevor sie in den „Bunten Steinen" erschien, den Titel „Der heilige Abend" führte, war in den Hauptzügen vollendet und brachte in Freundeskreisen, wo der Verfasser sie zuerst vorlas, eine große Wirkung hervor; einzelne seiner Bekannten erklärten sie sogar für seine beste Arbeit. Zugleich arbeitete der Dichter am „Waldgänger", der für das Taschenbuch „Iris" bestimmt war; die Fürstin Schwarzenberg und Betty Paoli, denen Stifter zuerst die Geschichte erzählte, sprachen sich über die Wahl des Gegenstandes sehr günstig aus und der Dichter, der auf das Urteil dieser beiden von ihm hochverehrten Frauen großes Gewicht legte, arbeitete nun mit desto mehr Liebe an seinem Werke weiter. Zur selben Zeit war es auch, als er sich vom Maler Daffinger porträtieren ließ; nach diesem Bilde sollte sodann das Porträt für den nächsten Jahrgang der „Iris" (von 1847), in dem auch „Der Waldgänger" zu erscheinen bestimmt war, von Mahlknecht in Schabe- und Roulette-Manier gestochen werden. Doch verzögerte sich die Ausführung dieses Planes bis zum zweitfolgenden Jahrgang. Die „Iris-Novelle", wie Stifter die Erzählung „Der Waldgänger" nannte, wurde am 15. März beendet; der völlige Abschluß aber, da ja Stifter jedes seiner Werke mit peinlichster Sorgfalt und Aufmerksamkeit bis zum letzten Drucke zu feilen und umzuändern pflegte, zog sich bis Ende Mai hin. Er selbst bemerkte, als er Heckenast von der Vollendung der Geschichte Nachricht gab, er habe seit Langem an keinem Stoffe mit solcher Liebe gearbeitet. Der Schluß sei fertig, aber „er geniert mich in etwas und soll ich ruhige



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einem Aquarell von Daffinger.
(Gemalt im Jänner 1846.)

Sommertage haben, so muß das noch heraus und das bessere hinein". Und als dann später „Der Waldgänger" in der „Iris" gedruckt erschien, da bemerkte Stifter zu seinem Bruder Anton: „Als Antwort auf den „Humoristen" (Saphirs Zeitschrift, in welcher eine abfällige Kritik des Iris-Jahrganges gebracht worden war) oder selber auf Laubes närrisches Urteil in der „Allgemeinen Zeitung" kauft das Publicum die „Iris" recht fleißig — mir selber sagen die Leute, wo ich hinkomme, die größten Freudenbezeugungen; deshalb ist etwa die Erzählung nicht fehlerfrei, ich kenne die Fehler sehr gut, nur sind sie zum Glück andere, als die Rezensenten angeben."

Stifter trachtete stets, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, seinen Werken die höchste Glätte, Durchsichtigkeit und Feile zu geben, und in den Korrektur- und Aushängebogen noch änderte er oft — buchstabenzählend — ganze Satzgefüge und Kapitel. Recht bezeichnend dafür ist eine Stelle aus einem Briefe des Dichters an Heckenast vom 8. Juni 1846, wo er sagt: „Auch mit der Vorrede meiner Studien hat es ein nisi. Sie gefällt mir gar nicht mehr. Der närrische Autor redet in der Vorrede der 2. Auflage des I. und II. Bandes immer von dem III. und IV. Bande — bramarbasiert allerlei und verspricht, wie schön die werden sollen — — ist das nicht toll? Es sind so viel Fehler im Satze, daß es vielleicht nicht zu anmaßend ist, wenn der arme Autor bittet, ihn ganz wegzuwerfen, und die beifolgende kurze Vorrede neu zu setzen. Korrigieren Sie aber gefälligst selbst den Satz, sonst straft mich etwa Gott, daß ich gar noch eine dritte Vorrede mache."

Und etwas später (18. Okt. 1846): „Beiliegend folgt das Manuskript für den IV. Band Studien. Es hat sich ein Unglück und ein Glück damit zugetragen. Das Unglück war, daß ich den Schluß des IV. Bandes, der im September schon fertig war, wieder las und daß er mir nicht gefiel — daß ich darüber ging und ihn neu machte, was Verzögerung hervorrief. Das Glück ist, daß ich das alles tat; denn jetzt ist er viel schöner, so daß ich ihn mit Freuden abgesendet, was ich sonst mit Jammer hätte tun müssen .... ich trug doch immer ein unheimliches Gefühl in mir, es dürfte nicht alles drinnen recht sein, weshalb ich die Lesung noch einmal vornahm, und ich danke Gott dafür!"

Zu dieser Zeit, während Stifter noch im Hause des Fürsten Metternich seinen Erzieherposten versah und fast mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, schrieb und ersann er jene herrlichen Werke, die ihm einen unvergänglichen Namen in der Geschichte der Literatur verschafften. „Jetzt liefere ich den III. Band Studien," schrieb er 1846 an Heckenast,

„der bis Hälfte Dezember längstens fertig sein muß. Dann arbeite ich die „Iris-Erzählung" und schreibe in den Abenden am Rande des „Hagestolzen" 2c. . . . daß der V. und VI. Band Studien noch im Winter zu drucken angefangen werden kann. Im Herbste 1847 händige ich Ihnen einen einbändigen Roman ein. (Es ist die Erzählung, deren Held ein Kind ist, das sich selbst erzieht, oder vielmehr durch Kindlichkeit einen schon alternden, zerworfenen Mann erzieht.) Ich spiegle mir vor, ich könnte außerdem noch mein Drama fertig machen, allein ich mißtraue mir, ich möchte mich etwa belügen. Von den Studien hoffe ich, daß der III. und IV. Band in ein paar Monaten vergriffen sein werden. Dasselbe erwarte ich vom V. und VI. Bande."

Der Roman, dessen in diesem Schreiben Erwähnung geschieht, kam nie zustande; schwache Anklänge an die Idee finden sich im „Nachsommer", wo die ganze Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte des jungen Naturforschers erzählt wird. Das Merkwürdigste jedoch in diesem Briefe ist der Plan, den Stifter damals hegte, ein Drama zu schreiben!

Es ist dies mit Bezug auf Stifters schriftstellerische Eigenart gewiß ein so seltsamer Gedanke, daß er eine nähere Beleuchtung verdient.

Als im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts in Österreich nach langer Ermattung wieder Echtes und Rechtes im Gebiete der schönen Literatur Wurzel faßte, da wehte ein ganz eigener Geist durch alle jene Kreise, welche befähigt und berufen waren, an der Neubelebung einer deutsch-österreichischen, schöngeistigen Tätigkeit Anteil zu nehmen. Es war, als ob das lyrische Grundelement, welches Walther von der Vogelweide und die Minnesänger, deren größte und bedeutendste ja aus Österreich stammen, zu ihren Liedern begeisterte, nicht ausgestorben sei mit den Sängern der Liebe; als ob es nur geschlummert habe tief in dem Herzen und dem Bewußtsein des Volkes, um dann, wenn die Zeit gekommen sei, mit aller Macht hervorzubrechen. Diese Zeit der Erfüllung war mit dem neuen Jahrhundert erschienen. Die Reformen Josephs II. hatten Früchte getragen — spät zwar, aber doch; denn die Generation, welche die segensreiche Wirksamkeit jener Neuerungen tief empfinden und zum lebendigen Ausdrucke bringen sollte, mußte erst ganz in der geänderten Zeit aufwachsen und von Kindheit an unter den freieren Gesetzen und Ansichten atmen. Als nun in den Dichtern der Frühling des alten Minnegesanges wieder erwachte, floß der Quell der Lieder von neuem. Aber nicht bloß bei den Lyrikern, wo es ja doch das Natürliche wäre, sehen wir jenen Drang, die innersten Gefühle in Worten und Weisen tönen zu lassen; auch jeder andere Zweig der Literatur ist in

Österreich lyrisch. Ich erinnere nur an Lenaus lyrisch-epische Gedichte, an seinen „Faust", seinen „Savonarola", seine „Albigenser"; ich verweise auf Hamerlings Epen, die, mit lyrischem Putze geziert, die heimische Lesewelt eroberten, an Anastasius Grüns „letzten Ritter", an Becks „Janko", an Meißners „Ziska", um zu zeigen, wie sehr das lyrische Moment im modernen österreichischen Epos vorwiegt.

Welche Stelle es im Drama errungen, davon legen hauptsächlich Halms Werke Zeugnis ab. Auch Grillparzer ist nicht frei von dieser Denk- und Schreibweise, obgleich noch am meisten rein dramatisches Leben in seinen Stücken pulsiert. In der Prosa endlich war es Stifter, der, fast allein in Österreich dastehend auf dem Gebiete des Romans und der Novelle, die lyrische Ader niemals verleugnen konnte. Stifter war Dichter und zwar Lyriker durch und durch; was ihm aber mangelte, das war die Begabung, seine vom heiligen Feuer echter Poesie belebten Gedanken und Gefühle in die knappe Gewandung des Reimes und rhythmisch-gemessener Zeilen einzugießen. Zu seinem Glücke sah Stifter ein, daß die Sprache auch ungebunden gerne ihre schönen Formen leiht, schöne Ideen zu umhüllen, und wollte lieber in den Vorderreihen der Prosaschriftsteller stehen, als im Nachtrab der Poeten mühselig sich einherzuschleppen; er war sich bewußt, in wie arger Fehde er sich mit den Regeln der deutschen Verskunst herumschlage und so kam es, daß er ein Lyriker der Prosa wurde. In allen seinen Werken tritt die Handlung, das Epische an der Sache fast völlig in den Hintergrund; dagegen ist die psychologische Seite, das Gefühlsleben, ein Hauptmoment, und neben diesem die Naturschilderung, wieder ein Zug des Lyrikers, das andere. Das Drama aber ist nach der Definition, wie sie Herder aus Aristoteles überträgt „Nachahmung einer emsig betriebenen, vollständigen, Größe habenden Handlung, in einer anmutig gebildeten Rede (deren jede Form für sich in abgeteilten Schranken wirket) und zwar nicht durch Verkündigung oder Erzählung, sondern durch Erbarmen und Furcht, die Läuterung solcher Leidenschaften vollendend". Und dazu bemerkt derselbe klassische, feinfühlende Kenner der Literatur: „Handlung ist die Seele des Drama, nicht Charaktere, noch weniger Sitten, Meinungen, Sentenzen. Vollständig, sagt Aristoteles, werde sie dargestellt, d. i. ihr Anfang, Mittel und Ende, eifrig, mit einer Art Schnelle werde sie betrieben, sie sei überschaulich. Nicht also übermäßig lange, nicht verwirrt durch fremde Zwischenfälle (Episoden)."

Das erste also, was ein Dramatiker in hohem Grade besitzen muß, ist die Fähigkeit, Handlung zu gestalten, und zwar eine emsig betriebene, vollständige, Größe habende Handlung; diese wichtigste aller Bedingnisse

ging Stifter vollständig ab. Die Handlung ist überall in seinen Schriften nur ein zufälliges Sichereignen; und würde man die Vorgänge, welche die Basis von Stifters Novellen und Romanen bilden, auch mit dem Namen Handlung bezeichnen, so wäre diese doch weder emsig betrieben, noch vollständig, noch großartig. — Im Gegenteile, statt daß eine Handlung emsig betrieben werde, liegt es in der Art Stifters, dieselbe so weit als möglich hinauszuspinnen. Und „vollständig" im aristotelischen Sinne sind Stifters eigentlich epische Grundlagen seiner Werke eben so wenig, wie großartig. Ja, eher sucht der Dichter alles Großartige, Himmelstürmende, Hervorragende abseits zu lassen und gefällt sich mehr in einer idyllischen Natur, deren kleinste Züge er beobachtet und schildert.

Das, was der Kern des Drama nicht ist, „Charaktere, Sitten, Meinungen, Sentenzen", besitzt dafür Stifter in hohem Grade; daß ein Hauptmoment seiner Schriften das psychologische ist, wurde erwähnt; bei andern Schriftstellern finden wir, daß sie irgend eine mehr oder minder großartige Handlung zum Mittelpunkte ihrer Erzählung machen, zu welcher Handlung nun die einzelnen Charaktere oder Personen in Verbindung treten, so daß dieselbe gleichsam ein Prüfstein für letztere wird. Bei Stifter ist das Verhältnis umgekehrt. Ein Charakter wird geschildert; um ihn psychologisch durchführen zu können, muß er in verschiedene Situationen geraten — und diese Situationen, die aber nie zu gewaltig sein dürfen, damit der Charakter nicht daran scheitere, bilden nun, mit einander fortschreitend verbunden, die Handlung. Bei den meisten Dichtern erklärt sich das Wesen der Charaktere aus dem Gange der Handlung; bei Stifter ist die Handlung bedingt durch die Entwicklung der Charaktere. Gottschall sagt an irgend einer Stelle ganz richtig: „Eine Reihe psychologischer Zustände, auch mit größter Folgerichtigkeit vorgeführt, gibt noch immer kein Drama."

Ferner werde die Handlung „eifrig, mit einer Art Schnelle" betrieben; daß Stifters Art die entgegengesetzte ist, weiß jeder, der nur eine einzige seiner Novellen gelesen; denn hätte der Dichter den meist sehr dürftigen Inhalt „mit einer Art Schnelle" erzählt, so wäre vielleicht keine seiner Erzählungen umfangreicher als einige Seiten geworden. Er mußte das, was dem Stoff an Fülle abging, durch Fülle der Ideen und des Ausdruckes ersetzen. Natürlich erhalten seine Gebilde auf diese Weise jene Ausdehnung, die Herder als „übermäßig lang" bezeichnen würde; und da alle Situationen, in denen ein Charakter eine neue Seite seiner Besonderheit beweisen soll, nicht immer in engster Verbindung stehen, da, mit anderen Worten, die epische Grundidee nie scharf und bündig durchgeführt

ist, so finden sich bei Stifter sehr häufig „fremde Zwischenfälle, Episoden", die beim Dramatiker unnötig, ja unmöglich sind, beim Lyriker oder Novellisten dagegen gar wohl ihre Stelle finden.

Alles das also, was ein Dramatiker besitzen muß, ging Stifter ab; was er besaß, das war eher hinderlich für die Verkörperung einer Idee in dramatischem Gewande; daß bei solchen Umständen Stifter kein Dramatiker werden konnte, ist klar ersichtlich. Ein Glück für ihn, daß er das noch rechtzeitig eingesehen, oder daß er sich von Freunden, die ihn besser kannten, als er sich selbst, beraten ließ. Denn so wie Stifter auch als Reimdichter nie Bedeutendes leistete, ebensowenig hätte er als Dramatiker jemals zur Geltung gelangen können. Im Jahre 1845 schrieb Stifter an Heckenast: „Wie wenig ich mein eigenes Urteil durch die Freundlichkeit des Publikums beirren lasse, geht schon aus der Tatsache hervor, daß, wie lockend auch die Tantieme ist, und wie sehr auch schon Freunde in mich gedrungen sind, ich doch noch kein Drama verfaßt habe, weil die Zeit noch nicht da ist und weil ich die jetzigen Stücke nicht für groß halte und gerne ein besseres machen möchte, das vielleicht einmal, vielleicht auch nicht gelingt."

Man darf es kaum beklagen, daß Stifter nie ernstlich daran ging, sich auf einem Gebiete zu versuchen, das weder seinem Talente noch seiner Neigung entsprach.

* * *

In Wien lebte der Dichter nach seiner Rückkehr aus Oberösterreich wieder in der gewohnten Art, indem er Privatunterricht erteilte und sich mit Mathematik und den Naturwissenschaften beschäftigte.

Pläne zu poetischem Schaffen hatte er stets in Fülle; in zweihundert Jahren könne er all' das Bauholz nicht verarbeiten, meinte er selbst einmal. Um daher bloß seiner Lieblingsbeschäftigung obliegen zu können, faßte er den Entschluß, seine Zeit ausschließlich den schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Bei Metternich wäre es möglich gewesen, ein Jahr oder auch zwei Jahre auszusetzen, da Fürst Richards Erziehung vollendet, Paul aber noch zu jung war. Nur zwei Abende wöchentlich wollte er einer anderweitigen, aber doch verwandten Beschäftigung zukommen lassen. Stifter ging nämlich mit der Idee um, den Winter über in Wien ästhetische Vorlesungen zu halten, von denen er sich viel versprach. Und letzteres schien Stifter nicht mit Unrecht zu vermuten; am 17. November 1846 schreibt er darüber an seinen Bruder Anton: „Meine Vorlesungen werden

nicht auf der Universität sein, weil der Platz vielleicht zu klein würde, so viele haben sich schon vorgemerkt; sondern wir werden den landständischen Saal wählen.“ Doch litt der Dichter den ganzen Herbst und Winter an Heiserkeit, Husten und Grippe — „lauter schlechte Dinge für einen Vorleser“ — und konnte daher seinen Plan zunächst nicht ausführen. Während der Fastenzeit wollte er dafür eine kleine Reihe derselben vornehmen. Es war so ziemlich alles in Ordnung; mit dem Polizeiminister sprach er selbst, den Grafen Montecucoli lernte er persönlich kennen und bekam durch dessen Vermittlung den großen Saal, in dem die Landstände sich zu versammeln pflegten, zugesichert. Aber auch dieser schien noch immer zu klein zu sein, denn in einem Briefe Stifters an Heckenast vom 1. März 1847 heißt es: „Wenn Sie im März kommen, so hören Sie die Lind noch und meine Vorlesungen. Ich muß sie wegen der größeren Menge Zuhörer, die sich bereits gemeldet haben, im Musikvereinssaale halten.“ Und am 18. April desselben Jahres schrieb er ebenfalls an seinen Freund und Verleger: „Den ganzen März mußte ich mit Fiakern verfahren, und alles vergeblich! Es war bezugs meiner Vorlesungen. Lauter Nebendinge, namentlich die Entwürfe des Inhalts, mußten durch so viele, so unglaublich viele Hände gehen, daß man erstaunen muß. Jeder Chef riet mir, die Sache persönlich zu betreiben, dann würde sie im März erledigt. Ich tat es und machte manchen Tag meine vier bis fünf Besuche und versaß manchmal vier Stunden in Antichambren. Überall die Zusicherung der Bewilligung, und nur überall der Rat, die Zeit der Betreibung in Acht zu nehmen. Dazu all' die Gänge und Aufwartungen hinsichtlich des Lokales. Und nun erhalte ich doch alles zu spät, so daß ich die zwölf Vorträge, die ich heuer als Minimum geben wollte, auch nicht mehr beginnen kann, und bis künftigen Herbst warten muß. Bei mir waren 305 Karten vorgemerkt, was noch genommen worden wäre, kann ich nicht sagen. Ich habe für diesen Augenblick resigniert.“

Das Jahr 1848 mit seinen Wirren machte der Ausführung vollständig ein Ende.

Die Erzählung „Prokopus“ hoffte Stifter bis zu Ende März 1847 ganz gewiß fertig zu bringen; dann wollte er an die drei Sachen gehen: V. und VI. Band „Studien“, „Christabend“, „Wienerskizzen“. Über die Art, wie er an all dem zugleich arbeiten wollte, sagt er selbst: „Ich denke, Vormittags (vom April an) Christabend, Nachmittags fünften und sechsten Band, und sind diese zwei Arbeiten im Reinen, dann die Wiener in einem Flusse fort. Ich habe auch ein paar neue Aufsätze, die hinein

kommen können. In geweihten Tagen arbeite ich an dem Romane (noch ohne Titel) und manchmal wird ein Stückchen Mappe fertig."

In dieser Zeit wechselte Stifters Aufenthalt oftmals zwischen Wien und Linz. So finden wir ihn Ende Juni 1847 in Oberösterreichs Hauptstadt, im Juli schreibt er von Wien aus an Heckenast, daß er von der „Allgemeinen Zeitung" den Antrag erhalten habe, kleinere Feuilletons und Essays über das literarische und künstlerische Leben in Österreich zu liefern; der Antrag ging von dem Redaktionsmitgliede dieser Zeitung Aurelio Buddeus aus, mit welchem Stifter in früheren Jahren Verkehr gepflogen hatte.

Anfangs August kehrte er wieder nach Linz zurück, wo er den dortigen, landständischen Syndikus, Anton Ritter von Spaun, kennen lernte. Durch denselben, dessen Werke sämtlich polemischen, philosophischen und historischen Inhalts waren, lernte er sowohl manches über die altdeutsche Heldensage, als auch die verschiedenen Hypothesen über den Ursprung und den Dichter des Nibelungenliedes kennen. Und es scheint, daß Stifter sich hierin der Meinung Spauns, dessen warm ergebener Freund er bald wurde, angeschlossen habe. Spaun stellte in seinem Werke „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied" die Behauptung auf, daß der Ritter Heinrich von Ofterdingen, dessen Existenz in neuerer Zeit vielfach und von fast allen Autoritäten angezweifelt wird, als ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide und Mitkämpfer am Sängerkrieg auf der Wartburg wirklich gelebt habe, in Österreich geboren und erzogen worden sei, und daß gerade er das Nibelungenlied gedichtet habe. Die Annahme, daß Stifter in seinen Anschauungen sich dieser Hypothese zugeneigt habe, begründet sich auf seine eigenen Worte: „Mir sind Leute, welche zu Spaun sagten, es sei lustig und lächerlich, für Österreich den Dichter des Nibelungenliedes zu vindizieren, selber schon — aber eben Österreich kennen Grimm und Lachmann nicht, darum hängt ihnen das Gedicht in der Luft und sie martern sich vergeblich mit kritischen Messern und Waffen ab."

Im November des Jahres 1847 finden wir den Dichter der Studien abermals in Wien, wo er seine Frau, welche an den üblen Folgen einer Grippe viel zu leiden hatte, von Professor Schuh an der Klinik behandeln ließ. Dies und mehrfache Kabalen und Aufdringlichkeiten, die sich ihm an die Sohlen hefteten, drückten ihn zeitweise gänzlich darnieder; „ich sitze oft mit fast zerquetschtem Herzen zu der Arbeit und das Papier flimmert mir vor den Augen." Am besten ging ihm noch die Arbeit der Rosenberger

(Witiko), denn diese bestand im Zusammenstellen des Materials und im „Färben desselben mit dem Dufte des Zeitalters". — —

Indessen ging das Jahr 1847 zu Ende, und das neue Jahr, welches seine Züge mit blutigem Griffel in die Tafeln der Weltgeschichte eingezeichnet, das Jahr der Revolution und des Beginnes der Freiheit brach an.

Auf Stifter, den einfachen Idyllendichter, den zarten Sänger der stillen Natur, hatten die stürmischen Ereignisse jener kurzen Zeit der Gärung den größten Einfluß. Bis dahin hatte er in seinem bescheidenen Wirkungskreise, als Erzieher in adeligen Häusern, sein Leben friedlich, fern von allem lauten Weltgetöse, zugebracht. Er war „heiter wie die antiken Völker und liebte die Menschen", bis jene furchtbaren Greuel des Bruderkrieges ihm schreckliche Einsicht gewährten in die tiefe Verderbnis, in welche ein ausartendes Volk sinken kann. Die Schrecknisse der Hauptstadt vertrieben ihn bald aus derselben; unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn hinweg aus dem furchtbaren Mittelpunkt der ihm widerlichen Greuel, hinaus in seine geliebten Berge, in die freie, einfache Gottesnatur. Im Mai ging er nach Oberösterreich, um endlich zur Ruhe zu kommen; aber seine Zeit wurde durch Sitzungen, die er als Wahlmann seines Bezirkes besuchen mußte, so in Anspruch genommen, daß er kaum seine schon halbvollendeten Arbeiten durchlesen konnte und „wie gerädert und zerschlagen" war.

In der Muße des Landlebens wollte er das Vorrätige sichten und feilen; „in Oberösterreich," heißt es in einem damaligen Briefe, „ziehe ich mich zurück und arbeite sehr fleißig; denn ich habe einen fast heißen Durst nach meinen stillen, den Musen geweihten Stunden, da mich jetzt so lange das Geschrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geschrei! Das lauteste von denen, die von Staatssachen nichts verstehen! Gebe Gott, daß man anfange einzusehen, daß nur Rat und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht stets einreißen, tut not . . ." Und im November des Jahres, als die Stürme der Revolution sich gelegt hatten, schrieb er: „Wie schrecklich mich die Wiener Ereignisse angriffen, können Sie sich gar nicht vorstellen, besonders da hierher immer die verworrensten und entstelltesten Nachrichten kamen. Ich war im Oktober ganz gebrochen. Möge Vernunft und Menschlichkeit siegen — zwei Dinge, die jetzt fast ganz aus der Welt geflohen zu sein scheinen."

Auch Privat-Anfeindungen trugen dazu bei, ihm die Zeit und die Menschen so verhaßt als nur irgend möglich zu machen. Stand er doch selbst auf einer Proskriptionsliste des Blattes „Konstitution", freilich in sehr guter Gesellschaft neben Grillparzer, Rizy, Türk und anderen; den

einen galt er konservativ, und andererseits hielten ihn die, welche kaiserlicher waren als der Kaiser, für zu liberal. Da sich die Verhältnisse von Tag zu Tag widriger gestalteten, wurde ihm der Aufenthalt in Wien ganz unleidlich.

Der ihn aufregenden Wirren überdrüssig verließ Stifter die Hauptstadt im Mai 1848 so plötzlich, daß er, ohne erst zu wählen oder zu überlegen, in Linz die erste beste, sich ihm darbietende Wohnung aufnahm. Dieselbe hatte eine sehr schöne Lage an der Donau, nur mußte sie erst geputzt und gereinigt werden. Der Dichter ließ jedoch, als er kaum die Wohnung aufgenommen hatte, seine Frau nachkommen und arbeitete, froh dem Getriebe Wiens entronnen zu sein, in der Küche der neuen Wohnung an poetischen Werken, während Maurer und Glaser die Stuben erst einigermaßen instand setzen mußten. Die Kindergeschichten („Bunte Steine") waren es, an denen auf solche Art und an solchem Orte geschrieben wurde. Inzwischen hatte er auch in freien Stunden eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen, deren Veröffentlichung ihm in diesem Zeitpunkte um so wünschenswerter erschien, als er sich eben jetzt lebhaft darnach sehnte, seinem Vaterlande in ernster Arbeit zu dienen.

Die Ereignisse des Sturmjahres hatten für Stifters Leben entscheidende Bedeutung; sie bilden einen Wendepunkt in seinen Verhältnissen und in seinem Schaffen. Nicht nur, daß die sanfte Muse im Kampfgeschrei und Waffengetümmel ihre Stimme nicht erheben mochte, es fehlte auch an andächtigen Zuhörern, willig sich um sie zu scharen und mitten im Straßenlärm feierlichem Wohllaute zu lauschen. Stifter beklagte es in einem Briefe an Heckenast bitter, daß ihm zu jener Zeit jede Stimmung zu poetischer Arbeit gefehlt habe, aber auch der Verleger ist zu dem Geständnisse genötigt, daß das bis dahin so aufnahmsbereite Publikum für die feine Kunst gemütvoller Darstellung kein Interesse bekunde. Die Produktion stockte und der Vertrieb hörte plötzlich auf lohnend zu sein. — Da wurde es dem Dichter ernstlich für seine eigene Zukunft und für die Zukunft seiner Frau bange. Bald stellte sich auch bitterer Mangel in seinem Hause ein.

Stifter beurteilte die Verhältnisse ganz richtig und sprach seine Überzeugung in den Worten aus: „Nach den März-Tagen hielt ich jedes Herausgeben eines belletritischen Buches für eine Torheit, weil es in einen bodenlosen Brunnen fällt und dahin ist."

In dieser Lage besann er sich, ob es ihm denn nicht auch auf einem anderem Wege gegönnt sein könnte, zur Hebung der allgemeinen

Sittlichkeit beizutragen, als durch seine Bücher, von welchen er ja doch sehr gut wußte, daß die darin enthaltenen Lehren den unteren Schichten des Volkes nur zum geringsten Teile zugänglich geworden waren. Das Talent zum Erzieher im großen Stile hatte er von Jugend auf in sich gefühlt, und jetzt kam die Empfindung mächtig über ihn, daß die Gewährung der politischen Freiheit ein gefährliches Geschenk sei, wenn die Massen nicht gleichzeitig durch Bildung zur Gesittung emporgeführt würden. Er schrieb hierüber an seinen Verleger, daß er dasjenige, was er sich durch mannigfaltige Staatskunst- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, gerne „auf dem Altar des Vaterlandes" niederlegen möchte. Am meisten betrübend finde er die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; darum sei die Freiheit der Probestein der Charaktere. „Ich habe in freien Stunden eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen; wollen Sie dieselben für Ihre Zeitung? — Schreiben Sie mir einige liebe, gute Zeilen; denn derlei tut jetzt sehr wohl, wo so mancher Charakter, auf den man bisher baute, plötzlich umschlägt und sich von den kühnsten Leidenschaften beherrschen läßt. Bei Ihnen wird das wohl nie der Fall sein, so wie ich jetzt, so feurig ich mich sehne, meinem Vaterlande zu dienen, doch noch warten muß, bis die Zeit für jene Fächer gekommen ist, in denen ich mich einigermaßen stark fühle. Hieher gehört namentlich das Unterrichtswesen. — Könnte ich dem Vaterlande volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein Leben opfern."

Stifter sah sehr gut ein, daß in so bewegter Zeit das geschriebene Wort allein nicht auszureichen vermöchte, um eine dauernde Wirkung zu sichern. Die tiefeingerissene Verworrenheit war nicht durch Ideen, nur durch entschlossenes Handeln zu zerstreuen. Da er aber einen wahren Heißhunger danach hatte, tatkräftig einzugreifen und an der Erziehung des Volkes von Grund auf mitzuwirken, so stellte er seine Dienste dem Statthalter von Ober-Österreich zur Verfügung, ohne zunächst eine Entschädigung für dieselbe zu beanspruchen. Gleichzeitig hatte er aber von der Absicht, an den öffentlichen Arbeiten in passender Verwendung teilzunehmen, auch seine einflußreichen Wiener Freunde verständigt, und so wurde bald darauf die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf ihn gelenkt; Unterhandlungen wegen einer dauernden Anstellung, die sich eine Zeitlang hinzogen, führten indes vorerst zu keinem bestimmten Ergebnisse. Zu Anfang des Jahres 1849 schrieb er an seinen Verleger, die Zeitungsnachricht sei falsch, wonach er zu einer Anstellung im Ministerium

des Innern berufen worden wäre; wohl hätten ihn Stadion und Exner zu einer Besprechung eingeladen, aber bisher sei eine weitere Entscheidung nicht erfolgt. Auf die Zeitverhältnisse übergehend, gibt Stifter seiner Überzeugung Ausdruck, daß nur der sittlich Freie auch staatlich frei sein könne, den anderen könnten alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gäbe nur eine Macht, die es könne: Bildung. Darum habe sich in ihm „eine ordentlich krankhafte Sehnsucht erzeugt, die da sagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen", denn durch sie, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände lege, könne allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie! In Unterrichtssachen wolle er sehr gern arbeiten, aber seine Pläne seien „nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend erzeugen. Ehrgeiz liege ihm fern, aber von dem Tatengeize sei er durchdrungen, die menschliche Bildung wesentlich zu fördern. In prächtigen Farben malt ihm seine lebhafte Phantasie das Zukunftsbild des heißerstrebten Wirkens, und er ruft begeistert aus: „Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppiert, daß sie ihn begriffen und die Teile ausfüllten — welch ein schönes Bild! Aber dann müßte es kein Unterrichtsministerium geben, das immer mit den anderen abdankt, sondern eine Unterrichts-Kommission oder dergleichen, die bleibt. — Ich habe einen ganzen Plan über Volksschulen ins Detail ausgearbeitet."

Stifters Aufsätze über Schule und Schulbildung, welche Johannes Aprent unter der Jahreszahl 1849 im zweiten Bande der „Vermischten Schriften" auf Seite 229 bis 272 der Papiere des Nachlasses zum Abdrucke gebracht hat, enthalten in den Abschnitten: „Wirkungen der Schule, die Schule des Lebens, die Schule der Familie, die Landschule, die Bürgerschule, die Wissenschaftsschule und die Kunstschule" eine Reihe überaus beherzigenswerter Winke und tiefsinniger Betrachtungen.

Der damalige Statthalter von Ober-Österreich, ein aufgeklärter und ideal denkender Mann, fand an den Ausführungen des Dichters und an dessen gewinnendem Wesen so viel Gefallen, daß er seinen ganzen Einfluß daran setzte, sich der ihm so sympathischen Arbeitskraft dauernd zu versichern. Er veranlaßte es, daß für Stifters Leistungen provisorisch ein kleiner Gehalt ausgeworfen wurde, welcher freilich nicht so hoch bemessen werden konnte, um damit auch nur den bescheidensten Lebens-

anforderungen gerecht zu werden. Ein besonderer Grund, den Rat und die Unterstützung einer in Unterrichtsfragen gründlich bewanderten Persönlichkeit zu jener Zeit besonders hoch anzuschlagen, lag gewiß auch darin, daß eben damals die Unterhandlungen über die geplante Einsetzung der provisorischen Landesschulbehördeu im Zuge waren; über die Ausgestaltung derselben wurden, gleichwie in den anderen Landeshauptstädten, auch in Linz eifrige Beratungen gepflogen, an welchen Stifter den lebhaftesten und tätigsten Anteil nahm. Die zusammengefaßten Ergebnisse der Verhandlungen legte der Statthalter in einer Eingabe an das Ministerium nieder, deren wesentlichste Punkte ich hier in einem kurzen Auszuge nach dem Wortlaute der mir in sehr dankenswerter Weise zum Studium und zur Veröffentlichung überlassenen Aktenstücke wiedergebe. Ich wurde auf das Vorhandensein dieser für die Beurteilung von Stifters Amtswirksamkeit überaus wichtigen Papiere, welche in der Registratur des Unterrichtsministeriums verwahrt sind, durch Herrn Ministerialat Dr. Franz Ritter von Haymerle aufmerksam gemacht und dadurch in die Lage versetzt, nach Kenntnisnahme des in den zahlreichen Aktenstücken enthaltenen Materials die Ergebnisse meiner Untersuchungen in einer Abhandlung über „Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn" in den Nummern der kaiserlichen Wiener Zeitung vom 27. Juli, vom 31. Juli und vom 3. August 1902 niederzulegen. Die hier mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur auszugsweise mitgeteilten Aktenstücke sind an jener Stelle zum größeren Teile unverkürzt wiedergegeben. Die wichtigsten Stellen der oben erwähnten Statthalterei-Eingabe lauten:

„An seine des k. k. wirklichen geheimen Rathes, Kämmerers, Ministers des Inneren und des öffentlichen Unterrichtes Herrn Grafen Stadion Erlaucht.

Hochgeborener Graf!

Da ich im Unterrichtswesen mir selbst die zureichende Erfahrung nicht zutraue und bei den betreffenden Referenten der Regierung die von der Zeit gebotene fortschreitende Richtung und Thatkraft vermisse, so habe ich zur Überprüfung und Begutachtung des mit dem hohen Erlasse vom 26. Februar 1849, Z. 1645, herabgelangten Entwurfes zur Organisierung der Landesschulräthe mehrere Vertrauensmänner versammelt, zu deren Berathung ich auch den Referenten der Regierung in Schul- und Studiensachen und in seiner Erkrankung den Sekretär desselben beizog.

Es ist am Ende gleichgültig, woher die Wahrheit kommt, Euer Erlaucht werden daher dieses mein Verfahren nicht mißbilligen.

Das Ergebniß der Berathungen dieser Vertrauensmänner ist aus dem sammt Beilagen mitfolgenden Gutachten derselben zu ersehen. Sie begrüßen freudig die verheißene neue Einrichtung und beantragen nur wenig Modifikationen, auf welche ich im Verlaufe dieses Berichtes nach dem Leitfaden des Entwurfes aufmerksam machen werde.

Ich theile die Ansicht der Vertrauensmänner über die Wichtigkeit des Unterrichts- und Erziehungswesens und glaube daher auch, daß ein besonderer Schulrath eben wegen seines ungetheilten, weniger beirrten Wirkens für denselben Zweck und des dadurch mehr gesicherten Erfolges nur als wünschenswerth angesehen werden könne . . . . Ich glaube, daß der allgemeine Referent wegen der Allgemeinheit seiner Aufgabe die Seele des ganzen Institutes werden soll, und wenn er der rechte Mann ist, auch werden wird . . . . Ein tüchtiger Mann mit allgemeiner Bildung, mit Menschenliebe und Eifer als Landesschulrath hingestellt, mit dem nöthigen Hilfspersonal versehen, würde sich die rathmächtigen Fachmänner des Landes bald herausfinden und ihren Rath gern suchen und benützen, ohne daß es nöthig wäre, seine Wirksamkeit durch die Stimmenmehrheit der Spezialitäten zu beschränken . . . .

Ich glaube mich gegen die Einsendung der Protokolle und Ausweise unbedingt aussprechen zu sollen. — — —

Die beantragten geistvollen Ausweise werden anfänglich geistreich sein, aber die Zeit wird bald den Geist verflüchtigen und dürftige Angaben werden folgen. Die meisten Staatsdiener haben diese Erfahrung schon gemacht, und die menschliche Natur bleibt trotz aller Staatsreformen dieselbe. — — Sind die Schulräthe nicht die rechten Männer, so werden sie durch jene Ausweise nicht besser. Sind sie die rechten, so mögen sie ihre Zeit in fruchtbarem Wirken und nicht in beschönigenden Ausweisen verbrauchen. Bedarf das hohe Ministerium Nachweisungen, so werden sie nach dem eigenen Erkennen der Schulräthe oder über höhere Aufforderung schon geliefert werden . . . .

Nach meinem Dafürhalten wird der allgemeine Referent des Schulrathes bald dessen wesentlichste Person werden, von deren theoretischer, praktischer und humanistischer Befähigung das Gedeihen des ganzen Institutes abhängen wird.

Die positiven Gesetze des einzigen Faches des Unterrichtes werden dem sonst vollkommen befähigten Manne keine Schwierigkeiten bereiten.

Ich glaube den Mann mit der allgemeinen humanistischen Bildung, der theoretischen und praktischen Befähigung im Unterrichtswesen, mit dem von Menschenliebe beseelten Eifer für dieses Fach in der Person des privatisierenden und von der Schriftstellerei lebenden Gelehrten Adalbert Stifter gefunden zu haben, welcher sich in Linz aufhält und sich vermöge seiner juridisch-politischen Studien, seiner Übung im Unterrichtssache überhaupt und im Fache der Mathematik und Physik insbesondere, dann durch die Vorliebe für das Erziehungs- und Unterrichtswesen zum allgemeinen Referenten des Schulrathes vorzugsweise eignen wird. Ich glaube in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher den Platz des von mir oben angedeuteten, allein verantwortlichen Schulrathes mit oder ohne berathendes oder entscheidendes Kollegium von Fachmännern ebensogut ausfüllen würde als jenen des projektirten allgemeinen Referenten. Ich schlage ihn daher für das allgemeine Referat vor. Er hat zwar kein Amt und kein Vermögen, ich glaube aber, daß er sich desto eifriger auf das neue Amt verlegen werde. Er lebt von der Schriftstellerei, welche mit dem neuen Amte als Erwerbsquelle versiegen wird. Mit seiner Berufung zum provisorischen oder definitiven Schulrathe ist die Gewährung eines sicheren Einkommens nothwendig, weil er ohne solches die Stelle gar nicht annehmen könnte. Da ein solcher Mann nicht an jedem Tage gewonnen werden kann, und für die Regulierung des Erziehungs- und Unterrichtswesens, aus dem der künftige freie Staatsbürger hervorgehen soll, kein Opfer zu groß ist, so glaube ich für denselben als provisorischen Schulrath den Jahresgehalt von 1000 fl. K. M. in Antrag bringen zu sollen. Bei der Regierung sind zwei unlängst erledigte Sekretärstellen à 1200 fl. nicht mehr besetzt worden. Einen tüchtigen Schulrath zu gewinnen, wäre es vielleicht gerechtfertigt, wenn dem Adalbert Stifter eine solche Stelle verliehen würde. Da jedoch der Schulrath nur provisorisch aufgestellt wird und sich erst erproben soll, so glaube ich, daß der provisorische Gehalt von 1000 fl. einstweilen genügen werde. — — —

Soll der Lehrerstand in den Landgemeinden der Gegenwart nicht ganz verkümmern und die Bildung künftiger freier Staatsbürger auch auf dem Lande erzielt werden, so ist es eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit der Zeit, daß die Verbesserung des Unterhaltes des Volksschullehrerpersonals aus Reichs- oder Landesmitteln erzielt, sohin im Abgange eines genügenden Schulfonds oder anderer verfügbarer Mittel im Wege der Besteuerung gedeckt werde.

Ich geharre mit ausgezeichneter Hochachtung Euer Erlaucht gehorsamster Diener.

Fischer m. p.

Linz, am 22. März 1849, Z. 1040."

* * *

Diese Eingabe des Statthalters ist in mehr als einer Beziehung höchst bemerkenswert. Der freisinnige Ton, in welchem das ganze Schriftstück abgefaßt ist, läßt auch ohne den wiederholt direkt ausgesprochenen Hinweis auf die Pflicht der Unterrichtsverwaltung, für die Heranbildung „freier Staatsbürger" zu sorgen, den starken Einfluß erkennen, welchen die neuzeitlichen Ideen überall, selbst an den höchsten Zentralstellen der politischen Verwaltung erlangt hatten. Der Ausdruck der festen Überzeugung, daß auf dem neu zu schaffenden Posten des Landes-Schulinspektors eine geistig hochstehende, mit umfassender Machtbefugnis ausgestattete Persönlichkeit ein in um so höherem Grade segensreiches Wirken entfalten könne, je sorgfältiger die von diesem Platze ausgehenden Entschließungen vor störenden Eingriffen jeder Art bewahrt blieben, schließt zugleich eine höchst ehrenvolle Vertrauenskundgebung für Stifter in sich, dessen Berufung zu diesem wichtigen Wirkungskreise der geistvolle und kenntnisreiche Landeschef stets im Auge gehabt hatte.

Von welchen erhabenen Gesichtspunkten aus Stifter die sich verlockend darbietende Aufgabe aufzufassen willens war, beweist das der Eingabe des Statthalters beigeschlossene, von dem Dichter selbst verfaßte, eigenhändig geschriebene und an erster Stelle unterzeichnete Gutachten, welches, mit Hinweglassung der am Schlusse angeführten, für die Zwecke dieses Buches unwesentlichen Detailbestimmungen wörtlich folgendermaßen lautet:

„Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Ober-Österreich und Salzburg.

Die Ursache der Entstehung des Staates ist die Vernunftfähigkeit des Menschen, die zur Vernunftentwicklung und zur Bildung höchster Menschlichkeit fortschreiten soll. Darum ist in

der Gesellschaft Organisation und Ordnung nöthig, daß einerseits die Vernunftentwicklung nicht gestört werde (Rechtssicherheit), andererseits dieselbe geradezu gefördert werde (Wohlfahrt).

Das Thier hat keine geistige Organisation gegenseitiger Thätigkeit, sondern höchstens eine instinktive, die gleich bleibt, daher es keine Weltgeschichte des Thieres gibt.

Wo Thiere in Konflikt gerathen, ist ihr Gesetz Vernichtung, wo Menschen zusammen leben, ist das Gesetz Vernunftkoexistenz. Daher ist fortlaufende Vernunftentwicklung nicht nur der unermeßlich wichtigste, sondern er ist auch der einzige Zweck des Menschen auf der Erde.

Der Staat kann daher keinen andern haben. Er erreicht ihn durch Einwirkung in gerader Richtung und durch Abhaltung der Hindernisse (Rechtsverletzungen). Letzteres fordert, daß er selber immer existiere und in Ordnung existiere. Das ist nur möglich, wenn die Menschen die Vernunftkoexistenz anerkennen, mit Freiheit die Gesetze aufrechthalten und die Ordnung als die Seele der Vernunft unzerstörbar machen. Wo sie dies wegen Unentwicklung ihrer Vernunft nicht können, stehen sie unter dem Gesetze des Affektes, und wenn der durch irgend zusammentreffende Umstände entzündet wird, wirkt er mit der Blindheit und Kraft des Naturgesetzes und zerstört die Ordnung der Vernunft, was nicht immer mit lediglicher Gewalt verhindert werden kann, weil die Individuen der Gewalt selbst entzündet werden können, und, nach dem Zeugnisse der Geschichte, oft entzündet worden sind. Die einzig mögliche Stütze ist freiwillige Achtung des Gesetzes und Anerkenntnis der vernünftigen Allmacht desselben. Dies erreicht man auf dem Wege der Erziehung, und nicht bloß auf dem der Erfahrungserziehung, die nur die zufällige Eintreffung ihrer Momente zur Verfügung hat und oft Jahrhunderte nicht fortrückt, sondern hauptsächlich auf dem der systematischen Erziehung, d. h. der planmäßigen Herbeiführung der Momente der Vernunftentwicklung. Erziehung des menschlichen Geschlechtes ist nicht nur sein größter Zweck, sondern sie ist auch das höchste Mittel zu sich selber. Im Staate ist sie also sein heiligster Zweck und das einzig wirksame Mittel. Alle anderen als: Heere, Gerichte, Urproduktion, Handel u. s. w., werden nur zu solchen in ihrer Hand, sind sonst wirkungslos oder wenden sich zum Gegentheil.

Von diesen Betrachtungen ausgehend, geben die Vertrauensmänner in Bezug auf Errichtung eines Schulrathes als oberste Schulbehörde des Landes folgendes Gutachten:

Sie begrüßen mit Freude diesen Schritt der kaiserlichen Regierung.

Sie erkennen als nöthig, daß dem Lehrerpersonale der Volksschulen eine baldige, bessere Dotation in nächste Aussicht gestellt werde, weil bei der herrschenden Noth dieses Standes und dem Ausbleiben der Schulgelder (die Verpflichteten erlegen sie nicht mehr) keine Freudigkeit und kein Entgegenkommen in die Wirkung des Schulrathes zu erwarten ist.

Anständige Entschädigung der provisorischen Schulräthe, da diesen als den Beginnern im Werke die größte Arbeit obliegt, da sie ihrem Zwecke gemäß das größte Ansehen genießen müssen und da sich im entgegengesetzten Falle wohl keine tauglichen Individuen finden würden, bei denen alle Erfordernisse eintreffen, als: a. eigene Subsistenzmittel, b. Geschäftslosigkeit, c. Kenntnisse, d. Vorliebe zu diesem Fache . . . .

Da die Geschäfte des provisorischen Schulrathes sehr ausgedehnt sind und daher die ganze Thätigkeit des allgemeinen Referenten in Anspruch nehmen, so dürfte für den Fall, daß im Status des Regierungspersonales kein Individuum entbehrlich oder keines zur Übernahme des Amtes sich geneigt fühlte, auch von der Anordnung des Entwurfes abgegangen und der allgemeine Referent aus einem anderen Kreise hergenommen werden.

Die Vertrauensmänner sind schließlich der Ansicht, daß sich bei der Neuheit der Organisierung des provisorischen Landesschulrathes erst mit dem Verlaufe seiner Thätigkeit manches herausstellen wird, was der Umänderung und Neugestaltung bedarf. Es dürfte daher räthlich sein, in dem Entwurfe für dieses Moment in einer Stelle Vorsorge zu treffen.

Privatgelehrter Adalbert Stifter m. p. Referent.
Domscholaster Dr. Franz Riederer m. p.
Normalschuldirektor Pater F. Schierfeneder m. p.
Domvikar Dr. Johann Salfinger m. p.
Gewerbeschullehrer Anton Waldvogel m. p.
Regierungssekretär Ferd. P. Heyß m. p."

* * *

Stifter, welcher mit dem Statthalter in freundschaftlichem Tone verkehrte, konnte darüber nicht im Zweifel sein, in wie warmer Weise seine Berufung in Vorschlag gebracht worden war, und gab sich darum auch für die Gestaltung seiner trostlosen materiellen Lage besseren Hoffnungen hin. Der Buchhandel, insofern er sich nicht auf Tendenzschriften

bezog, lag fast völlig darnieder; von dieser Seite war also zunächst keine Hilfe zu erwarten; aber gute Freunde erwiesen sich hilfreich, und der Juwelier Türk in Wien gewährte dem Dichter ein größeres Darlehen, wovon des letzteren einfacher Haushalt mehrere Monate lang bestritten werden konnte.

Zunächst kam es noch zu verschiedenen Unterhandlungen, welche mehrere Reisen nach Wien notwendig machten. Stifter wurde gefragt, ob er nicht geneigt wäre, die Schulratsstelle für die Gymnasien Wiens und Nieder-Österreichs zu übernehmen; da er aber, so begehrenswert ihm auch der Aufenthalt in der Großstadt erscheinen mochte, mit gutem Recht befürchten mußte, durch die Anforderungen eines so vollständig in Anspruch nehmenden Dienstes in seiner Kunst gänzlich lahmgelegt zu werden, erklärte er, daß er die Inspektion der Volksschulen in Ober-Österreich lieber übernehmen würde. Damit hatte es aber noch seine guten Wege. Im September 1849 konnte er auf eine Anfrage keine andere Auskunft geben, als daß er glaube, man wolle ihn im Unterrichtswesen verwenden. „Ob es geschieht, weiß ich nicht, ich komme Ihnen nicht entgegen, weil er mir etwas antragen muß, wenn er von mir Hoffnungen hegt." Als ihm endlich die Gymnasial-Inspektor-Stelle für Nieder-Österreich in bestimmte Aussicht gestellt wurde, geriet er durch diesen Antrag in einen solchen Zustand der Aufregung und Verwirrung, daß ihm „den ganzen Tag der Kopf herumging". Er hatte sich in Ober-Österreich vollständig eingelebt, seine reizend gelegene Wohnung an der Donau-Lände war ihm ans Herz gewachsen, von der Fortsetzung des amtlichen Verkehres mit dem ihm geistesverwandten Statthalter Fischer durfte er sich nach den bisherigen Erfahrungen eine angenehme Zukunft versprechen, endlich bangte auch dem das Behagliche liebenden Gewohnheitsmenschen vor der Ungemütlichkeit der Übersiedlung mit dem gesamten Hausrate und vor der Aussicht ins Unbestimmte. Er schrieb hierüber am 9. Januar 1850 an Heckenast: „Warum ich bei dem Ministerium dahin wirkte, lieber in Ober-Österreich das Unterrichtswesen teilweise zu leiten, als in Wien über den Gymnasien zu stehen, kann ich Ihnen nicht auseinandersetzen, da es zu weitläufig ist, aber meine Gründe haben nicht nur das Ministerium überzeugt, sondern auch jeden anderen, mit dem ich darüber sprach; einer, der uns beide angeht, ist, daß ich meine literische Tätigkeit fortpflegen will, was in Wien vielen Zweifeln unterlegen wäre, hier nicht."

Es erweckt fast den Anschein, als ob das Schicksal beabsichtigt hätte, den Dichter, welchem das völlige Aufgeben der so lange genossenen,

bedingungslosen Selbständigkeit sicher nicht leicht fallen konnte, durch gesteigerte Entbehrungen kleinlaut und willfährig zu machen. Denn seine Lage verschlimmerte sich zusehends, und die immer drängender ersehnte Entscheidung wurde von Tag zu Tag, aber immer vergeblich erwartet. Am 22. Februar 1850 schrieb Stifter an seinen edelmütigen Freund Josef Türk, daß die Einsetzung der Landesschulbehörde täglich bevorstehe: „Es ist auch Zeit, denn ich bin durch die Unkenntnis des amtlichen Wortes „sehr bald", das der Antrag vom 5. November enthielt, in die schiefste, provisorischeste Lage geraten, da ich „sehr bald" in „sogleich" übersetzte und jedes andere hintan setzte und mich auf das Warten verlegte." Nachdem aber wieder einige Monate in vergeblichem Harren verstrichen und der Dichter, wie er selbst sagte, „alle Quellen erschöpft hatte", sah er sich in die peinliche Notwendigkeit versetzt, die „Studien", welche ihm bisher bei jeder neuen Auflage einen entsprechenden Gewinnanteil gebracht hatten, für alle Zukunft an Heckenast gegen eine einmalige Vergütung zu verkaufen.

Der Zeitpunkt hiezu war bei dem Stocken des Verkehres für den Antragsteller gewiß sehr ungünstig, aber der Dichter hatte keine Wahl mehr.

Stifters treuergebener Freund Friedrich Simony wollte zu jener Zeit den Dichter veranlassen, seinen Aufenthalt in Linz aufzugeben. Er schrieb ihm aus Kärnten, wohin er berufen worden war, einen Brief, welcher mir von Heckenast aus dem Nachlasse Stifters zur Verfügung gestellt wurde. Der Brief ist am 3. Feber 1849 in Klagenfurt geschrieben und lautet:

„Verehrter Freund!

Ob Dich diese Zeilen erreichen werden, weiß ich nicht, hoffe es aber und das recht vom Herzen, denn in Zeiten wie die gegenwärtigen ist es wahres Himmelslabsal, einen seelenverwandten Freund begrüßen zu können. Soeben las ich in der allgemeinen Zeitung, daß Du vom Ministerium zu einer Berathung über Studienwesen berufen worden bist, jetzt Dich aber wieder in Linz befindest. Ich wollte diese Notiz nicht umsonst gelesen haben, eilte sogleich nach Hause und sitze nun am Schreibtisch, um Dir aus weiter Ferne ein Zeichen meines Daseins zu geben und Dich zugleich zu bitten, dasselbe recht bald auch zu thun; denn wahrlich in dieser schaudervollen Wüste, in die uns der Sturm der Zeit geweht hat, wo der glühende Samum der modernen Politik die Gehirnmassen der Menschen versengt und in ihnen all' die bösen Geister der Leidenschaften heraufbeschwört, daß sie wie die wilden Bestien der Sahara gegen einander rasen, da wird einem der ganze

Menschenhaufe, der jetzt so recht durcheinander braut und wühlt wie ein aus den buntesten Stoffen gemengtes Ferment, noch widerlicher, der einzelne Seelenbekannte dagegen, der mitten unter den Zerrgesichtern der tollen Menge wie ein Engel des Friedens auftaucht, noch lieber denn sonst. Man hascht nach ihm, man jubelt ihm entgegen und ist selig, mit ihm in der Sprache der immer mehr entrückenden, geistigen Heimat einige Worte wechseln zu können.

Also Herzensfreund, wie geht es Dir? Hat Dir die Gegenwart noch Zeit gelassen, Deinen holden Schwestern, den Musen zu leben? oder haben Dir die Märzerrungenschaften so viel geraubt, daß Du nicht mehr nach Deiner Weise leben, athmen, nach Deinem Bedarfe denken, fühlen kannst? Wahrlich, das wäre traurig. Lasse mich recht bald erfahren, wie Dich die Gegenwart gebettet, ob Du auf Rosen oder Dornen ruhst, denke, daß ich den innigsten Antheil an Dir nehme und jetzt recht von Herzen wieder in Verkehr mit Dir zu treten mich sehne, wo die Menschen in Masse Einem so recht verächtlich werden durch ihren Unsinn, ihre Dummheit, durch ihre Erbärmlichkeit, ihre Schlechtigkeit, welche alle miteinander sie jetzt so volle Gelegenheit haben, recht glänzend an den Tag zu legen.

Wollte ich meine Lebensgeschichte vom 13. März 1848 an zu datieren anfangen, wie das die echten Patrioten vorschreiben, so müßte ich mit einer gar traurigen Epistel beginnen. Seit jenem ersten Tage des Heils habe ich gar viel gelitten, moralisch mehr noch als physisch; der kolossale Sturz eines Mannes, den ich so innig zu verehren gezwungen worden bin, das Schicksal seiner Familie, die ich im Ganzen lieb gewonnen hatte, das Untergehen von Männern, deren Persönlichkeit ich achtete, das waren Erinnerungen, die mich wie Schreckgespenster einer Fiebernacht Monden lang verfolgten und peinigten. Dann erst tauchte noch die Frage um meine eigene künftige Existenz auf und je weiter hinaus ich blickte, desto trostloser wurde die Aussicht. Da kam an mich der Ruf aus Kärnthen, ein naturhistorisches Museum in Klagenfurt einzurichten und zu organisieren; und so bin ich denn seit October wohl installierter Custos und Dirigent einer Anstalt, welche, unter mir ins Leben getreten, sich rasch zu einer Wirksamkeit entwickelt, die dem Institut eine gute Zukunft bereiten dürfte. Soll es in Zukunft mit der Wissenschaft bergab gehen bei den Menschen, dann hat für mich das Leben keinen Pfennig Werth mehr. Was kann das Leben auch noch gelten, wenn seine Blüten, Wissenschaft, Kunst, Gesittung abwelken!

Mit schwerem Herzen schied ich aus dem Salzkammergut, wo jede Felsenzacke, jeder schöne Baum, jeder tobende Bach, Seen, Thäler, Berge

und manche warmen Augen und weichen Herzen mir liebe Freunde geworden waren, nur hier konnte ich den Verlust wieder ersetzt finden in dem zauberischen Kärnthen, reich an Großartigkeit, Romantik und Naturfülle! — Mensch, das wäre ein Land für Deine Muse! — Bergketten der buntesten Formen, hier zackig, zerrissen, öde wie zerworfene Welt trümmer, dort sanft aufgewölbt, bis zur Höhe der Wolken überdeckt von reichem Pflanzenleben, zwischen denselben die üppigsten Thäler, besäet mit Dörfern und Herrensitzen, blühend in der reichsten Cultur des Bodens, umsäumt von Wald- und Felsenhöhen, von deren Scheitel überall stolze Burgruinen in malerischer Schönheit niederblicken. Hie und da findest Du im Dunkel des Waldes oder auf Wiesengründen wunderliche Wälle, und gräbst Du hinein, tauchen Baumonumente längst verronnener Zeiten vor Dir auf und erzählen von Völkern, die längst nicht mehr sind. Der Alterthümler zeigt Dir die Stellen des alten römischen Virunum, von Teurnia, Juenna, Matucajum, Belliandrum und noch älteren keltischen Denkmälern; an den Ufern der Kärnthner Seen erzählen Dir die Einwohner wunderliche Sagen von See- und Waldgeistern; von Gnomen und Kobolden kannst Du in den Bergwerken der Fleis berichten hören, deren Stollenmündungen, 9108 Fuß über dem Meere gelegen, durch ewigen Schnee gebrochen sind, und hast Du endlich Lust, Dir großartig den Hals zu brechen, so bietet Dir dazu der Großglockner, die erhabene Eismarke Kärnthens, die günstigste Gelegenheit. Willst Du aber liebenswürdige Menschen finden, so packe Deine Sachen zusammen und ziehe südwärts mit den Schwalben nach Klagenfurt, wo Du um zehn Percent älter werden kannst als anderswo, und wo Du nebenbei ein Publicum liebenswürdiger Weiber findest, welche für Deine „Studien" schwärmen und sich glücklich fühlen würden, mit Dir verkehren zu können. Außer dem Frauengeschlecht, welchem ich jedenfalls den Vorzug vor unserem genus gebe — Du findest unter jenem manche Maler- und Musiktalente und noch mehr hübsche Gesichter, so hübsch wie das Land — begegnen Dir hie und da Männer von bedeutender Intelligenz, welche in gesellschaftlicher Beziehung Deinen geistigen Bedarf schon decken können.

In allem Ernste gesprochen, meine Aufforderung an Dich, hieher zu kommen, ist nicht bloß ein flüchtiger Gedanke, sie ist aus der lang genährten Ueberzeugung hervorgegangen, daß Du hier den Boden finden wirst, der Dir bisher mangelte, um etwas wahrhaft Schönes, Ganzes zu Stande zu bringen. Die einseitige Richtung in Deinen „Studien" hat schon manche gewichtige Widersacher hervorgerufen; einen Vorwurf, den auch ich Deinen Arbeiten machen muß, nämlich den allzu-

großen Mangel an historischem Stoff, wodurch Du verleitet wirst, Deine herrlichsten Gedankenblüten an Unbedeutenheiten zu vergeuden, wirst Du hier ganz beseitigen können. In Kärnthen kannst Du ein Walter Scott werden, in Linz wirst Du Dich selbst vergessen machen."

Stifter konnte oder wollte der Aufforderung seines Freundes keine Folge geben; er war entschlossen, geduldig auf seinem Posten auszuharren. Es mag wohl sein, daß Kärnten ihm ein Labsal geworden wäre, und daß sich sein Genius unter dem Einflusse erhebender Naturschönheiten und begeisternder, historischer Reminiszenzen gewaltiger und freier entwickelt hätte, als dies in der wohl auch schön gelegenen, aber damals noch etwas plattgeistigen Stadt geschehen konnte, an welche ihn seine spätere Amtstätigkeit fesselte.

Simonys Anschauung über das „wahrhaft Schöne und Ganze" in Stifters Werken und über die „Unbedeutenheiten", an die der Dichter sein „Talent vergeude", hat sich indes bei wachsender Erkenntnis sehr geändert, wie aus einem höchst interessanten, für die Charakteristik Stifters äußerst schätzbaren Briefe hervorgeht, den der Gelehrte am 19. August 1871 aus Hallstatt an Emil Kuh richtete; es heißt in demselben unter anderem:

„Wie schon in den ersten Jahren unserer Bekanntschaft — dieselbe begann im Jahre 1844 im Hause des Fürsten Metternich — so hatte Stifter auch während unseres Beisammenseins in Hallstatt mich dringend aufgefordert, nicht bloß mit Bleistift und Pinsel, sondern auch mit der Feder zu arbeiten; ich brauchte ja nur zu schreiben, wie ich erzähle, Stoff hätte ich für ganze Bücher und der Verleger würde sich gewiß finden. Nun war aber meine Vorstellung über das mir verfügbare Material eine ungleich bescheidenere. Ich schrieb ihm auch einmal darüber meine Ansicht und zwar zu einer Zeit, wo ich bereits die „Studien" gründlich durchgenommen hatte. Bei dieser Gelegenheit nahm ich mir heraus, über die letzteren mich auszusprechen und zu bemerken, daß die hie und da vorkommenden allzu breiten Stellen und die mitunter gar zu kleinliche Detailmalerei unwesentlicher Dinge den Eindruck des vielen unübertrefflich Schönen verkümmere, ja nicht wenige Leser gar nicht zum Erkennen und Genießen des letzteren gelangen lasse und daß, wenn das Volumen des Gebrachten etwas reduciert worden wäre, das Ganze zweifellos sehr gewonnen und auch einen weit größeren Leserkreis erobert hätte.

Nun will ich aber gleich hier gestehen, daß sich im Laufe der Jahre meine Anschauung in Bezug auf das Letztgesagte bedeutend geändert hat.

Als ich jüngst wieder die „Studien" durchblätterte, kam mir vor, daß manches von dem, was mir damals allzu breitspurig und pedantisch kleinlich vorkam, dennoch auch seine Berechtigung habe, indem der Leser dadurch, daß er mit jedem Rauschen eines Blattes, mit jeder Handbewegung der handelnden Personen, mit jeder eingekühlten Weinflasche und jedem Messerschnitt auf einem Speiseteller umständlich bekannt gemacht wird, er sich unwillkürlich selbst mitten in die Action versetzt und das Ganze leibhaft und lebendig vor sich abspinnen sieht. Ich denke, daß derjenige, dem Sinn und Empfindung für das viele unübertrefflich Schöne und Zarte in den Stifter'schen Werken nicht verschlossen ist, die übrigen als Folie dienenden Zuthaten gerne mit in den Kauf nehmen wird. Solchen aber, die Pfeffer und Salz zur Lectüre benöthigen, konnte Stifter nicht genügen, für solche wird er stets unverständlich bleiben. Pikant vermochte Stifter nicht zu schreiben, dazu war er ein viel zu fein empfindender, idealer und zugleich keuscher Charakter, ein Charakter, dem alles Schlechte und Schmutzige in der innersten Seele widerstrebte und dem er auch systematisch auswich. Darum konnte er es auch nie über sich bringen, als Schriftsteller in die Nachtseiten des Menschenlebens hineinzugreifen."

Stifter hatte Simonys Brief noch nicht beantwortet, als schon die Zeit der Ungewißheit für ihn ein Ende fand. Drei Tage nach dem endlich vollzogenen Verkaufe der „Studien" erhielt Stifter sein von dem damaligen Unterrichtsminister, dem Grafen Leo Thun, unterfertigtes Anstellungsdekret, welches nach dem den Akten beiliegenden Entwurfe folgenden Wortlaut hatte:

„Dekret an Herrn Adalbert Stifter zu Linz.

Erlaß des Minist. f. K. u. U. v. 3. Juni 1850, Z. 2694.

Ich habe Sie zum Mitgliede der nach den Bestimmungen der Allerhöchsten Entschließung vom 24. Oktober 1849 organisierten provisorischen Landesschulbehörde für das Kronland Österreich ob der Enns, mit der Verwendung als Inspektor der Volksschulen zu ernennen befunden. Mit diesem provisorischen Dienstposten ist der Titel eines k. k. Schulrathes, die Einreihung in die VII. Diätenklasse und der Jahresgehalt von eintausendfünfhundert Gulden K. M. verbunden. Aus der im Anschlusse mitfolgenden Abschrift der Verordnung vom heutigen Tage über die Einsetzung der Landesschulbehörde, dann aus der beigegebenen Instruktion werden Sie den Umfang Ihrer Verpflichtungen und die Grenzen Ihres Wirkungskreises erkennen, und ich habe nur noch beizufügen, daß

ich mich für vollkommen überzeugt halte, wie sehr Sie von der Wichtigkeit dieses Ihnen mit Beruhigung anvertrauten Amtes durchdrungen und von vielversprechendem Eifer beseelt sind.

Wegen Ablegung des Diensteides haben Sie sich bei dem Herrn Statthalter zu melden und von ihm die weiteren Weisungen einzuholen.

Zur Bestreitung der mit den Inspizierungsreisen verbundenen Auslagen werden Ihnen vorläufig, bis zur definitiven Regelung dieser Gebühren, Diäten im Betrage von 4 Gulden K. M. für den Tag, dann das postmäßige Rittgeld, jedoch ohne die Nebengebühren, über gehörige Aufrechnung erfolgt werden, wobei anempfohlen wird, so oft es sich mit dem Zwecke der Reise verträgt, den Eilwagen zu benützen und für diesen Fall statt des Rittgeldes nur die tarifmäßig Fahrgebühr aufzurechnen.

Dort, wo das Ziel Ihrer Reise an der Eisenbahnlinie liegt, ist gesetzlich nur die für die Fahrt auf der Eisenbahn zu entrichtende Gebühr als Vergütung anzusprechen.

Wien, den 3. Juni 1850.

Thun m. p."

Stifter ergab sich seinem neuen Amte mit dem ganzen Feuer seines für die Hebung des Volkswohles und für die Förderung der allgemeinen Sittlichkeit begeisterten Herzens. Seine Freude über die Erlangung des so sehnsüchtig erwarteten Dekretes war unermeßlich. Frei von den drückenden Sorgen um die unaufschiebbaren Bedürfnisse des Haushaltes, gedachte er sich in dem ihm zugewiesenen Amtsbereiche mit voller Tatkraft der Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen zu widmen, wobei ihm nebstbei die verlockende Aussicht winkte, die, wie er annahm, nicht allzu spärlich bemessenen Feierstunden den Musen weihen zu können.

Was der Wortlaut des von ihm am 18. Juni 1850 unterfertigten, den Akten beiliegenden Diensteides von ihm verlangte: „Seiner Majestät dem Kaiser treu und gehorsam" zu sein, sein Amt „nach bestem Wissen und Gewissen" zu versehen, stets „das Beste des Staates und des Volksunterrichtes" im Auge zu behalten, Nachteil und Schaden, welcher dem Staate, dem Unterrichte, der Religion oder der Sittlichkeit erwachsen könnte", nach Kräften abzuwenden, dem Lehrstande „mit Achtung und Wohlwollen" zu begegnen und ihn „zur Erfüllung seiner hochwichtigen Bestimmung hinzuleiten, sowie auf unparteiliche, gerechte und gewissenhafte Beurteilung und Behandlung der Jugend" hinzuwirken — das gelobte er freudig und leichten Herzens, denn er hätte ja auch ohne Rücksicht auf den bindenden Schwur niemals im entgegengesetzten Sinne zu

handeln vermocht. Nach den Instruktionen hatte Stifter die Interessen der Schule bei der obersten politischen Landesstelle zu vertreten, sich eine genaue Kenntnis des Volksschulwesens im Lande zu verschaffen, sich von Zeit zu Zeit persönlich von dem Zustande der Schulen zu überzeugen, der religiösen und sittlichen Erziehung der Jugend ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, den Lehrern mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, sowie Berichte zu erstatten und Vorschläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzustellen.

Mit der frohen Zuversicht, kraft der ihm verliehenen Machtvollkommenheit binnen kurzem ein bedeutendes, segensreiches, reformatorisches Werk durchführen zu können, das gar bald in anderen Ländern Nachahmung finden müßte, ging er fast ungestüm ans Werk. Schien doch in der Tat das Amt „Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht". Zunächst war er bestrebt, die für einen gedeihlichen Unterricht unerläßlichen äußeren Bedingungen zu schaffen, und er wendete daher seine erste Fürsorge den Schulbauten zu, welche er bei seinem Amtsantritte in einem beklagenswerten Zustande vorfand. „In Nieder-Thalheim bei Schwanenstadt," so äußerte er sich selbst in einem Berichte, „in einer sehr fruchtbaren Gegend, fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Da Verhältnisse von der hier geschilderten Art in Ober-Österreich damals keineswegs zu den Seltenheiten gehörten, so fand Stifter ein reiches Feld für eine ersprießliche Tätigkeit vor. Zunächst schien auch das Glück seine Unternehmungen zu begünstigen. Bezüglich des Schulhauses von Nieder-Thalheim waren während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren vergebliche Unterhandlungen gepflogen worden; durch des Dichters leutselige Art und durch seine eindringliche Überredungskunst wurden sie nun rasch zu Ende geführt, und bald stand ein schmucker Neubau an der Stelle der einsturzdrohenden Schulruine. Ähnliches glückte ihm auch an anderen Orten, und gar oft geschah es, daß eine Gemeinde, von Stifter unermüdlich dazu angeeifert, freiwillig einen

größeren und stattlicheren Bau aufführen ließ, als dies nach den gesetzlichen Bestimmungen erforderlich gewesen wäre. In einer leider unvollendeten Schrift über Volksschulen äußerte sich der Dichter selbst hocherfreut im Hinblicke auf die allenthalben munter emporstrebenden Neubauten: „Wäre es nur noch ein paar Jahre so fortgegangen, so wäre in ganz Ober-Österreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr gewesen." In derselben Schrift spricht er von einer Unterredung über Volkserziehung mit dem allmächtigen Staatskanzler: „Ich habe einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?" Ich erwiderte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all' den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüte und Macht haben sie noch obendrein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewig blinden Wechsel von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, sondern wer glaubt, daß sie sich entwickeln solle, wie alles sich entwickelt, der wird überzeugt sein, daß einer der wichtigsten Faktoren in dieser Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demselben Punkte beharren könne, und unausgesetzt die höchste Beachtung der Staatsmänner verdiene."

Überaus förderlich für Stifters segensvolles Wirken war es, daß der Statthalter von der gleichen Liebe zur Schule beseelt war, wie er selbst, und daß ihn der damalige, wissenschaftlich hochgebildete Referent in Schulsachen Statthaltereirat von Fritsch mit vollem Verständnis und mit unermüdlicher Bereitwilligkeit unterstützte. Mit einem umfassenden Blicke für das Allgemeine, Wesentliche und Bedeutungsvolle ausgestattet, war Stifter ein entschiedener Feind der Methode, alles mit kleinlichen, bindenden Vorschriften regeln und lenken zu wollen. „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln," sagte er oft, „und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern n u r d u r c h M e n s c h e n, d i e s c h o n e t w a s s i n d; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." — Als er in diesem Geiste auf die ihm unterstellte Lehrerschaft einzuwirken versuchte, mußte er freilich gar bald erfahren, daß von den Volksbildnern der damaligen Zeit die wenigsten unterrichtet, einsichtsvoll und strebsam genug waren, um seine Ideen erfassen zu können und sich opferwillig in den Dienst

derselben zu stellen. Aber er ließ sich durch die Enttäuschungen, die er erlitt, nicht abschrecken und je weniger Entgegenkommen er fand, desto eifriger wurden seine Bemühungen. Seine Briefe sind stets voll der froheſten Hoffnungen: „Gott gebe Gesundheit für mich und Heil für Österreich; dann arbeite ich gern und freudig und trage, wenn auch einer der unbedeutendsten Schreiber unseres Vaterlandes, zum anbrechenden Morgenrote Österreichs bei. Mein Amt freut mich sehr, und ich hatte schon manche sehr dankbare Momente . . . . . . Wenn ich auch schon fünfzehn Jahre immer über schlechten Unterricht klagte, so ist seit einem Jahre die Sehnsucht, Volk und Jugend zu heben und zu bilden, zum herrschenden, innigsten Gefühle in mir geworden . . . . . Ich arbeite mit leichtem, reinem Herzen, und unser jetziger Statthalter muntert mich dazu sehr auf. Die erste Zeit meines Amtes hatte ich wenig Muße, jetzt ist aber der Gang geregelter und, was die Hauptsache ist, das Gemüt beruhigter. . . . Ich gehe täglich schon vor 8 Uhr in mein Amt, wo ich in der tiefsten Stille, ehe die anderen kommen, dichte, und wenn dieses süße Tagewerk getan ist, kommt das ebenfalls nicht saure der Schulenschreiberei bis 2 Uhr."

Die Zeit der goldenen Jugend und Unabhängigkeit war nun freilich vorüber — und so sehr Stifter sein Amt liebte und in treuer, eifriger Pflichterfüllung süße Befriedigung fand, so überkam ihn doch oft die Erinnerung an die vergangene Zeit wie leises Mahnen an einen versunkenen Schatz. Da kam mit der definitiven Bestätigung im Amte wieder neue anspornende Freude in sein Haus. Der Statthalter (der Wortlaut der betreffenden Aktenstücke ist in der bereits oben erwähnten Abhandlung über Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn unverkürzt wiedergegeben) sprach sich in höchst anerkennender Weise über die Amtstätigkeit des Dichters aus und da auch der Minister Graf Thun sich dieser günstigen Auffassung vollinhaltlich anschloß, so konnte am 23. April 1855 amtlich nach Linz berichtet werden.

„Nach einer Mittheilung des Ministeriums für Kultus und Unterricht geruhten Seine k. k. apost. Majestät mit a. h. Entschließung vom 5. Februar 1855 zum wirklichen Schulrathe in Österreich ob der Enns den provisorischen Schulrath Adalbert Stifter mit der Einreihung in die Gehaltsstufe von 1800 fl. allergnädigst zu ernennen . . . . "

Die durch die erlangte Definitivstellung und durch die ein Jahr vor dieser Beförderung erfolgte Verleihung des Franz Josef-Ordens in der Brust des dankerfüllten Dichters erweckte Freude war nebst dem Entzücken, welche eine im Juni des Jahres 1857 unternommene Urlaubs-

reise an das Meer ihm gewährte, die letzte Glücksempfindung in seiner von da ab durch schwere Schatten verdüsterten amtlichen Laufbahn.

Als der von der einzigen größeren Reise seines Lebens heimgekehrte Dichter wieder die Tür seiner Amtsstube hinter sich zudrückte, war es ihm, als schlössen sich finstere Kerkermauern, um ihn lebendig zu begraben. Er hatte ein einziges Mal einen erstaunten Blick in die Glanzfülle der Welt tun dürfen; er hatte beglückt empfunden, wie die Schwingen seines Geistes sich regten; die Ahnung, ja fast die Gewißheit hatte sich aufgetan, was er den Menschen hätte bieten können, wenn Freiheit und Unabhängigkeit sein Los gewesen wäre. Ja, wenn es ihm doch wenigstens hätte gegönnt sein dürfen, in seinem Amte wahrhaft reformatorisch zu wirken, wenn er seinen Ideen unbehindert hätte Raum schaffen, die Volksbildung wirklich mit einem Machtrucke hätte fördern können. Aber er mochte sich bemühen, wie er wollte, überall trat ihm die Unzulänglichkeit hindernd in den Weg. Bald mußte er sich eingestehen, daß er nichts anderes sei als ein kleines, unbedeutendes Rad im staatlichen Getriebe, unfähig, den Gang des großen Uhrwerkes wesentlich zu beschleunigen; wollte er in dem Mechanismus nicht störend empfunden werden, so hatte er sich zu gedulden, bis langsam ein Zahn in den anderen eingriff. Kaum der Minister hätte in einem Menschenalter durchzusetzen vermocht, was der Dichter binnen wenig Monaten im Sturm zu erobern gedachte. Was man aber von ihm erwartete, und was seine Amtsobliegenheit ihn auszuführen zwang, das konnte seinen Feuergeist nicht befriedigen. Das Eintönige, das Kleinliche, das Maschinenmäßige des Bureaudienstes widerte ihn an, und das meiste von dem, was für die ruhige Abwicklung der Amtsgeschäfte unentbehrlich ist, empfand er als einen schnöden Mißbrauch seiner Kräfte. Zu spät sah er nun wirklich ein, was er in seiner Jugend nur instinktiv gefühlt hatte: zum Staatsdienste besaß er in Wahrheit nicht die geringste Eignung.

Stets der herrlichen Zeit seiner früheren Unabhängigkeit gedenkend, peinigt ihn das Bewußtsein, daß er berufen gewesen sei, Dichtungen hervorzubringen, welche neben den größten Meisterwerken Bestand hätten, und oft drängt es ihn, alles bei Seite zu lassen und rastlos fortzuarbeiten, „so lange das tiefe, innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe die Asche des Alters auf die erloschenen Kohlen fällt“ — „aber,“ so ruft er in schmerzlicher Erbitterung aus, „was muß ich jetzt tun? — Dort trinkt ein Schulmeister Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrersköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — u. s. w. u. s. w., und ich muß diese Dinge bearbeiten!“

„Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet," schrieb er am 23. März 1852 an Luise Baronesse von Eichendorf, „schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemütes, liebte überhaupt die Menschen, — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. Leider kann ich nicht mehr so einfach dem Reiche des Schönen leben wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerseits wirkliches Gutes zur Verbesserung heranwachsender Geschlechter vollbringen möchte, und weil ich andrerseits einer sehr geliebten Gattin bei den ungewissen Weltzuständen und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas sicheres Auskommen verschaffen möchte — da, sage ich, dieses Amt teils die Zeit, teils die reine, edle Stimmung raubt, die mich sonst so beglückte. Ich weiß jetzt erst, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines sehr einfachen, aber sehr guten Weibes in Beschäftigung mit lauter schönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt ist es anders."

Das Amt wurde für Stifter bald die drückendste Fessel.

„Lieber, teuerster Freund," schrieb er am 13. Mai 1854 an Gustav Heckenast, „wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt.

Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Teilnahme des Herzens abtun, zu welch' schönem Grad' der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug tun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten dauern und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein tiefer, heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien d'rein,

ihnen muß von amtswegen und auf Befehl der Menschen, die sie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große ist dahin. Glücklich die Menschen, die diesen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, sie kennen das Höchste des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich sonst auch das Göttliche hergeben müßte. Hätte ich mein ruhiges Leben (im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken), dürfte ich nichts anderes tun, als mit Großem, Reinem, Schönem mich beschäftigen, Vormittags schreiben, Nachmittags zeichnen, lesen, Wissenschaften nachgehen, und Abends mit manchem edlen Freunde oder in der Natur oder in meinem Garten sein — — aber ich darf nicht daran denken, sonst ergrimmt der Gott im Menschen, wie Jean Paul sagt. — Seine Majestät, unser trefflicher Kaiser, hat mir den Franz Josefs-Orden geschickt; wüßte er, wie er mich mit so wenig, daß es ihm nichts ist, beglücken könnte, wenn er mir, wie Augustus dem Virgil, wie ein kleiner Fürst dem hohen Goethe, die Muße gäbe, schaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tausende reiner Herzen würden vielleicht noch in späten Tagen davon sprechen, mein Gemüt würde in desto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachstreben, wie Goethe seinem Fürsten nicht mit Geschäften des geheimen Rates, aber mit ewigen Meisterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Goethe, aber einer aus seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweise, und wer weiß, ob sie nicht mithelfen, einmal einen großen unendlichen Geist, der höher ist als Goethe, Schiller und alle, in seiner Jugend von dem Ekelen, Widerwärtigen, Zerrissenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um so früher Raum geben, zu seinen Schöpfungen zu schreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt sein werden. Sie tun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wissen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch sagen, wie mir im Herzen ist. Einmal werden es auch Andere wissen, wer weiß, ob dieser Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es so gewesen ist, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade so tun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich diese Klagen schreibe; sie erleichtern, und ich sage sie nicht zu Jedem. Sie sind meinem Streben vertraut, und sind mein Freund, dies gibt die Erklärung. — Den Leuten hier könnte ich nichts der Art sagen; denn sie hielten mich, wenn ich über ein Amt klage, um das sie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt."

Nicht nur Mißhelligkeiten aller Art brachen des Amtes halber über den zu einer bureaukratischen Laufbahn gänzlich ungeeigneten Dichter herein, auch herbe Kränkungen blieben ihm nicht erspart.

So wurde ihm wegen eines Zerwürfnisses zwischen Direktion und Lehrkörper die Inspektion der Linzer Oberrealschule abgenommen, ohne daß er sich bei dem Vorfalle irgend eines Verschuldens bewußt gewesen wäre.

„Fünf Jahre," schrieb er am 22. Dezember 1856 an Heckenast, „habe ich ohne Entgelt für die Realschule nach besten Kräften gesorgt (mein nächster Chef, unser Statthalter, hat es sehr warm anerkannt), und im sechsten wird mir die Inspektion abgenommen. Weniger die persönliche Kränkung, viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernst, wer weiß, ob nicht solche Dinge sehr häufig im Staatsleben vorkommen und von ihm unzertrennlich sind."

Welche tief einschneidenden, zerrüttenden Qualen Stifter, an die hemmende und niederdrückende Fessel eines ungeliebten Amtes geschmiedet, erduldete, vermag ein in die Begriffe des Alltagslebens eingewohntes Gemüt kaum zu erfassen; oft mag sein Herz in unsäglichem Weh geblutet haben, wenn er seiner verlassenen Muse gedachte, nutzlosen Frohndienst verrichtend, und jene Stimmung war ihm gewiß nicht fremd, welcher Hilscher in ergreifenden Worten Ausdruck verleiht:

„Ein Fremdling muß ich unter Fremden stehen
Und, mißverstanden oder ganz verkannt,
Ihr abgeschmacktes, schales Treiben sehen,
Fort aus dem Kreis der Besseren gebannt;
Muß ängstlich ringen mit gemeinen Sorgen,
Wie leid'ge Lüge flieh'n der Hoffnung Wahn,
Mit frischer Kraft erwachen jeden Morgen
Um ausgemüdet dumpfem Schlaf zu nahn."

Daß Stifter diese Gefühle kannte, davon gibt der verzweifelte Unmut unwiderlegbares Zeugnis, der in einem Briefe an Heckenast vom 29. Feber 1856 zu bitterer Wehklage losbricht: „Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht! Oft — oft sagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umsonst gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen sich im Haupte, sie pochen und drängen zur Ausführung; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommnisse, und die Kläglichkeit der Menschen, mit denen ich zu tun habe, und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit

der Stimmung. Vielleicht wird man einmal diesen Brief lesen, und die im Mutterleibe getöteten Kinder bedauern, dann wird es zu spät sein, wie es bei Kepler zu spät war und wie es bei Mozart zu spät war. Ich bin kein Kepler und kein Mozart; aber wenn meine bisher veröffentlichten Arbeiten etwas wirkten, so bin ich doch etwas; denn ich weiß es, daß diese Arbeiten mein Mindestes sind, und daß Tieferes in der Seele schlummert, das nur nicht erweckt werden kann, weil es mit holden Stimmen und göttlichen Klängen gerufen werden muß, jetzt aber nur mißtönige Fuhrmannslaute ihm in die Ohren kreischen. Sie werden mich nicht höhnen, wenn ich Ihnen sage: oft möchte ich bitterlich weinen . . . ."

Beschränktheit, Starrsinn, Übelwollen und Zaghaftigkeit vereitelten des Dichters beste Absichten; seinen Berichten und Vorschlägen wurde nicht die gebührende Bedeutung beigelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal," schreibt er am 24. August 1859 an Heckenast, „Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegenteil mich schweigend fügen und es fördern muß."

Inzwischen waren die „Kindergeschichten" vorgeschritten. Stifter versprach bereits zwei Bändchen derselben bis Juli 1850 an Heckenast einzusenden. Aber da er mit gewohnter Langsamkeit und Bedächtigkeit fortarbeitete, so geschah es, daß er im Juli 1851 noch immer nichts gesendet hatte, und in einem Briefe an Heckenast denselben auf den Herbst vertrösten mußte; aus dem Herbste wurde Winter und erst anfangs 1852 gingen die „Bunten Steine" zum ersten Male an den Verleger ab. Stifter war aber viel zu sorgsam und zu ängstlich, als daß er das Manuskript gleich nach der ersten Abschrift hätte drucken lassen. Heckenast mußte das ganze Werk, nachdem er es in der Handschrift gelesen hatte, was er mit unverhohlenem Entzücken tat, an den Verfasser zurücksenden, der nun jede Erzählung einzeln durchkorrigierte und zur Herstellung des Satzes nach Pest schickte.

Wenn der Druck der äußeren Verhältnisse schwer auf seiner Seele lastete, suchte und fand er Erheiterung am Schreibtische. Sogar über körperliche Leiden hob ihn die alles verklärende Macht der Dichtung empor. „Dann griff ich noch zu einem anderen Heilmittel," schreibt er an Heckenast, „das alle Heilerfahrenen verdammt hatten, dessen labsal-

bringende Wirkung ich aber recht gut kannte — das Dichten. Das, wovon sie sagen, es greife am meisten die Nerven an, wiegte sie bei mir in selige Wonne."

* * *

Im Jahre 1850, sechs Jahre nachdem Heckenast die ersten Bände der „Studien" der Lesewelt vorgelegt hatte und zehn Jahre nach dem ersten Auftreten Stifters in der Wiener Zeitschrift, erschienen die beiden letzten Bände dieses Sammelwerkes mit den Erzählungen: „Der Hagestolz", „Der Waldsteig", „Zwei Schwestern" und „Der beschriebene Tännling".

Es ist das Bild eines verfehlten, düsteren Lebens, das der Dichter im „Hagestolz" vor uns aufrollt.

Der Oheim, herb, rauh, dornig nach der Außenseite, weich, liebevoll, feinfühlig im Inneren, ist eine markig aus dem Leben gegriffene Figur. Daneben taucht in wirksamem Gegensatze Viktors blühende, unschuldsvolle Erscheinung empor, in frischen Farben leuchtend. Hier der Greis, der dem Dasein unmutig den Rücken kehrt, und die einzige Hoffnung auf das erlösende Grab setzt, vor dem ihn doch auch wieder schauert, dort der aufstrebende Jüngling, der den ersten Schritt tut im Leben, gehalten von den Armen des „schönen, wilden, entsetzlichen, rätselhaften Ungeheuers, das die Menschen Welt nennen".

Der in seinem von der Einsamkeit eines abgeschiedenen Gebirgssees umlagerten Inselhause in tiefster Weltabgeschiedenheit lebende alte Oheim hatte einst in jungen Jahren Viktors Ziehmutter Ludmilla geliebt, ihre Neigung aber nicht erringen können, da ihr Herz dem Bruder des Oheims, Viktors Vater, zugewendet war. Dieser aber ging in der Ratlosigkeit seines unsteten Gemütes eine Ehe ein, zu deren Abschlusse er sich verpflichtet glaubte; er starb früh und Ludmilla, welche mittlerweile Witwe geworden war, nahm Viktor als Ziehsohn in ihr Haus auf. In der sorgsamen Pflege seiner Ziehmutter und als froher Gespiele ihres einzigen Kindes Hanna wächst Viktor zu einem herrlichen, hoffnungsfreudigen Jüngling heran, in welchem die alternde Frau das vollendete Ebenbild des einstigen Geliebten hütet.

Nach der Neigung unseres Dichters, zuerst das Gewordene aufzuzeigen, und dann erst, in die Vergangenheit weisend, das Werden zu enthüllen, wird die Erzählung mit einem Gegenbilde eingeleitet, das uns auf der einen Seite Viktor voll Heiterkeit und Frohsinn im Kreise

munterer Freunde entgegenführt, wobei das schwärmerische Brausen und Schäumen der Jugend prächtig dargestellt ist, während auf der anderen Seite die finstere Gestalt des verlassenen Greises vor uns auftaucht.

„Weil er kein Weib gehabt hatte, saß keine alte Gefährtin neben ihm auf der Bank, so wie an allen Orten, wo er vor der Erwerbung des Inselhauses gewesen sein mag, nie eine Gattin bei ihm war. Er hatte nie Kinder gehabt und nie eine Qual oder Freude an den Kindern erlebt, es trat daher keines in den Schatten, den er von der Bank auf den Sand warf. In dem Hause war es sehr schweigsam, und wenn er zufällig hineinging, schloß er die Thüre selbst, und wenn er herausging, öffnete er sie wieder selbst. Während die Jünglinge auf ihrem Berge emporgestrebt waren und ein wimmelndes Leben und dichte Freude sie umgab, war er auf seiner Bank gesessen, hatte auf die an Stäbe gebundenen Frühlingsblumen geschaut, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenschein hatten um ihn gespielt. Als die Jünglinge nach Vollbringung des Tages auf ihr Lager gesunken und in Schlummer verfallen waren, lag er auch in seinem Bette, das in einer wohlverwahrten Stube stand, und drückte die Augen zu, damit er schlafe."

Da der Oheim in einer verspäteten Regung seines Gemütes den Neffen vor dessen Eintritt in den Staatsdienst gerne einmal sehen möchte, so macht sich Viktor auf den Weg nach dem stillen Gebirgssee. Die Wanderung durch Feld und Wald, durch Schluchten und über Bergeshöhen, sowie die nach vieltägigem Marsche das jugendliche Herz bestürmenden Eindrücke auf der von blühender Romantik umhegten Insel zeigen Stifters glänzende Meisterschaft der Schilderung auf der gewohnten Höhe. Der Jüngling trägt den Abschiedsschmerz, welchen er aus dem sanften Hause seiner Kindheit mitgenommen hatte, unerkannt mit sich in die Ferne. „Die Welt wurde immer größer, wurde glänzender und wurde ringsum weiter, da er vorwärts schritt — und überall, wo er ging, waren tausend und tausend jubelnde Wesen." — Endlich umfängt ihn das Hochgebirge mit seinen „riesigen, hohen Lasten" und mit seinem „sehnsuchtsreichen Blau", er gelangt in struppigen, undurchsichtigen Nadelwald, welchen bergwärts herabgehende „erstarrte Steinströme" durchziehen und an dem Dämmern mächtiger „Schleiermauern", an denen Schneeflecken sich wie „weiße Schwäne" in die Spalten ducken, hinabschreitend, führt ihn sein Weg an das Ufer des geheimnisvollen Sees, wo ein „Getümmel von Lichtern und Farben" herrscht. Im abendlichen Dahinzittern der „emsigen Klänge" des Glöckleins aus der Hul bringt ihn ein Fährmann zur Inselklause, welche einst von zahlreichen Mönchen bewohnt

war, lange bevor sie der letzte Ruhesitz seines weltflüchtigen Oheims geworden. Auf engem Raume häufen sich hier die mit sorgsamem Bedacht ausgesuchten Redewendungen und bildlichen Vergleiche, wodurch die Schreibart gedrängt plastisch und in einem Grade anschaulich wird, daß die Erscheinungen fast greifbar vor uns stehen. Die geheimnisvolle Gewalt des Schilderers der „Narrenburg", welche Trümmer und Ruinen reden macht, tritt in der Wanderung durch die phantastischen Irrgänge der Zauberinsel machtvoll hervor. „Die Bäume waren so hoch und dicht, daß der Boden unter ihnen feucht war und das Gras sich mit dem schönsten, zartesten Grün färbte. Viktor gelangte zu einem Gebäude, dessen hohes breites Tor verschlossen und eingerostet war. Ueber dem Bogen des Tores standen die steinernen Zeichen geistlicher Hoheit, Stab und Inful, nebst den anderen Wappenzeichen des Ortes. Am Fuße des Bogens und des ganzen Holztores war weiches, dichtes Gras, zum Zeichen, daß hier lange kein menschlicher Tritt gewandelt war. Viktor sah, daß er durch diese Pforte nicht in das Gebäude kommen konnte, er ging daher an demselben außen entlang und betrachtete es. Das Mauerwerk war ein aschgraues Viereck mit fast schwarzem Ziegeldache. Die überwuchernden Bäume der Insel waren hoch darüber hinausgewachsen. Die Fenster hatten Gitter, aber hinter den meisten derselben standen statt des Glases graue, vom Regen ausgewaschene Bretter. Es war wohl noch ein Pförtchen in dieses Haus, aber dasselbe war wie der Haupteingang verrammelt. Weiter zurück war eine hohe Mauer, welche wahrscheinlich den ganzen Zusammenhang von Gebäuden und Gärten umschloß. In einem ausspringenden Winkel dieser Mauer lag der Klostergarten, von dem aus Viktor die zwei dicken, aber ungewöhnlich kurzen Türme der Kirche erblickte. Die Obstbäume waren sehr verwildert und hingen häufig zerrissen darnieder. Einen Gegensatz mit dieser trauernden Vergangenheit machte die herumstehende blühende, ewig junge Gegenwart. Die hohen Bergwände schauten mit der heiteren Dämmerfarbe auf die grünende mit Pflanzenleben bedeckte Insel herein, und so groß und so überwiegend war ihre Ruhe, daß die Trümmer der Gebäude, dieser Fußtritt einer unbekannten menschlichen Vergangenheit, nur ein graues Pünktlein waren, das nicht beachtet wird in diesem weithin knospenden und drängenden Leben. Dunkle Baumwipfel schatteten schon darüber, die Schlingpflanze kletterte mauerwärts und nickte hinein, unten blitzte der See, und die Sonnenstrahlen feierten auf allen Höhen ein Fest in Gold- und Silbergeschmeide .... Viktor wandelte auf dem offenen Platze vorwärts gegen den See, um von dem Felsenufer, wenn hier auch eins wäre, in das

Wasser hinabzuschauen. Es war ein Felsenufer und zwar, da er am äußersten Rande draußen stand, ein häuserhohes. Unten säumte das Wasser sanft den Strand, gegenüber stand die Grisel mit freundlichem Bergfuße, der seine weißen Steine und seine schimmernden Dinge im Wasser spiegelte. Und wenn er auf die Bergmauern ringsum schaute, an denen das Wasser dunkel, reglos und faltenlos lag, so war ihm wie in einem Gefängnisse und als sollte es ihm hier beinahe ängstlich werden. Er versuchte, ob nicht eine Stelle zum Hinunterklettern an das Wasser zu finden wäre, aber die von Regen und Sturm gepeitschte Wand war glatt wie Eisen, ja sie ging sogar gegen das Wasser zu einwärts und überwölbte sich. — Als er hier wieder eine Weile gestanden war, ging er längs des Saumes dahin, bis er an die Einfangungsmauer an der Seite des Klosters käme. Er kam dahin, und die Mauer stieg mit glattem Rande fallrecht in das Wasser nieder. Dann wendete er um, und wandelte wieder an dem Saume fort, bis er neuerdings an die Mauer an der dem Kloster entgegenliegenden Seite käme. Aber ehe er dahin gelangte, traf er etwas anderes. Es stand eine gemauerte Höhlung da, wie die Tür eines Kellers, die hinter sich abwärts gehende Stufen zeigte. Viktor meinte, dies könnte eine Treppe sein, die zum See hinabführe, um etwa Wasser heraufzuholen. Sogleich schlug er den Weg hinab ein, der in der Tat wie eine überwölbte Kellerstiege war, und auf unzähligen Stufen niederführte. Er gelangte wirklich an das Wasser, aber wie erstaunte er, als er statt eines armen Schöpfungsplatzes, wie etwa zum Begießen der Pflanzen nötig wäre, einen wahrhaften Wassersaal erblickte. Da er aus dem Dunkel der Treppe herauskam, sah er zwei Seitenwände aus großen Quadern in den See hinauslaufen, steinerne Simse an ihren Seiten führend, daß man auf ihnen neben dem Wasserspiegel, der den Fußboden der Halle bildete, hin gehen konnte. Oben war ein festes Dach, die Mauern hatten keine Fenster, und alles Licht kam durch die gegen den See gerichtete Wand herein, die ein Gitter aus sehr starken Eichenbohlen war. Die vierte, nämlich die Rückwand, bildete der Fels der Insel. Das Bohlenwerk hatte mehrere Türen zum Hinausfahren in den See, aber sie waren alle verschlossen, und die Balken gingen unersichtlich tief in




Porträt Adalbert Stifters. Nach einer Bleistiftzeichnung von Karl v. Binzer aus dem Jahre 1849.

das Wasser hinab. Viktor blieb stehen und sah in die grünblinkenden Lichter des Sees, die zwischen den schwarzen Balken des Eichenholzes herein schienen . . . .“

Die hier angeführte Stelle, welche den Leser mitten in die durchaus ungewöhnliche Gegend versetzt, wo der Gang der Erzählung sich abspinnt, verrät deutlich, mit welcher wahrhaft virtuosen Geschicklichkeit Stifter, den bereits erprobten Vorgang aus dem „Heidedorf“ und aus der „Narrenburg“ einhaltend, die Naturbetrachtung zum Erlebnis gestaltet. Die bloße Beschreibung, wäre sie noch so farbenreich und glänzend, müßte bei der Vorliebe des Dichters für die gewissenhafte Berücksichtigung der kleinsten Einzelheit auf die Dauer ermüdend wirken, liefe sie als ein Selbständiges losgelöst neben den Geschehnissen einher. Stifters eigenes feines Kunstgefühl, vielleicht zum Teile auch noch geschärft und gesteigert durch die harten Äußerungen mancher zeitgenössischen Kritiker, erkannte sehr genau die Klippe, welche gerade für seine besondere Eigenart eine stetige Gefahr blieb, und er hat sie in den besten seiner Arbeiten auch zu umsteuern gewußt. Eines der vorzüglichsten Beispiele dafür bietet der „Hagestolz“, in welchem der Landschaftsmaler an keiner einzigen Stelle den Erzähler verdrängt, und wo die lebensvolle Schilderung zugleich auch spannende und weiterleitende Handlung ist.

Der Empfang, welchen Viktor im Hause seines wortkargen, verknöcherten Oheims findet, ist wenig einladend. Statt jeder Begrüßung wird an der Wahrheit seiner Aussage gezweifelt, daß er, wie von dem Oheim verlangt worden war, den ganzen Weg bis zum See zu Fuße gekommen sei, und sodann ergeht, bevor ihm noch das Gitter zum Einlaß geöffnet wird, die Aufforderung an ihn, seinen treuen Hund im See zu ertränken. Erst als Viktor voll Entrüstung erklärt, unter solchen Umständen das Haus nicht betreten zu wollen, und die Nacht lieber im Freien zuzubringen, wird ihm gestattet, den Spitz bei sich behalten zu dürfen. Beim Lampenlichte in der einsamen Speisestube betrachtet Viktor den hageren, verfallenen Mann, welcher sein nächster Blutsverwandter ist, und den er früher niemals gesehen hatte. „Die Züge drückten kein Wohlwollen und keinen Anteil aus, sondern waren in sich geschlossen, wie von einem, der sich wehrt und der sich selber unzählige Jahre geliebt hat. Der Rock schlotterte an den Armen und von dem Kragen desselben ging der rötliche runzlige Hals empor. Die Schläfen waren eingesunken und das zwar noch nicht völlig ergraute, aber aus vielen mißhelligen Farben gemischte Haar war struppig um dieselben herum, niemals seit es wuchs von einer liebenden Hand gestreichelt. Der Rockkragen war an seinem

oberen Rande sehr schmutzig und an dem Ärmel sah ein gebauschtes Stück Hemd hervor, das ebenfalls schmutziger war, als es Viktor je bei seiner Ziehmutter gesehen hatte. Und überall waren leblose oder verdorbene Dinge um den Mann herum. Es befanden sich in dem Zimmer eine Menge Gestelle, Fächer, Nägel, Hirschgeweihe und dergleichen, an welchen allen etwas hing und auf welchen allen etwas stand. Es wurde aber mit solcher Beharrung gehütet, daß überall der Staub darauf lag und daß sich vieles schon jahrelang nicht vom Platze gerührt hatte ....“

Neben dem argwöhnischen, unwirschen Sonderling verlebt Viktor eine Reihe ungemütlicher, lichtloser Tage. Er fühlt sich umsomehr als Gefangener, da niemals ein fremdes Schiff von der Insel aus zu sehen ist, und da der Oheim des Neffen Bitte, ihn in die Hul überführen zu lassen, höhnisch abgeschlagen hat. Aus diesem Grunde kommt es zwischen beiden zu einer überaus heftigen Auseinandersetzung, in deren Verlaufe Viktor dem Greise mit vor Erregung bebenden Lippen die Worte zuruft: „Nein, Oheim! Das können Eure Anstalten nicht fügen, was Ihr beliebig wollt; denn ich gehe und stürze mich gegen den See hinunter, daß sich mein Körper zerschmettert.“ „Tue das, wenn Du die Schwäche besitzest,“ war die gleichgültige Antwort. — Von nun an betrachtet sich der Jüngling jeder Rücksicht gegen den Greis entbunden, er erscheint im Hause nur zu den Mahlzeiten, welche im tiefsten Schweigen verzehrt werden, und verbringt den ganzen Tag draußen im engen Umkreise der Insel. Allmählich bemerkt er, daß er freier und vertrauensvoller behandelt wird. Er kann durch das eiserne Gittertor beliebig aus- und eingehen, er findet die Bohlen geöffnet, wodurch ihm zu seiner größten Freude das freie Schwimmen im See ermöglicht ist, er darf den Spitz, den er immer an der Leine hinter sich her gezerrt hatte, frei umherlaufen lassen und er wird Nachts nicht mehr in sein Schlafzimmer eingeschlossen, wie dies zu Anfang der Fall war. Durch wechselseitiges Entgegenkommen bahnt sich zwischen dem alten Manne und seinem unfreiwilligen Gast allmählich wieder ein Verkehr an. Da endlich der Tag herannaht, an welchem Viktor nach dem für ihn ausgestellten Bescheide sein Amt antreten soll, erfährt er zu seiner größten Verwunderung, daß der Oheim für ihn einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erwirkt habe. Dieser Umstand und verschiedene Andeutungen des alten Mannes machen es immer deutlicher, daß eine unausgesprochene tiefe Zuneigung das greise Herz bewege, welches unter dem Drucke der selbstgewählten Einsamkeit schon halb verschmachtet war. Viktor aber fühlt sich durch die neuen Wahrnehmungen nur noch mehr beklommen, so sehr ihn auch die Hilflosigkeit, die ihn fast bittend anspricht, mit Rührung

erfüllt. So geht wieder eine Zeit dahin. Endlich an einem gewitterschweren Abend tritt der Oheim vollends aus sich heraus und redet offen zu Viktor: „Ich werde Dich nun doch bald fortlassen. Es ist zuletzt doch alles vergeblich — Jugend und Alter taugen nicht zusammen. Mir sagte schon immer die heimliche Stimme: Du wirst es nicht erreichen, daß sein Auge auf Dich schaut, Du wirst das Gut seines Herzens nicht erlangen, weil Du es nicht gesäet und gepflanzt hast .... Dir mag manches herbe erscheinen, dessen Ziel und Ende Du nicht begreifst. Ich wollte Dich sehen, weil Du einmal mein Geld erbst, und ich wollte Dich deshalb lange sehen. Ich mußte Dich allein haben und festhalten. Ich mußte Dich in die Sonne und in die Luft hervorreißen, sonst wirst Du ein weiches Ding, wie Dein Vater. Daß ich Dich so festgehalten habe, mußte sein; wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewalttat schleudern kann, der vermag auch nicht von Urgrund aus zu wirken und zu helfen. Du weisest bei Gelegenheit die Zähne und hast doch ein gutes Herz. Das ist recht. Du wärest endlich doch ein Sohn geworden, es hätte Dich hingerissen, mich zu achten und zu lieben — und wenn Du das getan hättest, dann wären Dir die anderen zahm und klein gewesen, die auch an mir nie bis zum Innern dringen konnten. Aber ich erkannte, daß, bist Du dahin kämest, eher hundert Jahre vergingen, und darum gehe, wohin Du willst, es ist alles aus. — — Ich ließ Dich auch zu dem Zwecke zu mir kommen, daß ich Dir nebst anderem, was Du hier solltest, einen guten Rat gebe, den Du dann beliebig befolgen kannst oder nicht. Höre mich! Du hast also im Sinne in ein Amt zu treten, das sie Dir verschafften, damit Du Dein Brot hast und versorgt bist? — Siehst Du, und ich habe Dir schon einen Urlaub ausgewirkt. Wie nötig mußt Du also sein und wie wichtig das Amt, das unausgefüllt auf Dich warten kann. Du kannst auch in der Tat noch gar nichts leisten, und wenn Du einträtest, so könntest Du höchstens etwas wirken, was niemand frommt und was Dir doch langsam das Leben aus dem Körper frißt. Ich wüßte Dir etwas anderes. Das Größte und Wichtigste, was Du jetzt zu tun hast, ist: heiraten mußt Du! — Eben nicht auf der Stelle, aber jung mußt Du heiraten. Jeder ist um seiner selbst willen da, aber nur dann ist er da, wenn alle Kräfte, die ihm beschieden worden sind, in Arbeit und Tätigkeit gesetzt werden — denn das ist Leben und Genuß — und wenn er daher dieses Leben ausschöpft bis zum Grunde. Und sobald er so stark ist, seinen Kräften allen, den großen und kleinen, nur allen diesen Spielraum zu gewinnen, so ist er auch für andere am besten da; denn Mitleid, Anteil, Hilfreichigkeit sind ja auch Kräfte, die ihre Tätigkeit verlangen. Ich sage Dir sogar, daß die Hingabe seiner selbst für andere — selber

in den Tod — wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gerade nichts anderes ist, als das stärkste Aufplatzen der Blume des eigenen Lebens. — Das Leben ist unermeßlich lang, so lange man noch jung ist. Darum schiebt man auf, stellt dieses und jenes zur Seite, um es später vorzunehmen. Aber wenn man es vornehmen will, ist es zu spät und man merkt, daß man alt ist. — Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat, das über dem Sarge noch fortdauert. Mit meinem Tode fällt alles dahin, was ich als ich gewesen bin. — — Darum mußt Du jung heiraten, und darum mußt Du auch Luft und Raum haben, um alle Deine Glieder rühren zu können. Dafür nun habe ich gesorgt. Ich habe mich daran gemacht, Dein Gut zu retten, das sonst verloren war. Morgen, ehe Du fortgehst, gebe ich Dir die Papiere; denn da ich jetzt das alles gesagt habe, ist es gut, daß Du bald fortgeheſt. — Ich meine, Du sollst ein Landwirt sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gut gewußt haben, wie man es anfangen soll, daß alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden. Du bist mein Erbe, darum möchte ich, daß Du besser tätest, als ich."

In dieser Rede und Ermahnung ist der Grundgehalt der Erzählung ganz und deutlich auseinander gefaltet. Wie an so vielen Stellen seiner Werke spricht das Herz des Dichters aus den Worten, die er seinen Helden sagen läßt. Die Lebensregel, mit welcher der erfahrene Greis den erstaunt aufhorchenden Neffen entläßt, ist an Stifters heimlichen Wünschen genährt worden. Wieder begegnet uns hier, wie schon so oft, der an Haß grenzende Abscheu gegen ein festes Amt, welches „langsam das Leben aus dem Körper frißt", wieder wird der Beruf des Landwirtes, als der der Natur zunächst stehende, verlockend hingestellt, wieder finden wir die Fürsorge für die materielle Unabhängigkeit als köstliche, in der Wirklichkeit ach! so seltene Mitgift bereit, damit es dem Reichbeschenkten sorgenlos verstattet sei, „das Leben auszuschöpfen bis zum Grunde", und wieder wird die höchste Steigerung der Lebensempfindung und die beglückende Gewähr der irdischen Fortdauer auch über die Grenzen des eigenen Daseins hinaus in der fried- und freudevollen, kindergesegneten Ehe dargelegt. Wer, dem ein reicher Oheim mit freigebiger Hand verschwenderische Mittel böte, „nur um seiner selbst willen da sein" zu dürfen, würde den vorgezeichneten Weg nicht mit Begeisterung einschlagen? — Stifter, der, zur selben Zeit in seinem eigenen Haushalte kargend und darbend, sich doch immer gerne im leichterrungenen Glücke der von ihm geschaffenen Gestalten sonnt, läßt den Neffen freudig bewegten Herzens zustimmen. Nach einem weichen, tränenvollen Abschied

zieht Viktor von dannen und kehrt in das Haus seiner Pflegemutter zurück, wo er von der alten Frau und von Hanna mit großem Jubel empfangen wird; er reist hierauf nach des Oheims Wunsche einige Jahre in der Welt umher und führt endlich Hanna zur ewigen Verbindung an den Altar.

Der Dichter, dem von allen Einrichtungen unseres Gesellschaftslebens die Ehe als die wichtigste und segensreichste erschien, bringt, als zum Schlusse des fernen, verkümmerten, alten Mannes in wehmütiger Erinnerung gedacht wird, das beklagenswerte Geschick der Ehe- und Kinderlosigkeit noch einmal zur Sprache. Wer keinen neuen Keim in den Schoß der Erde birgt, wird gleich dem unfruchtbaren Feigenbaume aus dem Garten weggetan. „Dann scheint immer und immer die Sonne nieder, der blaue Himmel lächelt aus einem Jahrtausend in das andere, die Erde kleidet sich in ihr altes Grün und die Geschlechter steigen an der langen Kette bis zu dem jüngsten Kinde nieder: aber er ist aus allen denselben ausgetilgt, weil sein Dasein kein Bild geprägt hat, seine Sprossen nicht mit hinuntergehen in dem Strome der Zeit. — Wenn er aber auch noch andere Spuren gegründet hat, so erlöschen diese, wie jedes Irdische erlischt — und wenn in dem Ozean der Tage endlich alles, alles untergeht, selbst das Größte und das Freudigste, so geht er eher unter, weil an ihm schon alles im Sinken begriffen ist, während er noch atmet und während er noch lebt."

Der „Hagestolz" gehört zu den Meistererzählungen Stifters. Alle Charaktere atmen Leben und Wahrhaftigkeit; sie treten umsomehr heraus, als die Gegensatzwirkung Licht und Schatten steigert. Da steht neben der alten Mutter, die mit ihren Schicksalen und Empfindungen so völlig im reinen ist, daß sie behaupten kann, sie werde nie mehr aus Schmerz eine Träne vergießen, die ahnungsvolle, herzensfrische, jugendfreudige Hanna, neben dem zartsinnigen und doch selbstbewußt kraftvollen Viktor der finstere, scheinbar kaltherzige und rücksichtslose Greis, welchen Stifter selbst einen „grandios düster prächtigen Charakter" nennt. Vielleicht hätte das langsame Emporsteigen der Neigung des Oheims zu Viktor sichtbarer und deutlicher entwickelt werden können: wie sich zuerst sachte und gemach im morschen Herzen ein leises Fühlen regt, dem halberlöschenden Funken in der Asche vergleichbar, und wie dann dieses Fühlen sich allmählich steigert und kräftigt, bis eine Empfindung nach der andern ihre Knospenhüllen abwirft und aus dem geheimen Zug des verwandten Blutes, aus Grämen und Sehnen, aus Wohlwollen, Zutrauen und Achtung die warme Empfindung hervorgeht. Auch das Verhältnis zwischen

Hanna und Viktor ist mit kühler Zurückhaltung behandelt. Anfangs hören wir nichts von dem Mädchen. Dann sagt plötzlich die Mutter zu Viktor: „Ehe Du hinaufgehst, Viktor, höre noch eine Bitte von Deiner Ziehmutter: wenn Du heute oder morgen noch mit Hanna zusammentriffst, so sage ihr ein gutes Wort; es ist nicht recht gewesen, daß Ihr Euch nicht immer gut vertragen habt." Bald darauf folgt jene schöne Begegnung zwischen Hanna und Viktor, welche noch viel zarter und inniger wirken würde, gingen ihr nicht diese gleichsam zur Liebe ermahnenden Worte der Mutter voran. Vortrefflich ist die Insel des Oheims geschildert, abenteuerlich, zaubervoll, reglos, wie ein verschollenes Märchen, einsam schwimmend in der dunklen Flut des Sees, an den Ufern umrauscht von schäumender Brandung. Und wie wunderbar stimmt die düstere Greisenfigur zu der dunklen, verlassenen, schwermütigen Umgebung! Der Stoff deckt sich völlig mit Stifters besonderen Talenten. Denn unter den Menschen sind es vornehmlich jene, auf welche die Leidenschaften noch harren und jene, welche den Leidenschaften schon abgeschworen haben, die sein Griffel am besten bemeistert. Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Matronen sind seine bevorzugten Modelle; der stürmischen Vollkraft des zur Reife drängenden, überschäumenden Lebens weicht er gerne aus. — Der „Hagestolz" hat seinem Verfasser reiche Ehren eingebracht; von vielen wurde er als die „beste deutsche Novelle" bezeichnet. Der Dichter konnte noch die Freude erleben, diese Erzählung unter dem Titel „Le vieux garçon" ins Französische übersetzt zu sehen; leider vermochte die Übersetzung den eigenartigen, tiefpoetischen Reiz des deutschen und deutschempfundenen Originals in keiner Weise wiederzugeben.

* * *

„Der Waldsteig" fällt gegen die erste Erzählung des fünften Bandes der „Studien" etwas ab. Stifter behandelt in dieser Novelle das alte Thema vom eingebildet Kranken; es entspricht ganz der alle Schriften des Dichters durchziehenden Anschauungsweise, daß die Genesung von den zahlreichen Scheinübeln, an welche so viele Doktoren der Stadt vergeblich Zeit und Mühe verschwendet hatten, schließlich durch ein einfaches Landmädchen und durch die herzerquickende Hingabe an die Natur herbeigeführt wird. Diesmal in der ungewohnten Rolle des Humoristen auftretend hat Stifter seine stattliche Galerie seltsamer Sonderlinge um eine anscheinend lustige Spielart vermehrt; aber es ist ihm mit dieser Schöpfung nicht darum zu tun, die erfrischende Munterkeit Jean Pauls zu erreichen,

so ersichtlich er dessen Spuren folgt. Schalkhaft kichernder Humor oder gar laut und ungebändigt hervorbrechende Heiterkeit sind der vornehmen, gemessenen Ruhe seines Geistes fremd; den lächerlichsten Schwächen der Menschen gegenüber wird sich die Gutherzigkeit eines so sanften Wesens mit einem kaum bemerkbaren, innerlich wohlwollenden Schmunzeln begnügen. Das närrische Gehaben des von Jugend auf verschrobenen Städters, welcher seinen Körper von allen erdenkbaren Leiden ergriffen wähnt, wirkt auf den Zuschauer eher komisch als mitleiderweckend. Und doch zeigt uns der Dichter hier eine Figur, die, wie es deutlich erkennbar den Anschein hat, von ihm sehr ernsthaft behandelt wird und auch durchaus ernst genommen werden will. Dadurch erhebt die Lächerlichkeit auf Hochachtung Anspruch und der Humor, welcher — vielleicht sehr zum Leidwesen des Erzählers — von dem Gegenstande untrennbar ist, wird unfreiwillig. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Dichter den Leser gar nicht lachen machen wollte, da es ihm offenkundig nach seiner alten Lieblingsidee um nichts anderes zu tun war, als — allerdings an einem etwas schrullenhaften Beispiel — die unversiegliche Heilkraft der Natur zu erweisen.

Herr Tiburius, von seinem närrischen Vater, von seiner überbesorgten Mutter, von seinem sich ein Erziehungsrecht anmaßenden reichen Oheim und von seinem jede erdenkbare Verkehrtheit anstrebenden Hofmeister zu einem lächerlichen Unding aufgepäppelt, gelangt nach dem Tode seiner Eltern in den Besitz einer unermeßlichen Erbschaft. Da er nach der Art seiner Erziehung weder mit sich noch mit seinem Gelde etwas Ersprießliches anzufangen weiß, ergibt er sich abwechselnd den verschiedensten Liebhabereien, indem er jede einzelne bis zum Alleräußersten treibt. Er geigt unermüdlich Tag für Tag so lange, bis ihm endlich die Musik zum Ekel wird, er malt unverdrossen und füllt alle Räume seiner Wohnung mit Bildern, er legt riesige Sammlungen und eine umfassende Bücherei an. In der eingesperrten Stubenluft kommt sein Körper mit der Zeit sehr herunter, und zum Schlusse fühlt er sich ernstlich krank. Nun schafft er sich mit dem festen Vorsatze, an seiner Heilung zu arbeiten, zahllose Bücher an, welche von der Beschaffenheit und von den Verrichtungen des menschlichen Körpers handeln. „Alle Schriftsteller, die er las, beschrieben seine Krankheit, wenn sie auch nicht überall den nämlichen Namen für sie anführten. Sie unterschieden sich nur darin, daß jeder, den er später las, die Sache noch immer besser und richtiger traf, als jeder, den er vorher gelesen hatte. Weil die Arbeit, die er sich vorgesteckt hatte, sehr umfangreich war, so blieb er bedeutend lange in dem Geschäfte befangen und

hatte keine andere Freude, als die, wenn man das überhaupt eine Freude nennen darf, daß er manchmal seinen Zustand so außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand, als hätte er ihn dem Manne selber in die Feder gesagt. — Drei Jahre hatte er sich behandelt und er mußte zuweilen den Plan der Behandlung wechseln, weil er nach und nach zu einer besseren Einsicht gelangte. Endlich war er so schlecht geworden, daß er alle Merkmale aller Krankheiten zu gleicher Zeit an sich hatte ...." Von einem Doktor der Gegend, der stets in „grobe, ungebleichte, luftige Leinwand" gekleidet geht und seinen Patienten niemals eine Arznei, sondern nur viel körperliche Arbeit im Freien und „ein angelweites Öffnen aller Fenster der Wohnung" vorschreibt, wird er in ein Bad geschickt. Dort befolgt er zunächst alle Anordnungen des Badearztes, gebraucht eifrig die Kur und fährt täglich nach dem Bade in seinem Wagen an eine besonders trockene, sandige Stelle des Waldes, wo er so lange „nach der Uhr" auf einem kleinen Platze zwischen den Bäumen rastlos hin- und hergeht, als die nach der Vorschrift zur Bewegung festgesetzte Zeit dauert. Eines Tages wird er des ewigen Herumlaufens auf beschränktem Raume überdrüssig; er geht tiefer waldeinwärts, wobei er in seiner Unfähigkeit, auf die Zeichen am Wege zu achten, die Richtung vollständig verliert. — Und nun folgt eine jener herrlichen Waldschilderungen, wie sie außer Stifter kaum ein anderer Schriftsteller in solcher Vollendung zu bieten vermöchte. „Das Waldwerk, welches Tiburius von weitem gesehen hatte, bestand in mehreren ziemlich weit von einander entfernten Bäumen. Er blieb ein wenig stehen, um es anzusehen und zu überlegen, ob er hineingehen solle oder nicht. — Eidechsen schlüpften im Mittagsglanze, ein Wässerlein ging ungehört gegen die Tannen und zwischen den Stämmen spannen luftige, glänzende Herbstfäden. Manchesmal saß ein Falter auf einem Steine und legte die schimmernden Flügel auseinander und sonnte sie. Manchmal flog einer stumm neben ihm, wie die stumme Luft, und ward gleich darauf nicht mehr gesehen. Es begegnete ihm eine Schar wundervoll blauen Enzians, er sah sie an und pflückte sogar einige Stämmchen. Tiburius ging auf dem Pfade fort, der von allerlei Dingen eingefaßt war. Manchmal lag die Moosbeere wie eine rote Koralle neben ihm, manchmal streckten die Preiselbeeren ihr Kraut empor und hielten ähnliche Büschel von rotwangigen Kügelchen in den glänzenden Blättchen. — Die Bäume wurden immer dunkler und zuweilen stellte ein Birkenstamm eine Leuchtlinie unter sie. Der Pfad glich sich immer, die kommenden Stellen waren wie die, die er verlassen hatte ... Nach und nach wurde es anders, die Bäume standen sehr dicht, wurden immer dunkler, und es war, als ob von ihren Ästen eine kältere Luft herabsänke.

Dies mahnte Herrn Tiburius umzukehren, da es ihm vielleicht auch sogar schädlich sein konnte. Er zog die Uhr hervor und sah, was ihm ohnedem, als er aufmerksam geworden war, eine dunkle Vorstellung gesagt hatte, daß er weiter gegangen sei, als er dachte und, den Rückweg eingerechnet, heute mehr Bewegung gemacht habe, als sonst.

Er kehrte sich also auf dem Pfade um und ging zurück.

Er ging auf dem Rückwege schleuniger, da er die Gegenstände nicht mehr so beachten wollte und ihm, seit er auf die Uhr gesehen hatte, darum zu tun war, den Wagen ehestens zu erreichen. Er ging auf dem Pfade fort, der genau so schwarz war und so neben den Bäumen fortlief wie auf dem Herwege. Als er aber schon ziemlich lange gegangen war, fiel ihm doch auf, daß er die Steinwand noch nicht erreicht habe.

Nun wurde er ängstlich. Er begriff nicht, wie auf dem Rückwege so viele Bäume sein können — er ging um vieles schneller und eilte endlich hastig, so daß er, selbst bei reichlicher Zugabe zu seiner Rechnung, nun doch schon längstens bei dem Wagen hätte sein sollen. Aber die Wand erschien nicht, und die Bäume hörten nicht auf. Er ging jetzt von dem Pfade sowohl rechts als auch links bedeutend ab, um sich Richtung und Aussicht zu gewinnen, ob die Wand irgendwo stehe — allein sie stand nirgends, weder rechts noch links, noch vorn, noch hinten — — nichts war da, als die Bäume, in die er sich hatte hineinlocken lassen, sie waren lauter Buchen, nur viel mehrere, als er beim Herwege gesehen hatte, ja es war, als würden sie noch immer mehr — nur die eine, die am Anfange zwischen ihm und der Wand gestanden war, konnte er nicht mehr finden.

Tiburius fing nun, was er seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte, zu rennen an und rannte auf dem Pfade in höchster Eile eine große Strecke fort, aber der Pfad, den er gar nicht verlieren konnte, blieb immer gleich, lauter Bäume, lauter Bäume.

Er blieb nun stehen und schrie so laut, als es nur in seinen Kräften war. Aber er bekam keine Antwort zurück. In den vielen Ästen, die da waren, sank die Menschenstimme wie in Stroh ein. Er dachte, ob nicht etwa die Richtung, in der er gerannt war, sich von der Straße, auf der sein Wagen stand, eher entferne, als nähere. Demzufolge wollte er jetzt wieder in der nämlichen Richtung zurückrennen. Er warf noch eher den Enzian, den er noch immer in der Hand hatte, und der ihn jetzt mit dem fürchterlichen Blau so seltsam anschaute, weg und rannte dann zurück. Hier war es ganz anders als an dem früheren Orte und wildfremde Gegenstände standen da. Die Buchen hatten aufgehört; es standen Tannen da

und ihre Stämme streckten sich immer höher und wilder. Die Sonne stand schon schief, es war Nachmittag geworden, auf manchem Moossteine lag ein schreckhaft blitzendes Gold und unzählige Wässerlein rannen, eins wie das andere. Tiburius knöpfte den Rock, den er an hatte, fest zu, stülpte die Kragenklappen desselben empor, legte sie sich fest an das Angesicht und ging sehr emsig fort. Die Hitze des Körpers nahm überhand, der Atem wurde kurz und die Müdigkeit wuchs. Steintrümmer der größten und fürchterlichsten Art lagen rechts und links an dem Wege, der oft über sie dahinging. Einige waren in Moose gehüllt, die verschiedenes noch nie gesehenes Grün zeigten, andere lagen nackt und ließen den scharfen gewaltigen Bruch sehen. Endlich war es Abend geworden, unheimliche Amselrufe tönten, und Tiburius ging, in seinen unzulänglichen Rock geknöpft, weiter . . ." Mit feinem, künstlerischem Empfinden und sicherem Takt sind hier Beschreibungen und Erlebnisse untrennbar in eins verwoben. Von der Unheimlichkeit des Ortes und der unsicheren Lage ergriffen, hasten wir mit dem von Todesangst gehetzten Tiburius zwischen den gespenstischen Stämmen dahin, unter des Dichters Führung eifrig bereit, die Einzelheiten des Waldes sorgsam zu beobachten, ob sich nicht an ihnen die Anzeichen baldiger Erlösung künden. In der Tat trifft Tiburius bald nachher einen Holzhauer, welcher ihn aus dem fürchterlichen Walde geleitet; zu später Nachtzeit kommt er in dem Badeorte an und schläft vor Müdigkeit bis gegen die Mitte des folgenden Tages. Da das Abenteuer, sehr gegen des Herrn Tiburius ängstliche Erwartung, außer einer beträchtlichen Steigerung seiner Eßlust keine weiteren Folgen hat, so wird der stille Waldsteig bald der Lieblingsspaziergang des einsamen Sonderlings. Er fährt schließlich jeden Tag nach dem Bade hinaus, um Teile des Pfades in sein Skizzenbuch zu zeichnen. Einmal sieht er auf einem Steine dieses Weges ein wunderschönes Mädchen sitzen, das ein Körbchen frischgepflückter Erdbeeren hält. Tiburius will einen Teil davon kaufen, aber das Mädchen bietet ihm an, von dem Vorrate zu essen, so viel in seinem Belieben wäre. Er kommt der freundlichen Einladung nach und begleitet Maria, die ihm auf seine Frage ohne Zaudern ihren Namen gesagt hatte, bis zu dem Hause, welches sie mit ihrem Vater bewohnt. Zwei Tage später zeigt ihm das Mädchen den Erdbeerplatz in den Urselschlägen und hilft ihm beim Einsammeln der köstlichen Waldfrucht. Von da an wiederholen sich die regelmäßigen Begegnungen, bis das einbrechende unwirtliche Herbstwetter dem Wandern im Walde ein Ende macht. Aber im nächsten Frühjahre ist Tiburius der erste Badegast in dem noch menschenleeren Gebirgsorte, er trifft wieder regelmäßig mit dem Mädchen zusammen, und da

sich bald die heftigste Liebe zu demselben in seinem Herzen festsetzt, bringt er eines Tages bei dem Vater seine Werbung vor. Die Art, wie der sich mehr und mehr in steife Förmlichkeiten verirrende Dichter das Hervorbrechen des Liebesgefühles darstellt, kann kaum ohne Befremden aufgenommen werden. Tiburius hat es strenge vermieden, von seiner Neigung dem Mädchen gegenüber auch nur mit einem Worte Erwähnung zu tun, und da er sein Herz dem Vater der Geliebten offenbart, legt Stifter dem um die Einwilligung befragten Mädchen Worte in den Mund, die in solcher Form aus ähnlichem Anlasse wohl noch niemals gesprochen worden sind: „Lieber Vater, ich nehme ihn recht, recht, recht gerne; denn er ist so gut, wie gar kein einziger anderer ist, er ist von einer solchen rechtschaffenen Artigkeit, daß man weit und breit mit ihm in den Wäldern herumgehen könnte, auch trägt er nicht die närrischen Gewänder, wie die andern in dem Badeorte, sondern ist so einfach und geradehin gekleidet wie wir selber: aber das eine fürchte ich, ob es denn wird möglich sein, ich weiß nicht, wer er ist, ob er ein Häuschen oder sonst etwas habe, womit er ein Weib erhalten könne.“ — Da nun zufällig Herr Tiburius dank der für seinen Fall so unschätzbaren Erbschaft das gewünschte „Häuschen und sonst etwas“ hat, so werden die beiden ein glückliches Paar. Tiburius, durch das bei unserem Dichter stets in hohem Ansehen stehende Heilmittel der Ehe von seinen sämtlichen Krankheiten und von seinen Narreteien befreit, darf nach Jahresfrist „einen lustigen, schreienden Knaben“ auf seinen Knien schaukeln, und da nun der bisher fehlende Lebensinhalt für ihn dauernd gefunden ist, kann er vor jedem Rückfall als gesichert gelten. Zweifellos würde sich der Stoff dieser Novelle in der Hand eines mit herzhafter Fröhlichkeit begabten Humoristen ebenso erheiternd als anziehend gestaltet haben. Stifter aber, dessen kindliche Naivetät die solide Wohlanständigkeit häufig bis zum Zerrbild übertreibt, und dem, namentlich in späteren Jahren, das jähe Auflachen des schalkhaften Übermutes gänzlich fehlt, hat ihn durch seine übergroße Behäbigkeit verschleppt und in dem starren Panzer einer steifen Förmlichkeit zerdrückt.

* * *

Wenn schon der „Waldsteig“ durch unmäßige Breite und redselige Weitschweifigkeit viel von seinem Reize verliert, so tritt dieser Fehler, von welchem sich Stifter in seinen späteren Arbeiten selten ganz freihalten konnte, in der Erzählung „Zwei Schwestern“ fast peinlich hervor. Es ist dies eine einfache Geschichte mit lieblichen Naturschilderungen und stillem,

ruhig hingleitendem Fortgange. Keine leidenschaftliche Erregung stört die von Wohlklang erfüllte, anschauliche Schreibart; die Darstellung des Schauplatzes mit seiner romantischen Öde und ernsten Großzügigkeit schmiegt sich innig und anmutend den jugendlichen Gestalten an, welche vom Schimmer einer bezaubernden Jungfräulichkeit und Keuschheit umflossen sind. Aber die Erzählung hat trotz ihrer Lieblichkeit einen zweifachen Mangel. Fürs erste ist die selbstgefällige Breite, zu welcher sich der Dichter so leicht verführen läßt, durch die eingeschobenen, aus dem Zusammenhang fallenden Erzählungen ins außerordentliche getrieben und bei dem Mangel jeder Geschlossenheit zur Formlosigkeit gesteigert, zum anderen aber läßt die sanftmütig fromme Selbstentäußerung der handelnden Personen dieselben, überirdischen Lichtgestalten gleich, ungreifbar an uns vorüberschweben.

Rikar und dessen Gattin Viktoria, beide die Kinder reicher Handelsleute aus Mailand, haben durch mißliche Verhältnisse den größten Teil ihres Vermögens verloren, dessen Rest infolge eines unglücklichen Prozesses auch noch an entfernte Verwandte fällt. Dadurch sind sie gezwungen mit ihren beiden Töchtern Maria und Kamilla ihren bisherigen Wohnort Meran gegen ein ihnen noch gebliebenes kleines Sommerhaus zu vertauschen, welches hoch oben in den Uferbergen des Gardasees gelegen ist. Rikar, der in der Absicht, den Abschluß seines Prozesses persönlich zu betreiben, nach Wien reist, lernt auf der Fahrt dahin im Postwagen einen jungen Mann, Otto Falkhaus, kennen. Gelegentlich eines zufälligen Zusammentreffens der Reisegenossen im Gasthofe zur Dreifaltigkeit in Wien wird die flüchtige Bekanntschaft erneut und durch das wochenlange Nebeneinanderleben in der Großstadt zur Freundschaft gesteigert. Dessenungeachtet weiß Falkhaus beim Abschiede von seinem neuen Freunde nur, wie er heißt, und wo er seinen ständigen Wohnsitz hat, sonst aber nichts näheres über dessen Verhältnisse. Jahre vergehen. Falkhaus kommt infolge einer Erbschaft — Stifter hat ja meistens irgend einen ungenannten Goldonkel oder eine unsichtbare Erbtante als hochwillkommene Hilfsgottheit bereit — zu Vermögen und zu einem schönen Landbesitz; nun kann er die stets erhoffte italienische Reise unternehmen und damit einen langgehegten Wunsch verwirklichen. — In Meran die Fahrt unterbrechend, hält er Nachfrage nach seinem alten Freunde Rikar, wobei er erfährt, daß derselbe in ärmliche Verhältnisse geraten sei und sich am Gardasee angesiedelt habe. Sogleich wird in ihm die Absicht rege, Rikar nach seinem Gute Treulust zu senden, jenem dadurch ein sorgenloses Dasein schaffend und sich selbst die Einsamkeit durch Freundesumgang kürzend. Ganz von den Gedanken

über sein Vorhaben erfüllt, eilt er an den Gardasee, wo er endlich nach vielem Umherfragen den Freund in dem abgelegenen Gebirgshause findet, zur größten Überraschung aber keineswegs in ärmlichen, sondern in wohlgeordneten, behaglichen Verhältnissen, umgeben von einer sorglichen Gattin und zwei anmutigen Töchtern.

Die an den Gestaden des Gardasees, welche der Dichter niemals gesehen hatte, hinführende Bootfahrt, der Aufstieg durch die felsigen Uferhänge, die Wanderungen durch das öde, unfruchtbare Gestein der zerrissenen Klüfte, die Ausblicke in die stille Größe der südlichen Landschaft — alles, was eindringliche Kraft des Ausdruckes und farbige, lebensvolle Schilderung erheischt, ist hier auf jener ansehnlichen Höhe, wie wir sie aus den besten Werken Stifters kennen. „Ich mietete ein Schiffchen und einen Fährmann, der es lenken konnte. Wir begaben uns auf unsere sonderbare Reise und wurden durch das herrlichste Wetter und manch anderes seltsame Ding belohnt. Was in mir von früheren Zeiten träumerisch war, war ganz geeignet, geweckt zu werden. Für Freunde landschaftlicher Natur und Entwicklung ist eine solche langsame, von häufigem Anhalten unterbrochene Fahrt an den Ufern bei weitem vorzüglicher, als eine längs der Mitte des Sees, wo alles, was schön ist, nur in allgemeinen Bildern unentfaltet vorüberrückt. Wir fuhren stets an den Gestaden. Bald war es ein großer, unermeßlich scheinender Fels, den wir umschifften und der wie ein Stück Alpe in das seichte Fahrwasser des Sees geworfen schien. An seinem Körper spielten die grauen Lichter und die violetten Schatten, und an seinem Fuße plauderten oder flüsterten die Wellchen, die unbemerkt und unabläßig an seinem Korne wuschen. — Ein andermal war es wieder eine blendende Sandbank, die gegen das Dunkelblau des Wassers hinausging. Hinter ihr klomm das reine Grün empor, das wieder oben in Felsen überging, die dann bläulich in die noch blauere, fast funkelnde Luft hineindämmerten. Oft stach eine solche Zunge gleichlaufend mit dem Ufer weit in den See hinaus, und jenseits derselben lag das ruhigste, dunkelblaueste Wasser wie ein geborgenes Band an dem Gürtel des Gestades dahin. Wenn wir dann in die Langbucht einfuhren, so entwickelte sich eine Hütte, ein Häuschen, ein Landsitz, wo wir früher nur einen mattgrauen oder schwachweißen Punkt gesehen hatten. — Oft wurde das breite Wasser des Sees ganz schwarzblau, unendlich dunkler als die Luft, und längs des fernen Saumes glänzte, wie eine lichte Kalkwand, das Zieratenwerk der Felsen und warf sein Gitter zauberhaft in die Fläche des schwarzen Spiegels. — Wenn wir manchmal eine Wand sahen und meinten, sie sei weithin die glatteste, ritzenloseste Mauer,

so tat sie sich, wenn wir an ihr entlang fuhren, auf einmal auf und trug in ihrer Faltung eine niedersteigende, von dichtem Buschwerke bewucherte Furche, in der das klarste, glasdurchsichtigste Alpenwasser niederströmte. Und wenn wir dann um die Sandhügel, die sich herausschoben, herumfuhren und in die Bucht einlenkten, die sich darstellte, so sahen wir, daß der Schauplatz sehr groß sei und an seinem Rande statt des grünen Wucherwerkes, welches wir erblickt hatten, riesengroße schöne Bäume trug und in mancher Ecke noch ein aus rohen Steinen oder Stämmen zusammengefügtes Fischerhäuschen barg . . . ."

Glaubt man nicht, nach dieser Schilderung das Bild mit allen Einzelheiten wirklich malen zu können? Und ist es nicht wunderbar, daß Stifter mit der ganzen Unbefangenheit des scharf und vorurteilslos beobachtenden Auges die volle Wahrhaftigkeit des Zusammenklanges der natürlichen Tinten und Farben schon zu einer Zeit richtig erfaßte, in der noch sämtliche Berufsmaler — Gauermann, Marko, Steinfeld, ja selbst Waldmüller nicht ausgenommen — ausnahmslos die Töne nach der altüberkommenen Schulregel mischten, so zwar, daß die Vorstellung von „grauen Lichtern" mit „violetten Schatten" im Vordergrunde als etwas ganz Undenkbares verlacht worden wäre!

Ganz ebenso — um in der Maler-Mundart zu reden — „gut gesehen" und aus der Tiefe eines für wahrhaft große Eindrücke voll empfänglichen Künstlergemütes erfaßt, ist der überwältigende Stimmungszauber der Höhe. „Hier war es ganz anders als unten. Die Fruchtbarkeit hatte ganz und gar und völlig aufgehört. Der Grund war mit dem grüngrauen Filze bedeckt, den ich oft auf Steinen angetroffen hatte, nur war er hier noch um viel schaler und schwächer als irgendwo. Aber die Aussicht war außerordentlich schön. War ich schon unten am See von den mannigfaltigen seltsamen Dingen, die ich angetroffen hatte, ergriffen, so war ich hier vollständig hingerissen und ich kann sagen, in der Tiefe meiner Seele entzückt. Die Maler haben eigentlich diese Dinge noch nicht gemalt; denn da war kein Baum, kein Gesträuchlein, kein Haus, keine Hütte, keine Wiese, kein Feld, sondern nur das sehr dürftige Gras und die Felsen — gewiß, wenig Künstler hätten das für die Aufgabe eines Meisters gehalten, wenn sie nicht früher die Erfahrung gemacht hätten, wie so unaussprechlich die düstere Schönheit solcher Öden auf die Seele des Menschen zu wirken vermag. In allen Stufen des matten Grün, Grau und Blau lag das fabelhafte Ding hinaus; schwermütig dämmernde, schwebende, webende Tafeln von Farben stellten sich hin und die Felsen rissen mattschimmernde Lichtzuckungen hinein; und wo das

Land bloß lag und etwa nur Sand und Gerölle hatte, drangen Flächen fahlen Glanzes oder sanft gebrochene Farbtöne vor. Draußen über allem duftete ruhig und schwach rötlich ein Berg. Von ihm gingen zwei langgestreckte feurige Wolkenbänke weg, die von der bereits zum Untergange neigenden Sonne angezündet waren und das schwache trübe Grün des südlichen Himmels neben sich hatten, das so sanft glänzte und oben in ein flammendes Blau überlief. Alles das hätte schon genügt zu der Größe des Bildes; aber weit links von mir lag noch zwischen den Felsen ein grauer sanfter Strich durch den Himmel, der die Ebene der Lombardei war. — — Hier stand ich in einer Öde, wo alles fehlte, wo gar keine Mittel waren, etwas darzustellen und wo sich doch eine so ruhige Schönheit zeigte, als legte die Natur ein einfach erhabenes Heldengedicht vor mich hin. Ich war gleichsam gebeugt und die Lautlosigkeit um mich rückte erst alles recht in die Weite und Breite, daß ich mich verlor ..." Stifter hat den herben, von verklärender Durchsichtigkeit erfüllten Reiz des gewaltigen Höhenzaubers mit entzücktem, verständig zergliedernden Künstlerauge vollbewußt in sich aufgenommen, lange bevor Segantini in den Meisterwerken seines Pinsels den reichen Stimmungsgehalt der einsamen Bergwelt auf die Leinwand bannte. Wie vorahnend klingen des Dichters Worte, als hätte er schon im Geiste den Künstler geschaut, welcher dereinst berufen sein sollte, die Wunder der unbewohnten Öde den Menschen der Niederung zu verkünden. Und welche herrlichen Werke der Malerkunst hätte dieses scharfsichtige Auge der schaffenden Hand selbst eingegeben, würde diese ungeschulte Hand es vermocht haben, dem geistig Erschauten den entsprechenden sichtbaren Ausdruck zu verleihen! — Auf der Höhe angekommen, gelangt der Wanderer zu dem gesuchten Wohnsitze seines Freundes. Die Freude über Ottos Erscheinen ist bei Rikar und dessen Familie eine große und herzliche. Während seines langwöchentlichen Aufenthaltes in Rikars Hause wird er in die Verhältnisse der Familie eingeweiht und erfährt auch, daß der jetzige Wohlstand dem kraftvollen Wirken der älteren Tochter Maria zu verdanken sei, die unter Anleitung eines benachbarten Gutsbesitzers, Alfred Mussar, Obst-, Gemüse- und Blumenzüchtereien angelegt hat, deren Erträgnis sich, wie uns versichert wird, von Jahr zu Jahr steigert. Mit dieser Erklärung stoßen wir auf eine jener zahlreichen Partien des Buches, die uns zum Teil nicht völlig glaubhaft, zum Teil nicht genügend begründet erscheinen. Daß sich Vater, Mutter und Schwester von Maria, dem einzig tatkräftigen Mitgliede des kleinen Kreises, ohne Bedenken erhalten lassen, muß umsomehr befremden, als die Lebensführung der Familie keineswegs frei von über-

flüssigem Aufwand ist; und wenn wir nach des Dichters Absichten noch so sehr von Bewunderung erfüllt sind für die Seelengröße und Selbstlosigkeit des opferfreudigen Mädchens, so können wir in Ansehung der anerkannt geringen Ertragfähigkeit landwirtschaftlicher Betriebe uns der Sorge um die dauernde Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes in der geschilderten Haushaltung kaum entschlagen. Diese peinliche Empfindung wird nicht im geringsten gemildert durch den Umstand, daß der Dichter selbst diese Sorge offenbar nicht teilt, da wir gerade in diesem Punkte durch nichts veranlaßt werden, Stifters Lebenserfahrung unserer eigenen überzuordnen. Die wirklichen Anforderungen des täglichen Lebens erscheinen dem Dichter häufig in unklar schimmerndem Zwielicht, umwoben vom Dämmerschleier traumhafter Vorstellungen.

Rikars jüngere Tochter Kamilla ist — ebenso wie ihre Schwester Maria, wenn auch in anderem Sinne — ein reichbegabtes Mädchen; sie beherrscht die Geige mit einer an hohe Künstlerschaft grenzenden Vollendung. Aber sie weigert sich, mit der Ausnützung ihres Talentes das bessere Fortkommen der Familie sichern zu helfen. „Es war eine große Besorgnis vorhanden, und wir mußten ernstlich darauf denken, was nun zu beginnen sei. In dieser Zeit fing meine Gattin an, Kamilla, die uns oft in früheren Jahren mit ihrem Geigenspiele ergötzt hatte und von der uns manche nähere Freunde versichert hatten, daß sie besser spiele, als viele berühmte Meister, zu quälen, daß sie öffentlich auftreten und zu dem vorhandenen Vermögen so viel hinzu erwerben möge, daß die Familie für die Zukunft gesichert sei. Wir hatten sie sonst immer gerne gehört und uns Eltern waren ihre Töne sehr lieblich in das Herz gegangen, ohne daß wir darauf gedacht hätten, diese Töne auch für Fremde preiszugeben; als aber jetzt diese Zumutung an Kamilla erging, weigerte sie sich, darauf einzugehen, vergoß einen Strom von Tränen und konnte sich nicht entschließen." — —

Die Opferwilligkeit der älteren Schwester verstattet der eigenartigen, zarten und seelenvollen Jungfrau ein Leben in Träumen und in Tönen; und da später die Liebesgefühle beider Mädchen sich in gleicher Innigkeit nach demselben Ziele richten, ist es wieder Maria, die aus Rücksicht für Kamilla Alfreds Hand ausschlägt, weil sie weiß, daß der Schmerz des Entsagens das weiche Schwesterherz brechen würde, während sie sich stark genug fühlt, ihn heldenmütig zu ertragen.

Stifter war schon von Kindheit auf der Musik leidenschaftlich ergeben. Viele Stellen seiner Werke beweisen die hohe Verehrung, welche er den großen Meistern der Tonkunst entgegenbrachte. Er schreibt der

Musik unter allen Künsten die tiefste Einwirkung auf das menschliche Gemüt zu; in den „Feldblumen" vergleicht er Mozart, welcher mit „freundlichem Angesichte unschätzbare Edelsteine austeilt", mit Beethoven, der „in großartiger Verschwendung einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk stürzt"; von der Pastoralsymphonie sagt er, daß ihre Töne „wie auf Engelsflügeln" einherkommen, und wie „reine Lichtstrahlen" abstehen „von der roten Pechfackel der Tanzmusik"; auch die wilde Musik der Zigeuner greift ihm ans Herz, er findet sie „feurig melancholisch wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die anderen Schicksale der Welt"; wenn ihre Geigen zu klagen und zu trotzen anheben in den uralten, fremdländischen, immergleichen Klängen, dann will es ihm fast unheimlich werden und doch läßt es ihn nicht fort aus dem Bannkreis dieser „eigentümlich glühenden Poesie". Die Geige — er hatte sie selbst in seiner Jugend ein wenig spielen gelernt und später in einsamer Abgeschiedenheit öfter „gepeinigt" — übt lebenslang den allergrößten Zauber auf ihn aus. Zu den schönsten Stellen in den „Zwei Schwestern" gehören jene, welche von der geheimnisvollen Macht des Geigenspiels erzählen. „Es lag in dem Spiele ein Schmerz und eine Sehnsucht, die so einleuchtend ausgesprochen waren, daß man sah, das sei nicht ein vorgebildetes und vorgespiegeltes Ding der Kunst, sondern das sei aus dem wirklichen, bitteren, erfahrenen Leben hergenommen. Es war für mein Ohr die ganz natürliche Steigerung des Herzens darinnen. Zuerst war eine sanfte Klage, die versuchsweise bittet und, wiewohl vergeblich, hinschmilzt — dann war das heiße Flehen, das ein fernes wohlerkanntes Glück so gerne herbeiziehen möchte — dann war die Ungeduld des Heischens — dann stand die Seele auf, und es war ein Zürnen, daß das Gut, das man geben wolle, nicht erkannt werde — dann war ein Hohn, der da sagt, wie hoch das eigene Herz steht und wie es sich durch Verachtung rächen will — — endlich war eine Fröhlichkeit, die es sich rauschend vorsagt, daß sie es sei ...."

Der Schluß der Erzählung vermag uns nicht zu befriedigen. Nicht als ob die Lösung, wie sie der Dichter uns bietet, völlig außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen wäre. Man kann sich immerhin vorstellen, daß seltsam veranlagte Menschen unter seltsamen Umständen der geschilderten Handlungsweise fähig werden. Aber welches Aufwandes sorgfältigster Seelenmalerei hätte es bedurft, um die unerwartet zusammengefügten Verbindungen nicht gewaltsam erscheinen zu lassen! Maria schlägt trotz inniger gegenseitiger Liebe Alfreds Hand zu Gunsten ihrer Schwester aus, wie man etwa auf eine Erbschaft, auf eine Stellung, auf

ein Vermögen zum Vorteile einer anderen Person verzichtet; Alfred, der den wahren Beweggrund der erlittenen Abweisung durchschaut, welche ihn indessen nicht hindert, an dem unmittelbar darauf folgenden gemeinschaftlichen Abendessen gemütlich teilzunehmen, trachtet mit der Geliebten an Seelengröße zu wetteifern und nimmt Kamilla zur Frau. Von Maria aber weiß uns der Dichter in einem Nachworte zu berichten, daß sie „allgemach und unvermerkt" Ottos Gattin geworden sei; „sie werden mit einander leben, eine Schar blühender Kinder wird sie umgeben und sie werden ein festes, reines, schönes Glück genießen." Dieses willkürliche Zusammenschmieden der Ehepaare erinnert sehr an die Lebensregel, mit welcher der Hagestolz seinen Neffen aus dem Inselhause entläßt: „Wenn Du schon eine Vorneigung zu einer Frauensperson hast, so tut das bei dem Heiraten gar nichts, es ist nicht hinderlich und fördert oft nicht, nimm sie nur: hast Du aber keine solche Vorneigung, so ist es auch gleichgültig; denn derlei Dinge sind nicht beständig, sie kommen und vergehen, wie es eben ist, ohne daß man sie lockt und ohne daß man sie vertreibt." Mag auch die tägliche Lebenserfahrung die Worte des greisen Sonderlings tausendmal bekräftigen, so bleibt es doch eine Versündigung an den menschlichen Idealen und an der Heiligkeit der glaubensfrohen Jugend, den Geist der Liebe zu beschwören und ihn sodann zu verleugnen. Und diese Versündigung wird umso schmerzlicher empfunden, je mehr der Dichter es nach seiner Gewohnheit unterläßt, die Wandlung der Gefühle allmählich vor uns aufzurollen und uns auf solche Weise langsam zum Verständnisse derselben vorzubereiten. Bei einer Erzählung, die sich so sehr in Kleinigkeiten vertieft, daß uns ausführlich berichtet wird, in welcher Weise die landwirtschaftlichen Geräte geordnet und aufbewahrt werden, welche Vorkehrungen man zum Bewässern der Pflanzen, zu ihrer Nahrung, Zucht, Pflege und Vervollkommnung braucht und in welcher Reihenfolge sich die Familienmitglieder zu ihren Sitzen begeben, hätte der Leser ein Anrecht darauf, die Deutung der Seelenvorgänge nicht ganz aus eigenen Mitteln bestreiten zu müssen. — Stifter selbst hat an seinem Werke keine Mängel entdeckt; er erblickte in demselben „das reinste, ruhigste, verstandes- und kunstgemäßeste", das er bisher gemacht habe, und in einem Briefe an Heckenast spricht er die Hoffnung aus, daß die Erzählung „sehr fließend, edel und voll Innigkeit" sei, indem er das Bekenntnis anschließt: „Die Blätter haben mir bei der Durchlesung ein warmes Herz gemacht." Eine aufrichtige, stolze Freude hat er immer empfunden, wenn Zweifel darüber erhoben wurden, ob denn die herrliche Schilderung des Gardasees wirklich nur seiner Phantasie entsprungen sein könne, und wenn die Leute es nicht

glauben wollten, daß er die bis ins kleinste ausführlich gezeichnete Landschaft niemals gesehen hatte.

* * *

Mit der Erzählung „Der beschriebene Tännling", in welcher Stifter wieder zur oft geschilderten Heimat zurückkehrt, seines stillen Geburtsortes in besonderer Liebe gedenkend, schließen die „Studien" ab. Oberplan liegt vor uns, das freundliche Örtchen, sorglich gebettet auf dem Samtkissen der üppig grünenden Wiesen, lieblich umglänzt von dem silbernen Schlangenband der Moldau; des gläubigen Volkes Vertrauen auf der Jungfrau Maria Wundermacht und die frommen Sagen der Gegend sind seltsam rührend eingeflochten in die Geschichte eines unglücklichen Herzens.




Aufgang zur Gutwasserkapelle in Oberplan.

Hanna, die wunderschöne Tochter einer armen Witwe, welche ein kleines Häuschen bei Pichlern in der Nähe Oberplans bewohnt, begibt sich an ihrem ersten Beichttage mit ihren Gefährtinnen einer alten Sitte gemäß zum Gnadenbilde der schmerzhaften Muttergottes im Gutwasserkirchlein, um eine Bitte zu tun, welche die Himmlische an diesem Tage nie versagt. Verführt durch den leuchtenden Schimmer des schönen Seidenkleides, welches die Gottesmutter schmückt, bittet Hanna um glänzendes Geschmeide und um prächtige Kleider. „Ich werde etwas sehr Schönes und sehr Ausgezeichnetes bekommen," sagt sie am Abend zu ihren Gefährtinnen, „denn als ich zu der heiligen Jungfrau recht inbrünstig betete und das feste seidene Kleid sah, das sie an hat, und die goldenen Flimmer, die in feinen Fäden am Saume des Kleides hängen, und die grünen Stengel, die darauf gewebt sind, und die silbernen Blumen, die an den grünen Stengeln sind, und da ich den großen Blumenstrauß

von Silber und Seide sah, den die Jungfrau in der Hand hat und von dem die breiten, weißen Bänder niedergehen: da erblickte ich, wie sie mich ansah und auf die goldenen Flimmer, auf die Blätter, auf die Stengel und auf die Bänder niederwies." Sobald Hanna erwachsen ist, trägt sie sich — selbst bei der Arbeit — „wie eine, die eben am Sonntag aus der Kirche kommt", sie geht niemals barfuß wie die anderen, sondern hat immer Schuhe und Strümpfe an, und dabei gibt sie sehr auf sich acht, daß sie sich nicht beschmutze. Da sie eine unsäglich herrliche Jungfrau geworden ist, bewerben sich viele um ihre Gunst. Sie aber schenkt ihre Neigung dem langen Hans, einem armen Holzknecht, der ihr alles bringt, was er erarbeiten kann, „daß sie nichts entbehre und ihren Leib schmücken könne".

Eine mit vielen Festlichkeiten verbundene Jagd, die der Grundherr in der dortigen Gegend abhält, bringt ungeahntes Leben in die stillen Orte. Alles strömt herzu, um das Niegeschaute zu bestaunen. Guido, ein vornehmer Herr der Jagdgesellschaft, sieht bei dieser Gelegenheit Hanna und entbrennt für sie in heißer Liebe.

Als nach Beendigung der ersten Treibjagd Guido zufällig neben Hanna zu stehen kommt, ruft das von den Festlichkeiten erhitzte Volk gleichsam mit e i n e r Stimme und laut: „Das ist das schönste Paar, das ist das schönste Paar!" Hannas Gefühl ist wie das einer Trunkenen. „Das zufällige Nebeneinanderstehen Hannas und des schönen jungen Herrn war nicht ohne weitere Folgen geblieben. Er hatte ausgeforscht, wer das Mädchen wäre und wo es wohne. Er war nach Pichlern zu dem weißen Häuschen gegangen und hatte mit Hanna und der Mutter geredet. Er war öfter hinübergegangen und hatte öfter mit Hanna geredet. Auch in Oberplan hatte er sie gesehen, wenn sie Neugierde halber hinüber kam, er hatte sie begleitet, und einmal hatte man ihn gar vor ihr im hohen Erlengebüsche auf den Knien liegen gesehen, ihre Hand mit inbrünstigem Bitten haltend und mit den wunderschönen Augen zu ihr hinaufblickend. Weil die anderen Herren, welche zur Besichtigung mancher Werke der Gegend fortgeritten waren, viele Tage ausblieben, konnte die Sache in den Gang kommen und Hanna auch von Empfindungen ergriffen werden. Die beiden gingen miteinander im Kosen durch die Fluren, er ging an dem hellen lichten Tage in das weiße Häuschen hinüber, oder sendete sehr prächtig gekleidete Diener mit Botschaften an Hanna dahin. Man erstaunte über diese Dinge, und die alte Mutter war wie blödsinnig und machte Knixe, wenn der schöne Herr oder seine Diener in das Häuschen traten."



Originalradierung v. A. R. Hein

GUTWASSERBRUNNEN

Hans, der seit dem Beginne der Jagdfestlichkeiten seinen im fernen Hochwald gelegenen Holzplatz nicht verlassen hat, weil der Fürst die Wälder besuchen und die Leute in ihrer Tätigkeit sehen will, hat von den Vorfällen der Zwischenzeit keine Ahnung. Als er endlich, gerade vor der letzten großen Jagd, nach Pichlern zurückkehrt und mit tiefstem Seelenschmerze die Untreue Hannas gewahr wird, sucht er seine mächtige Axt hervor, mit welcher er zum Gnadenorte Gutwasser wandert, wo er im inbrünstigen Gebete verharrt, um sodann von da querwaldein zum beschriebenen Tännling zu eilen. Es ist das eine weit im tiefsten Walde stehende Tanne, deren Rinde unzählige Namenszüge und Einzeichnungen aller Art bedecken. An diesem Tännling hat Guido für den nächsten Tag seinen Standplatz zur Treibjagd erhalten.

Wie Hans, von der für ihn furchtbaren Erkenntnis niedergebeugt, schmerzverloren umherwandert, wie er allmählich einen entsetzlichen Entschluß in sich reifen fühlt, und unter seinen Arbeitsgeräten Musterung haltend, die wuchtige Axt auswählt, wie er die Axt an dem Schleifsteine der Schwarzmühle sorgfältig schärft und dann sich und sein grausiges Vorhaben der Gnade der schmerzensreichen Mutter Gottes empfiehlt, das alles ist unter wirksamer Festhaltung eines unheimlich düsteren Balladentones mit einer epischen Ruhe und Größe erzählt, die für die reifsten Arbeiten Stifters vor allem bezeichnend sind. „Als er bei dem Kirchlein angekommen war, dessen Tür offen stand, blieb er auf dem Grabsteine, der vor der Türe liegt, stehen und tat seinen Hut ab. Dann ging er hinein, den Hut in der einen seiner Hände haltend. Mit der anderen nahm er die Axt, die er trug, von der Schulter und lehnte sie neben dem Becken, das das Weihwasser enthielt, in eine Mauerecke. Hierauf ging er bis zu dem Hochaltare hinvor. In dem Kirchlein war niemand als zwei sehr alte Mütterlein, die vielleicht die einzigen waren, welche von dem Verhältnisse zwischen Hans und Hanna nichts wußten. Hans kniete an den Stufen des Hochaltares, auf welchem sich die schmerzhafte Jungfrau Maria befand, nieder. Er legte den Hut neben sich, faltete die Hände und betete. Er betete sehr lange. Dann löste er die gefalteten Hände auf, neigte sich vorwärts, neigte sich immer mehr und legte sich endlich auf den kalten Stein, daß seine Arme auf demselben lagen und seine Lippen denselben berührten. Er küßte den Stein mehrere- und wiederholtemale. Dann richtete er sich nach und nach auf und blieb wieder knien und betete wieder. Als er genug gebetet hatte, tat er die gefalteten Hände wieder auseinander, fuhr mit der rechten gegen die Stirne und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, dann nahm er den neben sich liegenden Hut, stand auf und ging

wieder in der Kirche zurück. Die Mütterlein machten einen demütigen und kirchlichen Gruß gegen ihn mit Neigen des Hauptes. An der Tür nahm er mit den Fingerspitzen Weihwasser aus dem Becken, bespritzte sich



Am Kreuzberg bei Oberplan.

das Antlitz und machte wieder das Kreuzzeichen. Dann nahm er wieder seine Axt aus der Mauerecke, tat sie auf die Schulter, trat aus der Kirche und setzte den Hut auf."

Wer wollte dieser herrlichen Schilderung demutsvoller Andacht und tiefster seelischer Erschütterung gegenüber den Vorwurf der Umständlichkeit

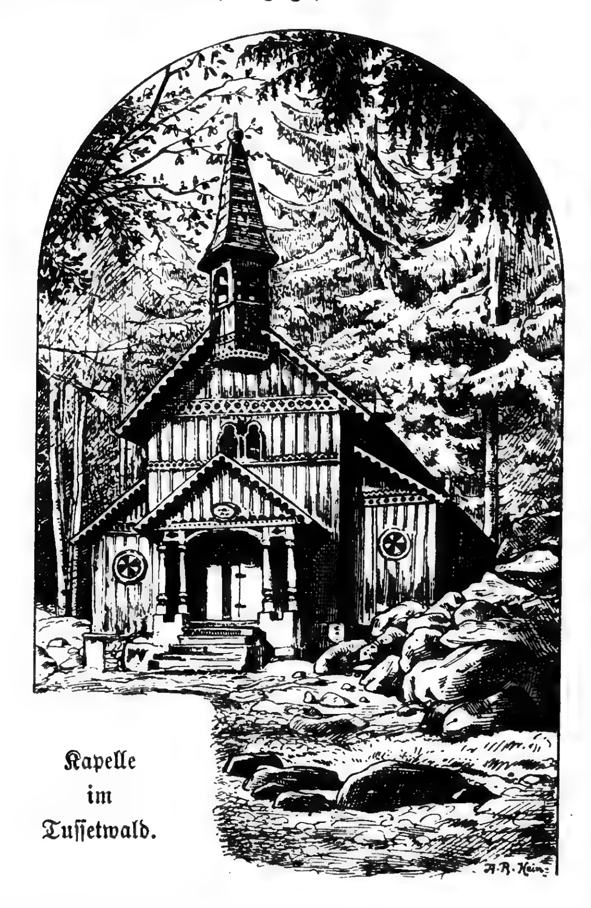
erheben? Obwohl nach Stifters Art der Gemütszustand des einfachen Waldsohnes kaum mit einem Worte gestreift wird, läßt uns doch der ausführliche Bericht über jede Bewegung seines Körpers tief in den stürmischen Aufruhr seiner Seele blicken. Hans hat seiner mit den wilden Gewalten seines Inneren kämpfenden Frömmigkeit noch nicht genug getan. Er steigt zum Kreuzberge empor und kniet an dem roten Kreuze nieder; er kniet so nahe, daß „seine Brust fast dicht an dem roten Stamme" ist und betet wieder. Dann wandert er, als die Sonne sich schon gegen den Rand der Westwälder senkt, über den modrigen Boden, über die tausendjährigen Abfälle der Bäume weglos zwischen den mächtigen Stämmen dahin.

„Endlich war er an seinem Ziele. Ein sehr hoher Baum stand unter den anderen ebenfalls hohen und alten Bäumen des Waldes. Hans lehnte die Axt an den Stamm und sah den Baum an. In seiner Rinde waren die Zeichen der Liebe eingegraben: ein Herz mit Flammen, die durch auseinandergehende Striche angedeutet waren, ein Ring, der zwei Namen umfaßte, ein Kreuz, das aus Keilen emporragte, der Name Marias, der aus verschlungenen Buchstaben zusammengesetzt war, dann andere Namen, aus zwei Buchstaben bestehend, oft verziert mit einem Kränzlein oder dergleichen, oft ohne Verzierung, zuweilen frisch, so wie die Besitzer noch in Jugend unter den Lebenden wandeln, zuweilen vernarbt und unkenntlich, so wie die Liebenden schon durch Alter eingebückt oder im Grabe bereits zerfallen sind. Der Baum stand sehr hoch in die Abendluft empor und zeichnete seine Zacken in dieselbe. Die wagrechten Äste ruhten wie die ausgebreiteten Fittiche eines Vogels in der Luft . . . Nachdem Hans den Baum betrachtet hatte, knöpfte er sich den Rock bis ans Kinn zu und setzte sich auf die Steine, die an dem Fuße des Stammes lagen. Es war der Abend schon sehr stark hereingebrochen und Hans sah mit seinen Augen in das Dunkel und in die Dämmerung. Die Baumgitter, die emporwachsenden und nun verdorrten Kräuter und der Boden waren nicht mehr zu unterscheiden, nur daß ein feuchter Punkt oder ein schwaches Wässerlein noch zeitweilig blitzte. Aber endlich hörte auch dieses auf und es war nur eine einzige Finsternis, in der alles still war . . ."

Als ihn in tiefer Nacht endlich der Schlummer befällt, steigt ein seltsames Traumbild zu ihm nieder. Er sieht die Tanne hell umleuchtet bis in den offenen Himmel hinaufragen, von wo die Gottesmutter, genau so, wie sie zu Gutwasser dargestellt ist, auf ihn herabschaut, aber mit sehr ernstem, strengen Blick. Da erhebt sich Hans von seinem Sitze, fährt mit der Hand über sein Angesicht und sagt die Worte: „Es muß etwas Verworrenes gewesen sein, um das ich gebeten habe." Dann ergreift er seine

Axt, schultert sie und verläßt schaudernd die Waldesstelle. Im Morgengrauen schreitet er, ein völlig gebrochener Mann, den Weg zu seinem Holzschlag im Tussetwald empor.

Hanna zieht mit ihrer Mutter als glückliche Braut Guidos auf dessen Schloß, wo die Vermählung gefeiert wird.

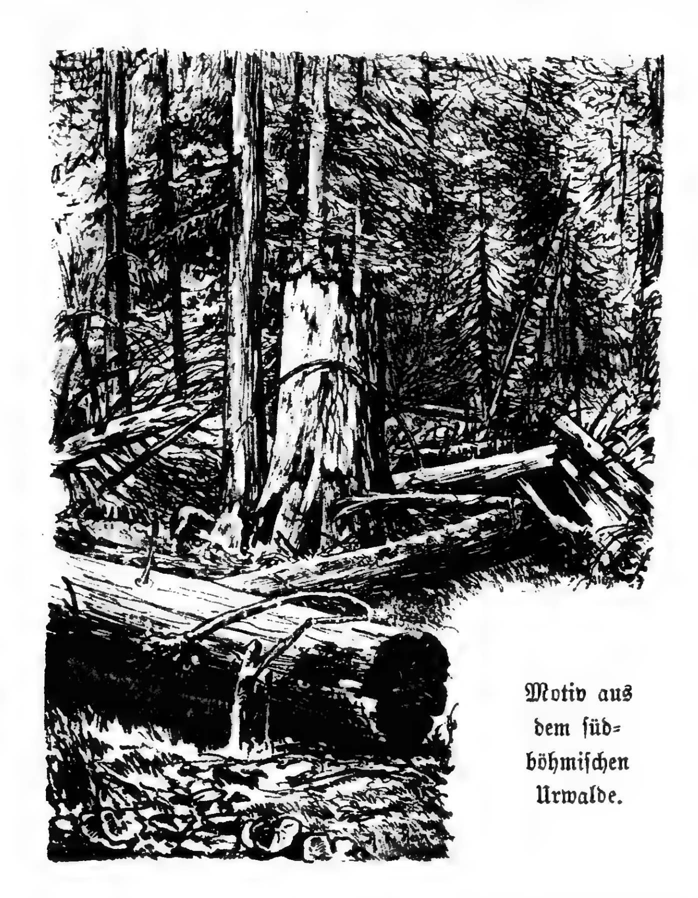


Kapelle im Tussetwald.

Nach Jahren sehen sich Hans und Hanna wieder. Eine dunkle, samtene Überhülle um ihren vollen, runden Körper gelegt, fährt sie, in den Wagen zurückgelehnt, auf der Straße zwischen Pichlern und Perneck. Hans steht mit gefurchtem Antlitz auf dem Wege, eben bemüht, die verwaisten Kinder seiner Schwester, für die er zu sorgen hat, in einem kleinen Karren in seinen Holzschlag zu ziehen. Hanna erkennt ihn nicht und wirft dem armen Manne aus ihrem Wagen einen Taler zu. Er aber hat sie gleich

wieder erkannt, und hängt später den Taler, dem er eine Fassung geben läßt, in dem Kirchlein zum guten Wasser auf, „wie man silberne oder wächserne Füße und Hände in solchen Kirchen aufzuhängen pflegt . . .“

Diese schwermütige Erzählung, deren Inhalt, wie behauptet wird, an eine heimatliche Sage anklingt, steht ganz auf der Höhe von Stifters besten Leistungen. Der stetige Fortgang der Begebenheiten läßt niemals die



Motiv aus dem süd-böhmischen Urwalde.

Spannung erlahmen, wenngleich die — auch kulturgeschichtlich durch die wohlgetroffenen Farben des 18. Jahrhunderts anziehende — Schilderung der Volksfeste und Treibjagden das Schicksal des Holzknechtes sowie das Hannas und Guidos kapitelweise begräbt; da aber diese Festlichkeiten schrittweise neben der Entwicklung der Verhältnisse einhergehen, welche der Dichter darzustellen unternommen hat, so können wir den nahe liegenden

Vorwurf übermäßiger Breite umsoweniger erheben, als ohne diese Vorfälle der Gang der Ereignisse den geschilderten Lauf nicht hätte nehmen können. Die ausgezeichnete Geschlossenheit und Rundung der ganzen Anlage muß bei dieser Erzählung umsomehr hervorgehoben werden, als dem Dichter wiederholt die Fähigkeit zu geschlossener Darstellung abgesprochen worden ist. Die Komposition ist mit so weiser künstlerischer Ökonomie ineinandergreifend erdacht, daß selbst unscheinbare Beziehungen sich im Verlaufe der Geschichte durch wieder und immer wieder auftretenden Hinweis zu mächtiger Wirkung steigern. Hierher gehören die an vielen Stellen wie unabsichtlich eingestreuten Bemerkungen über Hannas Eitelkeit und Prunkliebe, in welchem Punkte sich auch Hans an ihrem Charakter versündigt hatte, denn „es schien ihm gar nicht leid zu tun", wenn er alles für sie verwendete, ihr „von seinen Habseligkeiten alles gab", ja er hatte, wenn er mit ihr beim Tanze erschien, und ihr Putz und ihre Schönheit recht bemerkt wurden, „seine außerordentliche Freude darüber und triumphierte". So trug er selbst zur Förderung der Gefallsucht bei, die ihm später sein Lebensglück rauben sollte. — Hieher gehört auch, was Hanna im zweiten Abschnitt der Erzählung über die Wundertätigkeit der Gottesmutter redet, die gerne jeden Wunsch gewährt, der nicht „verworren und verkehrt" ist. „Wenn die Leute sie um verwirrte und verkehrte Dinge bitten, sagte Hanna, so läßt sie diese nicht in Erfüllung gehen; aber bitten muß man sie immer, weil man nicht wissen kann, welches Ding verwirrt oder verkehrt ist und weil sie allein die Entscheidung hat, was in Erfüllung gehen solle und was nicht." — Nachdem sich für ihn alles so traurig gewendet hat, kann sich Hans in seinem Inneren auf den Ratschlag der abtrünnig gewordenen Geliebten berufen, als er zum Gutwasserkirchlein emporsteigt, um dort seine Bitte vor die Entscheidung der Gottesmutter zu bringen. Nach der nächtlichen Vision aber muß er erkennen, daß es „etwas Verworrenes gewesen sein müsse", um das er gebeten hatte. — Indem der Dichter mit enthaltsamer Gedrängtheit schildert, wie, als Hanna samt ihrer Mutter und Guido fortzieht, um in einem prächtigen Schlosse zu wohnen, Hans mit der Todeswunde im Herzen allein zurückbleibt in der Einsamkeit seiner Wälder, hat er das uralte Problem der Entsagung in einer neuen, ergreifenden Gestalt vor uns ausgebreitet.

* * *

Mit dem sechsten Bande waren die „Studien", welche Stifter ursprünglich nur auf vier Bände beschränken wollte, endgültig abgeschlossen. Hätte der Dichter einige der zerstreut erschienenen Erzählungen, von denen manche mit gutem Recht in den auserlesenen Kreis der genannten Novellensammlung eingeordnet zu werden verdienten, bei der Auswahl, zunächst wahrscheinlich aus Rücksicht für das dem Verleger gegebene Versprechen, nicht ausgeschlossen, so wäre der Umfang der „Studien" leicht um zwei weitere Bände angewachsen. Der Dichter, welcher wegen zahlloser Verzögerungen und Hinausschiebungen nur zu oft genötigt war, sich Vergebung heischend an seinen Verleger zu wenden — in einem großen Teile des Briefwechsels kehrt die ständige Entschuldigungsbitte immer wieder — bestand aber schließlich selbst auf der Beendigung des in seiner Zusammensetzung von mancherlei Zufällen bestimmten Sammelwerkes, umsomehr als neue Entwürfe seinen Geist bestürmten und er schon aus diesem Grunde bestrebt sein mußte, der alten, durch Verschleppung widerwärtig gewordenen Verpflichtungen ledig zu werden. Die aus dem Ehrenverband der „Studien" ausgeschlossenen Erzählungen wurden erst nach dem Tode Stifters durch dessen pietätvollen Freund Johannes Aprent gesammelt und in zwei Bänden herausgegeben.

Das Verhältnis des Dichters zu Heckenast war, obgleich die Langmut des Verlegers oft eine harte Probe zu bestehen hatte, im Verlaufe der Jahre immer inniger und freundschaftlicher geworden. Die beiden Männer hatten sich durch die gegenseitig erkannte Geistesverwandtschaft innerlich noch rascher genähert, als dies zufolge des fast unausgesetzten Verkehres hätte geschehen müssen, der durch die Art ihrer Beziehungen bedingt war. Wenn dem rührigen und kundigen Verleger von Anfang her der bald hervortretende geschäftliche Vorteil ein mächtiger Ansporn sein mußte, sich des gern gelesenen Schriftstellers dauernd zu versichern, und wenn auch Stifter, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht, genau darüber unterrichtet war, daß Heckenast mit seinen Arbeiten „ein ungeheures Geschäft" machte, so trat doch in dem warmen, herzlichen Tone ihres Umganges überall die Absicht hervor, sich gegenseitig jede Errungenschaft neidlos zu gönnen und den erzielten Vorteil in gemeinschaftlicher Freude zu begrüßen. So lange Bücher geschrieben werden, ist es des Dichters Los, mit dem kleineren Teile des durch seine geistige Arbeit geschaffenen Erträgnisses vorlieb nehmen zu müssen; auch Stifter kam niemals in die Lage, sich in Erfüllung eines heißen Wunsches ein Heim auf eigener Scholle zu begründen, indes Heckenast für sich und seine Familie, gewiß nicht zum geringsten Teile aus den durch den Verlag

der „Studien" erworbenen Einkünften, einen herrlichen Palast erbaute, den er ganz nach seinen Angaben mit fürstlicher Pracht einrichten ließ. Allerdings verstand sich der Verleger schon vor dem Erscheinen der letzten Studienbände dazu, einen Teil der Sorge für eine standesgemäße Lebensführung Stifters zu übernehmen, wenngleich er selten ein Übriges tat, ohne besonders darum angegangen zu werden. Da des Dichters vornehmer Bekanntenkreis sich mehr und mehr erweitert, muß er seinen Haushalt wohl oder übel auf größeren Fuß stellen; er ist gezwungen, sich neu einzurichten, weil seine Frau ihre Gäste gern „zu einem schönen Sofa führt"; er muß Einladungen Folge leisten, er muß unter die



Adalbert Stifters Schreibtisch. (Besitzer: Philipp Stifter in Oberplan.)

Leute gehen, und nachdem ihn ohnehin schon die überhandnehmende Teuerung bedrückt, so kann er die Wagen, die Garderobe seiner Gattin und die Trinkgelder für die verwöhnte Dienerschaft der feinen Häuser nicht aus dem laufenden bestreiten; der Verleger muß daher, und zwar zu wiederholtenmalen, „um eine kleine Zulage an Geld" angegangen werden. Obwohl Heckenast vom sechsten Jahre nach dem Erscheinen des „Kondor" angefangen monatlich hundert Gulden „auf Verrechnung" anweist, damit der Dichter „mit Ruhe fortarbeiten" und jede Nebenbeschäftigung aufgeben kann, denn er hatte bis dahin „die Zeit sündhaft zerstreut", so kommen doch zu viele unvorhergesehene Auslagen über ihn, als daß er ohne Extrazuschüsse gut bestehen könnte. Einmal soll er das Haus in Oberplan übernehmen, damit es bei Lebzeiten seiner Mutter

nicht an Fremde verkauft werden muß, „weil dies der alten Frau das Herz bräche, die keinen anderen Gedanken hat, als in dem Hause zu leben und zu sterben"; ein anderesmal gibt er wegen eines Hagelschlages, der die ganze Ernte in der Umgebung seines Geburtsortes vernichtete, „alles her, was er besitzt"; nach seinen „besten Kräften" ist er auch bemüht, für seinen Stiefbruder Jakob Mayer zu sorgen, welcher in Wien als „Erster unter sechshundert Schülern" mit glänzendem Erfolge technischen Studien obliegt; er will ihm, da dieser „im Zeichnen so vortrefflich ist", statt der „stumpfen, elenden Zirkel, die er von Krummau brachte", ein neues, vorzügliches Reißzeug kaufen, muß sich aber zu diesem Zwecke von seinem Bruder Anton selbst dreißig Gulden vorstrecken lassen; bald darauf soll er seinen in Notlage geratenen Schwager unterstützen und dessen Töchterchen Julie dauernd zu sich nehmen, woraus ihm gleich von Anfang her viel Sorge und Verdruß erwächst, da das auf der Übersiedlungsfahrt befindliche Kind in Pest von einem wutverdächtigen Hunde gebissen wird; in der liebreichen Fürsorge für andere kommt er schließlich so weit, daß er sich selbst gar nichts mehr gönnen darf, was über die unaufschiebbaren Erfordernisse des Tages hinausreicht. Im November 1846 schreibt er hierüber an den, wie es scheint, die wiederholt gesteigerten Forderungen endlich nur widerwillig gewährenden Verleger: „Ich werde keine anderen, als nur die materiell notwendigen Auslagen machen. Was der Körper braucht, ist das Notwendige, wodurch die Seele blühender wird, das kann warten. Ich habe das Meer noch nicht gesehen, ich habe Italien nicht gesehen, ich sehne mich nach beiden. Ich hoffe, es wird auch noch möglich sein, — aber wehmütig wäre der Gedanke, wenn es geschähe, da es *zu spät* ist und *in die erhärtete Seele nichts mehr hineingeht*. Wenn ich auch in Ihren Augen unbescheiden war (wie es auch gar nicht anders sein kann), so glaube ich doch, daß ich gegen die Freundschaft nicht gefehlt habe. Ich tue Ihnen gerne alles, was Sie wünschen, zu Gefallen, und zog sich manches in die Länge, so wollte ich es eben recht gut machen. Wie hätte ich denn sonst die Mühe übernommen, den ersten Bogen der Mappe, *alle Buchstaben zählend*, wieder so umzugießen, wie ich es tat." — Trotz aller Einschränkung gerät Stifter manchmal in die ärgsten Bedrängnisse; den bittersten Schmerz verursacht es ihm, daß er das Reisegeld zu der Fahrt von Linz nach Wien nicht aufbringen kann, als er nach dem Verrauschen der Revolution die „Studien" persönlich dem Kaiser überreichen will. Bei diesem Anlasse äußern sich sein dichterisches Selbstgefühl und seine staatsbürgerliche Treue in schönen, aus der Tiefe der Überzeugung

geholten Worten: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werte sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohltat der Zeit, sind ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit getan wird. Endlich müssen alle Guten fest zu dem Kaiser stehen, in Wort und Tat ihn als den Mittelpunkt des Wirkens erklären, von dem das Ganze des Baues ausgeht und zu ihm zurück leitet. Gerade jetzt, wo man diesen Anker untergraben wollte, müssen die Festen und Guten zeigen, wie sie ihn ehren und halten, und müssen diese Darlegung öffentlich tun." Den literarischen Modeströmungen seiner Zeit steht Stifter mit unverhohlenem Mißtrauen gegenüber: „Klassische Werke aller Nationen wissen nichts von Modepoesie, und ein Studium der Alten hat mir die Richtigkeit solchen Funkulierens recht lebhaft gezeigt, das in jedem Zeitalter ist, und nie in ein folgendes übergeht; denn jedes macht sich seine neue Narrheit." Wenn ihm gegenüber zu wiederholtenmalen die Meinung ausgesprochen wird, daß unter dem Wenigen, „was von der jetzigen Literatur bleibt", die „Studien" sein werden, so freut ihn das aufrichtig, weil er sich bewußt ist, in seinen Werken die höchste Sittlichkeit verkörpert zu haben, deren Verbreitung durch die Kunst ihm als schönstes Lebensziel erscheint. Als in rascher Folge eine Auflage nach der andern gedruckt werden muß, so daß Heckenast sich schließlich veranlaßt sieht, den Satz stereotypieren zu lassen, lebt sich der Dichter immer fester in die frohe Überzeugung ein, daß die „Studien" in ihrer „Einfachheit und Natürlichkeit" noch fortbestehen werden, wenn „die gesamte Revolutionspoesie und Parteidichtung" längst untergegangen ist. Unter dem Zwange unausgesetzt drückender und beschämender Geldsorgen tritt Stifter, wie schon früher erwähnt, im Jahre 1850 mit dem Antrage hervor, dem Verleger das Eigentumsrecht der „Studien" ein für allemal gegen den Erlag einer bestimmten Summe zu verkaufen. Er schreibt hierüber am 22. März des genannten Jahres an Heckenast: „Wären Sie denn nicht gesonnen, zur leichteren Rangierung unserer Verhältnisse mir vor der Hand das Eigentum der Studien ganz abzukaufen? Was später erscheint und abgeschlossen ist, darüber können wir uns dann wieder vertragen. Ich bin freilich gesonnen, aus der Mappe des Urgroßvaters ein eigenes Werk in zwei Bänden zu machen, und den dritten Band Studien mit ein paar anderen Erzählungen zu füllen; aber das steht noch in weitem

Felde, und wir können im Falle der Realisierung ja wieder übereinkommen." Die Antwort auf dieses Anerbieten scheint sehr gegen die Erwartung des Dichters ausgefallen zu sein, denn er erklärt in dem Schreiben vom 22. April 1850 mit voller Bestimmtheit: „Ich kann trotz meiner Lage (alle Quellen sind erschöpft, da ich auf den Antrag des Ministeriums vom 5. November 1849 jeden Erwerb aufgab, einen langen, kostspieligen Wiener Aufenthalt machen mußte und nun sechs Monate auf die Gehaltsanweisung und das Dekret warte) — trotz dieser Lage kann ich Ihren Antrag nicht annehmen." Vom Verleger zu einer persönlichen Auseinandersetzung nach Wien berufen, versichert der Dichter in dem Briefe vom 24. Mai 1850, daß es ihm seine Verhältnisse nicht erlauben, neuerlich eine Wienerreise anzutreten; die „beispiellose Verzögerung" seiner amtlichen Ernennung habe ihn in eine bedenkliche Lage gebracht, trotzdem mache er für den Statthalter von Oberösterreich eine Menge Arbeiten unentgeltlich, z. B. einen Realschulplan von einundachtzig Folioseiten. „Daher muß ich sehr sparsam sein, umsomehr, da bei dem Unverstande der Leute und bei der doch bedeutenden Stelle, die ich einnehmen soll, nichts nach außen verlautbaren darf. Ich kann Sie also nicht sehen, so sehr ich es wünschte. Aus derselben Ursache konnte ich bisher Seiner Majestät meine Bücher nicht überreichen." — Nach dreimonatlicher Verhandlung wird endlich eine Einigung erzielt. Stifter bestimmt eine mäßige Kaufsumme für die Studien in einem durch Gerold vermittelten Schreiben, dessen Wortlaut mir nicht bekannt ist. Die Zugeständnisse des Verlegers dürften sich in bescheidenen Grenzen gehalten haben, denn Stifter beteuert in einem darauffolgenden, von Heckenast nicht geheim gehaltenen Briefe vom 6. Juni 1850, daß er nie in einen Verkauf um solchen Preis gewilligt hätte, wenn er nicht durch den Antrag des Ministeriums und durch die lange dauernde Verzögerung, während welcher er ganz ohne Einnahmen war, zu diesem Entschlusse gebracht worden wäre. Heckenast reist noch vor Ablauf des Monates Juni nach Linz, wo der die „Studien" betreffende Verkaufsvertrag rechtskräftig abgeschlossen wird. Der Dichter fand zum Schlusse mehr Entgegenkommen, als er gehofft hatte, denn er erklärt ausdrücklich: „Mit dem Vertrage bin ich völlig einverstanden."

Der Verleger verehrte in Stifter nicht nur den bedeutenden Schriftsteller, sondern auch den poesievollen Maler und vor allem den trefflichen, gediegenen, charaktervollen Menschen. Von den Bildern Stifters sind zwei in den Besitz seines Verlegers übergegangen. Das eine ist eine Gebirgslandschaft größeren Formates und zeigt einen Wildbach, der zwischen

hohen, öden Wänden über dunkle Felsen herniederbraust. Es ist unter allen Gemälden Stifters, welche mir bekannt geworden sind, das räumlich größte und gewiß eine seiner bedeutendsten Schöpfungen. Die dargestellte, düsterprächtige Gegend ist nach dem Geschmacke der Zeit in freier Erfindung nach beobachteten Motiven zusammengestellt, aber dabei doch von überzeugender Wahrheit; die Komposition ist voll mächtiger Eindringlichkeit, die Linienführung voll erhabener Größe, die Farbenbehandlung leicht, frei und echt malerisch. Es war mir gegönnt, dieses bedeutende Werk in Heckenasts Arbeitszimmer oft und eingehend zu betrachten; späterhin konnte ich es in freudevoller Begeisterung noch einmal Zug um Zug nachempfinden, als ich im Auftrage des Verlegers eine Kupferradierung nach dem Gemälde anfertigte. Dieses Bild war zuerst im Wiener und dann im Pester Kunstvereine ausgestellt; an dem letztgenannten Orte wurde es von Heckenast im Juni 1842 angekauft; gegenwärtig befindet es sich in der namentlich an Stifterbildern reichen Galerie des Wiener Sammlers K. Ad. Bachofen von Echt. Das zweite Bild malte der Dichter im Jahre 1846 als Hochzeitsgeschenk für Heckenasts schöne und liebenswürdige Gattin, welche nach kaum vierjähriger Ehe im Jahre 1850 starb. Der schmerzliche Verlust brachte die beiden Freunde zu noch innigerem, gegenseitigem Anschlusse. Hatte Stifter schon früher einmal halb scherzweise geäußert, er sei selbst mit Heckenast so viel wie verheiratet, so ließ das Hinscheiden der Lebensgefährtin des Freundes den Dichter rührende Trostesworte finden: „Vertrauen Sie der Zeit, und kommen Sie sich ernstlich selber zur Hilfe. Sie werden es empfinden: durch Schmerz geht man zu einem größeren Charakter hervor . . . Da die Verbindung, in der ich mit Ihnen stehe, schon so lange dauert, da Ihr Wesen mir so verwandt ist, und ich Ihnen so viele Dienste verdanke, so bin ich auch Ihr wärmster, aufrichtigster Freund. Der Schmerz hat zwar das Eigene, daß er sich in sich zurückzieht und versenkt, aber da tut man ein Unrecht gegen sich — die Rede, die Freundesrede, löset ihn, und führt ihn in ein sanfteres Geleise."

Stifter schätzte es an Heckenast besonders, daß derselbe geistig so hoch stand, an dem Inhalte der ihm vorgelegten Manuskripte teilnehmen zu können, während die anderen Verleger „Krämer sind, denen das Buch nicht näher am Herzen ist, als dem Handelsmanne sein Hut Zucker, der so und so viel gelten muß . . . Wären Sie nicht zum Teile wie ich, so könnten Ihnen meine Schriften nicht so gefallen". — Daß Heckenast dem sich emporarbeitenden Dichter zu einer Zeit, als ihn noch niemand kannte, Freundschaft angedeihen ließ, bleibt diesem stets unvergeßlich.

Mir scheint die wahre Gemüthsgröße des Menschen in einer lebens-
länglichen Unterordnung seiner Triebe u. Leidenschaften unter die
Vernunft zu bestehen, wenn dies aus Grundsaz u. mit Bewußtsein
geschieht. Das Andere, was wir oft so nennen, die Schwünge des
Augenblickes, die gewaltig aufflammenden Thaten, können eben so
gut das Ergebniß der Schwäche sein, als der Stärke. Oft
sind sie sogar nicht einmal sittlich.

Linz 2. Mai 1847

Adalbert Stifter

Faksimile eines Stammbuchblattes von Adalbert Stifter. — Besitzer: K. Ad. Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Leiden und Freuden werden brüderlich geteilt und in Treue mitempfunden. Als Heckenast dem Freunde die Anzeige seiner bevorstehenden Wiedervermählung übersendet, ruft ihm dieser jubelnd entgegen: „Die größte Freude bereiteten Sie mir durch die Nachricht, daß Sie hoffen, wieder eine liebe Hausfrau zu gewinnen. Ich segne und achte sie im voraus, die Ihnen die Tage des Unglückes vergessen machen und vergüten wird. Ich frage nicht nach ihren anderen Eigenschaften, nur darnach, wie gut sie ist; denn Güte ist das erste und letzte Gut der Frauen." — Heckenast ist auch seinerseits bestrebt, dem Dichter Freude zu bereiten. Von seiner Londoner Reise bringt er für Stifters Gattin ein herrliches, goldenes Armband mit und dem Freunde macht er gleichzeitig ein prachtvolles Gemälde zum Geschenke. Stifter ist umso inniger über die wertvolle Gabe entzückt, als ihm die Betrachtung guter Bilder schwunghaftere, tiefere und feurigere Gedanken einflößt. „Hätte ich einen Rottmann, einen Bürkel, Marko und Lessings Huß in meinem Zimmer — — ich bilde mir ein, nichts anderes, als höchste Meisterstücke machen zu können."

Auch von anderer Seite werden dem Dichter Ehrungen zugedacht; Baronin Pereira erbittet sich von ihm die Entgegennahme einer „ausgezeichnet schönen" Uhr; die Schwester des Dichters Eichendorf bietet ihm ihr in Baden bei Wien in einem schönen Garten gelegenes Landhaus zum Geschenke an, was Stifter jedoch aus Rücksicht für die Angehörigen des etwas exzentrischen Fräuleins dankend ablehnt; der berühmte Bildnismaler Daffinger malt sein Porträt, welches für die „Iris" gestochen werden soll, auch in der „Libussa" in Prag erscheint sein Bildnis, das er aber selbst für gänzlich mißlungen erklärt, da er nach seiner Meinung in demselben „eher wie ein streitsüchtiger Schuster" aussieht. Sehr erfreut ist der Dichter über die Beweise der Verehrung, welche ihm aus den breiten Schichten des Volkes entgegengebracht werden; sie wiegen ihm die bald anerkennenden, bald tadelnden Urteile der Kunstrichter tausendmal auf. Schwärmerische Jünglinge und empfindsame Mädchen geben häufig der Bewunderung des ihrem stillen Sinnen verwandten Dichtergemütes brieflichen Ausdruck, und Stifter freut sich des Lobes aus jugendfrohen Herzen; mehr und tiefer noch ergreift es ihn, wenn sich dem jubelnden Chorus die kraftvolle Stimme des erfahrenen Alters beigesellt; so übt es eine mächtige Wirkung auf ihn aus, als er erfährt, daß ein einfacher, ernster Geschäftsmann, dem eines Abends zufällig die „Narrenburg" in die Hand kam, von dem Zauber der poetischen Schöpfung angezogen, die ganze Nacht an dem Buche verlesen habe; völlig hingerissen in freudigem Dichterstolze ist er durch die Tränen, welche

bei einer Vorlesung der „Mappe" den schönen Augen der berühmten Sängerin Jenny Lind entströmen. Stifter berichtet über dieses Vorkommnis am 1. März 1847 an Heckenast: „Jenny Lind, mit welcher ich bei Jäger oft zusammen komme, enthielt sich der Tränen nicht, trocknete sie anfangs mit ihrem Tuche, und ließ sie endlich reichlich aus ihren sprechenden und gefühlvollen Augen hervordringen. Mir war der Beifall dieses in hohem Grade gefühlvollen Mädchens, dieser Künstlerin, welche das Schöne und das sittliche Maß selber so entzückend darstellt, mehr wert, als tausend Beifallszeichen der Rezensenten, die einen mit Lob nicht minder geißeln können, wie mit Tadel."

Stifter hatte, während er an den „Studien" schrieb, eine Fülle schriftstellerischer Pläne, von welchen die wenigsten zur Ausführung gekommen sind; für die Kinder des Hofarchitekten Koch schreibt er zur Weihnachtsfeier 1843 ein einaktiges Schauspiel: „Der scheußliche Riese Scharmak, oder der Sieg der Amazonen;" 1844 träumt er davon, einen dreibändigen historischen Roman „Maximilian Robespierre" herauszugeben — „im Verbrechen und in seinem Sturze trotz aller übermenschlichen Kraft liegt eine erschütternde moralische Größe und der Weltgeist schaut uns mit den ernstesten Augen an" —; gleichzeitig trägt er sich mit dem Gedanken, ein Buch über die Stephanskirche zu schreiben, „in der Art, nur ernster, wie die Alhambra von Washington Irving"; dann will er nach Italien, um sich dort neue große Stoffe zu holen — „wenn ich etwa so Meernovellen, oder italienische, machen könnte, wie jetzt Hochgebirgsleben? Oder ein Drama? — — Völker, Länder, Massen sollte ich sehen" —; er schafft unausgesetzt und verwirft oft wieder die Arbeit von mehreren Monaten, aber die Ideen drängen sich in seinem Geiste, die „verdammten Sachen" wachsen ihm gewaltig an, und da er in der Begeisterung an den Personen fortmalt, bis sie mit dem Kopfe an den Rahmen anstoßen, muß er ihnen zuletzt „ein bißchen Kopf wegschneiden", ein Unglück, das — um bei dem Gleichnis zu bleiben — den modernen Bildnismalern nicht mehr so zu Herzen geht, wie einst. Das ungestillte, dunkle Sehnen seines Gemütes läßt ihn nirgends volle Befriedigung finden; er schwärmt für Wien und für die Herzlichkeit seiner Bewohner, bald darauf aber ist ihm die Stadt mit ihrem lauten, zeitraubenden Gesellschaftsleben verhaßt; es zieht ihn mit allen Fasern seines Herzens in das „himmlische Oberösterreich", denn er bedarf, wie er selbst sagt, der Ruhe und der Einsamkeit, damit die Muse nicht aus seiner Nähe verscheucht werde; kaum aber hat er sich dauernd in Linz niedergelassen, so findet er es betrübend, ausschließlich auf sich allein gestellt zu sein. „Ich habe hundert Stoffe,"

ruft er begeistert aus, und Bauholz ist nach seiner Versicherung so viel zusammengefahren, daß er zu dessen Verarbeitung zweihundert Jahre brauchen würde, wenn er aber darüber Kontrakt hätte, käme wahrscheinlich noch neues nach, daß er dann fünfhundert Jahre brauchte. Trotzdem kann er sich nicht voll genügen und die schöne Natur in dem gesegneten Lande ob der Enns vermag ihn auf die Dauer für den Entgang des anregenden Verkehres mit geistig hochstehenden Menschen nicht zu entschädigen. Seiner alten Freunde, namentlich aber Grillparzers wegen sehnt er sich zurück nach dem „geliebten, teuren Wien", das ihm eine zweite Heimat geworden ist. Er beklagt sich bitter, keinen einzigen Menschen zu haben, der mit ihm poetischen Umgang pflegen könnte. Die Errichtung der Realschule, für die er selbst immer rastlos tätig ist, erfüllt ihn mit frohen Erwartungen, daß seine geistige Vereinsamung dadurch gelindert werde. „Die Gründung der Realschule nahm mir fast alle und jede Zeit schon durch vier Monate. Nun ist sie von uns aus fertig, und, wie ich hoffe, prächtig, nur die Bestätigung einiger Lehrer fehlt noch von Seite des Ministeriums. Es werden ein paar ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden. Wäre nicht manche Amtsfreude, ich müßte endlich in diesem kunst- und wissenschaftslosen Böotien verzweifeln."

Bald schleicht sich in seine Briefe jener gedämpfte, entsagende Ton ein, über welchen er in seinen späteren Jahren nie mehr ganz hinauskommt. Schon im Jahre 1852 schreibt er von Linz aus an seinen alten Freund Josef Türk: „Es ist möglich, daß in mir viele Blumen getötet wurden, es ist aber auch möglich, daß sie vielleicht gar nie da waren. Könnte ich den Umgang meiner Freunde und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer, genießen, so dürfte vielleicht manches kleine Schöne sprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeisternde, mit dem ich mich einst im Übermute trug, und das wohl nur eine Fata Morgana gewesen ist."

Obgleich er in seinem neuen Aufenthalte — er wohnt an der Linzer Donaulände Nr. 1313 nächst dem Landungsplatz der Dampfschiffe, zwei Treppen hoch, in einer freundlichen, geräumigen Behausung, umgeben von der herrlichsten Natur — der Segnungen der frischen Landluft teilhaftig ist und sich eines kräftigen, ausdauernden Körpers rühmen darf, leidet er häufig an hartnäckigen Anfällen von Schnupfen, Halsentzündung, Husten, Heiserkeit und Grippe. Nach dem Amtsantritte wird überdies seine Lebensweise in hohem Grade ungesund, und es ist zu verwundern, daß seine weit über Gebühr belastete Arbeitsfähigkeit sich den maßlosen An-

forderungen so lange gewachsen zeigt. Von einer „ewigen Grippe", die auf ihm lastet und ihm „das Herz umdüstert, ganz niedergedrückt", kann er doch „das erlösende Dampfbad" nicht aufsuchen, denn er hat „keine Zeit, sich zu kurieren". Ja, es bleibt ihm kaum so viel Muße, um „zu essen und zu schlafen". Tagsüber ist er im Amt, die Zeit von 5 bis 9 Uhr Abends widmet er der Dichtkunst. Aber trotz aller Selbstaufopferung fällt es ihm schwer, Konflikte wegen Saumseligkeit zu vermeiden, und er muß manchen Bogen aus der Hand geben, an dem er schmerzlich



Die Donaulände in Linz; am äußersten Bildrande links Stifters Wohn= und Sterbehaus.

die Reife vermißt. Immer und immer wieder beschwört er den ungeduldigen Verleger, ihn nicht zu drängen: „Wenn der Druck vollendet ist, werde ich Ihnen alle Vorarbeiten zeigen, Sie sollen vergleichen, und Sie werden die Verbesserung erkennen, und werden die Menge der Arbeit erkennen. Hat doch Goethe seine Iphigenie fünfmal abgeschrieben. Gebe Gott, daß ich mit manchen meiner schon gedruckten Arbeiten es einmal noch so machen kann. Welche Glätte, welche Durchsichtigkeit, welche Feile!" — Zum Malen kommt er kaum noch alle vierzehn Tage auf einige

Stunden, und wenn er auf Amtsreisen ist, arbeitet er auch während der Fahrt an seinen Manuskripten. Als nun an den Schulen die großen Sommerprüfungen beginnen, muß er täglich um 4 Uhr Früh aufstehen, weil er tagsüber zum Schreiben keine Zeit findet. Der gänzliche Bewegungsmangel wirft ihn endlich aufs Krankenlager — „beim Schriftstellern saß ich, bei der Prüfung saß ich, bei der Amtsarbeit saß ich" — er wird von einem heftigen Fieber erfaßt und verbüßt die Folgen seiner unfreiwilligen Lebensweise unter schwerer körperlicher Pein. Mit der äußersten Anstrengung vermag er es nicht mehr, allen Verbindlichkeiten gerecht zu werden; wie ein Wehruf aus wunder Brust klingen seine verzweifelten Worte an Heckenast: „Nicht bald hat mich etwas so tief gekränkt, als Ihr letzter Brief. Alles, was ich tat, war ja einzig nur für die Sache. Ich habe äußerst fleißig (selbst wenn ich täglich acht Stunden bei Prüfungen war) gearbeitet, nie weniger als sechs Stunden unter den heftigsten Schmerzen . . ."

Da er selbst am strengsten gegen sich ist, legt er den Ratschlägen anderer wenig Gewicht bei, ja „gegen Textlesen" wird er, wie er selbst sagt, „völlig verstockt". Darum bedeutet das Urteil der Rezensenten für ihn nicht viel, selbst wenn es, wie dies in der Regel der Fall ist, überwiegend günstig ausfällt. Namentlich mit dem jungen Deutschland, sodann mit Saphir, mit Schücking und mit Hebbel kann er sich schwer abfinden. Hebbels boshaftes Epigramm, dessen Spitze er gegen sich gerichtet fühlt, kann er dem „groteskesten, sittlich verkröpftesten und widernatürlichsten" der in Österreich lebenden Auslandspoeten nie verzeihen.

Das erwähnte Epigramm bekämpft die Kleinmalerei in der Kunst mit scharfen Worten:

„Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säh't ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt."

Die „Studien" waren die ersten und wohl auch die ursprünglichsten Gebilde der Muse Adalbert Stifters. Ihr Erscheinen fachte eine heftige literarische Fehde an, und die zeitgenössische Kritik ließ es ebensowohl an hochgehender Vergötterung, wie an unzweifelhafter Mißachtung nicht fehlen. Das abfälligste Urteil, das mir über die Werke Stifters bekannt geworden ist, fand ich in einem alten Zeitungsausschnitt, welchen Heckenast unter seinen Papieren verwahrte: „Der Titel Studien soll wohl ein Ver-

zichtleisten auf jede eigentliche Kunstform bedeuten, nach deren Anforderungen diese Produktionen zu beurteilen wären. Sie sind keine Romane, Novellen oder Gedichte, sondern — Studien. Was studiert der Verfasser? Welt und Leben? Nein — davon gibt er keine Probe. Philister rühmen die hohe Sittlichkeit; allein wo gar nichts geschieht, da ist es kein Wunder, daß auch nichts Unsittliches geschieht. Der Verfasser studiert also sich, sein eigenes Wesen. Er rettet sich, wie — Goethe! die höchste Freiheit und Vollendung des Subjekts, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe der Welt nicht das Ringen und Suchen nach dieser Freiheit vorlegte, sondern in kunstvollendeten, plastischen Meisterschöpfungen betätigte, daß er sie bereits ersiegt, während Stifter, noch sehr fern von diesem Siege und noch sehr unfähig, plastisch zu gestalten, seiner Subjektivität einen schriftlichen Ausfluß gibt. Ein subjektives Ringen nimmt aber alle Elemente der Zeit als Bildungsmittel in sich auf, und wenn Goethe sich subjektiv darstellt wie in „Wahrheit und Dichtung", so sehen wir alle politischen, wissenschaftlichen, sozialen Entwicklungen seiner Zeit mächtig auf ihn wirken; er durchschreitet und überwindet sie, er schüttelt sie endlich von sich ab und entsteigt ihnen als hellenische Göttergestalt, als freies Subjekt. Es verrät den erstaunlichsten Egoismus oder eine nicht minder erstaunliche Borniertheit (!), daß Stifter in seinen Werken, noch ganz subjektiv, der Zeit doch so gänzlich den Rücken zuwendet, als wären alle in ihr entfesselten Geister, alle neuen Richtungen, in welche die Menschheit sich heute teilt und auf denen sie sich unter verzweifelten Kämpfen zu behaupten sucht, nicht würdig von ihm betrachtet zu werden, nicht würdig zu seiner eigenen Entwickelung beizutragen. Daher kommt es auch, daß er immer der nämliche bleibt, daß ihn seine „Studien" nicht vorwärts bringen. Die letzten zwei Bände derselben könnten ebenso gut die ersten sein, was bei „Studien" einen vollkommenen Mangel an würdigen Resultaten beurkundet. Er kommt nicht aus dem Kreise der beschränktesten Subjektivität heraus, eben weil er diesen Kreis nicht so weit ausdehnt, daß er Welt und Zeit umschließen könnte. Durch den gerechten Beifall verführt, mit welchem man sein erstes Auftreten begrüßte, wagt er sich nicht von der kleinen Stelle fort, auf welcher ihm der Beifall wurde. Was anfangs nur eine schöne, eigentümliche Form schien, wird jetzt zur Manier. Herr Stifter verösterreichert (!) sich. Das wird sogar in seinem Stil sichtbar, der sich von Provinzialismen nicht frei macht und dadurch neben mancher fehlerhaften Konstruktion auch sonst noch arge grammatikalische Unrichtigkeiten bietet, die man bei der sonstigen Korrektheit des Druckes nicht dem Setzer allein Schuld geben kann ...."

Diese in ihrer übereifrigen Maßlosigkeit fast drollig wirkende Begeiferung, womit der Dichter seitens eines unbekannten reichsdeutschen Zeitungsschreibers bedacht wurde, fällt völlig in ihrer eigenen Nichtigkeit und Haltlosigkeit zusammen, wenn man sie mit den vielen uns erhalten gebliebenen, überaus anerkennenden, ja bewundernden Urteilen der bedeutendsten zeitgenössischen österreichischen und außerösterreichischen Kritiker vergleicht. Als ein Beispiel für viele mag ein bisher ungedrucktes Schreiben gelten, welches Hieronymus Lorm im Jahre 1845 an Stifter richtete:

Hochgeehrtester Herr!

Es steht meiner winzigen Wenigkeit nicht zu, eine Ihrer Poesien beurtheilen zu wollen, aber thöricht wäre ich, wenn ich das seltene Glück, zu einem Menschen sprechen zu dürfen, der so oft auf meiner Seele musicierte, nicht freudig ergreifen würde. Drum mögen Sie es nicht als Kritik betrachten, sondern nur als ein Mittel Ihnen nahe zu kommen, wenn ich Ihnen von dem Eindrucke erzähle, den Ihre Novelle „Brigitta“ auf mich hervorbrachte. Er war nicht derselbe, den ich im „Hochwald“ oder beim Auflesen der „Feldblumen“ empfand, denn so herrlich und erschütternd Sie auch die Bewegung der seelenlosen Natur wiederzuspiegeln und unsere innigste Verwandtschaft mit den Schrecken, wie mit den Schönheiten der Natur nachzuweisen wissen, bleibt uns doch immer der Mensch das nächste, und Lenz, Nacht, Sonne, Wintersturm im Menschenherzen, die ganze psychologische Welt, die Sie in Ihrer Brigitta umsegeln und erforschen, wirkt tiefer und nachhaltender.

Könnte ich Ihnen nur, so wenig Sie dies auch kümmern mag, erklären, wie es mich erquickt, der ich fast nur mit Büchern verkehre, einmal nicht zu den Todten umkehren zu müssen, sondern in unserer Zeit einen Schriftsteller zu finden, der seines Genies würdig ist.

Die vom langen Frieden mit Bildungselementen geschwängerte Atmosphäre der Zeit erzeugt mehr Schreibende, als die Musen verantworten können; solche Kinder der Gegenwart sind nicht Söhne, die ihre Mutter verherrlichen, sie hängen sich als ewige Kinder an ihren Rock und trippeln ihr willenlos nach, welchen Weg sie auch einschlage. Wer ursprünglich ist, mit einer wahrhaften Dichtersendung begabt, reißt sich scheinbar los von der Zeit, um dann reicher, beglückender, mit selbstgewonnenen Schätzen zu ihr zurückzukehren. Das haben Sie gewiß erkannt und so ist es Ihnen gelungen, Unsterbliches zu erringen, wenn auch noch nicht im weltlichen

Ruhme, doch in der eigenen Brust. Sie sind mit Hilfe Ihres großen Talentes zu jenen Tiefen gelangt, wo der Mensch seine Ewigkeit entdeckt.

Der Rücksendung der Novelle schließe ich die Recension in den „Blättern für literarische Unterhaltung" bei, sie steht Nr. 356, S. 1430. Sollte der Band sonst noch zur Lectüre Reizendes für Sie enthalten, so steht er Ihnen zehn bis vierzehn Tage zu Gebote.

Morgen werde ich mir zu der von Ihnen festgesetzten Stunde die Freude machen, Sie zu besuchen.

Genehmigen Sie die Versicherung
meiner Verehrung und Hochachtung!

Ergebenst

Wien, 14. März 1845. Heinrich Landesmann
(Hieronymus Lorm).

Solche Beweise der Anerkennung und hingebender Verehrung erhielt Stifter aus allen Teilen Österreichs und Deutschlands. Doch reizte ihn das eben so wenig zur Selbstüberhebung, als ihn eine abfällige Kritik entmutigen oder irreleiten konnte. Er schrieb ruhig, mit jener Gründlichkeit und Gelassenheit weiter, welche in der Regel als das Ergebnis dreistündiger Arbeit *eine* Schriftseite aufbrachte, und ließ es achtlos neben sich wettern und tumultuieren; gleich jenem Archimedes schloß er seine Sinne nach außen ab, alles fremde und zufällige wegweisend: „Stört meine Kreise nicht!"



V.

# Auf der Höhe.

(1853–1858.)

Alles Gute kündigt, gleich dem Lichte, sich selbst an, indem es da ist, und läßt wohltätige und glänzende Spuren hinter sich, auch wenn es nicht mehr ist.

Wieland.



Im Jahre 1853 erschienen die „Bunten Steine“. Die Stoffe zu diesen Erzählungen hat Stifter teils seinen eigenen Jugenderinnerungen entnommen, teils haben Vorkommnisse seines späteren Lebens ihn zu einem Festhalten derselben in dichterischem Gewande veranlaßt; in einzelnen Fällen hat er auch wohl Mitteilungen befreundeter Personen zur poetischen Weiterbildung benützt. Im „Granit“ erzählt er ein Stück seiner eigenen Kindheit, im „Kalkstein“, so wird behauptet, verklärt er das Bild seines Lehrers, Wohltäters und Gönners P. Placidus Hall, die Fabel des „Turmalin“ verdankte er der Frau von Arneth, im „Katzensilber“ hat er seiner Ziehtochter Juliana ein Denkmal gesetzt, und die Idee zum „Bergkristall“ brachte er von einem Besuche des Hallstättersees heim.

Diese kleineren Arbeiten, welche in dem Zeitraum von 1843 bis 1853 neben anderen nach und nach entstanden sind und die gelegentlich in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht wurden, hat der Dichter einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen, um sie, sowie vordem die „Studien“, als Sammelwerk herauszugeben. Von der Voraussetzung ausgehend, daß diese Bücher vorwiegend in den Kreisen jugendlicher Leser Eingang finden würden, beabsichtigte er die sechs ohne inneren Zusammenhang aneinandergereihten Erzählungen unter dem gemeinschaftlichen Titel „Kindergeschichten“ erscheinen zu lassen. Da er aber doch die Empfindung nicht abweisen konnte, daß ebensowohl die Stoffe als auch die Darstellungsart für die kindliche Auffassung zu hoch gegriffen sein dürften, so dachte er an die Bezeichnung „Jugenderzählungen“, weil der Inhalt des Buches „doch nicht für Kinder, sondern für Jünglinge paßt und ernst genug ist“. Aus diesem Grunde lehnte er auch den von Wiegand vorgeschlagenen Titel „Aus der Kinderwelt“ ab; derselbe ist ihm überdies „zu sehr Johanna Schopenhauer“. — Des Dichters Neigung, schon in der Überschrift, welche er seinen Arbeiten voranstellte, den innigen An-

schluß an die Natur anzudeuten, veranlaßte ihn jedoch bald darauf, seinem Verleger den Titel „Flursteine" vorzuschlagen; nach einigen Verhandlungen wurde endlich die Bezeichnung „Bunte Steine" gewählt. Stifter führte in der Einleitung des Buches die Wahl dieser Aufschrift auf seine alte Liebhaberei zurück, alle möglichen bunten Steine von Feld und Heide nach Hause zu tragen, sie zu bewundern, daran zu schaben, sie zu glätten und endlich als sorgsam behütete Schätze in schöne Reihen zu ordnen; in verwandtem Sinne sei er nun in dem Buche bestrebt gewesen, „eine Sammlung von allerlei Spielereien und Kram für die Jugend" anzulegen. Der Umfang der Reihe war ursprünglich ebenso wenig bestimmt, wie früher bei der Anlage der „Studien". Stifter dürfte zuerst an



Vorderstift bei Oberplan.

mehrere periodisch erscheinende Bände gedacht haben, denn er beschließt die Einleitung mit den Worten: „Weil es unermeßlich viele Steine gibt, so kann ich gar nicht voraussagen, wie groß diese Sammlung werden wird."

Nachdem der Titel des Sammelwerkes festgestellt war, mußte naturgemäß auch jede einzelne der früher anders getauften Erzählungen den Namen eines Steines erhalten. Es ergaben sich hiebei in den Überschriften die nachstehend angeführten Veränderungen. „Der Pechbrenner", zum ersten Male abgedruckt im Taschenbuch „Vergißmeinnicht" im Jahre 1849: „Granit"; „Der arme Wohltäter", zum ersten Male abgedruckt im Taschenbuch „Austria" im Jahre 1848: „Kalkstein"; „Der Pförtner im Herrenhause", zum ersten Male abgedruckt in der Zeitschrift „Libussa" im Jahre 1852: „Turmalin"; „Der heilige Abend" oder „Der Weihnachtsabend", zum ersten Male abgedruckt in der Zeitschrift „Gegenwart" im Jahre 1846: „Bergkristall";

„Das braune Mädchen", zum ersten Male abgedruckt in der Sammlung „Bunte Steine": „Katzensilber; „Die Wirkungen eines weißen Mantels", zum ersten Male abgedruckt in der „Wiener Zeitschrift" im Jahre 1843: „Bergmilch". — Die Anführung dieser Titeländerungen allein zeigt schon, daß die neu gewählten Überschriften dem Inhalt der Erzählungen weit weniger angepaßt sein konnten, als die zwanglos hingesetzten, ursprünglichen Bezeichnungen. Der von Jean Paul übernommenen Vorliebe des Dichters war ohne gewaltsame Auslegungen eben nicht zu entsprechen; nur mit Mühe vermag man einmal oder das anderemal einen Zusammenhang zwischen Titel und Inhalt der Erzählungen herauszuklügeln.

Auch sonst begegnet uns Gewaltsames in der Absichtlichkeit, mit welcher Stifter seinen besonderen Kunststandpunkt herausfordernd betont. Indem der Dichter in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" sein literarisches Glaubensbekenntnis ablegt, entwickelt er seine Anschauungen über das Große und über das Kleine in der Kunst mit jener Art von scheinbarer Bescheidenheit, welche die Anerkennung ertrotzen zu wollen scheint und die Möglichkeit des Widerspruches als undenkbar nicht aufkommen lassen will. Mit hohnvoller Verachtung und mit der kaltblütigen Verstocktheit des Besserwissens tritt er den mißgünstigen Beurteilern abwehrend entgegen: „Es ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten." —

Klingt das nicht wie selbstsichere Vorsätzlichkeit, den Gegenstand der Rüge recht sichtbar zur öffentlichen Schau auszustellen, um den Beifall der Gleichgestimmten und Gutgesinnten gegen die törichte Verblendung einseitiger Tadler hervorzulocken? Könnte noch ein Zweifel darüber bestehen, daß der streitbare Geist der Unduldsamkeit den Dichter dazu veranlaßt hat, die Besonderheit seines künstlerischen Schaffens, statt sie wie bisher bloß aus dem eigenartigen Wesen seiner Produktion hervorleuchten zu lassen, gleichsam satzungsmäßig festzustellen, als berechtigt zu begründen und mit den Waffen seiner Autorität zu verteidigen, so sorgt Stifter selbst für vollständige Klarheit, indem er in den folgenden Sätzen der lehrhaften Vorrede seine Kunstanschauungen mit der Gereiztheit eines Mannes darlegt, der sich wehrt und sich endlich gezwungen fühlt, nach langem Schweigen und Dulden die Entscheidung auf offenem Kampfplatze zu suchen.

„Großes oder Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau empor schwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge empor treibt, und auf den Flächen der Berge hinab gleiten läßt . . . . So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört, und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft . . . .“

Diese Lehrsätze hat der Philosoph dem Dichter eingeredet; die Weisheit des Forschers hat die freie Unbefangenheit des Künstlers unterjocht. Die Wissenschaft wird immer Recht behalten, wenn sie uns lehrt, daß die gleiche Kraft den Milchtopf der armen Frau überfließen macht und die kochende Lava über den Rand des Kraters heraustreibt; aber so wie das Ausmaß der Wirkung dieser Kraft in beiden Fällen vieltausendfach

verschieden ist, ebenso verschieden ist auch die Gewalt des Eindruckes, den uns das der inneren Wesenheit nach völlig gleiche Schauspiel in den einander so ungleichartigen Äußerungen gewährt, einerlei, ob wir den Vorgängen in der Natur gegenüberstehen oder sie im künstlerischen Bilde auf uns wirken lassen.

In der Kunst, und zumal in der Dichtkunst, sind die Vorgänge nicht bloß durch ihre Wesenheit, sondern ebenso durch die Ursachen der Geschehnisse, durch deren Umfang, Bedeutung und Kraft und endlich durch deren Folgen bedeutungsvoll, also im ganzen durch die ihnen innewohnende Eindrucksfähigkeit. Was den Weisen mit hoher Befriedigung erfüllt, kann den Künstler vollkommen gleichgültig lassen; was den Künstler zu begeisterungsvollem Gestalten anregt, kann dem Weisen als eine törichte Verkehrtheit erscheinen. Arthur Grottger hat uns in einer herrlichen Darstellung gezeigt, wie der Genius des Lichtes bei den Greueln des Krieges das Haupt verhüllt; und doch haben die menschlich so tief beklagenswerten blutigen Ereignisse der Weltgeschichte den Malern aller Zeiten, von Lionardo und Raphael bis zu Wouwerman und Vereschagin, Stoff zu großartigen, den Anforderungen der künstlerischen Schönheit vollauf entsprechenden Kompositionen geliefert.

Wenn die von Julian Schmidt so sehr bewunderte Theorie Stifters über das Große und Kleine in der Kunst richtig wäre, so stünden Geßners zarte Idyllen und Gellerts unschuldsvolle Fabeln mit Shakespeares gewaltigen Königsdramen künstlerisch auf gleicher Höhe, da die genannten Dichtungen ohne Ausnahme den Triumph der gesteigerten Sittlichkeit verkünden; ja, im Sinne der Theorie vom „sanften Gesetze" müßten die erschütternden Tragödien des großen Briten gegen die leidenschaftslose Ruhe der milden Tugendprediger sogar zurückstehen.

Wem wollte es im Ernste einfallen, einen Vorwurf gegen unseren Dichter zu erheben, weil er dem Kleinen und Einfachen in den Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens mit Eifer folgte, da auch das scheinbar Geringfügige unter seiner Hand zu schönheitsvoller Bedeutung anwächst? — Gehört doch Stifter wie Brockes, Geßner und die meisten Dichter, welche sich gerne in das geräuschlose Walten der Natur versenken, zu den still beschaulichen Menschen, von welchen Gervinus sagt, daß sie „einen übertriebenen Schauder vor allem Krieg und allen Eroberern und ausschließlich handelnden Charakteren haben". Er konnte nichts anderes empfinden, als was seiner Art zu empfinden angemessen war, und er wäre nie eine so voll ausgeprägte dichterische Erscheinung geworden, wenn er sich durch Lob oder Tadel aus seiner Besonderheit hätte herausdrängen

lassen. Unerschütterlich zu bleiben, was er im Innersten war, das bildete sein gutes Recht. Da er aber, durch Anfeindungen gekränkt, sich eigensinnig bestrebte, das Große zu Gunsten des Kleinen herabzusetzen und diejenigen der gröblichen Verirrung zu beschuldigen, welche seinen Lehrsätzen nicht beipflichten wollten, erbitterte er seine Gegner und machte selbst seine Anhänger an sich irre. Emil Kuh, der allen Vorzügen Stifters mit Verständnis, ja mit Bewunderung begegnet, kann sich doch des Bedauerns darüber nicht enthalten, daß der Dichter in seiner einseitigen Theorie die sittlichen Maßstäbe verzerrte. „Es ist nicht dasselbe, ob Diocletian weltmüde entsagt, oder ob ein in der Liebe enttäuschter Jüngling an eine Klosterpforte pocht; es ist nicht dasselbe, ob Spinoza ein heiliges Leben führt, oder eine arme Witwe, welche sich an ihrem Offenbarungsglauben wärmt. — — Stiftern ist es um das *sanfte* Gesetz zu tun. Darum liest er es nur von dem Glänzen des Himmels, von dem wachsenden Getreide und von den ergebenen Menschen ab, nicht auch vom Gewitter, von der sich schüttelnden Erde, von den ringenden und wollenden Menschen. In welch' ein Gedränge aber käme dieses sanfte Gesetz, wenn Stifter sich auf die großen geologischen Umwälzungen, deren Dauer nach Millionen Jahren zählt, besänne! in welch' ein Gedränge käme es eigentlich schon, um das Alltägliche zu berühren, wenn er sich nichts als die Leidensgeschichte einzelner Perioden, ja eines einzigen schwer heimgesuchten Menschen gegenwärtig hielte! Mir wenigstens kann ein gequältes Kind die gesamte Herrlichkeit der Erde niederweinen."

Zu der Hartnäckigkeit, mit welcher Stifter seine, wie gezeigt wurde, keineswegs einwandfreien Anschauungen über das Wesen der wahren Sittlichkeit und der reinen Kunst verfocht, gesellte sich das eigensinnige Festhalten einer seltsamen Rechtschreibung, die ihm unter den öffentlich auftretenden Schriftstellern allein eigen war und niemals Nachahmung gefunden hat. Zu den Merkmalen derselben gehörte das bedingungslose Weglassen des ck und des tz; so schrieb Stifter nicht „die Sitze" sondern „die Size", nicht „die Blicke" sondern „die Blike"; dazu traten eigenmächtige Abänderungen der allgemein geltenden Interpunktionsregeln. Die Anfänge des Bestrebens, sich der eingeführten Rechtschreibung nicht zu fügen, gehen bis auf den „studentischen Rundkreis" zurück, in welchem Adolf Freiherr von Brenner den Anstoß zu jenen Neuerungen gab, mit welchen Stifter zwanzig Jahre später, bei der Herausgabe der „Bunten Steine", als er endlich den Verleger für diese Idee gewonnen hatte, im Drucke hervortrat. Schon im September 1834 schreibt der Dichter an seinen Freund Adolf: Mach' ich denn im ganzen Briefe ein tz oder ein y

oder ein ph? — Und als ihm trotz aller Aufmerksamkeit das Wort „eigennützig“ statt des gewollten „eigennüzig“ aus der Feder fährt, setzt er, über sich selbst erbost, in der Klammer den Ausruf bei: „(Das verdammte t)!“

Seinen „Bunten Steinen“ den höchsten Schliff zu geben, war dem Dichter eine liebe Herzenssache geworden und er konnte, wie er an Heckenast schreibt, der immer nach neuen Bogen der Reinschrift drängte, in die größte Ungeduld geraten, wenn sich das leiseste Hindernis in der „Schriftstellerzeit“ am Horizonte zeigte. „Ich schreibe durchschnittlich täglich fünf Seiten rein. Aber oft kann man über Stellen nicht weg; Sie glauben nicht, wie ich mich abquäle; ich weiß das Höhere, und es gestaltet sich nicht. Nur die völlige Poesielosigkeit arbeitet ganz leicht weg, und bringt Massen zu Tage; gerade die letzte Ausfeile ist das feinste, und bedingt die Schönheit allein.“ — Und als er endlich, fast ein volles Jahr später, die letzten Bogen des Buches aus der Hand gibt, tut er dies, da er doch immer „über das Fügen, Ineinanderschmelzen und Adeln“ die innigste Freude hatte und daher niemals den gestellten Termin einhielt, noch immer mit dem größten Schmerze: „Ich habe wirklich viel Kummer, daß die Sachen übereilt sind. Ich sehe Fehler über Fehler, ich sehe Schönheiten, mancher Stoff ist so innig — — sollte es denn ganz unmöglich sein, etwas Meisterliches daraus zu machen. Aber Zeit, Zeit! Ich muß mich mit der Zukunft trösten, sonst wäre ich betrübt.“ Es ist sehr bezeichnend für die Langsamkeit und Bedächtigkeit, mit welcher Stifter arbeitete, daß er den Druck des Werkes noch „übereilt“ fand, das er vier Jahre vorher, unmittelbar nach der Umsturzbewegung, seinem Verleger mit den Worten angeboten hatte: „Kinder revolutionieren nicht, und Mütter auch nicht; also schauen Sie auf das Werk!“

Über die beabsichtigte Bestimmung des Buches war der Dichter allerdings in einer argen Täuschung befangen, denn die meisten Erzählungen aus den „Bunten Steinen“ eignen sich nicht für Kinder, ja manche derselben kaum für die reifere Jugend. Die zarte, eigenartige Schönheit dieser Dichtungen setzt, um voll empfunden zu werden, einen Grad des Verständnisses voraus, welcher in einem sehr frühen Lebensalter noch nicht vorhanden sein kann. Der Trugschluß dürfte seine Erklärung wohl in dem Umstande finden, daß Stifter keine Kinder neben sich aufwachsen sah.

Wie rasch das mit der Veröffentlichung der „Bunten Steine“ gegebene Beispiel verwandte Bestrebungen zum Hervortreten ermutigte, beweist ein von mir im Nachlasse Heckenasts aufgefundener Brief der Dichterin Elise Polko, welchen Stifter am 15. August 1853 erhielt:

„Vielleicht erinnern Sie, Hochverehrtester, sich des Namens einer jungen Frau, die Ihnen im vergangenen Jahre zur Darlegung ihrer tiefen Bewunderung kleine musikalische Phantasien darzubringen wagte. Dieselbe Frau kommt jetzt wieder, und die warme, lebhafte Verehrung für Sie giebt ihr von Neuem den Muth, harmlose Plaudereien zu bringen, Causerien einer Mutter mit ihrem Kinde, und einen Adalbert Stifter zu bitten, dem beifolgenden Büchelchen ein gutes Wort zu reden. —

Es ist der erste Theil eines Werkchens, das den Zweck hat, das Kind mit der Schöpfung und dem Menschen, so weit es in den Anschauungskreis des zartesten Alters paßt, bekannt zu machen. Die Liebe zu meinem Kinde hat mir die Feder geführt; ich wollte unseren kräftigen, rosenfrischen Knaben vor jenen unzähligen, geist- und phantasielosen Kindergeschichten schützen, die jetzt den literarischen Markt überschwemmen. Ich versuchte den Blick des Kindes auf das zu richten, was doch ewig das Wunderbarste, Heiligste und Herrlichste für uns bleibt — auf die Natur.

Was Sie, Hochverehrter, mir damals schrieben, hat sich tief in mein Herz geprägt: „Wir Menschen sind zu klein für das All — es bleibt uns als Holdestes doch immer nur Freude an dem Menschen, Freude an der Natur. Erstere machen uns die Sache bisweilen sauer — letztere nie." — In die Natur soll das Kind geführt werden, da ist Alles, Licht, Kraft, Schönheit!

Wir brauchen keine sinnverwirrenden Feenmärchen für unsere Jugend; die Geschichte des kleinsten Grashalms, der Lebenslauf des unbedeutendsten Würmchens ist wundersamer, als alle Zaubergeschichten der Welt. In diesem Sinne habe ich geschrieben. Der zweite Theil soll weitere Bilder aus dem Thier- und Pflanzenleben enthalten, und der dritte endlich den Menschen bringen in seinen verschiedenen Verhältnissen — er soll auch das Kind mit gefeierten Namen, die in irgend einer Beziehung zur Kinderwelt stehen, bekannt machen, wahrhaft hohe männliche und weibliche Erscheinungen zeichnen, nicht blos aus der Vergangenheit, sondern auch aus der Gegenwart. So Gott will, wird das schlichte Buch einer zärtlichen Mutter bessere Früchte tragen, als die abscheulichen Struwelpeter mit ihrem Gefolge, die das Kind mit der Häßlichkeit und Karrikatur bekannt und vertraut machen.

Ob nun die Kraft nicht hinter dem Willen zurückgeblieben, das wird mir Adalbert Stifter am besten sagen, an seinen Geist, an sein Herz wende ich mich vertrauensvoll.

Gott behüte Sie, Hochverehrter, von dessen reger Thätigkeit die leuchtenden „Bunten Steine“ das schönste Zeugnis ablegten, und Ihr liebes, liebes Dichterhaus mit Allem, was es schmückt und verherrlicht.

Mit herzinniger Verehrung grüßt

Elise Polko.“

Leider ist uns Stifters Antwort auf diesen schönen Brief nicht bekannt. Wir wissen nur aus seinen Mitteilungen an Heckenast, daß er die warmfühlende Dichterin, welche ihn so hoch verehrt hat, dankbaren Sinnes schätzte und bewunderte: „Ein Kleinod hat sie, das fast unserer ganzen Zeit abgeht: sie spricht nur das Leben ihres Herzens aus. Sie werden oft lachen über das Übergestrüpp von Schönheit, Duft, Herz — aber es ist ein junges Weib, welches schreibt, welches all dieses üppige Überwuchern selbst noch in dem schwellenden, glühenden Gemüte hat . . .“

Die einzelnen Erzählungen in den „Bunten Steinen“ sind nach Inhalt und Form sehr verschieden; sie haben nur unter sich, was sie auch den „Studien“ verwandt erscheinen läßt, das Gemeinsame, daß sich in allen eine vornehme Abkehr von allem Leidenschaftlichen äußert, und daß jede stürmische Wallung der Menschenseele vom stillen Naturfrieden gemildert und verdeckt wird. Der Dichter erfüllt damit getreulich, was er in der Vorrede des Buches versprochen und was er einmal in einem Briefe an Heckenast beteuert hat. „Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche.“

* * *

Schon in der ersten Erzählung des Buches tritt uns die sanfte Schönheit entgegen, welche auf das Kunstmittel des Affektes völlig verzichtet. Stifter hat diese im halblauten Tone bescheidener Zurückhaltung vorgetragene Dichtung mit dem Namen „Granit“ bezeichnet; er leitet uns in seine Kindheit zurück und führt uns in seine heimatlichen Wälder, wo die Natur aus jenem Gesteine abenteuerliche Türme, steilrechte Wände und spitze Kuppen baut. Der Großvater zeigt sie dem Knaben, der ihn auf seinen Wanderungen begleiten darf, nennt ihm ihre Namen, und sagt ihm, was der Volksmund darüber zu berichten weiß. Auf einem Gange nach der unweit von Oberplan gelegenen Ortschaft Melm erzählt er dem Kinde von den Wirrsalen und Kümmernissen, welche der verheerende Ein-

bruch der Pest in den stillen Tälern des Böhmerwaldes in grauer Vorzeit verursacht hatte. „Über die weißen Blütenblätter, die noch auf dem Wege lagen, trug man die Toten dahin, und in dem Kämmerlein, in das die Frühlingsblätter hineinschauten, lag ein Kranker, und es pflegte ihn einer, der selbst schon krankte. Eines Sonntags, da der Pfarrer von Oberplan die Kanzel bestieg, um die Predigt zu halten, waren mit ihm sieben Personen in der Kirche; die anderen waren gestorben oder waren



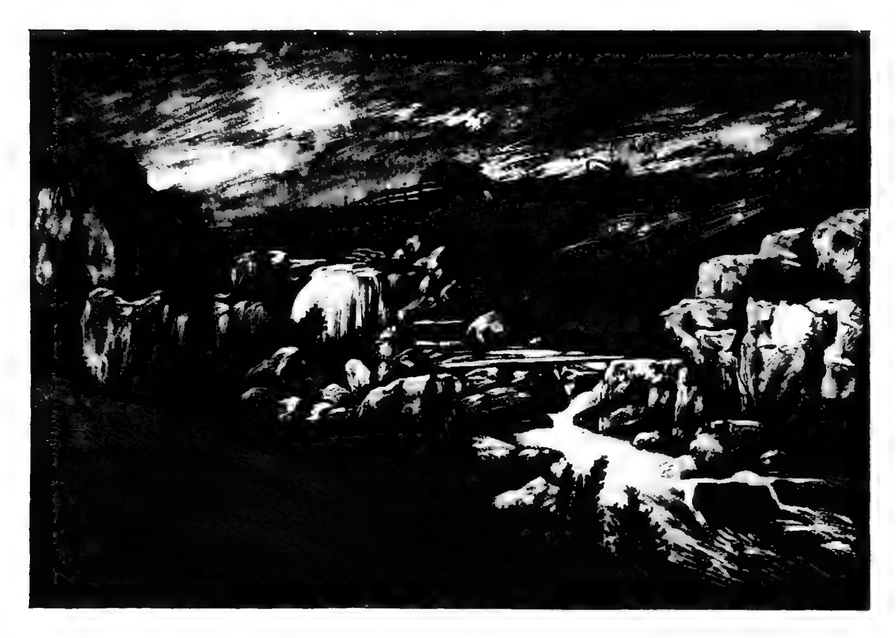
Die „Milchbäuerin". Felsengruppe bei Oberplan.

krank oder bei der Krankenpflege, oder aus Wirrnis und Starrsinn nicht gekommen. Als sie dieses sahen, brachen sie in ein lautes Weinen aus, der Pfarrer konnte keine Predigt halten, sondern las eine stille Messe, und man ging auseinander."

Zur Zeit, da die Krankheit immer ärger um sich griff und in die entlegensten Waldwinkel drang, flüchtete ein im Tale wohnender Pechbrenner mit Weib, Kindern und Anverwandten weit hinauf in die fernen Wälder, um der fürchterlichen Seuche zu entrinnen. Aber umsonst; nach wenigen Monaten wurden alle von der schrecklichen Krankheit dahingerafft bis auf das jüngste Kind. „Der Pechbrenner und sein Weib waren die letzten gewesen, und da die Überlebenden immer die Toten begraben

hatten, der Pechbrenner und sein Weib aber niemanden hinter sich hatten, und der Knabe zu schwach war, sie zu begraben, blieben sie als Tote in ihrer Hütte liegen." Als der Knabe grauenerfüllt die Stelle verläßt und im Walde umherirrt, findet er ein kleines, von der Seuche befallenes Mädchen, welches bewußtlos in einem Brombeerengestrüppe liegt, „so ungefüg, als wäre es hineingeworfen worden". Er nimmt sich des Kindes an, und als es wieder zum Bewußtsein erwacht, pflegt und nährt er es so gut es seine kindlichen Kräfte vermögen. Die völlige Genesung des Mädchens wird seiner Mühe Lohn. Gemeinsam suchen und finden dann die beiden Kinder den Ausweg aus den dichten Wäldern. „Sie beratschlagten unter sich, wie sie das anstellen sollten. Das Mädchen wußte gar nichts; der Knabe aber sagte, daß alle Wässer abwärts rinnen, ohne stille zu stehen, daß der Wald sehr hoch sei, und daß die Wohnungen der Menschen sehr tief liegen; wenn man daher an einem rinnenden Wasser immer abwärts gehe, so müsse man aus dem Walde hinaus und zu Menschen gelangen. Der Knabe zeigte dem Mädchen die Steine, auf die es treten, er zeigte ihm die Dornen und spitzigen Hölzer, die es vermeiden sollte, er führte es an schmalen Stellen, und wenn große Felsen oder Dickichte und Sümpfe kamen, so wichen sie seitwärts aus und lenkten dann klug immer wieder der Richtung des Baches zu. So wanderten sie weiter. Sie gingen an vielen Bäumen vorüber, an der Tanne mit dem herabhängenden Bartmoose, an der zerrissenen Fichte, an dem langarmigen Ahorne, an dem weißgefleckten Buchenstamme mit den lichtgrünen Blättern, sie gingen an Blumen, Gewächsen und Steinen vorüber, sie gingen unter dem Singen der Vögel dahin, sie gingen an hüpfenden Eichhörnchen vorüber oder an einem weidenden Reh. Nach und nach kamen andere Bäume, an denen der Knabe recht gut erkannte, daß sie nach auswärts gelangten; die Zackentanne, die Fichte mit dem rauhen Stamm, die Ahorne mit den großen Ästen und die knollige Buche hörten auf, die Bäume waren kleiner, frischer, reiner und zierlicher. An dem Wasser standen Erlengebüsche, mehrere Weiden standen da, der wilde Apfelbaum zeigte seine Früchte und der Waldkirschenbaum gab ihnen seine kleinen, schwarzen, süßen Kirschen. Nach und nach kamen Wiesen, es kamen Hutweiden, die Bäume lichteten sich, es standen nur mehr Gruppen und mit einemmale, da der Bach schon als ein breites ruhiges Wasser ging, sahen sie die Felder und Wohnungen der Menschen." — Wie in so vielen Stellen seiner Werke offenbart sich auch in dieser schönen Stelle des Dichters Vertrautheit mit dem geheimsten Leben des Waldes in jeder Zeile! — Der Knabe wird in die Pechbrennerhütte seines Oheims gebracht, das kleine Mädchen, dessen

Eltern der Seuche erlegen sind, wird von Verwandten abgeholt. Der Knabe bleibt bei seinem Oheim, unterstützt diesen in den Geschäften des Brennens von „Wagenschmiere, Terpentin und anderen Dingen“ und reift zum stattlichen Jüngling heran. Eines Tages wird er von dem zur schönen Jungfrau erblühten Mädchen auf deren Schloß geholt. „Er lernte dort allerlei Dinge, wurde immer geschickter und wurde endlich der Gemahl des Mädchens, das er zur Zeit der Pest in dem Walde gefunden hatte. Da bekam er ein Schloß, er bekam Felder, Wiesen, Wälder,



Der Abfluß des Langenbruckerteiches bei Oberplan.

Wirtschaften und Gesinde, und wie er schon in der Jugend verständig und aufmerksam gewesen war, so vermehrte und verbesserte er alles und wurde von seinen Untergebenen, von seinen Nachbarn und Freunden und von seinem Weibe geachtet und geliebt. Er starb als ein angesehener Mann, der im ganzen Lande geehrt war.“ —

Der Sohn des armen Pechbrenners erfreut sich einer so jähen Wendung seines Schicksals, daß wir unwillkürlich an den verzauberten Knaben des Märchens denken müssen, der, in niedrigen Verhältnissen dahinlebend, plötzlich aus dem Banne knechtischer Arbeit in den Glanz des

schimmernden Königsschlosses emporgehoben und auf den längst für ihn bereitgehaltenen Thron gesetzt wird. Dazu stimmt dann auch die seidenhaarige Märchenprinzessin vortrefflich, die wie durch Zaubermacht auf der entlegensten Höhe einer menschenfernen, unwirtlichen und fast unzugänglichen Bergwelt in dichtes Brombeergestrüppe gebettet wird, um dort unter den pflegenden Händen eines unmündigen Kindes vom Pesthauche, der sie getroffen, zu genesen. Da auch sonst der Ton der Erzählung die harmlose Anschaulichkeit des Volksmärchens überall glücklich festhält, so werden manche Zweifel an der Wahrscheinlichkeit der geschilderten Vorgänge weniger laut, die sonst mit gewichtigen Bedenken hervortreten müßten, und wir glauben es dem Dichter aufs Wort, daß die beiden Kinder, wovon das eine zu allem hin noch totkrank war, wochenlang Tag und Nacht bei jedem Wetter in der schreckhaften Bergeinsamkeit ausharren konnten, ohne zu verhungern und zu verschmachten, ohne den Gefahren der Wildnis zu erliegen, ja ohne auch nur durch ihre entsetzensvolle Lage in Angst und Aufregung versetzt zu sein. Das Leben der in wegloser Wildnis verlassenen, hilflosen Kinder zeichnet der Dichter in zarten Strichen wie eine behagliche, geruhsame Idylle: „So saßen die Kinder in der Höhle, wenn der Tag über den Wald hinüberzog und das Grüne beleuchtete, die Vöglein sangen, die Bäume glänzten und die Bergspitzen leuchteten; oder sie schlummerten, wenn es Nacht war, wenn es finster und still war, oder der Schrei eines wilden Tieres tönte, oder der Mond am Himmel stand und seine Strahlen über die Wipfel goß . . .“

Gewiß ein sehr ansprechendes, poetisches Bild, wert durch den Pinsel eines Malers festgehalten zu werden! Aber welche Kinder, wenn es nicht die verzauberten des Märchens sind, werden in solcher Umgebung willig vergnügte Staffage sein und unter solchen Umständen als munter lächelnde Modelle stille halten wollen? —

Wie aber müßten alle Bedenken, angesichts der sprachlichen Schönheit, welche uns die reinsten Genüsse bietet, verstummen, wenn Stifter, rasch entschlossen, seinen überweltlichen Stoff in das allem Wunderbaren und Abenteuerlichen angepaßte Gewand des Märchens gekleidet hätte, statt den Leser durch den novellistischen Rahmen zu Erwägungen über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu veranlassen! Vielleicht wäre dem Dichter die Arbeit unter diesem Gesichtspunkte auch leichter geworden, der bei diesem Stoffe mehr als sonst in die Klage ausbricht, wie mühevoll das lebensfrische Gestalten sei. „Die Sache im Charakter und in den Weltanschauungen des Großvaters zu halten, nicht über die Linie seines Gesichtskreises hinauszugehen, einfach, natürlich und doch tief und poetisch zu sein, ist

unendlich schwerer, als moderne poetische Redensarten aneinander reihen, obwohl das letztere bei einem gewissen Publikum des Beifalls sicher ist; aber ich wäre betrübt über diesen Beifall. Der Großvater soll als ganze Figur dastehen, der Bube als ganze Figur dastehen, und über der Erzählung soll der Hauch der Innigkeit und Reinheit schweben . . ."

* * *

In der ersten Erzählung der „Bunten Steine" erkennen wir eine echte Kindergeschichte; dagegen tritt uns im „Kalkstein" der volle Ernst des Lebens entgegen. Was dem Dichter sonst nicht immer so gut gelungen ist, einen Charakter mit allen Zügen vollster Wahrhaftigkeit vor uns hinzustellen und uns dessen seltsame innere Entwicklung durchaus glaubhaft zu machen, das hat er hier in einem so hohen Grade erreicht, daß selbst die meisterhafte Schilderung der unsagbar öden Naturumgebung, von der sich die einsam aufragende Gestalt des weltflüchtigen Mannes dunkel abhebt, neben der packenden Wirkung des Seelengemäldes in blassen Farben zurücktritt.

Stifter bedient sich diesmal als erzählender Mittelsperson eines Mannes, welcher im staatlichen Auftrage auf Ländervermessung ausgeht. Der Beruf desselben führt ihn zu längerem Aufenthalte in eine öde Kalksteingegend, wo er den daselbst in einer überaus armen Gemeinde völlig vereinsamt lebenden Pfarrer kennen und binnen kurzem als Freund lieb gewinnen lernt. Gleich zu Beginn der Erzählung zeichnet der Dichter mit wenigen Strichen voll Kraft und Sicherheit das trostlose Gelände, welches die beiden, allein auf den gegenseitigen Verkehr angewiesenen Männer oft gemeinsam durchschreiten und umhegt uns so mit einem herben Stimmungszauber, der sich im beharrlichen Festhalten des angesponnenen Leitmotivs nach und nach unmerklich zu stiller Trauer verdichtet. Alles ringsum, was der Blick umfassen konnte, war herabstimmend und bedrückend. „Nicht daß Wildnisse, Schlünde, Abgründe, Felsen und stürzende Wässer dort gewesen wären — das alles zieht mich eigentlich an — sondern es waren nur sehr viele kleine Hügel da, jeder Hügel bestand aus nacktem grauen Kalksteine, der aber nicht, wie es oft bei diesem Gesteine der Fall ist, zerrissen war oder steil abfiel, sondern in rundlichen breiten Gestalten auseinanderging und an seinem Fuße eine lange gestreckte Sandbank um sich herum hatte. Durch diese Hügel ging in großen Windungen ein kleiner Fluß namens Zirder. Das Wasser des Flusses, das in der grauen und gelben Farbe des Steines und Sandes durch den Widerschein des Himmels oft dunkelblau erschien, dann die schmalen grünen Streifen, die oft am Saume des Wassers hin-

gingen, und die anderen einzelnen Rasenflecke, die in dem Gesteine hie und da lagen, bildeten die ganze Abwechslung und Erquickung in dieser Gegend." — Unmittelbar nachdem Stifter diese Schilderung des Schauplatzes vorausgeschickt hat, läßt er den Pfarrer einen Ausspruch tun, welcher wie ein strahlender Blitz das verschlossene Gemüt des alleinstehenden Sonderlings durchleuchtet. Als nämlich der Gastfreund die Bemerkung fallen läßt: „In dieser abscheulichen Gegend haben wir uns wiedergefunden," entgegnet der Pfarrer, welcher das Steinkar seit siebenundzwanzig Jahren bewohnt: „Sie ist, wie sie Gott erschaffen hat; es wachsen hier nicht viel Bäume, aber manchmal ist sie auch schön und zuweilen ist sie schöner als alle anderen in der Welt." — In diesen Worten, welche uns einen tiefen Einblick in die innerste Wesenheit des ärmlichen, demutsvollen Mannes gewähren, verrät Stifter die ihm so sehr eigene, hohe Kunst — man denke nur an das „Heidedorf", an „Abdias" und an „Brigitta" — die Seele durch den Widerschein zu erklären, mit welchem sich die Landschaft in dem betrachtenden Auge spiegelt.

Dem Gastfreunde macht das nach langen Jahren erfolgte erneute Zusammentreffen mit dem geistlichen Herrn einen nachhaltigen Eindruck: „Ich ging auf meinem Wege nach der Hochstraße dahin und dachte immer an den Pfarrer. Die ungemeine Armut, wie ich sie noch niemals bei einem Menschen oberhalb des Bettlerstandes angetroffen habe, namentlich nicht bei solchen, die anderen als Muster der Reinlichkeit und Ordnung vorzuleuchten haben, schwebte mir beständig vor. Zwar war der Pfarrer beinahe ängstlich rein, aber gerade diese Reinlichkeit hob die Armut noch peinlicher hervor und zeigte die Lockerheit der Fäden, das Unhaltbare und Wesenlose dieser Kleidung."

Trotzdem ist der Pfarrer nicht so mittellos, als es den Anschein hat. Unter den Ärmeln seines Rockes, daselbst zumeist sorglich verborgen, trägt er Handkrausen aus dem allerzartesten, feinsten Linnen und die schönste Wäsche von untadelhaft weißer Farbe umhüllt seinen Körper. Als er von einer Krankheit befallen wird, übergibt er dem Freunde die Abschrift seines Testamentes mit der Bitte, falls er jetzt oder später einmal stürbe, die Erfüllung seines letzten Wunsches überwachen zu wollen, da ihm an dessen dereinstiger Ausführung sehr viel gelegen sei. Die Krankheit mochte sich der Pfarrer vielleicht durch Erkältung zugezogen haben, als er, da sich nach einem Gewitterregen die Zirder in einen See verwandelt, die zur Schule gehenden Kinder an den seichtesten Stellen durch das Wasser geleitet, wobei er seine Kleider bis über die Hüften durchnäßt. Auf dem Krankenlager erzählt er dem Freunde seine Lebensgeschichte. Diese verbreitet Klarheit über viele Seltsamkeiten, deren Deutung ohne

die Kenntnis des Zusammenhanges unmöglich war. Das ist Stifters bekannte Art, durch Ungewißheit Spannung zu erregen und zu steigern und sie durch einen aufklärenden Rückblick zu lösen; aber die künstlerische Vornehmheit, mit der hier die Vorgänge behutsam eingeleitet werden und sich allmählich verdichten, so daß der Leser willenlos und geduldig mitgeht und sich fast ohne eigenes Bewußtsein, aber hellsehenden Auges der Führung des Dichters überläßt, ist von unsäglichem Zauber. Die nichtigsten Ereignisse, die unscheinbarsten Zustände und Begebenheiten werden emsig und unausgesetzt dazu benutzt, das Charakterbild zu ergänzen und abzurunden. Jedes scheinbar überflüssige Wort erlangt späterhin ungeahnte Bedeutung. Auch in der Krankenstube gesellt sich den schon bekannten seelischen Absonderlichkeiten ein neuer, rührender Zug bei. „Er lag ruhig dahin und war auch jetzt nicht zu bewegen gewesen, einen Arzt oder eine Arznei anzunehmen, selbst nicht die einfachsten Mittel zuzulassen, die man ihm in sein Zimmer brachte. Er hatte den seltsamen Grund, daß es eher eine Versuchung Gottes sei, eingreifen zu wollen, da Gott die Krankheit sende, da Gott sie entferne oder den beschlossenen Tod folgen lasse. Endlich glaubte er auch nicht so sehr an die gute Wirkung der Arzneien und an das Geschick der Ärzte." Die Lebensgeschichte des Pfarrers enthält kaum etwas wirklich ungewöhnliches; dennoch geht aus den Schicksalen, welche er erleidet, ein höchst ungewöhnlicher Mensch hervor. Er und sein Zwillingsbruder sind die einzigen Kinder eines reichen, angesehenen Gerbers in der Hauptstadt. Die Mutter war bei ihrer Geburt gestorben und die Söhne wachsen unter der Leitung eines tüchtigen Hauslehrers auf. Nach des Vaters frühzeitigem Tode übernimmt sein Bruder die Leitung des Geschäftes, er aber, der das Gefühl hat, seinem Bruder an Begabung weit nachzustehen, schließt sich in seine Studierstube ein, um das in den Lehrjahren Versäumte nachzuholen. Während er in dem hinteren Gartenflügel des Hauses seinen Aufgaben obliegt, um sich auf die Prüfungen der gelehrten Stände vorzubereiten, sieht er in dem Nachbargarten die wunderschöne Tochter einer verarmten Witwe, welche für die Reichen der Stadt feine Wäsche besorgt, und es erfaßt ihn eine tiefe Neigung zu dem Mädchen. Bald wird ihm das Betrachten der im grellen Sonnenlichte an den Trockenschnüren flatternden blendend weißen Wäschestücke, um welche sich das holde, schlanke Kind tätig bemüht, der höchste Lebensgenuß. Nachdem eine Zeit unter diesen Verhältnissen hingegangen ist, sendet die Frau ihre Tochter in eine andere Stadt, und er hört, daß sie dort die Gattin eines fernen Anverwandten werden solle. „Ich meinte damals, daß ich mir die Seele aus dem Körper weinen müsse." Zur

selben Zeit erfolgt, durch unglückliche Zufälle veranlaßt, der Zusammenbruch des einst blühenden Gerbergeschäftes; der Bruder stirbt aus Gram hierüber, den alternden Studenten mittellos und allein zurücklassend. — „Ich hatte den Gedanken gefaßt, ein Verkünder des Wortes des Herrn, ein Priester, zu werden. Wenn ich auch unwürdig wäre, dachte ich, so könnte mir doch Gott seine Gnade verleihen, zu erringen, daß ich nicht ein ganz verwerflicher Diener und Vertreter seines Wortes und seiner Werke sein könnte. Die Prüfungen gingen gut vorüber und als ich fertig war, wurde ich zum Diener Gottes geweiht. — — Ich habe zu einem Zwecke in diesem Pfarrhofe zu sparen angefangen. Ich sage ihn jetzt nicht, er wird schon einmal kund werden. Ich legte einfache Kleider an und suche sie lange zu erhalten, ich verabschiedete das Bett und legte mich auf die Bank in dem Vorhause und tat die Bibel zum Zeugen und zur Hilfe unter mein Haupt. Ich hielt keine Bedienung mehr und den oberen Teil des Pfarrhofes habe ich vermietet. Weil die Leute bei mir bares Geld vermuteten, was auch wahr gewesen ist, so bin ich dreimal desselben beraubt worden, aber ich habe wieder von vorne angefangen. In der langen Zeit ist mir mein Zustand zur Gewohnheit geworden und ich liebe ihn. Nur habe ich eine Sünde gegen dieses Sparen auf dem Gewissen: ich habe nämlich noch immer das schöne Linnen, das ich mir in der Stube in unserem Gartenflügel angeschafft hatte. Es ist ein sehr großer Fehler, aber ich habe versucht, ihn durch noch größeres Sparen an meinem Körper und an anderen Dingen gut zu machen. Ich bin so schwach, ihn mir nicht abgewöhnen zu können. Es wäre gar zu traurig, wenn ich die Wäsche weggeben müßte. Nach meinem Tode wird sie ja auch etwas eintragen und den ansehnlicheren Teil gebrauche ich ja gar nicht." —

Nach vielen Jahren, als der Pfarrer hochbetagt stirbt, und das Testament zur Eröffnung gelangt, werden alle durch dessen Inhalt überrascht. Die wesentlichen Stellen der letztwilligen Verfügung des edlen Mannes lauten: „Wie ein jeder Mensch außer seinem Amte und Berufe noch etwas findet oder suchen soll, das er zu verrichten hat, damit er alles tue, was er in seinem Leben zu tun hat, so habe auch ich etwas gefunden, was ich neben meiner Seelsorge verrichten muß: ich muß die Gefahr der Kinder der Steinhäuser und Karhäuser aufheben. Die Zirder schwillt oft an und kann dann ein reißendes Wasser sein, das in Schnelle daherkommt, wie es ja in den ersten Jahren meiner Pfarre zweimal durch Wolkenbrüche alle Stege und Brücken weggenommen hat. — Die Kinder aus den Steinhäusern und Karhäusern müssen über den Steg ins Kar

in die Schule gehen. Wenn nun das Karufer überschwemmt ist und sie von dem Stege in das Wasser gehen, so können manche in eine Grube oder in eine Vertiefung geraten und dort verunglücken. Damit diese Gefahr in der Zukunft aufhöre, habe ich zu sparen begonnen und verordne, wie folgt: von der Geldsumme, welche nach meinem Tode als mein Eigentum gefunden wird, soll in der Mitte der Schulkinder der Steinhäuser und Karhäuser ein Schulhaus gebaut werden. — Damit aber in der Zeit schon die Gefahr vermindert werde, gehe ich alle Tage auf die Wiese am Karufer und sehe, ob keine Gräben, Gruben und Vertiefungen sind und stecke eine Stange dazu. Ich gehe hinaus, wenn die Wiese überschwemmt ist und suche den Kindern zu helfen. Ich lerne das Wetter kennen, um eine Überschwemmung voraussehen zu können und die Kinder zu warnen. Ich entferne mich nicht weit von dem Kar, um keine Versäumnis zu begehen. Und so werde ich es auch in der Zukunft immer tun." — Nach der Ordnung des Nachlasses und nachdem die Versteigerung der geringen Habseligkeiten des Pfarrers vorüber ist, zeigt es sich, daß die ganze, so mühevoll ersparte Summe zur Gründung einer Schule nicht hinreicht. Aber da die Unzulänglichkeit der Hinterlassenschaft bekannt geworden ist, treten wohlhabende Leute des Umkreises zusammen, um den schönen Gedanken des bescheidenen Menschenfreundes zu verwirklichen.

Es steckt eine ungemeine Meisterschaft in der anspruchslosen Darstellung dieser einfachen Geschichte. Man kann sie nicht lesen, ohne von Rührung ergriffen zu werden, und je öfter und aufmerksamer man sich in sie versenkt hat, desto größer und bewunderungswürdiger wird ihre Tiefe. Die zartesten Andeutungen verbergen einen erschütternden Gehalt.

Der von Jugend auf in sich gekehrte Mann, welcher es niemals wagt, entschieden hervorzutreten, welcher seine Fähigkeiten stets zu gering bewertet und sie tief unter die aller anderen Menschen stellt, welcher ein einzigesmal den Sonnenstrahl des Glücks und der Liebe empfunden, um dann entsagend seine ganze Zukunft in den Dienst des Herrn zu stellen, und, da ihm selbst das Familienglück verwehrt geblieben ist, alle Tage seines Lebens der Obsorge für fremde Kinder zuzuwenden, muß zu den vollendetsten Charakteren gezählt werden, die wir der Muse Stifters verdanken. — Damit aber die unglaubliche Bedürfnislosigkeit des Einsiedlers sich nicht ganz ins Außerirdische verliere, hat ihm der Dichter als teures Erinnerungszeichen an den schönsten Jugendtraum das herrliche, blütenweiße Linnen in den einzigen Schrein seines öden Hauses gelegt; bei der Versteigerung des Nachlasses erwirbt sein Gastfreund die kostbaren Stücke und bewahrt sie „als ein Denkmal auf, daß der arme Pfarrer diese Dinge

aus einem tiefen, dauernden und zarten Gefühle behalten und nie benutzt hat."

In dieser Erzählung tritt die Naturschilderung hinter der Charakterdarstellung so weit zurück, wie wir dies nur in den allerbesten Arbeiten Stifters wiederfinden. Wo die Landschaft gezeichnet wird, geschieht dies in mächtigen, breiten, großzügigen Umrissen, als erstünde eine von den gewaltigen Konturen Rottmanns vor unseren Augen. Von außerordentlicher Wirkung ist es, wenn der Dichter die ruhig starrende Öde vom wilden Aufruhr der Elemente durchbrausen läßt: „Als der Pfarrer das Licht gebracht hatte, war die wenige Helle, die von draußen noch durch



Vorderhammermühle und Hinterstift bei Oberplan.

die Fenster hereingekommen war, verschwunden, die Fenster standen wie schwarze Tafeln da, und die völlige Nacht war hereingebrochen. Die Blitze waren schärfer und erleuchteten trotz des Kerzenlichts bei jedem Aufflammen die Winkel des Stübleins. Die Donner wurden ernster und dringender. So blieb es eine lange Weile. Endlich kam der erste Stoß des Gewitterwindes. Der Baum, welcher vor dem Hause stand, schauerte einen Augenblick leise, wie von einem kurzen, abgebrochenen Lüftchen getroffen, dann war es wieder stille. Über ein kleines kam das Schauern abermals, jedoch länger und tiefer. Nach einem kurzen Zwischenraume geschah ein starker Stoß, alle Blätter rauschten, die Äste mochten zittern, nach der Art zu urteilen, wie wir den Schall herein vernahmen, und nun hörte das Tönen gar nicht mehr auf. Der Baum des Hauses, die Hecken um dasselbe und alle Gebüsche und Bäume der Nachbarschaft

waren in einem einzigen Brausen befangen, das nur abwechselnd abnahm und schwoll. Dazwischen schallten die Donner. Sie schallten immer schneller und immer heller. Doch war das Gewitter noch nicht da. Zwischen Blitz und Donner war noch eine Zeit, und die Blitze, so hell sie waren, waren doch keine Schlangen, sondern nur ein ausgebreitetes allgemeines Aufleuchten.

Endlich schlugen die ersten Tropfen an die Fenster. Sie schlugen stark und einzeln gegen das Glas, aber bald kamen Genossen, und in kurzem strömte der Regen in Fülle herunter. Er wuchs schnell, gleichsam rauschend und jagend, und wurde endlich dergestalt, daß man meinte, ganze zusammenhängende Wassermengen fielen auf das Haus hernieder, das Haus dröhne unter dem Gewichte und man empfinde das Dröhnen und Ächzen herein. Kaum das Rollen des Donners konnte man vor dem Strömen des Wassers hören, das Strömen des Wassers wurde ein zweites Donnern. Das Gewitter war endlich über unserem Haupte. Die Blitze fuhren wie feurige Schnüre hernieder, und den Blitzen folgten schnell und heiser die Donner, die jetzt alles andere Brüllen besiegten und in ihren tieferen Enden und Ausläufen das Fensterglas erzittern und klirren machten. Zuletzt geschah ein Schlag, als ob er das ganze Haus aus seinen Fugen heben und niederstürzen wollte, und gleich darauf wieder einer. Dann war ein Weilchen Anhalten, wie es oft bei solchen Erscheinungen der Fall ist; der Regen zuckte einen Augenblick ab, als ob er erschrocken wäre . . ."

Zur Zeit, da die „bunten Steine" erschienen, war der Ruhm des bescheidenen österreichischen Novellisten schon weit in der Runde und bis über die Grenzen des Festlandes vorgedrungen. Namentlich das kernige und literarisch selbst so bedeutsame Volk der Briten hatte viel Geschmack an Stifters poetischen Gebilden gefunden, und die englische Kritik folgte den Schöpfungen des deutschen Kleinmalers mit Interesse und Verständnis. So äußert sich der Rezensent im „Athenaeum" (London 1853, Nr. 1318) über die Erzählungen „Granit" und „Kalkstein" in sehr anerkennender Weise. Dem praktischen Inselvolke mußten gerade diese beiden Dichtungen besonders wahlverwandt erscheinen, wo einerseits in dem urwüchsigen Knaben, der mitten in dem allgemeinen Sterben, das um ihn war und das die Gegend weithin mit Grauen erfüllte, einsam und hilflos im verödeten Gebirge das Richtige ergriff, um sich und das kleine pestkranke Mädchen vom Tode zu erretten, andererseits in dem Pfarrer, der sich allen Entbehrungen aussetzte, um das erträumte Ziel seines langen, enthaltsamen Lebens, den Neubau eines Schulhauses, zu sichern, zwei voll-

giltige Vertreter gesunder, ausdauernder Beharrlichkeit vom Dichter geschaffen wurden. Über den Kalkstein urteilt der englische Berichterstatter folgendermaßen: „Next in merit is the sketch of a starved country priest, buried in a stony wilderness: the story of whose youth, of the endurance of his later calling, and of the innocent but quite excentric piety of the design to which his selfimposed privations are devoted, make an admirable portrait; a living of one of those simple and loveable oddities of which Stifter is peculiarly fond. — Das nächst bedeutendste (nach der Erzählung „Bergmilch") ist die Schilderung eines notleidenden Landpfarrers, der in einer Steinwildnis vergraben lebt: dessen Jugendgeschichte, die Erzählung von den Mühseligkeiten seines späteren Berufes und von der unschuldigen aber ganz außerordentlichen Leidenschaft zu dem Plane, dessenthalben er sich zu seinem selbstgewählten Exil verurteilte, geben eine bewunderungswürdige Charakterstudie; eine von jenen einfachen und so seltsam liebenswürdigen Erscheinungen, für welche Stifter besonders eingenommen ist." —

Johann Math. Klimesch veröffentlicht in der „Pädagogischen Zeitschrift" (Organ des steiermärkischen Lehrerbundes, Jahrg. Nr. XIV, Heft 31 und 33) eine Lebensskizze des Paters Placidus Hall, Stifters erstem Lehrer in der Lateinschule zu Kremsmünster, und kommt zu dem Schlusse, daß dem Dichter die Person seines sanftmütigen und edelsinnigen Gönners vorgeschwebt habe, als er die ansprechende Gestalt des Pfarrers im „Kalkstein" schuf. Klimesch erzählt, daß die Güte des Paters Placidus wahrhaft unermeßlich gewesen sei, und daß seine Zelle stets von Studenten wimmelte, die sich Rat und Belehrung holten, oder aber in Empfang nahmen, „was sich der väterlich sorgende Herr Professor an Geld oder an Nahrung erspart hatte, um es unter die ärmeren und würdigeren seiner Schüler zu verteilen. In den Ferien pflegte Hall größere Reisen zu unternehmen, wobei ihn immer einige seiner Schüler begleiteten." Als aber Pater Placidus nach einer achtzehnjährigen lehramtlichen Tätigkeit die Seelsorge in den Pfarrgemeinden Fischelham, Grünau und Pfarrkirchen übernahm, blieb der bescheidene, uneigennützige Mann seiner segensreichen, opferfreudigen Wirksamkeit bis zu seinem Tode getreu. Auch in diesen Orten besaßen die ärmeren Schulkinder, geradeso wie früher die unterstützungsbedürftigen Studenten in Kremsmünster, an ihm den größten Wohltäter. „Im Hofraume der Pfarrei pflegte er die Kinder zu erwarten, wenn sie nach beendetem Unterrichte aus der Schule liefen, und teilte unter sie entweder Kleidungsstücke oder Lebensmittel aus, ohne dabei auf einen anderen Lohn, als den Dank und die brave Aufführung der Kleinen

zu rechnen." Er starb in Pfarrkirchen am 2. Mai 1853; kein Gedenkstein bezeichnet die Stelle, wo seine irdischen Überreste ruhen; aber sein großer Schüler hat ihm ein literarisches Denkmal errichtet, „welches länger währen wird, als Marmor und Erz. Der Inhalt der Erzählung Stifters entspricht ziemlich genau dem Wirken Halls auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Seelsorge. Daß „der arme Wohltäter" Stifters wirklich niemand anderer ist, als der idealisierte Placidus Hall, der schlichte Benediktinermönch und Wohltäter der Jugend, das wird sich wegen Mangel an Anhaltspunkten in des Dichters Briefen wohl kaum jemals streng nachweisen lassen; doch ist es immerhin sehr wahrscheinlich, und dies umsomehr, als es der Dichter liebte, Erlebnisse seiner Jugend und Personen, die ihm einst besonders nahe gestanden sind, poetisch zu verherrlichen."

* * *

Auch im „Turmalin" tritt die Energie der Charakterzeichnung wohltuend hervor. Da diese Erzählung einer späteren Zeit angehört, so dürfte der Schluß nicht ungerechtfertigt sein, die deutlich wahrnehmbare Vertiefung des Menschenstudiums auf den Einfluß der zeitgenössischen Kritiker zurückzuführen, welchen Stifter doch immer halben Ohres zuhorchte, freilich ohne es im Ernste eingestehen oder seine andauernd ablehnende, ja feindselige Haltung gegen die „Eunuchen von der Feder" aufgeben zu wollen. Halb widerwillig scheint der Dichter endlich die ihm so oft vorgesagte Wahrheit in seinem Inneren zu wiederholen, daß der Mensch mit allen Freuden und Leiden, mit dem Herzensjubel und mit den Seelenkämpfen, welche seine Brust durchziehen, für die Kunst doch das Höchste bedeutet. Immer schwebt ihm die Absicht vor, etwas Einfaches aber dabei doch tiefer Gehendes zu machen, und er kann sich darin niemals genug tun. Auch den „Turmalin" will er in dem Gefühle der Unsicherheit lange nicht aus der Hand geben; endlich tut er es mit den unmutsvollen Worten: „Mein Schmerz ist nur der, daß ich jetzt diese Erzählung nicht ein Jahr kann liegen lassen, um an eine neue Umarbeitung zu gehen. Ich bilde mir ein, sie würde ein einfaches, klares, inniges Meisterwerk werden."

Die Wahl der Überschrift rechtfertigt der Dichter gleich in den ersten Zeilen mit dem Hinweise darauf, daß, ähnlich der Farbe des Turmalins, der Inhalt der von ihm erzählten Geschichte „sehr dunkel" sei.

Am Petersplatze in Wien wohnt ein Rentherr mit seiner jungen, schönen Frau und ihrem kleinen Töchterchen. Der Rentherr, ein Mann

von ungefähr 40 Jahren, ist ein Sonderling von jener bei Stifter so sehr beliebten Spielart, in welcher der Hang zum geistig Bedeutenden bis zur Narrheit gesteigert ist. Wie sehr sich der Dichter an der wunderlichen Schöngeisterei dieses Allerwelts-Idealisten erfreut, beweist das übergenaue Eingehen auf jede einzelne der vielen Kunstübungen, welche den schönheitsfrohen Mann den ganzen Tag über in reizvoller Abwechslung gefangen halten, obwohl dieselben zu den Vorgängen, die den eigentlichen Inhalt der Erzählung ausmachen, in gar keiner Beziehung stehen, und auch das Charakterbild des Rentherrn nicht in dem Sinne verdeutlichen helfen, daß daraus das über ihn hereinbrechende Schicksal als folgerichtig erkannt werden könnte.

Der Rentherr hat ein großes Zimmer seiner Wohnung dadurch in eine Art „Heldenstube" umgewandelt, daß er alle Wände desselben vollständig mit den Bildnissen berühmter Männer beklebt. In dem Zimmer steht ein Flügel mit vielen Notenheften, in zwei Fächern liegen Geigen, auf einem Tische ist ein Fach mit zwei Flöten, in einer Fensternische steht eine Staffelei mit einem Malerkasten; in dem Nebenzimmer hat er einen Schreibtisch, auf welchem er Gedichte macht, einen Kasten, der eine reiche Büchersammlung enthält und eine Vorrichtung, mittelst welcher er Fächer, Behältnisse, Schirme und andere Kunstsachen aus Pappe anfertigen kann. In seiner Ruhmeshalle empfängt der Rentherr sehr häufig den Besuch des beliebtesten und bedeutendsten Schauspielers der Stadt, Namens Dall. Die beiden Männer sitzen oft viele Stunden lang beisammen. „Ganz besonders war es die Kunst, die Dall in allen ihren Gestalten, ja selbst Abarten anzog. Darum wurden die Verse des Rentherrn besprochen, er mußte auf einer seiner zwei Geigen spielen, er mußte auf der Flöte blasen, er mußte das eine oder andere Musikstück auf dem Flügel vortragen, oder man saß an der Staffelei und sprach über die Farben eines Bildes oder über die Linien einer Zeichnung. Gerade in dem letzteren war Dall am erfahrensten und war selber ein bedeutender Zeichner."

Da eine längere Zeit unter diesen Beschäftigungen hingegangen ist, läßt sich Dall in zarte Beziehungen zu der schönen Frau ein, welche diese bald darauf, von Gewissensbissen gepeinigt, ihrem Gatten eingesteht. Der Schauspieler entzieht sich dem Zorn des betrogenen Mannes durch eine Reise. Nach längerer Zeit kehrt er von derselben zurück; nun aber verschwindet plötzlich die Frau aus dem Hause ihres Mannes. Als alle Bemühungen des Rentherrn, seine Gattin wiederzufinden, erfolglos bleiben, verläßt er mit seinem Kinde sein behagliches Heim für immer. Umsonst werden die eifrigsten Nachforschungen angestellt, um eine Spur der ver-

schollenen Personen zu entdecken. Nach dem Verlauf von zwei Jahren wird die verlassene Wohnung gewaltsam geöffnet, damit die behördliche Versteigerung der zurückgebliebenen Wertsachen vorgenommen werden könne. An dieser Stelle findet der Dichter Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Schilderung der verödeten Behausung zu erweisen.

„Da man das Zimmer des Rentherrn eröffnet hatte, fand sich alles, wie es sonst gewesen war. Der Flügel stand eröffnet, die zwei Geigen waren da, die Fächer mit den Flöten, nur eine Flöte fehlte. Auf der Staffelei war ein angefangenes Bild, auf dem Schreibtische lagen Bücher und Schriften und das Bett war mit einer feinen Decke überzogen. Die berühmten Männer waren bestaubt und von der eingeschlossenen Luft vergilbt. Die Ruhebetten standen umher, aber sie waren lange nicht gerollt worden. Der große Armsessel des Schauspielers stand mitten in dem Zimmer. — In der Wohnung der Frau war schier keine Veränderung, es standen die Geräte in der alten Ordnung und es lagen die alten Sachen auf ihnen; aber die kleinen Veränderungen, die doch vor sich gegangen waren, zeigten, wie es hier anders geworden sei. Die schweren Vorhänge hingen ruhig herab, da sie doch sonst bei den geöffneten Fenstern sich leicht bewegt hatten, die Blumen und Pflanzen standen als verdorrte Reiser, die Uhr mit dem sanften Gange hatte auch diesen nicht, das Pendel hing stille und sie zeigte unabänderlich auf dieselbe Stunde. Die Linnen und anderen Arbeiten lagen wohl auf den Tischen, aber sie zeigten keine anfassende Hand und trauerten unter dem Staube. In dem Seitengemache hingen die weißen Vorhänge in den vielen Falten hernieder, aber in den Falten war der leichte, schnell rieselnde Staub, die heilige Mutter schaute von dem Bilde nieder, die rote Umhüllung war grau, der vergoldete Engel hielt die Spitze des Linnenzeltes, aber auf den Linnen lag der Staub und unter ihnen war der leere Korb und in ihm nicht mehr das rosige Angesicht des Kindes."

Nach vielen Jahren stirbt in einer Vorstadt Wiens der alte Pförtner des Perronschen Hauses, seine erwachsene Tochter, ein in der Erziehung sehr vernachlässigtes Wesen, hilflos zurücklassend. Er ist in seiner Wohnung von einer Leiter herabgestürzt und neben derselben tot liegen geblieben. Das halb blödsinnige Mädchen, welches die Einsamkeit des alten Mannes teilt, wartet zwei Tage, ob sich der Vater wieder regen und von dem Falle genesen werde; da es endlich nicht länger daran zweifeln kann, daß der Greis tot sei, eilt es auf die Gasse und verkündet die Nachricht von seinem Hinscheiden. Eine in der Nachbarschaft des Hauses wohnende Dame — von Stifter als Erzählerin des zweiten Teiles der Novelle

eingeführt — nimmt sich der verwaisten Tochter des verunglückten Mannes an.

Der Bericht, welchen das verwahrloste Geschöpf über die schaudervollen Tage seiner Kindheit erstattet, enthüllt die Geheimnisse des gefängnisartigen, halbunterirdischen Gelasses, in welchem das unglückliche Wesen der allmählichen Verblödung entgegenreifte, mit jener ergreifenden Anschaulichkeit, wie wir sie an den besten Arbeiten von Charles Dickens bewundern. „Der Vater ging fort, nahm die Flöte mit und kam oft erst zur Zeit, da die Lichter brannten, zurück. Er brachte in einem Topfe Speisen, die wir in dem kleinen Ofen wärmten und dann aßen. Oft legte ich auch Holzspäne in den Ofen, wenn er nicht da war, und machte mir eine Speise warm, die in einem Topfe auf dem Gestelle stand; denn es blieb zuweilen viel übrig. Ein anderesmal hatte ich nichts als Brot, welches ich aß. Zuweilen blieb er auch zu Hause. Er lehrte mich mancherlei Dinge und erzählte viel. Er sperrte immer zu, wenn er fortging. Wenn ich fragte, was ich für eine Aufgabe habe, während er nicht da sei, antwortete er: Beschreibe den Augenblick, wenn ich tot auf der Bahre liegen werde und wenn sie mich begraben; und wenn ich dann sagte: Vater, das habe ich ja schon oft beschrieben, antwortete er: So beschreibe, wie Deine Mutter von ihrem Herzen gepeinigt in der Welt herumirrt, wie sie sich nicht zurückgetraut und wie sie in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht. Wenn ich sagte: Vater, das habe ich auch schon oft beschrieben, antwortete er: So beschreibe es noch einmal. Wenn ich dann mit der Aufgabe, wie der Vater tot auf der Bahre liegt, und wie die Mutter in der Welt umherirrt und in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende macht, fertig war, stieg ich auf die Leiter und schaute durch die Drahtlöcher des Fensters hinaus. Da sah ich die Säume von Frauenkleidern vorbeigehen, sah die Stiefel von Männern, sah schöne Spitzen von Röcken oder die vier Füße eines Hundes . . .“

Kaum jemals hat Stifter in einer von seinen Schriften so machtvolle tragische Akzente gefunden! — Nach langen Verhandlungen wird dem Gatten der Wohltäterin von den Gerichten die Vormundschaft über das verwaiste Mädchen übertragen und nun stellt sich heraus, daß der alte, geisteszerrüttete Mann der so lange verschollene Rentherr gewesen war. Die geistige und körperliche Beschaffenheit des Mädchens wird unter der fürsorglichen Leitung der mildtätigen Frau allmählich eine bessere und da ihm nach erreichter Volljährigkeit von der Behörde die mittlerweile stattlich angewachsene Summe eingehändigt werden kann, die seinerzeit durch die Veräußerung des Hausstandes erzielt wurde und es überdies

hübsche Handarbeiten anfertigen lernte, vermag es ein bescheidenes aber sorgloses Leben zu führen.

Diese für ein der Jugend gewidmetes Buch wenig geeignete Erzählung gibt uns „ein Stück Natur, durch ein Temperament gesehen", aber doch trotz aller Vorzüge kein vollendetes Kunstwerk; zu diesem fehlen die strenge Folgerichtigkeit, die poetische Gerechtigkeit und die vollständige Geschlossenheit. Die Dichtung zerfällt mitten durch in zwei getrennte Teile und bricht zudem an der Trennungsstelle so schroff und unvermittelt ab, daß der Leser viel Zeit und angestrengte Aufmerksamkeit verbraucht, um zum zweiten Male auf neuem Boden warm zu werden, da ihm der Dichter plötzlich den alten entzieht, wo er sich schon behaglich niedergelassen hatte. Dabei wird das Gerechtigkeitsgefühl durch die geschilderten Vorgänge geradezu empört. Denn wir erfahren über die weiteren Lebensverhältnisse der abirrenden Frau und des die Gastfreundschaft schmählich mißbrauchenden Schauspielers kein Wort, wogegen uns die grauenvollen Schicksale der schuldlosen Personen, des unglücklichen, in geistige Umnachtung verfallenen Mannes und des an den finsteren Vorfällen ganz unbeteiligten Säuglings mit furchtbarer Deutlichkeit vorgeführt werden. Endlich fehlt der Dichtung die Geschlossenheit, weil sie viele Zweifel heraufbeschwört, ohne sie zu lösen, weil sie uns zu Zeugen von Zuständen macht, deren Verlauf wir nicht miterleben dürfen, und weil sie uns in dem Augenblicke verabschiedet, als sich eben eine Menge von Fragen auf unsere Lippen drängt. Trotzdem müssen wir die Meisterschaft anstaunen, mit welcher — einer köstlichen Reihe von packend interessanten Augenblickslichtbildern gleich — die lose zusammenhängenden Begebenheiten voll bewunderungswürdiger Lebendigkeit vor uns hingestellt werden.

Stifter hat uns nicht mehr geben wollen, als einige Ausschnitte aus der Wirklichkeit; er hat dabei dem Stoffe alle Merkmale des Rohmaterials belassen, um die dem Erlebten anhaftende Frische nicht zu verwischen und offenherzig die Dame als Erzählerin eingeführt, welcher er die der Schilderung zu Grunde liegenden Mitteilungen verdankt.

Die Briefstelle, in welcher Frau von Arneth ihren Anteil an der Entstehung des „Turmalin" bespricht, lautet: „Soeben lege ich Ihre „Bunten Steine" aus der Hand, und, obgleich noch sehr unwohl, sehe ich mich doch so hingezogen, mein dankbares Gefühl auszusprechen, daß ich Ihnen gleich wenigstens einige Worte sagen muß. Wie stolz bin ich, daß Sie meine kleine Skizze einer Beachtung werth gehalten haben. Freilich weiß ich wohl, das, was es ist, hat der Rahmen dazu gethan, und ist's ein Turmalin, so ist er in Perlen gefaßt. Ganz unvorbereitet fieng

ich die Erzählung zu lesen an; die Entdeckung freute mich aber so, daß ich es gleich aussprechen mußte. Sie sagten in Ihrer Erzählung: eine Freundin erzählte mir dieses — darum nehme ich mir nun die Freiheit, Sie Freund zu nennen, und Sie entschlüpfen mir nicht mehr — ich sehe Sie künftig als diesen an . . ."

* * *

Das kostbarste Juwel unter den „bunten Steinen" ist die Erzählung „Bergkristall".

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Dichter mit schlichten Worten den hohen Eindruck kennzeichnet, welchen die bedeutungsvollen Kirchenfeste Ostern, Pfingsten und Weihnachten auf die Herzen der Gläubigen bewirken, wird geschildert, wie ein im Schneetreiben verirrtes Kinderpaar die Christnacht in der Einsamkeit der Berge verbringt. Das ist, in einen Satz zusammengedrängt, der ganze Inhalt; aber was für eine entzückende dichterische Leistung hat Stifter aus dem dürftigen Stoffe unter Anwendung der unscheinbarsten Mittel gestaltet! Mit Recht ruft Emil Kuh, nachdem er vergeblich nach Worten gesucht hatte, die dem hohen Zauber dieses herrlichen Werkes vollauf gerecht zu werden vermöchten, bewegten Herzens aus: „Man wünscht sich die Kraft Stifters, nur um ihn ebenbürtig loben zu können!"

In dieser epischen Musterschöpfung ist die Naturschilderung mit der Handlung auf das innigste in eins verschmolzen, und da das einzige Ereignis, das wir voll Anteil, Spannung und Grauen miterleben, nichts als ein unausgesetztes Wandern und Verweilen in freier Gottesluft ist, so geht die Handlung mit Notwendigkeit völlig in der Natur auf. Man muß die Reise Stifters, welche diesen im Sommer des Jahres 1848 in das Salzkammergut führte, als ein hohes Glück für die Literatur preisen, da der Dichter im Verlaufe derselben zur Bearbeitung des seinem Können wie nichts anderes angepaßten, ja dieses ganze Können förmlich ausschöpfenden Stoffes angeregt wurde. Auf seiner Fahrt durch die Berge hatte Stifter am Hallstättersee seinen Freund Friedrich Simony getroffen, und war mit ihm — es war dies die vorletzte Begegnung der beiden geistesverwandten Schriftsteller — einen Tag zusammengewesen. Diesem Umstande verdanken wir eines der größten Meisterwerke der deutschen Literatur. Simony erzählt das auf den „Bergkristall" bezügliche Ereignis in reizvoller Lebendigkeit:

21*

„Da Stifter nur einen Tag in Hallstatt zu verweilen gedachte, so galt es mit der Zeit hauszuhalten, und es wurde daher, nachdem seine sich etwas angegriffen fühlende Gemahlin in dem besten Gelasse des Hauses untergebracht worden war, trotz des Regens sogleich ein Spaziergang in das Echerntal unternommen.

Was ich früher nur mittelbar aus den Gesprächen und Schriften Stifters entnommen hatte, trat jetzt in voller Lebendigkeit vor mich — es war die zweifache Richtung seiner Naturanschauung. Im Vordergrunde stand die rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjekte bis in ihr innerstes Detail; neben dieser machte sich aber auch wieder die Neigung und das Bestreben bemerkbar, das Gesehene, so oft sich nur Gelegenheit bot, wissenschaftlich zu erörtern. Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelnheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich Halt machte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß. — „Nichts fehlt zu dem Bilde, als eine passende Staffage," schloß mein Begleiter und — als hätte eine freundliche Waldfee sich beeilt, seinen Wunsch zu erfüllen — im nächsten Augenblicke tauchte ein pausbäckiges, freundlich blickendes Kinderpaar, mit riesigen Filzhüten auf den kleinen Köpfen und mit regendurchtränkten Grastüchern über dem Rücken, hinter den Steinblöcken hervor, uns Erdbeeren zum Kaufe anbietend. Stifter ging auch alsogleich auf den Handel ein, mit dem Bedeuten, daß die Kinder sich mit uns unter den nahen Bretterschuppen verfügen, die Erdbeeren selbst essen und uns erzählen sollen, von wo sie kämen und wo sie während des Wetters gewesen seien . . . .

Es dämmerte schon, als wir am Waldbachsteg unterhalb des Strubs anlangten. Der Bach, welcher sich hier über einen Berg riesiger Felstrümmer herabwälzt, gewährte infolge der durch die starke Eisschmelzung und den Gewitterguß hervorgebrachten, ungewöhnlichen Anschwellung einen unbeschreiblich großartigen Anblick.

Eine Erwähnung der periodischen, mit dem Gange des täglichen und jährlichen Schmelzens der Dachsteingletscher zusammenhängenden Oszillationen des Waldbaches gab den Anstoß, von meinem ersten winterlichen Besuche des Karls-Eisfeldes zu sprechen und dabei eine Eishöhle zu schildern, durch welche es mir gelungen war, unter dem Gletscher eine

bedeutende Strecke vorzudringen. „Ach, das müssen Sie, wenn wir bei meiner Frau sind, uns noch einmal, aber genau so erzählen, wie Sie es eben getan haben.“ Dazu kam es jedoch an diesem Abend nicht mehr, da Frau Stifter etwas unwohl war und ihr Zimmer nicht mehr verließ.

Am nächsten Morgen sah der Himmel gar trostlos aus. Der Regen hatte nicht nur die ganze Nacht hindurch angehalten, sondern nahm noch an Intensität und Stetigkeit zu. Die wasserschwangeren Wolken hingen fast bis zum See herab, der bereits bedeutend zu steigen begann und infolge der mächtig geschwellten, schlammbeladenen Zuflüsse ganz getrübt erschien.

Das Unwetter hatte eine größere Zahl von Reisenden in Hallstatt festgebannt, die alle mehr oder weniger mißgestimmt in das eintönige, melancholische Grau der Landschaft hinausschauten. Nur Stifter, welcher auch in das Speiselokale herabgekommen war, ließ sich von der allgemein eingerissenen Touristentrübsal nicht anfechten. Wir frühstückten zusammen und stellten eine Tagesordnung fest, die es ermöglichte, die kurze Zeit unseres Zusammenseins nach den gegebenen Umständen bestens auszunützen.

Da im Augenblicke wegen des strömenden Regens eine Unternehmung ins Freie gar zu abenteuerlich gewesen wäre, Frau Stifter aber noch nicht gestattete, bei ihr vorzusprechen, lud ich deren Gemahl ein, sich indes bei mir häuslich niederzulassen. „Das nenn' ich mir eine Arbeitsstube, wo es unsereinen naturwüchsig anheimelt, da herrscht noch nicht die Tyrannei der ewig aufräumenden Hausfrau,“ rief Stifter, vergnügt in die Hände klatschend, als er mein Zimmer betrat. In der Tat starrte meinem Gaste ein wahrhaft chaotisches Wirrnis des buntesten Gelehrten-Stillebens entgegen. Drei Tische bildeten die Hauptstücke der Einrichtung. Auf dem einen derselben hatten sich mitten zwischen getrockneten Pflanzen und Schwersteinen ein Paar Bergschuhe nebst Steigeisen eingenistet, während ein Tintenzeug sich nicht nur die ungebührliche Nachbarschaft des letzteren, sondern auch noch die brutale Bedrohung durch einen ihm nahegerückten geologischen Hammer gefallen lassen mußte. Eine zweite Tafel war mit ganzen Bergen von Petrefakten belastet, ein dritter Tisch mit Landschaftsskizzen, Zeichenrequisiten und Büchern bedeckt. Eine Winde zu Seemessungen verstellte den Weg und die von ihr zum Trocknen abgelassene Meßschnur bedeckte in tückisch verschlungenen Ringen mehr als die Hälfte des Zimmerbodens; diverses naturhistorisches Gerümpel nahm ein Gutteil der anderen Hälfte desselben ein.

Nachdem mein Besuch alles auf das genaueste besehen und mit Sachkenntnis besprochen hatte, ging es an die Durchsicht meiner Skizzen.

Hatte sich Stifter vorher als orientiert in den naturhistorischen Gebieten gezeigt, so schien er jetzt erst recht in sein eigentliches Fahrwasser zu geraten. Eingehend verfolgte er Strich um Strich in jeder neuen Zeichnung, er vermochte förmlich zwischen den Linien zu lesen und das oft kaum leise Angedeutete in seiner Vorstellung förmlich zu verkörpern. Mit ganz besonderem Interesse aber betrachtete er lange ein ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich ihm Tags zuvor erzählt hatte. Plötzlich sagte er: „Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdom versetzt gedacht; welch' ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufknospende, frisch pulsierende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen für den Abend, die Schilderung Ihrer Winterfahrt nach dem Gletscher muß auch meine Frau zu hören bekommen. Vielleicht stehle ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen. — Er hat es später auch im „Bergkristall" unter die Leute gebracht, und so unnachahmlich schön, daß es kein Mensch schöner hätte fertig bringen können."

Im Dorfe Gschaid, am Gars gelegen — man wird hiebei an die Gosau denken dürfen — lebt ein Schuster mit seinem Weibe und zwei Kindern. Die Schustersfrau ist die Tochter des reichen Färbers in Millsdorf, das drei Stunden von Gars entfernt, jenseits des Gebirgshalses liegt. Am Tage des Weihnachtsfestes dürfen die beiden Kinder, Konrad und Sanna, weil es schön und nicht sehr kalt ist, allein über das Gebirge gehen, um die Großeltern zu besuchen. Da die Nacht im Winter schnell hereinbricht, schickt die besorgte Großmutter die Kleinen schon zur Mittagsstunde auf den Heimweg, nicht ohne ihnen reichlichen Mundvorrat, eine Flasche mit starkem Kaffeeaufguß für die Mutter und die für die Weihnachtsbescherung der Kinder bestimmten, wohlverpackten Geschenke mitzugeben. Mit der Ermahnung, ja nicht schnell zu gehen, wenn sich etwa gegen Abend ein kalter Wind erhübe, werden die Kinder in Millsdorf entlassen.

Und nun hebt die in großartiger Einfachheit vorgetragene Schilderung der einsamen Bergwanderung an:

„. . . . Die Kinder gingen an den Eistäfelchen neben den Werken des Großvaters vorbei, sie gingen durch die Millsdorfer Felder und wendeten sich gegen die Wiesen hinan.

Als sie auf den Anhöhen gingen, wo zerstreute Bäume und Gebüschgruppen standen, fielen äußerst langsam einzelne Schneeflocken.

Die Kinder gingen freudiger fort und Sanna war recht froh, wenn sie mit dem dunklen Ärmel ihres Röckchens eine der fallenden Flocken

auffangen konnte und wenn dieselbe recht lange nicht auf dem Ärmel zerfloß.

Sie gingen nun rüstig in den Windungen fort, jetzt von Abend nach Morgen, jetzt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgesagte Wind stellte sich nicht ein, im Gegenteile war es so stille, daß sich nicht ein Ästchen oder Zweig rührte.

Die Freude der Kinder war sehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, suchten mit dem Fuße absichtlich solche Stellen, wo er dichter zu liegen schien, um dorthin zu treten und sich den Anschein zu geben, als wateten sie bereits.

Es war große Ruhe eingetreten, und der Wald war gleichsam ausgestorben.

Weil nur die bloßen Fußstapfen der Kinder hinter ihnen blieben, und weil vor ihnen der Schnee rein und unverletzt war, so war daraus zu erkennen, daß sie die einzigen waren, die heute über den Hals gingen. Sie gingen in ihrer Richtung fort, sie näherten sich öfter den Bäumen, öfter entfernten sie sich, und wo dichtes Unterholz war, konnten sie den Schnee auf den Zweigen liegen sehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Flocken fielen stets dichter, und nach kurzer Zeit brauchten sie nicht mehr den Schnee aufzusuchen, um in ihm zu waten; denn er lag schon so dicht, daß sie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden, und daß er sich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es so ruhig und heimlich war, so war es, als ob sie das Knistern des in die Nadeln herabfallenden Schnees vernehmen könnten.

Werden wir heute auch die Unglückssäule sehen? fragte das Mädchen; sie ist ja umgefallen, und da wird es darauf schneien, und da wird die rote Farbe weiß sein.

Darum können wir sie doch sehen, antwortete der Knabe, wenn auch der Schnee auf sie fällt, und wenn sie auch weiß ist, so müssen wir sie liegen sehen, weil sie eine dicke Säule ist, und weil sie das schwarze eiserne Kreuz auf der Spitze hat, das doch immer heraus ragen wird.

Ja, Konrad.

Indessen, da sie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall so dicht geworden, daß sie nur mehr die allernächsten Bäume sehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger

weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag schon die schöne weiße Hülle.

Die Kinder gingen jetzt mitten auf dem Wege, sie furchten den Schnee mit ihren Füßlein, und gingen langsamer, weil das Gehen beschwerlicher ward. Der Knabe zog seine Jacke empor an dem Halse zusammen, damit ihm nicht der Schnee in den Nacken falle, und er setzte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geschützter sei. Er zog auch seinem Schwesterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, besser zusammen, und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgesagte Wind war noch immer nicht gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach so dicht, daß auch nicht mehr die nächsten Bäume zu erkennen waren, sondern daß sie wie neblige Säcke in der Luft standen.

Die Kinder gingen fort. Sie duckten die Köpfe dichter in ihre Kleider und gingen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltasche um die Schultern hängen hatte, mit den Händchen, hielt sich daran, und so gingen sie ihres Weges.

Die Unglückssäule hatten sie noch immer nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermessen, weil keine Sonne am Himmel stand, und weil es immer gleichmäßig grau war.

Werden wir bald zu der Unglückssäule kommen? fragte Sanna.

Ich weiß es nicht, antwortete der Knabe, ich kann heute die Bäume nicht sehen und den Weg nicht erkennen, weil er so weiß ist. Die Unglückssäule werden wir wohl gar nicht sehen, weil so viel Schnee liegen wird, daß sie verhüllt sein wird, und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des schwarzen Kreuzes hervorragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwischen den Bäumen, und wenn er zu dem Platze der Unglückssäule kommt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort, und wenn er aus den Bäumen hinaus geht, dann sind wir schon auf den Wiesen von Gschaid, dann kommt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hause.

Ja, Konrad, sagte das Mädchen.

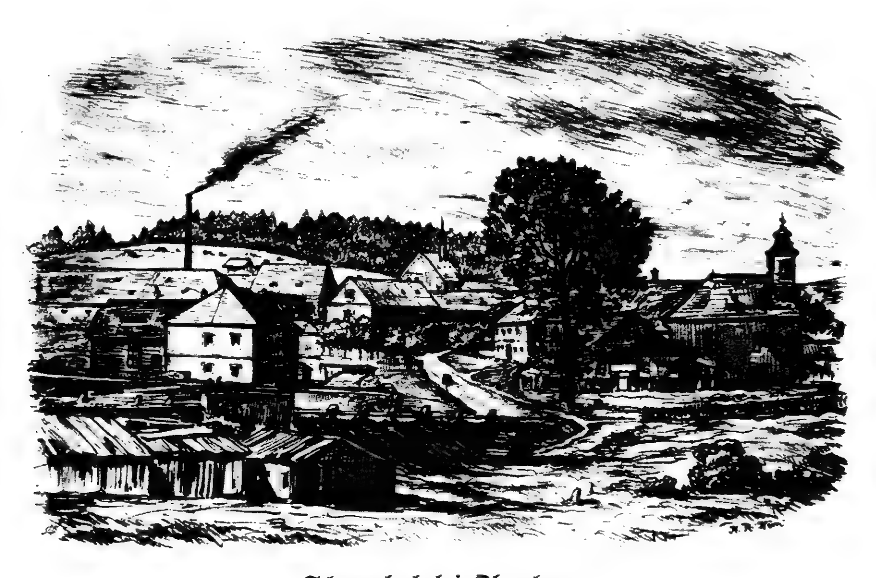
Sie gingen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußstapfen waren jetzt nicht mehr lange sichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees deckte sie bald zu, daß sie verschwanden. Der Schnee knisterte in seinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, sondern legte sich eilig und heimlich auf die weiße

schon daliegende Decke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch fester, um das immerwährende allseitige Hineinrieseln abzuhalten. Sie gingen sehr schleunig, und der Weg führte noch stets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglückssäule stehen sollte, und von wo der Weg gegen die Gschaider Seite sich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume standen.

Ich sehe keine Bäume mehr, sagte Sanna.



Schwarzbach bei Oberplan.

Vielleicht ist nur der Weg so breit, daß wir sie wegen des Schneiens nicht sehen können, antwortete der Knabe.

Ja, Konrad, sagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe stehen und sagte: Ich sehe selber keine Bäume mehr, wir müssen aus dem Walde gekommen sein; auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig stehen bleiben und herum sehen, vielleicht erblicken wir etwas.

Aber sie erblickten nichts. Sie sahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunsenen Wolken die finsteren, fransenartigen Streifen herabstarren, so war

es hier, und das stumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde sahen sie nur einen runden Fleck Weiß und dann nichts mehr.

Weißt Du, Sanna, sagte der Knabe, wir sind auf dem dürren Grase, auf welches ich Dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir saßen, und wo wir den Rasen betrachteten, der nach einander hinauf geht, und wo die schönen Kräuterbüschel wachsen. Wir werden da jetzt gleich rechts hinab gehen!

Ja, Konrad.

Der Tag ist kurz, wie die Großmutter gesagt hat, und wie Du auch wissen wirst, wir müssen uns daher sputen.

Ja, Konrad, sagte das Mädchen.

Warte ein wenig, ich will Dich besser einrichten, erwiderte der Knabe.

Er nahm seinen Hut ab, setzte ihn Sanna auf das Haupt, und befestigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinne. Das Tüchlein, welches sie um hatte, schützte sie zu wenig, während auf seinem Haupte eine Menge dichter Locken war, daß noch lange Schnee darauf fallen konnte, ehe Nässe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er sein Pelzjäckchen aus, und zog dasselbe über die Ärmelein der Schwester. Um seine eigenen Schultern und Arme, die jetzt das bloße Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Brust, und das größere, das sie über die Schultern gehabt hatte. Das sei für ihn genug, dachte er, wenn er nur stark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand, und so gingen sie jetzt fort.

Das Mädchen schaute mit den willigen Äuglein in das ringsum herrschende Grau, und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen, eilenden Füßlein nicht so nachkommen konnte, wie er vorwärts strebte, gleich einem, der es zur Entscheidung bringen wollte.

Sie gingen nun mit der Unablässigkeit und Kraft, die Kinder und Tiere haben, weil sie nicht wissen, wie viel ihnen beschieden ist, und wann ihr Vorrat erschöpft ist.

Aber wie sie gingen, so konnten sie nicht merken, ob sie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein sie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen sie ausweichen mußten, und ein Graben, in dem sie fortgingen, führte sie in einer Krümmung herum.

Sie erklommen Höhen, die sich unter ihren Füßen steiler gestalteten, als sie dachten, und was sie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es ging immer gedehnt fort.

Wo sind wir denn, Konrad? fragte das Mädchen.

Ich weiß es nicht, antwortete er.

Wenn ich nur mit diesen meinen Augen etwas zu erblicken im stande wäre, fuhr er fort, daß ich mich darnach richten könnte.

Aber es war rings um sie nichts als das blendende Weiß, überall das Weiß, das aber selber nur einen immer kleineren Kreis um sie zog, und dann in einen lichten, streifenweise niederfallenden Nebel überging, der jedes weitere verzehrte und verhüllte, und zuletzt nichts anderes war als der unersättlich niederfallende Schnee.

Warte, Sanna, sagte der Knabe, wir wollen ein wenig stehen bleiben und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was sich im Tale meldet, sei es nun ein Hund oder eine Glocke oder die Mühle, oder sei es ein Ruf, der sich hören läßt; hören müssen wir etwas, und dann werden wir wissen, wohin wir zu gehen haben.

Sie blieben nun stehen, aber sie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger stehen, aber es meldete sich nichts, es war nicht ein einziger Laut, auch nicht der leiseste außer ihrem Atem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrschte, war es, als sollten sie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Voraussage der Großmutter hatte sich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja, was in diesen Gegenden selten ist, nicht das leiseste Lüftchen rührte sich an dem ganzen Himmel.

Nachdem sie lange gewartet hatten, gingen sie wieder fort.

Es tut auch nichts, Sanna, sagte der Knabe, sei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde Dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!

Sie war nicht verzagt, sondern hob die Füßchen, so gut es gehen wollte, und folgte ihm. Er führte sie in dem weißen, lichten, regsamen, undurchsichtigen Raume fort.

Nach einer Weile sahen sie Felsen. Sie hoben sich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchsichtigen Lichte empor. Da die Kinder sich näherten, stießen sie fast daran. Sie stiegen wie eine Mauer hinauf und waren ganz gerade, so daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

Sanna, Sanna, sagte er, da sind die Felsen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter!

Sie gingen weiter, sie mußten zwischen die Felsen hinein und unter ihnen fort. Die Felsen ließen sie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten sie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren

sie dieselben wieder und konnten sie nicht mehr erblicken. So wie sie unversehens unter sie gekommen waren, kamen sie wieder unversehens von ihnen. Es war wieder nichts um sie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu schauen. Es schien eine große Lichtfülle zu sein, und doch konnte man nicht drei Schritte vor sich sehen; alles war, wenn man so sagen darf, in eine einzige weiße Finsternis gehüllt, und weil kein Schatten war, so war kein Urteil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wissen, ob sie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte und ihn aufwärts zu gehen zwang.

Mir tun die Augen weh, sagte Sanna.

Schaue nicht auf den Schnee, antwortete der Knabe, sondern in die Wolken! Mir tun sie schon lange weh; aber es tut nichts, ich muß doch auf den Schnee schauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte Dich nur nicht, ich führe Dich doch hinunter ins Gschaid.

Ja, Konrad.

Sie gingen wieder fort; aber wie sie auch gehen mochten, wie sie sich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren steile Dachlehnen nach aufwärts, mitten gingen sie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn sie den Dachlehnen entrannen und sie nach abwärts beugten, wurde es gleich so steil, daß sie wieder umkehren mußten, die Füßlein stießen oft auf Unebenheiten, und sie mußten häufig Bühelu ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einsank, nicht erdigen Boden unter sich empfand, sondern etwas anderes, das wie älterer gefrorener Schnee war; aber sie gingen immer fort, und sie liefen mit Hast und Ausdauer. Wenn sie stehen blieben, war alles still, unermeßlich still; wenn sie gingen, hörten sie das Rascheln ihrer Füße, sonst nichts; denn die Hüllen des Himmels sanken ohne Laut hernieder, und so reich, daß man den Schnee hätte wachsen sehen können. Sie selber waren so bedeckt, daß sie sich von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und sich, wenn sie um ein paar Schritte getrennt worden wären, nicht mehr gesehen hätten.

Eine Wohltat war es, daß der Schnee so trocken war wie Sand, so daß er von ihren Füßen und den Bundschühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieselte, ohne Ballen und Nässe zu machen.

Endlich gelangten sie wieder zu Gegenständen.

Es waren riesenhaft große, sehr durcheinander liegende Trümmer, die mit Schnee bedeckt waren, der überall in die Klüfte hinein rieselte,

und an die sie sich ebenfalls fast anstießen, ehe sie sie sahen. Sie gingen ganz hinzu, die Dinge anzublicken.

Es war Eis — lauter Eis."

Konrad teilt nun seinem Schwesterchen mit, daß sie auf ihrer Irrwanderung in den Gletscher geraten seien; er wolle nun versuchen, sie durch den Eisstrom nach abwärts zu geleiten; unten würden sie durch die Wälder und durch die Wiesen schon einen Weg nach Gschaid finden. Das Mädchen, welches der Einsicht des älteren Bruders blindlings vertraut, willigt gerne ein, und sie gehen durch einen Graben gegen das überhängende Eis vor.

„Die Kinder gingen in dem Graben fort und gingen in das Gewölbe hinein und immer tiefer hinein. Es war ganz trocken, und unter ihren Füßen hatten sie glattes Eis. In der ganzen Höhlung aber war es blau, so blau, wie gar nichts in der Welt ist, viel tiefer und viel schöner blau, als das Firmament, gleichsam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hinein sinkt."

Von dem schreckhaften Blau geängstigt, verlassen die Kinder die Eishöhle und versuchen zwischen den Blöcken gegen die Tiefe vorzudringen.

„Aber sie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, ein riesenhaft aufgetürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weichen Schnee, und griff gleichsam mit Armen rechts und links um sich herum. Mit dem Starkmute der Unwissenheit kletterten sie in das Eis hinein, um jenseits weiter hinab zu kommen. Aber es gab kein Jenseits. So weit die Augen der Kinder reichen konnten, war lauter Eis. Statt ein Wall zu sein, über den man hinüber gehen könnte, und der dann wieder von Schnee abgelöst würde, wie sie sich dachten, stiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis empor, geborsten und geklüftet, mit unzähligen blauen, geschlängelten Linien versehen, und hinter ihnen waren wieder solche Wände, und hinter diesen wieder solche, bis der Schneefall das weitere mit seinem Grau verdeckte. — Die Kinder versuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo sie hinauf geklettert waren, aber sie kamen nicht hinab. Es war lauter Eis, als hätten sie die Richtung, in der sie gekommen waren, verfehlt. Sie wandten sich hierhin und dorthin, und konnten aus dem Eise nicht heraus kommen, als wären sie von ihm umschlungen . . . ."

Nach langem fruchtlosem Herumirren finden die Kinder endlich, da es bereits zu dunkeln beginnt, eine aus Steinblöcken gefügte Höhle, in welcher dieselben die Nacht zubringen. Zur Erwärmung und um sich vor dem Einschlafen zu sichern, trinken sie den von der Großmutter für die

Mutter erhaltenen Kaffeeaufguß, wodurch sie ihre unschuldigen Nerven in ein Fieber versetzen, welches den zum todbringenden Schlummer ziehenden Gewichten entgegenwirkt.

„Es war nun Mitternacht gekommen. In diesem Augenblicke der heiligen Nacht wurde mit allen Glocken geläutet, es läuteten die Glocken in Millsdorf, es läuteten die Glocken in Gschaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen, klingenden Glocken, die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und Glocken, und mit allen wurde zu dieser Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf ging die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum anderen durch die blätterlosen Zweige das Läuten hören."

Aber zu den beiden Verirrten dringt kein Laut empor, ebensowenig als der allergeringste Lichtstrahl von den vielen Weihnachtsbäumen den Weg zu ihnen gefunden hatte, welche heute im Tale die Freude unzähliger froher Kinder gewesen waren.

Am frühen Morgen, als sie, von neuem umherirrend, wieder einen Abstieg ins Tal suchen, werden sie von den Dorfbewohnern von Gschaid aufgefunden, von denen sich viele in das Gebirge begeben hatten, um die verlorenen Kinder zu suchen.

Stifter hat sich in der Schilderung des Schneefalles, der geräusch-los und unerwartet wie ein heimlich waltendes Fatum über die ahnungs-los im vereinsamten Walde wandelnden Kinder hereinbricht, zu einer die unbedingteste Bewunderung herausfordernden Kunsthöhe aufgeschwungen. Nirgends ertönt in dieser Erzählung ein überlautes Wort, und obgleich uns herbes Weh und tiefes Mitleid scharf in die Seele schneiden, werden wir doch niemals durch einen zur Anteilnahme gemahnenden Wehschrei des Erzählers in Rührung versetzt. An keiner Stelle tritt der Dichter hinter seinem Stoffe hervor, erbarmungslos rollt er die Unerbittlichkeit des Geschehens vor unserem Auge auf, sich selbst kein Wort gestattend.

Die ganze Erzählung mutet uns an, wie ein Gemälde von Ruis-dael: von überzeugendem Ernste, vollendete Technik weisend, scharf und charakteristisch bis ins kleinste, realistisch durch und durch, und dabei ge-heimnisreichen, unergründlichen und unerklärbaren Zaubers voll. Wie bei jenem seltsamen nordischen Meister hinter einfachem Farbenvortrag und dürftiger Schönheit der Gebilde die vollendetste Kennerschaft des Waldes und seiner Tiefen, die innigste Fühlung mit der Natur und der elegische Reiz der Vereinsamung sich zu einer durchgeistigten, märchenhaften, all-beseelenden Innerlichkeit verweben, so hebt uns Stifter mit den Alltags-mitteln einer puritanisch schmucklosen Sprache bis zu einem Verständnis

der Verlassenheit und Stille empor, daß wir vermeinen, „die einzelnen Minuten zu hören, wie sie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen“.

Noch nie ist starres Schweigen so unübertrefflich, haltloses, menschenfernes Herumirren so eindringlich geschildert worden.

Die verständige Überlegenheit des unablässig vorwärts strebenden Knaben, der wie ein kühner Forscher furchtlos auf seiner Bahn beharrt, und das grenzenlose Vertrauen des jüngeren Schwesterchens sind Kabinettsstücke meisterhafter Charakterzeichnung; die Schilderung des Schneefalles findet in der gesamten Literaturgeschichte nicht mehr ihresgleichen; sie allein sichert schon dem Namen Stifters einen hervorragenden Platz in den Reihen der Klassiker.

Der Beifall, den diese Arbeit allenthalben gefunden hat, ist laut und einmütig. So schreibt der englische Kritiker im „Athenaeum“: „This tale if not so original as „Mica“ is the most entire in its plan of any in the series. It is a complete and moving little poem — diese Erzählung, obschon nicht so originell als das „Katzensilber“, ist doch im Plane die einheitlichste der ganzen Sammlung. Sie ist ganz und gar ein rührendes kleines Gedicht.“ — Emil Kuh sagt, daß die Schilderung des Schneefalles „ein Unikum“ in der Literatur sei, das „in keiner Mustersammlung fehlen sollte“ und fügt hinzu: „das Ja, Konrad! des geduldig gläubigen Mädchens bedeutet mehr als eine Ostermesse von Novellen. — Die Stille darzustellen, mit Worten darzustellen, hat gewiß jedermann bisher für eine nicht zu lösende Aufgabe der Poesie gehalten; Stifter hat diese Aufgabe gelöst. Er hat die Stille gehört, wie Goethe die Finsternis gesehen hat, die mit hundert schwarzen Augen aus dem Gesträuche sah . . . .“

Nach der ersten Veröffentlichung des „Bergkristall“ schrieb die Dichterin Betty Paoli, welche durch längere Zeit Vorleserin bei der Fürstin Anna von Schwarzenberg war, an Stifter: „Die Fürstin ersucht Sie schönstens, ihr die 4 Nummern der „Gegenwart“ zu schicken, worin ihr wunderlieblicher „Christabend“ enthalten ist; sie möchte denselben gerne der Baronin Prokesch mittheilen, auf die er gewiß den tiefen und wohlthuenden Eindruck machen wird, den er in uns zurückgelassen hat. Lassen Sie mich noch Eines sagen: Sie sind ein Beneidenswerther. Nicht etwa, weil Sie ein Talent besitzen, das Ihnen Erfolg und Ruhm allwärts sichert, sondern weil dies Talent derart ist, daß es nicht einem krampfhaft hervortretenden Geistesvermögen, sondern der tiefinnersten Gesundheit entspringt.“

Stifter selbst hat bei dieser Arbeit die höchste und reinste Freude des Schaffens empfunden. Freilich, als er damit zu Ende war, erfaßte ihn wieder, wie fast stets, kleinmütiges Verzagen: „Hätte ich zum „Bergkristall" nur die Möglichkeit, in späterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu fassen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden." Rudolf Fürst aber findet den Dichter zu ängstlich, der bei so glänzender Vollendung, niemals mit sich zufrieden, den höchsten Schliff immer noch vermißt, und schließt mit dem Ausrufe: „dieser Edelstein, mit oder ohne Schliff, wird stets den schönsten Schmuck in Adalbert Stifters Dichterkrone bilden!"

* * *

„Katzensilber" und „Bergkristall" hält der Dichter für die beiden besten Stücke in den „bunten Steinen", und wie hoch er die erstgenannte von den beiden Erzählungen nach seinem Empfinden stellt, das beweisen seine eigenen Worte: „Wäre alles so, wie die ersten Bogen von „Katzensilber", oder wie einige Partien des alten Pfarrers — was könnte das für ein Buch sein!"

Unter allen Erzählungen der „bunten Steine" ist die Geschichte des „braunen Mädchens" am spätesten entstanden; dieser Umstand läßt es erklärlich erscheinen, daß dieselbe zur Zeit der Herausgabe des Buches dem Herzen des Dichters noch am nächsten stand, so zwar, daß er im Hochgefühle der eben erst ausklingenden Arbeitsstimmung gegen die Vorzüge der bereits früher vollendeten Teile des Sammelwerkes ungerecht wurde. Trotz der häufig genug hervortretenden sprachlichen Schönheiten, welche an die bedeutendsten Arbeiten Stifters erinnern, macht sich im „Katzensilber" doch schon das allmähliche Überhandnehmen eines bedächtigen Altersstiles bemerkbar, welcher auch bei den unbedeutendsten Gegenständen des mit pedantischer Gründlichkeit aufgezählten Hausrates liebevoll verweilt, und den Dichter veranlaßt, mit der Gewissenhaftigkeit eines beeideten Schätzmeisters die Beschädigungen zu verzeichnen, die ein das ländliche Besitztum teilweise verwüstender Brand an den einzelnen Stücken verursacht hat.

Die Fabel der Geschichte ist überaus dürftig; sparsames Haushalten wäre daher doppelt geboten gewesen, weil bei der übermäßigen Ausdehnung der Erzählung der dünne, über seine Kraft gespannte Faden an vielen Stellen abzureißen droht. Dem tapfer mitgehenden Leser wird freilich auf der Öde der Wanderschaft mehr als eine köstliche Erfrischung

gereicht; beharrliche Gefolgschaft bleibt bei einem Dichter von so großem inneren Reichtum niemals unbelohnt.

Der Besitzer eines stattlichen Hofes im Berglande verbringt die Wintermonate in der Hauptstadt, um alljährlich beim ersten Frühlingswehen mit seiner Gattin und den Kindern in sein ländliches Heim zurückzukehren, wo während der harten Jahreszeit die Großmutter, welche zu einem Aufenthalte in der Stadt nicht zu bewegen ist, allein hausgehalten hat. „Er wollte lieber in der traulichen Einöde seiner Heimat, als beständig unter dem Geräusche der vielen und fremden Menschen der Hauptstadt leben.“ Die Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe, schließen sich enge an die Großmutter an, welche ihnen schöne Geschichten erzählt und fast täglich viele Stunden mit ihnen in dem nahegelegenen Walde verweilt, wo sie Beeren und Haselnüsse pflücken. Als sie wieder einmal an dem Abhange des hohen Nußberges sitzen, kommt aus dem Walde ein fremdes, braunes Kind auf sie zu. „Es war ein Mädchen, es war fast so groß und noch schlanker als Blondköpfchen, hatte nackte Arme, die es an der Seite herabhängen ließ, hatte einen nackten Hals und hatte ein grünes Wams und grüne Höschen an, an welchem viele rote Bänder waren.“ Dieses Mädchen treffen sie fortan immer wieder; allmählich verliert es seine anfängliche Scheu, es gesellt sich zu den Kindern und spielt mit ihnen. Einmal im Herbste werden alle am Waldesrande von einem schweren Gewitter überrascht. „Das braune Mädchen schoß in die Gebüsche und lief davon. Nach einem Weilchen kam es wieder und trug ein Reisigbündel in den Händen, wie man sie aus dünneren und dickeren Zweigen und Stäben macht, aufschlichtet, trocken werden läßt und gegen den Winter zum Brennen nach Hause bringt.

Es lief nun wieder fort und brachte zwei Bündel. Und so fuhr es mit großer Schnelligkeit fort, daß die braunblassen Wangen glühten, und der Schweiß von der Stirne rann.“

Aus den Bündeln baut das Mädchen mit aller Hast ein Häuschen, und bedeutet der Großmutter und den Kindern, da es mit ihnen nicht in ihrer Sprache reden kann, durch Handbewegungen, daß Hagel fallen werde, und daß sich alle unter das Schutzdach verkriechen sollen.

„Die Kinder hatten kaum Zeit gehabt, sich unter die Bündel zu legen, und eben wollten sie lauschen, was geschehen würde, als sie in den Haselstauden einen Schall vernahmen, als würde ein Stein durch das Laub geworfen. Sie hörten später das noch einmal, dann nichts mehr. Endlich sahen sie wie ein weißes blinkendes Geschoß einen Hagelkern vor ihrem Bündelhause auf das Gras niederfallen, sie sahen ihn hoch empor-

springen und wieder niederfallen und weiterkollern. Dasselbe geschah in der Nähe mit einem zweiten. Im Augenblicke kam auch der Sturm, er faßte die Büsche, daß sie rauschten, ließ einen Atemzug lang nach, daß alles totenstill stand, dann faßte er die Büsche neuerdings, legte sie um, daß das Weiße der Blätter sichtbar wurde und jagte den Hagel auf sie nieder, daß es wie weiße, herabsausende Blitze war. Es schlug auf das Laub, es schlug gegen das Holz, es schlug gegen die Erde, die Körner schlugen gegeneinander, daß ein Gebrülle wurde, daß man die Blitze sah, welche den Nußberg entflammten, aber keinen Donner zu hören vermochte. Das Laub wurde herabgeschlagen, die Zweige wurden herabgeschlagen, die Äste wurden abgebrochen, der Rasen wurde gefurcht, als wären eiserne Eggenzähne über ihn gegangen. Die Hagelkörner waren so groß, daß sie einen erwachsenen Menschen hätten töten können.

Und auf den ganzen Berg und auf die Täler fiel es so nieder. Was Widerstand leistete, wurde zermalmt, was fest war, wurde zerschmettert, was Leben hatte, wurde getötet. Wie weiße Pfeile fuhr das Eis in der finsteren Luft gegen die schwarze Erde, daß man ihre Dinge nicht mehr erkennen konnte.

Was die Kinder fühlten, weiß man nicht, sie selber wußten es nicht. Sie lagen enge aneinander gedrückt, und drückten sich noch immer enger aneinander, die Bündel waren bereits durch den Hagelfall niedergesunken und lagen auf den Kindern, und die Großmutter sah, daß bei jedem heftigeren Schlag, den eine Schlosse gegen die Bündel tat, ihre leichten Körperchen zuckten. Die Großmutter betete. Die Kinder schwiegen, und das braune Mädchen rührte sich nicht . . ."

Nachdem das Unwetter vorübergezogen ist, wird der Heimweg angetreten. Nun zeigt sich dem Auge die Größe der Verwüstungen. Im Walde sind die meisten Äste von den Bäumen heruntergebrochen, und die Schlossen liegen mit Tannenstreu untermischt auf dem Boden. Im Garten stehen nur einzelne Stämme mit verstümmelten Armen empor. Die Fenster der Glashäuser sind zerstört, im Inneren liegen die Schlossen in weißen Haufen; die Schindeldächer sind durchgeschlagen und sehen wie Siebe aus; der Anwurf der Mauern ist wie durch Hammerschläge zerhackt. Nun erst wird allen deutlich, welcher großen Gefahr die Kinder entgangen sind. Der Vater, welcher sich dem braunen Mädchen für die erwiesene Fürsorge dankbar zeigen will, zieht Erkundigungen nach dessen Eltern und nach dessen Wohnort ein, die jedoch ohne Ergebnis bleiben. Kein Mensch kennt die Angehörigen des seltsamen Kindes und niemand weiß etwas über seine Herkunft zu sagen. Nach und nach wird das geheim-

nisvolle Mädchen von selbst zutraulicher; es folgt den Kindern in das Haus und nimmt sogar an deren Unterricht teil. Mit welcher Umständlichkeit der Dichter zu Werke geht, um uns zu zeigen, wie das rätselhafte Waldkind an den Aufenthalt im Familienkreise gewöhnt wird, mag die nachfolgende Stelle zeigen: „Die Mutter hatte früher auf alle Plätze der Kinder an dem Tische Tellerchen legen lassen. Sie ging zu dem Tellerchen Blondköpfchens, tat mit einem Löffel Erdbeeren auf dasselbe, und Blondköpfchen begann zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Schwarzköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Schwarzköpfchen fing an zu essen. Sie ging zu dem Tellerchen Braunköpfchens, tat Erdbeeren darauf, und Braunköpfchen aß sie. Sie ging zu dem Tellerchen des braunen Mädchens, legte Erdbeeren darauf, und das braune Mädchen begann zu essen . . ."

Die Kinder können über die süße Speise kaum mehr entzückt sein, als der langmütige Leser über den Umstand, daß — endlich! — auch das letzte „Tellerchen" mit Erdbeeren gefüllt ist. An solchen Geduldproben ist diese Erzählung reicher, als die bisherigen Arbeiten Stifters. Im Schaffen des Dichters beginnt sich nach und nach eine verhängnisvolle Wandlung vorzubereiten.

Wenige Zeilen später werden wir, wie zum Lohne für die bewiesene Beharrlichkeit, durch die machtvolle Schilderung des rasend um sich greifenden Brandes erregt und gefesselt.

„Wie alle an die Fenster liefen, um zu sehen, was es gäbe, stieg ein dicker qualmender Rauchknäuel als schwarze finstere Säule von dem Scheuerdache empor, er wirbelte schnell, und gleich darauf schoß die blitzende Flamme in ihm hinauf, und während die Kinder und die Mutter noch schauten, lief es geschäftig und prasselnd, als ob die Sommerhitze alles vorbereitet hätte, in lichten kleinen Flämmchen von der Scheuer längs des Dachfirstes der Stallungen und Wagenbehälter gegen das Haus hervor, mit eins geschah ein Knall, wie wenn ein auf glühende Kohlen gelegtes Papier plötzlich seiner ganzen Fläche nach Feuer fängt, und das ganze Dach der Ställe und Wagenbehälter stand unter einer einzigen breiten, nach aufwärts gehenden Flamme, das Scheuerdach aber war ein Körper von Glut und von Flamme. Da die Hitze den nach aufwärts strebenden Wind erzeugt hatte, und derselbe die feurigen Lappen, die aus brennenden Schindeln, aus Stroh, Heu oder Linnen und Gewändern der Leute herstammten, wie frevelnde Geister in die Luft hinauf und auseinander schleuderte, so mußte die Mutter die Kinder vor dem fallenden Feuer zu sichern suchen, damit sich ihre Kleidchen nicht entzündeten."

Auch das Hausdach ist bald „ein sausender, krachender, brodelnder Feuerberg“. In der herrschenden Verwirrung hat man nach dem kleinen Knaben zu fragen vergessen, dessen Abwesenheit erst bemerkt wird, als auch das Wohnhaus bereits in hellen Flammen steht. Kein Zweifel, das Kind befindet sich in dem brennenden Gebäude! —

„Ehe man sichs versah, huschte eine dunkle Gestalt gegen das Haus, kletterte wie ein Eichhörnchen an dem Weingeländer empor und war in dem nächsten Augenblicke durch das Fenster verschwunden. — Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Gestalten am Fenster an. Sie waren durch brennende Balken, die oberhalb ihrer über die Mauer des Hauses hervorragten, wie von Fackeln beleuchtet. Es war das braune Mädchen und Sigismund. — Ein Schrei ertönte einstimmig aus dem Munde aller Umstehenden bei diesem Anblicke. — Aber die Kinder konnten nicht herunter. Das braune Mädchen hätte es gekonnt; allein den Knaben konnte es nicht auf das Weingeländer bringen. Wie ein Nachtbild, das ein Künstler gemalt und mit der äußeren Glut beleuchtet hat, standen sie in dem schwarzen Rahmen des Fensters . . .“

Mittelst einer Leiter werden die Kinder gerettet und hierauf vollends in Sicherheit gebracht. Das braune Mädchen wird nun ganz in die Familie hereingezogen; es verläßt dieselbe beinahe gar nicht mehr, wächst mit den Kindern heran und genießt mit ihnen die gleiche Erziehung.

Einmal, die Mädchen sind mittlerweile zu schönen Jungfrauen herangewachsen, überraschen Vater und Mutter das braune Mädchen im Garten, in Tränen aufgelöst und einem wilden Ausbruche des tiefsten Schmerzes hingegeben. Die Eltern versuchen das arme Kind zu trösten, aber dieses reißt sich plötzlich los und eilt mit schnellen Schritten die Berglehne hinauf, wo es im Dickicht verschwindet, ohne jemals wiederzukehren. Alle Nachforschungen, so eifrig dieselben auch betrieben werden, bleiben vergeblich. „Die Bewohner des Hauses, Vater, Mutter, Kinder, Großmutter, waren betrübt, und die Wunde wurde immer heißer. — Aber als Monate und Jahre vergangen waren, milderte sich der Schmerz, und die Erscheinung sank wie andere immer tiefer in das Reich der Vergangenheit zurück. Aber vergessen konnte man das Mädchen nie.“

Diese Erzählung enthält eine so große Menge des Rätselhaften und Unwahrscheinlichen, daß man an das Eingreifen übernatürlicher Mächte zu glauben gezwungen wird, so sehr der Dichter es auch hier, wie früher im „Granit“, vermeidet, seine Darstellung in das Gewand des Märchens zu kleiden. Er hat sich durch diesen Vorgang selbst der Möglichkeit beraubt, den einfachen, aber im ganzen recht ansprechenden Stoff zu einer lieb-

lichen und harmlosen Kindergeschichte auszugestalten, für welchen Zweck sie in der vorliegenden Bearbeitung zu breitspurig geraten ist, ohne doch darum in ein Buch für Erwachsene besser zu passen. „Granit" und „Katzensilber" wären ohne die jedes jugendfrische Geschöpf sicher heillos ermüdende Umstandskrämerei köstliche Beiträge für den Lesestoff der Kinderwelt. Dadurch, daß Stifter gedehnte und doch nur halbgare Erzählungen daraus machte, hat er sich selbst zwischen zwei Stühle gesetzt. Es ist nicht zu begreifen, warum der Dichter jedem Hinweis auf die Möglichkeit außerirdischer Beziehungen ängstlich aus dem Wege ging, da er doch selbst überzeugt sein mußte, daß das Rätselhafte der Vorgänge, die er schildert, aus seiner Art der Darstellung entweder nur unzureichend oder gar nicht erklärt werden kann.

Es bleibt angesichts dieses Umstandes wohl nichts anderes übrig, als mit Hans Widmann auf jene geheimnisvollen Vorbilder aus der Volkssage zu raten, welche man in Tirol „salige Fräulein", in Salzburg „Wilde Weiblein vom Untersberge" nennt, und von denen manche mit den Menschen in Verkehr treten, „bis sie plötzlich durch die Nachricht vom Tode des Vaters in die mythische Heimat zurückberufen werden". Entspricht diese Unterlegung wirklich den Absichten des Dichters, dann hätte dieser allerdings besser daran getan, den auch von ihm vorausgesetzten Zusammenhang seiner Rätselgestalt mit dem Elfenreich deutlicher zu betonen, als bloß durch die einzige, für eine solche Auslegung verwertbare Bemerkung des braunen Mädchens: „Sture Mure ist tot und der hohe Felsen ist tot."

Trotz der unleugbaren Mängel, an welchen diese Erzählung krankt, hat sie doch vielen Beifall gefunden, und kein Geringerer, als der Maler Raufsl, trug sich ernstlich mit der Idee, die Gestalt des braunen Mädchens zum Gegenstande eines Gemäldes zu machen.

* * *

„Bergmilch", obgleich an den Schluß der Sammlung gesetzt, ist unter allen Erzählungen in den „bunten Steinen" diejenige, deren Entstehung am weitesten und zwar bis in das Jahr 1843 zurückreicht. Diese kleine, ursprünglich für die „Wiener Zeitschrift" geschriebene Novelle verrät von allen Arbeiten Stifters am wenigsten seine besondere Eigenart. Dies scheint ihr Verfasser selbst gefühlt zu haben, denn er gedenkt dieser Dichtung fast niemals und will sie nur als eine halb zufällige Gelegenheitsschrift gelten lassen; bald nach ihrem ersten Abdrucke soll sie nebstbei

— „wenn noch Platz ist“ — in dem vierten Bande der „Studien“ untergebracht werden, aber nach reiflicher Überlegung machen sich Bedenken geltend, ihr diese Auszeichnung zu teil werden zu lassen, und sie bleibt als Zeitschriftartikel liegen, bis ihr zehn Jahre später eine Stelle in den „bunten Steinen“ eingeräumt wird.

Der Schloßherr von Ax, ein etwas absonderlicher Junggeselle, ist durch Freundschaft mit seinem Verwalter so innig verbunden, daß er dessen Familie wie seine eigene betrachtet und sogar die älteste Tochter Lulu zur Erbin einsetzt. Zur Zeit des napoleonischen Eroberungszuges lagert in der Gegend von Ax eine Abteilung der gegen die Franzosen verbündeten Kriegsmächte. Im Verlaufe einer unruhigen Nacht, welche die Schloßbewohner in der Gartenhalle verbringen, tritt plötzlich ein junger, dem Franzosenheere angehöriger Krieger, welcher mit einem weißen Mantel bekleidet ist, in das Gemach, dem Hausherrn unter Drohungen befehlend, ihn auf den Turm des Schlosses zu führen, damit er dort eine Aufnahme der Stellung des Lagers zu machen im stande sei. Während er mit dieser Arbeit beschäftigt ist, haben die lagernden Soldaten von der Anwesenheit des feindlichen Anführers Kenntnis erlangt und nur ein tollkühner Ritt rettet diesen vor dem sicheren Verderben. In derselben Nacht findet ein siegreicher Überfall der Franzosen statt, der aber den Schloßbewohnern keinen Schaden bringt.

„Als endlich das Morgengrauen anbrach, hörte man verworrenes Getöse, wie Fahren, Reiten, Gehen, Rufen, man hörte endlich Hörnerklänge, Trompeten und Trommeln, aber alles gedämpft, da es von der entgegengesetzten Seite des Schlosses herkam. Sehen konnte man nichts, da die Tür verschlossen war und vor den Fenstern nur die Bäume des Gartens standen, deren dunkle Wipfel sich immer deutlicher gegen den grauen, lichter werdenden Himmel zeichneten.

Endlich geschah ein dumpfer ferner Schlag, der aber so schwer war, daß die Luft beinahe erzitterte. Gleich darauf ein zweiter. Sie folgten nun schneller und es war beinahe wie ein entfernter Donner, der so tief ging, daß manchmal die Fenster leise klirrten. Die Trompetenklänge, das Blasen der Hörner, das Wirbeln der Trommeln nahm in der Nähe zu.

Der Tag wuchs immer mehr dem Morgen entgegen.

Das Rollen des Donners kam näher, es ging in ein Krachen über und hinter den Gipfeln der Bäume stieg ein weißer Rauch auf. Endlich krachte es auch ganz nahe an dem Schlosse, man konnte nicht erkennen, woher es kam, bald war es rechts, bald links, bald vorn, bald hinten,

bald mehr, bald weniger, aber furchtbar war es, daß das Gemach sich zu rühren schien.

Der Rauch war endlich so in den Garten gedrungen, daß er wie ein Nebel in den Bäumen war. Er vermehrte und verdichtete sich stets, daß kaum die nächsten Stämme zu sehen waren. Als dieses lange gedauert hatte, zog sich der Donner auf der entgegengesetzten Seite in die Ferne, das Rollen wurde dumpfer, einzelne Schläge waren in der Nähe noch zu vernehmen, aber man hörte Geschrei, Brausen und verworrenes Getöse. Zuletzt wurde auch das immer schwächer, man hörte nichts mehr, der Rauch zog sich langsam aus den Bäumen, die Wolken waren auch gleichsam durch den Schall verjagt worden, und die Sonne, die anfangs als eine rote Scheibe in dem Rauch gestanden war, glänzte freundlich in den Garten hinunter."

Nach Jahren, als Napoleon längst auf Helena weilt, erscheint unvermutet der junge Krieger im Schlosse Ax, welcher in jener sturmbewegten Nacht im Dienste der Feinde gestanden. Er wird freundlich aufgenommen und alle gewinnen ihn bald sehr lieb. „Zwischen Lulu und ihm hatte sich das Verhältnis vollständig umgekehrt. So wie sie ihn in jener Nacht bewundert hatte, so konnte nun er von seiner Seite aus nicht aufhören und kein Ziel finden, das Mädchen zu bewundern. Und da er es dem Kinde schon in jener Nacht angetan hatte, und da er jetzt gar so gut und freundlich war, so konnte es nicht fehlen, daß auch ihn die Jungfrau bald außerordentlich liebte und die Verehrung eine vollkommen gegenseitige war. — Da er endlich ein benachbartes, feil gewordenes Gut kaufte, um in der Gegend ansässig zu werden, so stand einem Bündnisse nichts entgegen und die zwei Leutchen wurden in der Pfarrkirche des Dorfes ehelich eingesegnet."

Wie man aus dieser Inhaltsangabe ersieht, ganz und gar eine Almanacherzählung, und noch dazu eine von der seichtesten Sorte! Am originellsten und anziehendsten ist die Schilderung der Eigenschaften und des Zusammenwirkens der drei Sonderlinge, eine Darstellung, welche Humor mit feiner Beobachtung vereint. Der Schloßherr, der Verwalter und der Hofmeister, drei Figuren, die sich gegenseitig an liebenswürdiger Schrullenhaftigkeit überbieten, geben dem Dichter Gelegenheit, seiner Vorliebe für ungewöhnliche Menschen zu huldigen und verschrobene Einfälle mit Verständnis und Behaglichkeit weiterzuspinnen. Schade, daß die verheißungsvoll begonnene Einleitung zu den Vorfällen, über welche der Dichter nachher zu berichten hat, nicht nur in keiner Beziehung steht, sondern, da sie höhergespannte Erwartungen als berechtigt erscheinen läßt,

die schließlich ausbrechende Enttäuschung sogar noch steigert. Das, was uns an diesem Werke mit der ansprechenden Eigenart des Dichters entgegentritt, gehört eigentlich nicht zur Erzählung, die Erzählung selbst aber hätte jeder andere Schriftsteller von mittelmäßiger Begabung auch machen können. Das Liebesverhältnis des tollkühnen Kriegers zu Lulu, worauf doch im Grunde alles hinausläuft, ist so skizzenhaft und oberflächlich behandelt, daß der entscheidende zweite Teil der Geschichte gegen den sorgfältig vorbereiteten Eingang unerfreulich abfällt. Da obendrein der Stoff keine Eignung für eine Kindergeschichte besitzt, so hätte die Erzählung, welcher vordem der Ehrenplatz in den „Studien" nicht gewährt worden war, auch in der zweiten auserlesenen Mustersammlung, mit welcher der Dichter vor die Öffentlichkeit trat, keine Stelle finden sollen.

* * *

Mit dem Erfolg der „bunten Steine" konnten Dichter und Verleger vollauf zufrieden sein. Zwar quälte sich Stifter auch nach dem Erscheinen der Sammlung noch mit vielen Selbstvorwürfen und beklagte es bitter, daß seine Kraft nicht ausgereicht habe, alles so tief zu gestalten, wie es in seiner Empfindung war, und daß auch die Zeit, welche er der Vollendung des Werkes zuwenden konnte, zum letzten und höchsten Schliff noch immer zu knapp bemessen gewesen sei. Als er das Buch wieder las, haben ihn manche Partien desselben sehr gerührt, manche aber auch geärgert — „daß denn nichts so wird, wie es ursprünglich vor der Seele steht!" — Doch ist er im ganzen zufriedener als sonst, obwohl, wie er selbst sagt, derlei Zufriedenheit sonst eben nicht sein Fehler ist. Er wollte, daß der Geist des ganzen Buches, „auf das Dauernde im Herzen gegründet", ein edler, klarer und menschlicher sei, und daß auch die Ausführung sich „von jeder Manier" frei halte. Unermüdlich strebte er die äußerste Einfachheit an, und wendete die höchste Mühe auf, nur ja recht schlicht und gediegen zu bleiben. „Was dem Leser das Einfachste und Natürlichste scheint, ist das Werk der größten Kunst und Sorgfalt; wer es anders meint, der versteht von Kunst und ihren Hervorbringungen nichts." Es war ihm daher eine süße Genugtuung, daß Heckenast das Buch „herrlich" fand, daß es von vielen Seiten ungeteilte Bewunderung erfuhr, und daß auch namhafte Schriftsteller und Schriftstellerinnen mit dem höchsten Lobe nicht geizten. Unter den zahlreichen Zuschriften, welche Stifter nach dem Erscheinen der „bunten Steine" erhielt, erfreute ihn ein Brief der von ihm hochverehrten Dichterin Ottilie Wildermuth am meisten.

Dieser von Heckenast aus dem Nachlasse des Dichters erworbene, und von mir nach dem handschriftlichen Originale unverkürzt wiedergegebene, überaus interessante Brief lautet:

„Verehrter Herr!

Sie haben mir mit Ihrem lieben, freundlichen Briefe so innig wohl gethan, daß Sie mir erlauben müssen, daß ich Ihnen recht vom Herzen dafür danke und Sie zum voraus freundlich um Verzeihung bitte, wenn mein Brief etwas sehr lang werden sollte.

Es hat wohl jeder Mensch und wir Frauen zumeist, ein bürgerliches, prosaisches Gewissen, das den raschen Impuls des Herzens beständig im Zügel hält; hie und da ist der aber unfolgsam und läßt sich nicht halten. Nun habe ich diesem Herzenszuge gefolgt, indem ich Ihnen mein Büchlein zugeschickt und (was ich als gehorsame Frau hinzusetzen muß) mein Mann hat mich dazu ermuthigt.

Nun habe ich freilich nicht auf Antwort gewartet, als aber so lange keine kam, da regte sich doch die weise Duenna, das prosaische Gewissen: „ich hab' Dir's ja gesagt, der lacht Dich aus, und hält es für unbescheidene Keckheit, ihm solch' unbedeutende Dinglein nur zuzuschicken" — und ich ward irre an mir, an meiner Berechtigung, zu schreiben — an allem. Da, in einem Augenblicke rechten Kleinmuths kam Ihr Brief, der mir so viel, viel mehr sagt, als ich je zu hoffen gewagt hätte, und er hat mir Lust und Muth und Freudigkeit wiedergegeben; — ich muß es wiederholen, Sie können nicht wissen, wie sehr Sie mich erfreut haben.

Wie früher schon in Ihrer Vorrede (zu den „bunten Steinen"), so haben Sie auch in Ihrem Briefe mich mir selbst klar gemacht über manches, was mich instinktartig geleitet hat. Sie nehmen an, daß ich wie Sie die Kunst über alles liebe; wohl liebe ich sie, wie Licht und Luft, wie Blumen und Sonnenschein; aber ich kann nicht sagen, daß es Liebe zur Kunst war, die mich bewogen zu schreiben, ich hätte nie gewagt, zu denken, daß mir nur ein Plätzchen auf ihrer Tempelschwelle gebühre, — es war Liebe zum Leben, zum Leben in seinen einfach schönen Erscheinungen. Ich hatte von früher Jugend auf, wie soll ich sagen? eine Leidenschaft für die Zufriedenheit, ich hätte jeden mit seinem Lebenslos versöhnen, jedem helfen mögen den Schlüssel zu suchen, der ihn ins klare führe über das Dunkel seines Geschickes; das bewog mich aufs Kleine zu achten und die ergötzlichen oder bedeutenden Seiten des einfachsten Lebensganges zu beachten.

Aus einem gut bürgerlichen Patriziergeschlecht stammend, wurde daneben, was man so Familiensinn heißt, in mir genährt, die Pietät für das Alte, oder die Lust an seinen komischen Seiten. Erzählen aber konnte mein Vater und meine Mutter, meine Großmutter, meine Onkel und meine Tanten, und so hat sich wohl in der Stille der Stoff gesammelt.

Ich war fünf Jahre alt, als ich eines Tages, da mir niemand erzählen wollte, mich in eine Stube einschloß und mit lauter Stimme mir selbst eine Geschichte erzählte, höchst vergnügt über diese Entdeckung; von da hab' ich's fortgetrieben, mir selbst zu erzählen, — den Brüdern ließ ich die Wahl auf Spaziergängen, ob sie eine Ritter-, oder eine Räuber- oder eine Geistergeschichte hören wollten, wie aber diese Geschichten waren, das weiß ich nimmer; mir selbst habe ich gar viel erzählt, in hochromantischem Stile abenteuerliche und herzbrechende Geschichten, aber sie haben sich nie in die Feder verirrt.

So war ich schon vier Jahre Frau und wohl daheim in der Prosa des Lebens, als wir einmal zusammen etwas Genrebildartiges lasen; „so könnte eigentlich jedermann schreiben,“ sagte ich zu meinem Manne. „Ja, schreib' Du,“ sagte der lächelnd. Nun versuchte ichs mit meiner alten Jungfer, die, wie Sie richtig geahnt, wie sie leibt und lebt, aus meiner Erinnerung hervorgeholt ist, ohne daß ich auch nur e i n e n Zug erfunden hätte. Meinem Mann und meinem Bruder machte es Spaß, und ich gab zu, daß letzterer es anonym ins Morgenblatt schickte, mehr, weil ich gern meinen Vater damit überrascht hätte, als weil ich mir den kleinsten Erfolg versprach; — das Morgenblatt aber wollte mehr, — ich versuchte es wieder — und so kam eins aus dem anderen. Als Mädchen habe ich einmal drei Tage geweint, daß mein Onkel eines meiner Gedichte mit meinem Namen in ein Wochenblatt drucken ließ, — ein solches Grauen hatte ich vor der Öffentlichkeit, — jetzt bin ich seit Jahren gewöhnt, meinen Namen gedruckt zu lesen; — aber er gehört ja meinem Manne, so hatte der ein Recht, darüber zu verfügen.

Da habe ich nun gleich eine Menge von mir geplaudert, aber vielleicht gehts Ihnen wie mir; ich möchte die Leute, denen ich einmal innerlich nahe gekommen, auch gern ganz und gar kennen; so hat michs denn ganz besonders gefreut, daß mir, eben zur Zeit, wo ich Ihren Brief erhielt, die illustrierte Zeitung Ihr Bild und Ihren Lebensabriß brachte. Zwar habe ich, seit die träumerische Poesie Ihres Hochwaldes in mein Mädchenleben hineinleuchtete, Sie mir stets als einen schwärmerischen Jüngling mit langen Locken denken müssen — ich lasse mir aber diese Illusion gar gerne nehmen, und obwohl Schulrath gar kein poetischer Titel

ist, so freut er mich doch darum, weil mein Mann auch dem Schulfache angehört, wenn auch in untergeordneter Linie.

Da ich nun weder den Wunsch noch die Hoffnung habe, auch dereinst in der Illustrierten verherrlicht zu werden, so möchte ich Ihnen nach allem, was ich schon von mir gesagt, nun erst noch ganz klärlich berichten, wo und wer ich bin; ich denke, man ist dann viel besser mit den Gedanken bei einander daheim, ists Ihnen langweilig, so liests vielleicht Ihre liebe Frau; ich werde Ihnen alles, sogar das tiefste Frauengeheimnis, mein Alter, sagen.

Mein Vater war Justizbeamter in einer kleinen Stadt, Schillers Geburtsstadt, die wunderlieblich am Neckar liegt, dort habe ich eine fröhliche Jugend verlebt, Freuden, Träume und Thränen genug, um ein Mädchenleben schön zu machen. Ein tiefer Schatten hat meine Jugend abgeschnitten und mich in den Ernst des Lebens geführt. Ich hatte drei Brüder; der zweite war mir in seiner innersten Natur am tiefsten verwandt; jung, schön, reich begabt, voll übersprudelnder Lebenslust und tiefem, rastlosem Wissenstrieb war er der Liebling aller, der Stolz des Hauses. Er schied von uns heiter, fröhlich, blühend — nach acht Tagen erhielten wir die Kunde seines Todes.

Uns allen unbewußt trug er von früher Jugend das Bewußtsein eines Gehirnleidens mit sich, das nur in Wahnsinn enden konnte. Er war Mediziner und wußte demnach sein Geschick voraus. Er hielt es für Pflicht gegen sich und die Seinen, diesem Jammer zuvorzukommen und starb auf der Höhe eines wilden, schönen Berges unserer Alp, noch in vollster Kraft vom Leben scheidend, das ihm vor Tausenden reich war. Es war wohl ein Irrthum, — er hat sich in eine barmherzige Vaterhand gegeben. Ich glaubte damals nie mehr froh werden zu können. Ich bin es wieder geworden; das Leben ist reich und Gott ist sehr freundlich gegen mich gewesen. Seit elf Jahren bin ich die glückliche Frau des Dr. Wildermuth, Oberlehrers am hiesigen Lyceum; wir haben zwei Mädchen und einen köstlichen kleinen Buben von zwei Jahren und bewohnen ein freundliches Haus mitten im Grünen, im Neckarthal. Wenn Sie scharfsinnig sind, woran ich gar nicht zweifle, so können Sie errathen, welche unter den sechs Heiratsgeschichten meine eigene ist. Meine liebe Mutter lebt mit uns und hilft mir die Last des Haushaltes tragen, wenn Poesie und Prosa zu viel in Konflikt kommen wollen. Ja so! und das Alter, — siebenunddreißig Jahre. Wenn Sie Schulrath sind, so wissen Sie selbst, daß die äußeren Verhältnisse eines Schulmannes keine glänzenden sind, — möge es Gottes Wille sein, meinem Manne nach einem heißen Tag einst noch einen friedlichen, ruhigen Abend zu geben!

Nun weiß ich nicht, wie ich dazugekommen, Ihnen so viel, so viel zu schreiben, so manches, was längst sein Kämmerlein bewohnte und nicht vor der Menschen Auge kommt; die Duenna hat gar viel gegen eine solche Vertraulichkeit einzuwenden, da aber der Herzenszug schon so manchmal Recht behalten, so will ich ihn doch gewähren lassen.

Nochmals danke ich Ihnen von Herzen für Ihre lieben Zeilen, für Ihr Lob wie für Ihren so gütigen und milden Tadel.

Was gäbe ich nicht, wenn wir uns je und je sehen und sprechen könnten! Reich an Liebe und Freundschaft, muß ich doch meinen literarischen Weg allein gehen und dazu noch ohne all die Grundlagen reellen Wissens, auf die sich doch am Ende jede Art von geistiger Thätigkeit stützen muß. Sie haben Recht, meine Geschichten, namentlich die ersten, sind ganz und gar nach der Natur gezeichnet. Ob ich auch glücklich sein werde, wenn das Gebiet meiner eigenen Erinnerungen erschöpft ist und ich mich in freier Gestaltung versuche, weiß ich nicht. — Ich verheiße meiner Muse einen sehr kurzen Frühling und will mich das nicht betrüben lassen, — sie hat doch einen gehabt! Es hat mich so gefreut, daß mein Büchlein doch noch einen Anklang in Ihrem Vaterlande gefunden; ich denke immer, unsere Stämme sollten sich innerlich viel näher stehen, als wir mit den Norddeutschen, die uns Schwaben in gnädige Protektion nehmen. —

An was ich zuerst kommen wollte, komme ich nun zuletzt, — an meinen Dank für alles Schöne, was Sie uns schon gegeben. Lassen Sie sich auch „den Ritt ins alte, romantische Land" nicht reuen; es gibt eine Periode in jedem Herzensleben, wo dies Gebiet volle Wahrheit für uns ist. Wenn ich es sagen darf, so halte ich für das Schönste, was Sie uns gegeben haben, den Heideknaben, die Geschichte des Obersten, die Christnacht der zwei Kinder auf dem Eise und das Lebensbild des Pfarrers in den Kalksteinen. Es lebt hier eine alte Frau, dereinst als sehr gelehrt in ihrem Kreise berühmt. Sie hat schon gar viel Literaturperioden durchlebt und ist hie und da etwas einseitig im Urtheil. Sie gab mir Ihre „bunten Steine" zu lesen mit dem Urtheil: „Die Einfachheit ins Krasse getrieben." — Als ich ihr das Buch zurück gab, bat ich sie, es nochmals zu lesen; wie ich wieder kam, zeigte sie mir schöne Umrisse zur Odyssee: „Sehen Sie," sprach sie, „so ist das Buch; einfach, aber die Wirkung ist groß und tief."

Und nun habe ich so viel gesagt und doch so wenig von dem, was ich sagen wollte. Hätte ich Ihnen nur gleich schreiben können im frischen Eindruck Ihres Briefes! aber drei kranke Kinder, daneben ein Akkord mit

dem Buchhändler, der gehalten werden mußte; — heute ist der erste Tag, wo ich wieder aufathme. Mein Mann bittet mich, Sie von ihm zu grüßen; ich grüße Sie und Ihre Frau recht vom Herzen. Sie nochmals um ein paar Zeilen zu bitten, wage ich nicht; aber denken Sie wenigstens freundlich an mich!

Mit inniger Hochachtung

Ottilie Wildermuth."

Die „bunten Steine" haben nicht nur in Schriftsteller- und Künstlerkreisen, sondern auch in den breiten Schichten des Volkes tiefen Eindruck gemacht; verständnisvolle Beurteiler rühmten ihre Xenophontische Klarheit und Einfachheit, allgemein war man über die Ruhe und den Adel der darin ausgesprochenen Gesinnungen entzückt. Einzelne abfällige Kritiken können daneben gar nicht in Betracht kommen. Als dem Dichter eine solche ins Haus geschickt wird, macht er sich in wegwerfenden Bemerkungen darüber lustig: „Die übersendete Rezension hilft mich unbescheiden zu machen; ich habe in mehreren Jahren so viel Dummes gehört und gesehen, daß ich anfange, mich für recht gescheit zu halten. Der gute Rezensent meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenschaft da sei. Hier streckt sich das Ohr heraus. Also wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurteilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist. — Der Mann scheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat sich seine Journalästhetik aus Gemeinplatzschriften in ein Bündelchen Phrasen eingeschnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. — O göttliche Kunst, wie bist Du hoch, daß kaum e i n Sterblicher in tausend Jahren an Deinen Gipfel klimmt und Schacherer wollen Dich messen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen Dich bewußtlos auf, wie sie die Schöpfung aufnehmen, die sie beseligt: wer hundert Brillen aufsteckt, sieht die Welt nicht mehr." — Von solchen Rezensionen, deren „Verschrobenheit" ihm nur ein mitleidiges Lächeln entlocken kann, wendet er sich selbstbewußt ab, um sein Ohr jenen begeisterten Huldigungen zu leihen, die ihm aus den weiten Kreisen des deutschen Volkes in reicher Zahl entgegengebracht werden. „Warum ist denn so ein Herz kein Kritiker, es trifft oft das Wahre so scharf, daß ich erschrecke, als hätte mir es in die eigene Seele geschaut, und daß ich mich freue; denn es ist ein Zeichen, daß für gewisse Menschen doch das in den Schriften liegt, was ich hatte hinein legen wollen, und daß jene gelehrten Menschen Unrecht haben, welche das Schöne mit dem Verstande wie eine Mathematik auflösen wollen, oder mit beleh-

renden und heilsamen Absichten, als könnte man aus Blumen einen Salat machen.“ Doch bringt ihn auch die geschmähte „Journalkritik“ manchmal zu ernstem Nachdenken, und Adolf Zeisings Besprechung der „Bunten Steine“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ verschafft ihm die Überzeugung, daß es mit Rücksicht auf die Menge „subjektiver Leser“ vorteilhaft sein werde, eine „Abwechslung im Stoffe“ eintreten zu lassen. — Die in den „Bunten Steinen“ hervortretenden Eigenheiten in Bezug auf Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden wenig freundlich aufgenommen; auch die vielen, der österreichischen Volksmundart angehörigen Wortstellungen und Ausdrücke, wie „auf“ etwas denken, „an“ und „auf“ etwas vergessen, die schwach gebildete Befehlsform „gebe“, „nehme“, „trete“, und das oft vorkommende „ohne dem“ und „wegen dem“ haben ihm manches Wort des Tadels eingebracht; dagegen konnte mit Freude hervorgehoben werden, daß der Gebrauch von Fremdwörtern — in den ersten Ausgaben der „Studien“ treten solche noch häufig auf — bei den „bunten Steinen“ vollständig vermieden worden ist, und daß alte, schöne, oft sehr bezeichnende Ausdrücke eine glückliche Wiederbelebung erfahren.

Manche Teile der „bunten Steine“ werden gar bald als ausgezeichnete Muster der Schreibart gepriesen; so möchte der Referent des Volksschulwesens im Ministerium für Kultus und Unterricht, Sektionsrat Krombholz, die erste Erzählung der Sammlung in ein für die Jugend bestimmtes Buch aufnehmen; späterhin bewirbt sich die Gräfin Baudissin beim Dichter um die Erlaubnis, den „Weihnachtsabend“ für ein bei Lechner erscheinendes Jugendalbum verwenden zu dürfen. Schon wenige Monate nach dem ersten Druck der „bunten Steine“ kann Stifter mit dem Verleger wegen der Anfertigung von zwei Vignetten für die zweite Auflage unterhandeln; vier Jahre später wurde in Amsterdam eine Ausgabe des Buches in holländischer Sprache veranstaltet. Zu Beginn der sechziger Jahre ließ Heckenast eine „Festgeschenk“-Ausgabe der „bunten Steine“ erscheinen, zu welcher der Maler J. M. Kaiser, welchen der Dichter seinem Verleger zuführte, achtzehn zum Teile ganzseitige Abbildungen und eine Anzahl verzierter Anfangsbuchstaben zeichnete; das Titelblatt zeigt den Tod des alten Pfarrers von der Hand Ludwig Richters. Leider sind die schönen Zeichnungen durch die Ausführung in Holzschnitt arg verunstaltet worden, worüber sich der Dichter, der es mit dem Bilderschmuck zu seinen Werken sehr genau nimmt, in erregten Worten ausspricht: „Der Mann hat Kaisers Striche gar nicht eingehalten und hat einen Gemeinplatz von Holzschnitt geliefert. Er sollte angewiesen werden, sich auf das Strengste an Kaisers Linien zu halten, und nicht seine gewohnten Holzschnittlinien

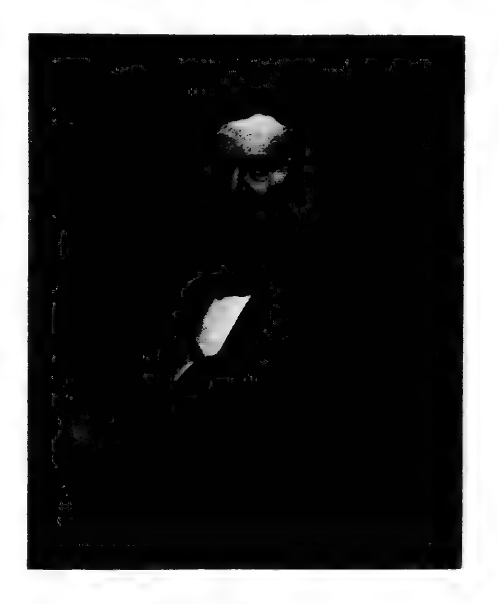
hinsetzen. So eine Gewohnheitsholzschnittlandschaft in ihrer Duftlosigkeit kann äußerst langweilig werden." Da der Fortgang der Arbeit trotz der Bemängelung keine Besserung aufweist, wird Stifter ernstlich erzürnt, denn er fürchtet schweren Schaden für das Werk; in den Schnitten ist nach seiner Ansicht „keine Weichheit, keine Abstufung, kein Duft, keine Räumlichkeit", sie sind „poesie- und reizlos" und erscheinen ihm nur als „weiße und schwarze Flecke". „Die das Holz zu den vorliegenden Drucken geschnitten haben, scheinen die nötige Empfindung für Stimmung nicht zu besitzen, und da hilft dann keine Hinweisung darauf." — Ein in meinem Besitze befindlicher Probedruck einer Abbildung zur Prachtausgabe der Erzählung „der Weihnachtsabend" von J. M. Kaiser — von diesem Künstler rühren auch die Zeichnungen für die Prachtausgaben des „Hochwald" und des „Abdias" her — trägt die folgenden, mit Bleistift auf den Rand geschriebenen Bemerkungen von der Hand des Dichters: „Verfehlt. Alle Mitteltöne zu dunkel, also kein Schneeschatten und kein Zurückweichen. Sollte kassiert werden. A. St." — Unmutsvoll bricht Stifter in einem Briefe an Heckenast in die Worte aus: „Für Kaiser und mich sind diese Bilder sehr betrübend." Freilich war es nicht leicht, den Dichter, der selbst ein so trefflicher Maler gewesen ist, mit einem Bilderschmucke für seine Bücher zufrieden zu stellen, und es mußten schon die Entwürfe oft vielfach umgeändert werden. Gewiß sind aber auch nur wenig Dichterwerke so reich an malerischen Situationen, wie gerade die „bunten Steine", in welchen noch dazu die Plastik der Beschreibung einen so hohen Grad der Anschaulichkeit erreicht, daß schon bei flüchtigem Lesen und bei einem nur mäßig ausgebildeten Vorstellungsvermögen sich unwillkürlich die den geschilderten Gestalten und Vorgängen entsprechenden Bilder von selbst im Geiste formen. Wie sehr die Künstler dies erkannten, geht aus einer Äußerung des Malers Piloty hervor, welche dieser in Karlsbad dem Dichter gegenüber fallen ließ. Er sagte, daß er die „bunten Steine" mit „Entzücken" gelesen habe, daß dieses Werk „in Künstlerkreisen Begeisterung geweckt habe und von Hand zu Hand gegangen sei".

* * *

Stifter hat sich nach dem Erscheinen der „bunten Steine" nur eine kurze Frist der Ruhe gegönnt; schon im März des Jahres 1853 wendet er sich mit dem Vorschlage an seinen Verleger, für diesen im Vereine mit dem ihm innig befreundeten Realschulprofessor Johannes Aprent ein Lesebuch im Umfange von zwanzig bis dreißig Druckbogen für Oberreal-

schulen zusammenzustellen, zu welchem der Dichter die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandteile nicht nur allein auswählen, sondern größtenteils auch selbst übersetzen will. Der Gedanke, ein Schulbuch zu verfassen, tritt hier bei Stifter nicht zum ersten Male auf, denn er legte schon im Winter 1851 „Hand an das kleinste Werklein, das aber das wichtigste Weltbuch und für uns von großer Bedeutung werden könnte — an ein Abc-Büchlein und Lehrbüchlein für Volksschulen". — War bei dem Dichter die alte Lieblingsneigung, erziehlich zu wirken und den großen Kreis der Jugend seines Vaterlandes im Geiste reinster Sittlichkeit zu fördern, Anreiz genug, die Herausgabe von Lehr- und Lernbüchern in Angriff zu nehmen, so konnte Heckenast in dem Bewußtsein, im Falle des Gelingens einen Verlagsartikel von unberechenbarer Ergiebigkeit in die Hand zu bekommen, diesen Bestrebungen nur mit der lebhaftesten Teilnahme begegnen. Obwohl der Dichter als Antragsteller vorsichtig bemerkt: „Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg," stimmt der Verleger sofort unbedenklich zu. Aber trotzdem man auf die Vorbereitung zur Herausgabe des Lesebuches die Arbeit eines ganzen Jahres verwendet, und Aprent es für „das beste dieser Art" erklärt, wird demselben die behördliche Approbation nicht zu teil. Stifter, der in dem Bewußtsein, etwas „Großes und Edles" für die Jugend erstrebt zu haben, gehofft hatte, man werde das Buch „doch nicht denen zur Begutachtung geben, zu deren Widerlegung es zusammengestellt ist", empfindet die Zurückweisung schon wegen des Verlustes, welchen Heckenast dadurch erleiden mußte, auf das Schmerzlichste und beteuert, alles daran setzen zu wollen, um durch ein „einträgliches Werk das schlecht einträgliche vergessen zu machen". Er wolle auch nie wieder ein Buch schreiben, „als zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen wird". Tatsächlich hat Stifter den schon vor der abschlägigen Erledigung des Approbationsgesuches gefaßten Plan, ein „Bändchen Physik für die Realschule" zu liefern, in seinem Unmute gänzlich fallen lassen und in Hinkunft nie wieder eine Zeile an einem Lehrbuche geschrieben. Erfreulicherweise bleibt dieser peinliche Zwischenfall auf das Verhältnis Stifters zu seinem Verleger ohne jeden Einfluß. Zunächst gibt die Wiedervermählung Heckenasts im Frühjahre 1853 dem Dichter Gelegenheit, an dem Glücke des verehrten Freundes mit frohen und innigen Gefühlen teilzunehmen, welche sich jedoch, als jenem nach kaum dreijähriger Ehe auch die zweite Gattin, die von ihm so heiß geliebte Risa, vom Tode entrissen wird, in aufrichtigen, bitteren Schmerz verwandeln. „Wir hofften, daß Ihnen das häusliche Glück auf die Dauer werde verliehen sein, dessen

Sie so fähig sind und das Sie verdienen. Wir hofften, daß dieses Glück sich seiner Natur nach immer steigern werde, wie es bei uns der Fall ist. Daher überkam uns das größte Mitleid mit Ihnen, und es überkam uns das Mitleid mit der armen jungen Frau, die so bald die Welt und alles, was ihr teuer war, verlassen mußte, obwohl sie so gut und lieb war und alles fernere Glück verdient hätte. Ich konnte lange der heißen Tränen um Ihren Verlust nicht Herr werden. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich mit noch mehr Liebe als bisher in Zukunft gegen Sie erfüllt sein werde, um Ihnen auch nur einen kleinen Trost in Ihrem Leiden zu geben, daß ich für die Lebenszeit, die uns noch gegönnt ist, unwandelbar Ihr Freund bleiben werde, und daß, wenn ich einigermaßen Ihren Kummer lindern könnte, ich es gewiß mit der größten Bereitwilligkeit und mit den größten Opfern tun würde."



Gustav Heckenast.

Und als dann Heckenast in einem schönen, ganz dem Andenken der Verstorbenen gewidmeten Briefe für die ihm entgegengebrachten, edelmütigen Gesinnungen dankt, versichert ihn der Dichter, daß er beim Vorlesen dieses Schreibens vor erstickter Stimme nicht weiter gekonnt habe, und daß sowohl er als auch seine Gattin in bitterliches Weinen ausgebrochen seien. „Wir bedauerten Ihren Verlust umso tiefer, je höher uns der Wert der Verlorenen aus Ihren Zeilen entgegen trat. Ihr Brief, in welchem das Edle Ihrer verklärten Gattin so rein hervorstrahlte, überzeugte mich, daß das Schöne und Große des Schmerzes Ihre Seele ergriffen hält, nicht das bloß Zerstörende und Bohrende, daß Sie also, wie bitter er auch sei, durch ihn gestählt werden würden. Die Begleitung eines edlen Toten, der uns durch Fehler und Irrtümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Fehlern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein besänftigender Trost, ihm Stärke und Erleich-

terung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dies ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung. Was Sie nun immer tun, was Sie lieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: teilen Sie es mit der geliebten Toten! Sagen Sie sich, was würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie, und Sie haben einen unsichtbaren Umgang mit Ihrer Gattin, von dem bloß die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht."

Der Briefwechsel mit Heckenast gewinnt von nun an immer größere Innigkeit, und der Dichter findet für seine Arbeiten bei dem geistvollen Verleger stets ein reges Verständnis. Bald vergleicht er ihren lebhaften schriftlichen Gedankenaustausch mit jenem von Goethe und Schiller. „Wie haben sich diese zwei Männer gegenseitig gehalten und gefördert, wie waren sie sich Säulen gegen die Gemeinheit der zahlreichen Kläffer gegen sie, deren Namen jetzt niemand mehr kennt. Sie und ich, wir sind keine Schiller und Goethe, aber halten und fördern können wir uns auch." In allen wichtigen Dingen holt der Dichter den Rat des zuverlässigen Freundes ein und findet diesen stets bereit. Aber auch in zahlreichen kleinen Aufmerksamkeiten drückt sich die aufrichtige Zuneigung aus. So sendet Heckenast dem Dichter vortrefflichen Wein aus seinen ungarischen Besitzungen, „für einen armen Poeten fast zu gut!" Auch Zedlitz, mit dem Stifter brüderlich teilt, findet den Trunk ganz köstlich.

Geldangelegenheiten werden von dem Verleger mit vornehmer Gesinnung geordnet, und bei den schwebenden Verrechnungen ergibt der Abschluß für den Dichter gewöhnlich mehr, als er nach seinen eigenen Aufzeichnungen erwarten durfte; trotzdem jammert er, wie kümmerlich ein deutscher Autor gegen einen so schlechten französischen Romanschriftsteller wie Sue gestellt sei und beklagt es, daß das Ergebnis seiner Arbeiten zur Anlage einer Rente nicht hinreiche, welche ihm die volle Unabhängigkeit sichern könnte. Die Sehnsucht nach einer solchen Sicherstellung steigert sich allmählich bis zum Krankhaften; bald wird sein ganzes Sinnen und Trachten davon beherrscht. Er hofft, daß die Romane, die er zu schreiben beabsichtigt, ein Kapital geben, das groß genug ist, um die bisher für seine Dichtungen bezogenen Monatsraten zu ersetzen; alles, was später entsteht, soll dann auch kapitalisiert werden, um die Rente größer zu

machen; sobald dieselbe den Betrag von jährlich tausend Gulden erreicht, will er nur der Ausübung des Schönen leben, weil seine „vorwiegend künstlerische Natur" ihn gebieterisch dazu drängt. „Ist es denn nicht schmählich, der dummen Materie willen an Kleinerem kleben zu müssen und gezwungen zu sein, das Größere liegen zu lassen? Ich arbeite sehr fleißig, sehne mich aber unaussprechlich nach der Zeit, wo mir eine gesicherte Rente möglich machen wird, ohne Amt zu sein; ich kann mir leider für jetzt nicht helfen." Da er, wohl mit Recht, fürchten muß, daß die Rente, zu welcher noch gar kein Grund gelegt ist, unter seinen Verhältnissen, die ihm oft kaum das knappe Auslangen ermöglichen, schwerlich in einer so kurzen Zeit durch Arbeit errungen werden kann, wie dies zur Verwirklichung seiner poetischen Pläne nötig wäre, gerät er auf verzweifelte Versuche, das Glück zu erzwingen. Um seine ersehnte „Schöpfungsmuße" schneller herbeizuführen, beteiligt er sich an einer Lotterie-Anleihe mit dem für ihn sehr erheblichen Betrage von tausend Gulden, welchen er in Monatsraten bezahlt; freilich kommt er dadurch zunächst noch mehr ins Gedränge, aber er gibt sich dafür inbrünstig den ausschweifendsten Gewinsthoffnungen hin. Allen Ernstes schreibt er an die ihm befreundete Schwester des Dichters Eichendorf: „Wir haben uns an der letzten Märzanleihe beteiligt. Am 15. April 1855 gewinne ich 200.000 Gulden, dann baue ich in Ihrem Garten ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunsee in Oberösterreich und eines am Ufer des Adriatischen Meeres, um die ruhige See zu sehen und auch die bei schönem Vollmonde unter den jagenden Wolken stürmende. Da will ich arbeiten und Gott in seinen Werken sehen und preisen, und wenn ich längst im Grabe bin, feuchtet sich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menschlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landsitzen geschrieben wurden; verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein solches Wirken für besser, als wenn ich gar der Dalai Lama würde." — Jener sehnlich erwartete 15. April wird aber für Stifter kein Tag der Freude, sondern ein Tag bitterer Enttäuschung. Da die mit solcher Zuversicht gehegte Hoffnung fehlgeschlagen ist, zermartert der Dichter sein Gehirn, um einen anderen Ausweg aus der Knechtschaft zu finden. Selbst vor einer Spekulation auf Kursgewinn schreckt er in unausgesetzter Verfolgung des ihn bis zum Wahnsinn folternden Gedankens an die goldene Freiheit nicht zurück; da ihm aber alle Barmittel fehlen, so beredet er seinen Verleger, das unsichere Geschäft an seiner statt und auf seine Rechnung durchzuführen. „Wären Sie ein reicher Mann, so sagte ich: Freund, nimm 10.000 Gulden, kaufe Westbahnaktien, lasse sie bei Dir liegen, be-

ziehe die Zinsen; ich mache Bücher, und wenn ich um 10.000 Gulden fertig habe, so zahle sie mir in Westbahnaktien nach dem Nominalwerte. In vier Jahren nach der Ausgabe werden diese Papiere vielleicht das Doppelte wert sein. Dann zöge ich sie aus dem Verkehre, legte die erlöste Summe sicher an, und hätte mit meiner Pension, die der Kaiser vielleicht doch auf dem Gnadenwege etwas erhöhte, eine hinlängliche Rente. Ich suchte mir die Umgebung, die ich will, die zur Stimmung paßt und sie erhält — und dann die letzten Kräfte dieses Lebens noch an Werke, die unserem Volke gehören sollten, und die machen sollten, daß es mich auch nach meinem Tode noch ein wenig liebt! — Ich schreibe mich selber in Traurigkeit hinein . . . .“

Heckenast gibt nun dem erstaunt aufhorchenden Dichter einen Beweis edelmütiger Freundschaft und versetzt ihn durch die bereitwillige Ausführung des angeregten Planes in unbeschreibliche Rührung. Stifter und seine Frau werden durch die ausdrücklich zu ihren Gunsten unternommene Handlung auf das tiefste erschüttert. Aber das behagliche Gefühl, fern von Geschäften des niederen Lebens der göttlichen Sendung dienen und dabei doch seine eigene Zukunft, sowie die seiner Frau dauernd gesichert sehen zu können, bleibt dem Dichter versagt.

Statt auf das Doppelte des eingezahlten Betrages zu steigen, gehen die Westbahnaktien unter den Nennwert herab, und als Heckenast nach einigen Jahren die Frage an Stifter richtet, was mit den Papieren zu geschehen habe, muß dieser die traurige Bitte vorbringen, die Aktien zu verkaufen und den Schaden auf seine Rechnung zu stellen. Er tut dies in dem gereizten, verbitterten Tone eines Menschen, der sich abgewöhnt hat, auf die Erfüllung seiner Herzenswünsche zu bauen: „Ich sage Dir aufrichtig, daß ich, da es klar war, daß mit diesen Papieren nie ein Gewinn zu erhoffen ist, geglaubt habe, Du habest sie längst weggegeben. Ich bin eben sehr geschäftsunkundig, und in Gelddingen so ungeduldig, daß ich immer froh bin, wenn derlei Sachen so kurz als möglich abgetan sind. So viel tausend Gedanken sind mir im Haupt und Herzen, daß mir Geschäfte als reine Geschäftssache völlig peinigend werden. Darum quäle mich jetzt auch nicht mit der Frage um den Preis des Witiko und der Mappe. Die Frage hat ja jetzt keine praktische Bedeutung, da Du ja ohnehin kein Geld hergeben darfst . . . .“

Die erlittenen Enttäuschungen wirken umso schmerzlicher auf ihn ein, da er mit 1500 Gulden Jahresgehalt „als der Schule angehörig“, der schlechtest besoldete Rat ist, und ihm der Gedanke „das lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tötende Gefühl“ erzeugt: „werde ich diesen

Monat mit dem Gelde auskommen?" Diese peinliche Lage erfährt eine weitere Verschlimmerung dadurch, daß seine nie besonders widerstandsfähige Natur nach und nach immer empfindlicher wird. Im Frühjahre 1853 liegt er drei Wochen lang an einem Katarrhalfieber darnieder, und im Herbste 1854 stellen sich die ersten Anzeichen eines Nervenleidens ein, das er sich durch seinen unmäßigen Fleiß zugezogen hat; „um mir durch ein kleines Vermögen einen unabhängigen Stand zu gründen, habe ich sehr fleißig geschrieben; aber da heuer ganz besondere Amtsarbeiten ausgebrochen sind, dürfte ich mich überschrieben haben; denn ich war zwei Monate (Oktober und November) sehr leidend an meinen Nerven, und ich habe müssen ein anderes System wählen, nämlich die Amtsgeschäfte kanzleilicher abzutun, was umso leichter wird, als es ohnehin nichts hilft, wenn ich auch, wie ich bisher tat, mein Herzblut in die Schulmeisterei steckte;" das herabstimmende Leiden, dessen eigentliche Natur der Dichter zunächst nicht erkennt, will nicht weichen, und er ist gezwungen, sich im Sommer 1855 für längere Zeit beurlauben zu lassen, um beim „Jokel Hiesel" in den im bayrischen Walde am Fuße des Dreisesselberges gelegenen Lakerhäusern Erholung zu suchen; der Landaufenthalt wirkt sehr wohltätig auf ihn ein, ohne jedoch das Übel gänzlich bannen zu können, zu welchem sich späterhin noch eine bösartige Grippe gesellt.

In jener trüben Zeit scheinen sich selbst freudige Zufälle für den Dichter in die Quelle von Kümmernissen zu verkehren. Zwei junge Mädchen, Luise und Josefine Stifter in Klagenfurt, welche die Schriften ihres großen Namensvetters stets mit den Gefühlen der innigsten Verehrung gelesen haben, wenden sich, von der dankbaren Empfindung durchdrungen, durch den Geist dieser lautersten Poesien so recht eigentlich erzogen worden zu sein, mit der Anfrage an den Dichter, ob sich nicht nach bestimmten Andeutungen darauf schließen lasse, daß sie mit ihm nahe verwandt seien. Durch die eine ungewöhnlich tiefe Begabung und ein reiches Gemütsleben verratenden Briefe für die zutraulich zu ihm aufblickenden Wesen herzlich eingenommen, läßt Stifter in Oberplan Nachforschungen anstellen und ist hochbeglückt darüber, auf Grund derselben die beiden Mädchen als leibliche Muhmen begrüßen zu dürfen.

Aber auch diese Freude verwandelt sich bald in Trauer; denn schon wenige Monate nach der unerwarteten Entdeckung stirbt Luise im Alter von zweiundzwanzig Jahren an Gehirnhautentzündung. Da fast gleichzeitig auch das dreijährige Knäblein seines Bruders Anton vom Tode hingerafft wird, ist der Dichter ganz untröstlich.

Tief gebeugt wendet er sich an Heckenast: „Mehrere Tage war jede Arbeit unmöglich. Wenn Sie mein von Schmerz übermanntes Herz gesehen hätten, würden Sie es begreifen. Wir liebten das Mädchen wie eine Tochter. Auch Josefine ist ein herrliches Wesen, und nach der Photographie, die man mir von ihr und Luisen schickte, sind beide auch bildschön. Nächstens sende ich Ihnen Josefinens und Luisens Briefe. Sie werden staunen über die Schönheit dieser Herzen! Mich macht es fast stolz, daß in unserer Familie diese Innigkeit und Tiefe liegt. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann, so auch der Großvater Augustin."

Da Josefine aus Gram um ihre Schwester lebensgefährlich erkrankt ist und auch nachher die Spuren eines schweren Gemütsleidens zeigt, beschließt Stifter mit seiner Gattin die Trauernden in Klagenfurt zu besuchen, die geliebte Muhme daselbst abzuholen und sie dauernd in sein Haus aufzunehmen. Zur Zerstreuung, zur Erheiterung und zur Erhebung soll dann die Reise noch etwas weiter nach dem sonnigen Süden, dem nie geschauten Lande seiner steten Sehnsucht ausgedehnt werden. Nach einem wohlerwogenen Plane, bei dessen Entwurf der Dichter schon wochenlang eine stille Freude genießen darf, gelangt die Reise wirklich zur Ausführung. In dem Wagen, welchen Stifter stets zu seinen Dienstreisen benützte, wird die weite Fahrt angetreten und der Weg in kurzen Strecken zurückgelegt, ohne Unruhe und Übereilung, so daß auch Herz und Auge an den herrlichen Naturbildern sich ergötzen können. Er hat sich ja so lange vergeblich nach neuen Eindrücken gesehnt, und sich niemals eine größere Reise gönnen dürfen; selbst eine Fahrt für wenige Tage nach München, nach Nürnberg, nach Dresden oder nach Wien muß er immer wieder aufschieben, so sehr es ihn auch nach diesen Orten zieht, und einen Besuch auf der ungarischen Besitzung Heckenasts in Pilis-Maroth hat er seit vielen Jahren versprochen, ohne ihn jemals ausführen zu können. Lichtlos schwindet der beste Teil seines Lebens dahin, „die goldenen Körner der Stunden rinnen in Staub", und er sitzt Tag für Tag eingekerkert in dem „gehirnzerstörenden Amte". — Nichts kann rührender sein, als die demütige Freude, die sich schon vor Antritt der Fahrt in seinen Briefen ausspricht, und das aufjubelnde Entzücken, das die frohlockenden Worte beschwingt, mit denen er später die genossene Herrlichkeit preist. Es ist ein Jauchzen, als ob jahrelange Dunkelhaft mit der strahlenden Helle des Paradieses vertauscht würde.

„Wir sind am 6. Juni 1857 von Linz abgereist. Wir gingen über Kremsmünster, Spital am Pyhrn, Rottenmann, Leoben, Bruck, Graz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Adelsberg, Triest, Monfalcone, Udine,

Pontafel, Villach, Klagenfurt, Friesach, über den Rottenmanner-Tauern, Spital, Kremsmünster, Linz. Wir blieben neunundzwanzig Tage aus. Mein Sehnen seit vielen Jahren ist in Erfüllung gegangen: ich habe das Meer gesehen. Ich kann mit Worten nicht beschreiben, wie groß die Empfindung war, welche ich hatte. Alle Dinge, welche ich bisher von der Erde gesehen hatte, Alpen, Wälder, Ebenen, Gletscher, versinken zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte. Zwei Stunden des frühen Morgens am 20. Juni blieb ich auf einem Hügel bei Optschina sitzen, und ich sah nur das tief unter meinen Füßen liegende Meer. Wie groß ist Gott, wie herrlich ist seine Welt! Auch die nächsten Tage oft stundenlang fort am Strande des Meeres stehend, konnte ich nicht satt werden, dasselbe zu betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß das Meer so lieblich sein könne. Jeden Tag, jede Stunde war es anders, und immer herrlich. In Farben wie lichter Smaragd, wie leuchtender Azur, wie tiefes Ultramarin, ja wie ein Panzer mit lauter Silberschuppen spielte es vor mir, je nachdem die Sonne es streifte, eine mit Wolken gestickte oder ganz reine Kuppel über ihm stand, je nachdem der Himmel am Morgen in tiefer Bläue ruhte, oder am Nachmittage in fast weißer Hitze glühte. Nach dem Sternenhimmel ist das größte und schönste, was Gott erschaffen hat, das Meer. — Am 21. Nachmittags sah ich ein Gewitter im Westen aus dem Meere emporsteigen. Die Wolken standen senkrecht wie schwindelnd hohe Berge an seinem fernen Rande. Gegen acht Uhr begann das Blitzen, welches sich spiegelte, daß Himmel und Meer ein einziges Feuer waren und die Unzahl der Schiffe einen Augenblick im Leeren hing. Dabei war atemlose Stille. Um elf Uhr kam der Sturm und das Gewitter war über unseren Häuptern. Leider konnte ich der Finsternis halber das Schäumen des Meeres nicht sehen, sondern nur hören. Ebenso hörten wir das Rufen der Schiffleute in den Tauen, das zeitweilige Läuten von Schiffglocken, das Rasseln der Ketten der herabgelassenen Notanker und mitunter einen Kanonenschuß. Es sollen drei Schiffe von ihren Ketten gerissen, aber von Dampfern wieder eingebracht worden sein. Von Unglücken auf der weiteren See verlautete nichts. Am nächsten Tage war das Meer bewegt. Die schönen, rötlich schimmernden Steinküsten von Muggia, Capodistria, Pirano, dann der grauliche öde Karst hoben sich reizend von der dunkelblauen, gedehnten beweglichen Fläche, und die zahlreichen Segel zogen umso leuchtender, von gelegentlichen Strahlen getroffen, über ihre dunkle Unterlage. Wolken breiteten wandelnde Schatten

über das Schauspiel. Gegen Nachmittag beruhigten sich Himmel und Wasser. Kaum minder als das „ewige Meer“ (wie Homer sagt) ergriff mich das Treiben der Menschen und das Betrachten eines Volkes, das so merkwürdig ist und eine so große Geschichte hinter sich hat. Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz anderen Volkes, als des deutschen, hat mich ganz neu und mächtig erregt. Die unteren Klassen wirkten eigentümlich auf mich ein, ich widmete ihnen große Aufmerksamkeit, so daß ich jetzt manches begreife, was mir bisher unerklärlich war. Die italienische Musik ist mir klar und hat ihre Berechtigung und ihren Ursprung im Volke.

Auf der Ebene von Udine ist ein prächtiger Menschenschlag, besonders herrliche junge Männer wie antike Gestalten. Dazu die goldenen Weizenfelder, begrenzt von Alleen von Pappeln, Maulbeeren, Feigen, übersponnen mit dem grünen Gitter der aus den Halmen hervorragenden Rebenstämme, die sich ihre Gehänge zusenden, ausgesäete Landhäuser und Ortschaften, alles geschmeichelt von einem milden Klima, und im Norden in großen Bogen die Tiroler, Kärntner und Krainer Alpen, duftig, von der Sonne beleuchtet, und manches Haupt mit Schnee bedeckt.

Lieber, teurer Freund! Bei diesem kleinen Vorgeschmacke war es mir oft, als müßten mir heiße Tränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin und das nicht gesehen habe. Goethe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen .... Ich bin durch das Meer und durch die Eindrücke eines fremden Volkes noch einmal so reich geworden, als ich es bisher war. Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner. Selbst den „Nachsommer“, so deutsch er ist, hätte ich anders gemacht, wenn ich ihn nach dieser Reise geschrieben hätte. Über eine Woche nach meiner Rückkehr war ich wie trunken. Wie müßte es schön sein, ein Werk auf einer solchen, aber großen und langsamen Reise zu dichten ....“

Diese Wagenfahrt mit ihren schönen und gewaltigen Eindrücken war ein Lichtblick in dem einförmigen Leben des Dichters; aber schon vor diesem Ereignis war seine Abgeschiedenheit erhellt worden durch die Freude über die Vermählung unseres von dem wahrhaft patriotischen Dichter innig verehrten Kaisers. Mit Begeisterung nahm er teil an den Sitzungen einer Kommission, welche über die Anordnung der Feierlichkeiten zu beraten hatte, die in Linz zum Empfange „der allerlieblichsten aller Kaiser-

bräute" veranstaltet wurden; für die würdige Auszierung der Außenseite seiner Wohnung bot er alles auf, was seine Kräfte vermochten; zu dem „Frühlingsalbum", welches Heliodor Truska „zur Feier der Vermählung des Kaisers Franz Josef I. mit Elisabeth, Herzogin in Bayern, zu Wien am 24. April 1854" herausgab, und welchem als Mitarbeiter Grillparzer, Hebbel, Ebert, Julius von der Traun, J. G. Seidl, ja fast alle irgendwie namhaften österreichischen Schriftsteller der damaligen Zeit angehörten, lieferte er folgenden schönen, auf die kaiserliche Hochzeit bezüglichen Beitrag, welchen Aprent seltsamerweise in die „Vermischten Schriften" nicht aufgenommen hat.

„Menschliches Gut.

Es war einmal ein Mann, der alles hatte, was das Herz des Menschen begehren kann. Die Himmlischen hatten ihn mit Jugend, Schönheit und Kraft des Körpers geziert, sie hatten die Größe des Geistes in sein Haupt gelegt, Gott hat ihm Macht und großen Reichtum anvertraut und ihm das Schicksal vieler Menschen in die Hände gegeben. Er leitete dieses Schicksal so, daß ihm die Liebe aller Herzen entgegenkam und er verwendete den Reichtum zum Guten, daß der Dank vieltausendfältig zu ihm empor stieg. Da er die Liebe der Menschen hatte; da alles Volk begeistert war und jubelte, wenn er sich zeigte; da im Wollen und Vollbringen die ebene spiegelnde Bahn vor ihm lag; da die Dinge der Welt sich vor ihm auftaten und sich ihm hingaben — da er alles hatte, da das Glück in vollem Umfange sein war: gewann er doch noch etwas, ein anscheinend kleines — das einzige Herz eines Menschen; er gewann es so, daß das Herz keine Freude kannte, als die seine, daß es kein Glück für dasselbe gab, als das seine, daß es aufhörte, selber zu bestehen und fortan nur in ihm bestand. Er gab sich auch dem Herzen so, daß dessen Glück sein eigenes war, daß dessen Freude seine eigene war, daß er ihm alles, alles hätte geben mögen, um nur seine Schönheit und seine Güte zu belohnen. Da er dieses Herz in seine Wohnung eingeführt, da es abgeschlossen von den vielen tausend Menschen und Dingen dieser Welt mit ihm allein in dem Gemache war, welches für alle Zeit des Lebens ihr gemeinschaftliches sein sollte, da sagte der Mann: Die Dinge der Welt, die Macht, die Neigung von tausend und tausend Herzen zu mir haben mir das Glück gegeben; dieses eine Herz, dieses einzige Herz gibt mir die Seligkeit."

Man kann diese schönen Worte nicht ohne Rührung lesen. Der Dichter offenbart darin ein warmes, aufrichtiges, echt menschliches Gefühl,

und es kann nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß er die ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe seines unverbrüchlich ergebenen Herzens geholt hat. Ein freisinniger Denker, der, wie Hunderte seiner Aussprüche beweisen, Würden und ererbte Vorrechte gelten ließ, ohne sich selbst darum in den Staub zu beugen, und kleinlichem Ehrgeiz niemals verfallen, konnte er nicht aus Wohldienerei anteilvolle Bewegung heucheln, um mit gut berechneten Worten gnädigst geneigte Gesinnungen zu erjagen. Auf die Ehrlichkeit dessen, was er sagte oder schrieb, konnte man sich ruhig verlassen; er war im untersten Grunde, wie er sich sichtbarlich gab: ein durchaus zuverlässiger Altösterreicher, frommgläubig, kaisertreu, ein begeisterter Sohn seines Vaterlandes, dabei aber doch von strammer Haltung und völlig frei von jener ersterbenden Unterwürfigkeit, die ihm stets als eine erbärmliche Verleugnung der Menschenwürde erschienen ist.

Irdischen Ruhm und Auszeichnung im Staate hielt er für etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach „nur einem niederstehenden Geiste“ zukommt, ja, die den höchsten Staatsstellen anklebende Ehre betrachtet er als ein Spielzeug für Schwache, — „ich ginge nach diesen Dingen nicht; Machtbewußtsein nährt nur Menschen, die eben eine andere Macht in ihrem Herzen nicht haben“ — und als ihm vom Kaiser im Jahre 1850 die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und im Jahre 1854 das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens verliehen wurde, freute ihn diese Auszeichnung um des Kaisers willen, weil dieser dadurch bewies, daß er „die höchsten Mächte des Lebens: Kunst und Wissenschaft, erkennt und ehrt“, und um der Dichtkunst willen, welcher die Anerkennung doch eigentlich gegolten habe; er selbst fand immer den schönsten Lohn, den er erwarten durfte, darin, daß seine „gutgemeinten Worte“ bei edlen Menschen „das süße Naß“ in die Augen treiben; „wenn ein geringes Korn von Innerlichkeit, Würde, Reinheit in meinen Schriften liegt, so habe ich es Gott, nicht mir zu danken“.

Diese hohe Gesinnung äußerte sich auch, als er am 1. September 1854 in Ischl zur kaiserlichen Tafel geladen wurde. Von der Kaiserin, von ihrer Mutter und vom Erzherzog Franz Karl auf das freundlichste aufgenommen, war er bestrebt, in dem glänzenden Kreise, der ihn umgab, bloß das rein Menschliche auf sich wirken zu lassen. Einen unvergeßlichen Eindruck machte ihm die Obersthofmeisterin der Kaiserin, die ebenso verständige als gemütvolle Gräfin Esterhazy. „Seit dem Tode der Fürstin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, hat keine Frau so einnehmend auf meinen Geist und mein Herz gewirkt. Alles tiefe Gefühl

für Hohes und Schönes, das so lebhaft in mir selber wohnt, sah ich hier ausgedrückt in der Gestalt einfacher weiblicher Würde und vollendeter, beruhigter, geistiger Gestalt. Ich glaube, daß die junge Kaiserin, deren zu innigster Verehrung hinziehende Gestalt der Ausdruck höchster Reinheit ist, bei dieser Frau sich in den besten Händen befindet. Die Mutter der Kaiserin sprach an beiden Tagen länger und sehr freundlich mit mir über meine Schriften. Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war; ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte. Die ganze Art, wie man sich in diesem Kreise benimmt, hat etwas sehr Einfaches, Reines, Edles, was mir außerordentlich gefällt. Möge Gott unserem Kaiser dieses Kleinod des Familienglückes erhalten; es ist das größte äußere Glück des Lebens (das innere gibt der Charakter), ein Glück, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle ...."

Die Veranstaltung der Kaiserfeste gab dem Dichter Gelegenheit, für den aufstrebenden, hochbegabten Bildhauer Johann Rint erfolgreich einzutreten. Derselbe wohnte in Linz und konnte sich lange Zeit hindurch schon aus dem Grunde nicht recht zur Geltung bringen, als in der kleinen Stadt an namhaften Aufträgen begreiflicherweise kein Überfluß war. Stifter, dem es, wie er wiederholt bewies, die innigste Herzensfreude bereitete, ringenden Talenten zu Hilfe zu kommen, erkannte bald die Bedeutung des tüchtigen Mannes und war nun eifrigst bemüht, demselben einen festen Boden zu sichern. Er machte nicht nur selbst kleine Bestellungen auf Schnitzarbeiten und vermittelte gelegentlich einen größeren Auftrag für Heckenast, sondern er trachtete auch, den Künstler in Hofkreisen bekannt zu machen und ihm Staatsaufträge zuzuführen. Auf Anraten des Dichters und genau nach dessen Angaben verfertigte Rint einen herrlich geschnitzten Kaiserbecher mit reichem figuralen Schmucke, Szenen aus der habsburgischen Geschichte darstellend. Stifter, welcher dem Empfangskomitee angehörte, veranlaßte, daß dem kaiserlichen Paare nach der Ankunft in Linz in dem Prunkpokal ein Willkommenstrunk kredenzt wurde; einige Tage danach veröffentlichte er einen Zeitungsartikel, in welchem die Empfangsfeierlichkeiten geschildert wurden, wobei auch des Bechers in besonderer Weise Erwähnung geschah. Die nächste Folge war, daß Rint eine beträchtliche Anzahl von Aufträgen erhielt und dadurch in gesicherte Stellung kam. Eine große Genugtuung aber gewährte es dem Dichter, daß es ihm in seiner Stellung als Konservator für Kunst- und Baudenkmale in Oberösterreich gelang, die Berufung Rints zur Wieder-

herstellung des berühmten Kefermarkter Altares durchzusetzen. Eine aus dem Jahre 1853 stammende, sehr eingehende Beschreibung dieses schönen, mittelalterlichen Kunstwerkes befindet sich in Stifters „Vermischten Schriften".

Wie ernstlich es dem Dichter um die Förderung Rints zu tun war, geht aus seinen eigenen Worten hervor: „Es ist fast mit Gott zu hadern, daß er mir nicht irgendwo mehrere Millionen zufallen läßt, ich würde diesem Manne helfen — natürlich vielen anderen auch — wenigstens den Versuch machen, ob er nicht ein Meisterwerk zu stande brächte. Wir beraten über einen lebensgroßen Moses . . . aber woher den Fond, um drei Jahre ungestört modellieren und schnitzen zu können?"



Der „Stifterpokal".
Geschnitzt von Johann Rint. Besitzer: Philipp Stifter in Oberplan.

Rint bewahrte dem Dichter stets eine dankbare Gesinnung und machte demselben einen kunstvoll ausgeführten Becher zum Geschenke, welcher sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Philipp Stifter in Oberplan befindet. Die Rundschrift auf diesem Pokale lautet: „Nehmen Sie es auf mit Güte, was ein dankerfüllt Gemüte Ihnen darzubringen wagt!"

In der Wiederherstellung des Kefermarkter Altars fand Stifter einen willkommenen Anlaß, um auch einem anderen von ihm sehr geschätzten Künstler, dem Kupferstecher Axmann, eine nach seiner Ansicht dankbare Arbeit zuzuwenden. Er schrieb an diesen im Juli 1855: „Der Altar ist bis auf den Fuß fertig. Vielleicht sende ich Dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß Du vorläufig einen Begriff bekommst. Wie hoch der Stich käme, wirst Du dann auch beiläufig sagen können. Der Altar ist jetzt unbeschreiblich schön."

* * *

Im Herbste des Jahres 1857 vollendete Stifter den „Nachsommer". Die dieser dreibändigen Erzählung zu Grunde liegende Idee hat den Dichter schon sehr früh beschäftigt, nur ist sie, immer neben weittragenden Plänen zu großen Geschichtsromanen still fortwirkend, mannigfachen Änderungen unterworfen gewesen. Andeutungen über das Wesen der Hauptfigur, welche zuerst als „alter Hofmeister", dann als „alter Vogelfreund" bezeichnet wird, finden sich schon seit 1848 unter den Aufschreibungen Stifters. Während aber früher nur immer von einer kleinen Erzählung die Rede ist, die zur Vervollständigung der „bunten Steine" verwendet werden könnte, ist der Dichter im Juni 1852 mit sich schon so weit im reinen, den Stoff zu einem zweibändigen Romane ausgestalten zu wollen, welcher „die zarteste, reinste und heißeste Liebe mit Glutfarben schildern soll". Der weiche, ein sanftes Gefühlsleben in sich bergende Stoff verstattet dem Dichter das ihm so sehr zusagende stille und innige Versenken in die Arbeit, welcher er sich mit vollem Eifer hingibt; zu Anfang des Jahres 1853 läßt er bereits durch Heckenast bei Geiger die Figur der milden und liebreichen alten Frau als Titelbild zum zweiten Bande des „Vogelfreundes" bestellen und sechs Monate später kann er dem Verleger berichten, daß das Buch, welches er gerne „Nachsommer" nennen möchte, in den Hauptumrissen fertig vorliegt. Er will dem Freunde das Manuskript zum Lesen schicken, jedoch mit der Bedingung, daß es erst nach dem historischen Romane „Zawesch" herausgegeben werde, zu welchem die der Geschichte der Rosenberger gewidmeten Vorarbeiten nach seiner Angabe schon weit gediehen sind. In dieser Absicht bestärkt ihn der beständige Vorwurf der Kritiker, daß er nichts Mächtiges und Tragisches gestalten könne. „Nachdem Dichtungen in jetziger Zeit ganz andere Motive bringen müssen, als vor den Märztagen, so werfe ich mich ganz auf den historischen Roman der Ottokarzeit, die gewalttätig und groß war. Der Roman soll des Tragischen, das die Gegner fordern, schon genug enthalten und eine Antwort auf die Anschuldigung sein. Mein Gedanke war, den „Nachsommer" in seiner Gestalt liegen zu lassen, bis „Zawesch" (3 Bände) fertig ist, den „Zawesch" herauszugeben, und dann die letzte Feile an den mittlerweile nur etwas ferner gerückten, also überschaulicheren „Nachsommer" zu legen; ich gehe jetzt nicht gerne an die Ausfeilung des Nachsommers, weil ich das andere, in das ich mich hineingearbeitet habe, liegen lassen muß." Da aber der Verleger, welcher schon eine nicht unbeträchtliche Summe an Vorschüssen für die zu erhoffende Arbeit ausbezahlt hat, ungeduldig zu werden beginnt, so entschließt sich Stifter, dem die Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes nicht so rasch

gelingt, als er gehofft hatte, den Nachsommer doch vor den Rosenbergern drucken zu lassen. Gleichzeitig spricht er die Erwartung aus, daß im Sommer 1855 die Drucklegung werde beginnen können; daran war nun bei der langsamen Art des Dichters, seinen Werken die letzte Gestalt zu geben, nicht zu denken, umsomehr als er bald darauf durch eine Erkrankung an der Fortsetzung der Arbeit verhindert wurde. Kaum wiederhergestellt, geht er mit verdoppeltem Eifer ans Werk. „Ich kann sechs Stunden dabei sitzen, ohne zu ermüden, und allemal ist es mir unangenehm, daß die gegebene Zeit vorüber ist, und ich aufstehen muß. Diese Liebe aber und diese Wärme, welche, wie ich meine, sich auch dem Buche mitteilen dürfte, daß es reiner, edler, künstlerisch abgerundeter wird, geht sogleich verloren, sobald ich Teile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich arbeite es daher aus, so gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert und neu geschrieben wird. Ich habe noch an keinem Werke mit solcher Wärme gearbeitet; es gefällt mir nämlich das Buch in der Korrektur, was mir noch nie geschah. Den „Witiko" sperrte ich in das Burgverließ, von wo er das Licht des Tages nicht eher erblicken soll, bis der letzte Bogen Nachsommer abgeht." Wie nie zuvor arbeitet nun Stifter mit einer zur Verzückung gesteigerten inbrünstigen Andacht an diesem Buche, es wird seinem Herzen immer teurer, je weiter es vorwärts schreitet, und er nennt die Tagesstunden, welche der Fortsetzung desselben gewidmet sind, seine schönsten; immer erhebt und begeistert ihn das Gefühl, etwas zu „dichten", nicht zu „machen". Seine Befriedigung wächst zu stolzem Selbstbewußtsein an, als er später einen größeren Teil der Arbeit im Zusammenhange überblicken kann, und er ruft freudig aus: „Ich glaube, daß das Buch eine Tiefe haben soll, die in neuer Zeit nur von Goethe übertroffen ist." — Bald ist er so ergriffen von der Größe und von der Anmut seiner Gestalten, daß er in seinen Gedanken für nichts anderes mehr Raum hat; er kann sich von seinen geliebten Schriften nicht mehr trennen und nimmt sie regelmäßig auf seine Amtsfahrten mit. „Ich reise in diesem Winter viel im Schlitten herum. Meiner Gattin mußte ich das Wort geben, nicht in der Finsternis zu fahren. Ich bin daher immer um fünf Uhr an Ort und Stelle. Da wird ein Zimmer geheizt, und ich gebe Befehl, mich bis neun Uhr nicht zu stören. Da steht der Tisch beim Ofen, und ich schreibe Poesien. Das ist unendlich lieblich. Der Schluß des zweiten Bandes wurde in Steyer gefeilt." — Die Veränderungen wachsen ihm aber auch jetzt, so sehr ihm das Buch im ganzen gefällt, ins ungeheure. Wiederholt muß er das bis zur Unleserlichkeit verstrichene Manuskript ins reine schreiben

und wenn der umbrochene, fertig korrigierte Satz schon zum Druck der Auflage bereitgestellt ist, beschwört er den Setzer, ihm noch eine kurze Frist zu gönnen; „es ist ohnehin eine Höllenarbeit, wenn man neuen Text macht, und ihn auszählen muß, daß er in den ausgeräumten Raum paßt.“ Die Verbesserungen gehen aus dem Bestreben hervor, die Form bis zur äußersten Klarheit, Ruhe und Glätte abzuschleifen; als Ideal schwebt ihm dabei die Einfachheit der Antike vor. „Viele, besonders moderne Leser, werden verblüfft sein, denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden; ich muß gestehen, daß ich sie verachte.“ — Am stärksten fühlt er sich zu einem durchgreifenden Umformen des Textes angeregt, als er von seiner Reise nach dem Süden zurückkommt; denn er bemerkt, daß viele Bogen „durch den Einfluß des Amtes und der hiesigen Versumpfung matt und leer waren“.

Endlich, am 12. September 1857, fast zehn Jahre nach dem Beginn des ersten Entwurfes, kann der Dichter den tröstenden Bericht an Heckenast absenden: „Heute um zwölf Uhr habe ich das letzte Wort des Nachsommers niedergeschrieben. Das war ein Stück Arbeit! Der dritte Band ist so stark, wo nicht stärker, als der erste, und ich glaube, es gibt Zeugnis für die organische Anlage des Werkes, daß ich nicht enden konnte, bis es eben aus war. Wie wenn jemand einen Turm baut, der verjüngt in eine Spitze ausläuft — er kann nicht eher enden, als bis die Spitze da ist. — Ich bin begierig, ob Sie dem Werke die Frische nach der Reise anmerken. — Jetzt tue ich acht Tage nichts, als grüne Bäume anschauen.“

Der Aufbau dieser patriarchalischen Dichtung ist sparsam zusammengehalten, leise und sehr behutsam entwickeln sich die Situationen und Charaktere. Alles romanhafte ist mit enthaltsamer Strenge vermieden, jedes noch so unschuldige Mittel fesselnder oder effektvoller Darstellung grundsätzlich verschmäht. Mit puritanischem Gleichmute und herber Einfachheit handeln die unbegreiflich leidenschaftslosen Personen, puritanisch ist der Zuschnitt der Erzählung selbst.

Wohlwollen, Herzensgüte, Sitteneinfalt, ruhige Charaktergröße, Unwandelbarkeit, Naturliebe, Kunstbegeisterung — das sind die einzelnen Züge, welche Stifter im „Nachsommer“ zu einer Apotheose des Alters ausgestaltet hat. Unter einem tiefen Frieden schlummern alle Leidenschaften, die schon halb abgeblühten und die erst knospenden; in der ganzen Erzählung ist außer der Jugendgeschichte des Freiherrn, welche in ihrem lebhafteren Pulsieren an die schönsten Stellen aus den „Studien“ erinnert, keine einzige stärkere Erregung anzutreffen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ — dieses Wort ist an den Personen des Nachsommers buch-

stäblich wahr geworden. Es konnte in diesem dichterischen Gewebe zu keinem inneren Konflikte kommen, weil die Hochherzigkeit der einander mit der äußersten Schonung begegnenden Charaktere einen solchen nicht zuließ.

„Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen," sagt Stifter selbst von seiner Dichtung, „und zwar in seiner Vollendung und zum Überblicke entfaltet daliegend in Risach und Mathilden, zum Teile auch im Kaufmann und seiner Frau, selbst etwas auch in Eustach und sogar dem Gärtner, in seiner Entwicklung begriffen und an jenem vollendeten Leben reifend, in dem jungen Naturforscher, in Natalie, Roland, Klotilde, Gustav. Dieses tiefere Leben soll getragen sein durch die irdischen Grundlagen bürgerlicher Geschäfte, der Landwirtschaft, des Gemeinnutzens und der Wissenschaft, und dann der überirdischen der Kunst, der Sitte und eines Blickes, der von reiner Menschlichkeit geleitet, oder von Religion geführt, höher geht als bloß nach eigentlichen Geschäften (welche ihm allerdings Mittel sind) Staatsumwälzungen und anderen Kräften, welche das mechanische Leben treiben. Das gewöhnliche Leben, und zwar nicht gerade ein geringes, ist im Inghofe, in den Gesellschaften der Stadt und im Besuche im Sternenhofe angedeutet. Risach hatte sich emporkämpfen müssen, dort, wo er und Mathilde fehlten, wo sie Schwächen hatten, mußten sie sühnen, und zwar gerade, weil sie bessere Menschen waren, tiefer fast mit ihrem irdischen Lebensglücke sühnen, als andere, wofür aber auch der Lohn ihres Lebens im Alter höher war als bei anderen, bei denen es, wie bei Steinen, nicht Sühne und nicht Lohn gibt. Wer das Buch von diesem Punkte nimmt, der wird den Gang, wenn er mir menschliche Schwächen verzeiht, ziemlich strenge und durchdacht finden. Die Gespräche über Kunst und Leben sind dann Äußerungen des Charakters Risachs, des Kaufmannes, Mathildens und der Kaufmannsfrau, und sie sind Bildungsmittel für die jüngeren, edleren Kräfte, die im Buche vor uns bis auf eine gewisse Stufe erzogen werden. Wer das nicht sieht und nicht sehen lernt, sondern eine Heiratsgeschichte liest und hiebei rückwärts eine veraltete Liebesgeschichte erfährt, der weiß sich mit dem Buche ganz und gar nicht zu helfen und muß endlich den Autor bedauern . . ."

Heinrich, der Held, den uns Stifter im „Nachsommer" vorführt, stammt aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie, deren Wohnung und Häuslichkeit uns im ersten Kapitel geschildert wird. Der junge Mann hegt die Absicht, sich zum Naturforscher auszubilden, er macht Studien über die Beschaffenheit der Erdoberfläche, unternimmt Ausflüge und kleinere Reisen, um aus eigener Anschauung einen tieferen Einblick in die

Gesetze der Erdbildung und in die Lagerungen der Gesteinmassen zu erlangen und sucht in solcher Weise den Geheimnissen der Schöpfungsgeschichte nachzuspüren, deren Ahnung ihn mit einem heiligen Schauer erfüllt. Auf einer seiner einsamen Gebirgsreisen begriffen, treibt ihn die Furcht vor einem nahenden Gewitter in dem alleinstehenden Asperhofe Schutz zu erbitten. Die Aufnahme wird ihm gewährt, und obzwar das erwartete Unwetter nicht eintrifft, bietet der Besitzer des Hofes, welcher Heinrich nach einem kurzen Gedankenaustausche liebgewinnt, diesem ein Nachtlager an. Der Jüngling, welcher dem Hause seiner ausgezeichnet schönen Rosen wegen den Namen „Rosenhaus" beilegt, schildert uns nun — auch der „Nachsommer" ist gleich der Mehrzahl von Stifters Schriften eine Icherzählung — die Anlage und Beschaffenheit des Gebäudes, die Vorzüge seiner in künstlerischem Geiste zusammengestellten Einrichtung, seinen Reichtum an auserlesenen Büchern, kostbaren Gemälden, seltenen Kupferstichen und vorzüglichen Marmorarbeiten, indem er dabei vergleichend der herrlichen Sammlungen gedenkt, welche er in seinem Vaterhause so oft zu bewundern Gelegenheit hatte, ohne jedoch bei seiner Jugend zu einem vollen Verständnisse derselben gelangen zu können. Die erläuternden Bemerkungen seines würdevollen, greisen Gastfreundes lassen ihn hier zum ersten Male die Wonnen eines durch die Segnungen der Kunst geadelten, verfeinerten Lebensgenusses ahnen. Einen nicht minder mächtigen Eindruck gewährt ihm die Durchwanderung der landwirtschaftlichen Anlagen, welche, eine ungewöhnliche Pflege verratend, das Haus rings mit Fruchtbarkeit umgeben. Wie sehr der Dichter mit dem Aufwande der äußersten Gründlichkeit bestrebt ist, den Leser auf dem Schauplatze völlig heimisch zu machen, möge die nachfolgende Stelle beweisen: „Ein Umblick überzeugte mich sogleich, daß der Garten hinter dem Hause sehr groß sei. Es war aber kein Garten, wie man sie gerne hinter und neben den Landhäusern der Städter anlegt, nämlich, daß man unfruchtbare oder höchstens Zierfrüchte tragende Gebüsche und Bäume pflegt und zwischen ihnen Rasen und Sandwege oder einige Blumenhügel oder Blumenkreise herrichtet, sondern es war ein Garten, der mich an den meiner Eltern bei dem Vorstadthause erinnerte. Es war da eine weitläufige Anlage von Obstbäumen, die aber hinlänglich Raum ließen, daß fruchtbare oder auch nur zum Blühen bestimmte Gesträuche dazwischen stehen konnten und daß Gemüse und Blumen vollständig zu gedeihen vermochten. Was zur Rosenzeit blühen konnte, blühte und duftete. Nahe bei dem Hause befand sich ein Gewächshaus. Es zeigte uns aber gegen den Weg, auf dem wir gingen, nicht seine Länge, sondern seine Breite hin. Auch diese Breite,

welche teilweise Gebüsche deckten, war mit Rosen bekleidet und sah aus wie ein Rosenhäuschen im Kleinen. Auch im Garten waren die Rosen beinahe herrschend. Entweder stand hie und da auf einem geeigneten Platze ein einzelnes Bäumchen, oder es waren Hecken nach gewissen Richtungen angelegt, oder es zeigten sich Abteilungen, wo sie gute Verhältnisse zum Gedeihen fanden und sich dem Auge angenehm darstellen konnten. Eine Gruppe von sehr dunklen, fast violetten Rosen war mit einem eigenen zierlichen Gitter umgeben, um sie auszuzeichnen oder zu schützen. Alle Blumen waren, wie die vor dem Hause, besonders rein und klar entwickelt, sogar die verblühenden erschienen in ihren Blättern noch kraftvoll und gesund.

Es waren außer den Rosen noch andere Blumen im Garten. Ganze Beete von Aurikeln standen an schattigen Orten. Sie waren wohl längst verblüht, aber ihre starken, grünen Blätter zeigten, daß sie in guter Pflege waren. Hie und da stand eine Lilie an einer einsamen Stelle, und wohlentwickelte Nelken prangten in Töpfen auf einem eigenen Schragen, an dem Vorrichtungen angebracht waren, die Blumen vor Sonne zu bewahren. Sie waren noch nicht aufgeblüht, aber die Knospen waren weit vorgerückt und ließen treffliche Blumen ahnen. Sonst waren die gewöhnlichen Gartenblumen da, teils in Beeten, teils auf kleinen abgesonderten Plätzen, teils als Einfassungen. Besonders schien sich auch die Levkoie einer Vorliebe zu erfreuen, denn sie stand in großer Anzahl und Schönheit, sowie in vielen Arten da. Ihr Duft ging wohltuend durch die Lüfte. — Die Gemüse nahmen die weiten und größeren Räume ein. Zwischen ihnen und an ihren Seiten liefen Anpflanzungen von Erdbeeren. Sie schienen besonders gehegt, waren häufig aufgebunden und hatten Blechtäfelchen zwischen sich, auf denen die Namen standen. Die Obstbäume waren durch den ganzen Garten verteilt; wir gingen an vielen vorüber. Auch an ihnen, besonders aber an den zahlreichen Zwergbäumen, sah ich weiße Täfelchen mit Namen. — Hinter dem Garten fingen Felder an, auf denen die verschiedensten Getreide standen. Zwischen dem Getreide lief ein Fußpfad durch. — Die Felder von dem Kirschbaume gegen Sonnenuntergang hin bis zu der ersten Zeile von Obstbäumen sind unser, sagte mein Begleiter. Die wir von dem Kirschbaume bis hieher durchwandert haben, gehören auch uns. Sie gehen noch bis zu jenen langen Gebäuden, die Ihr da unten seht, welche unsere Wirtschaftsgebäude sind. Gegen Mitternacht erstrecken sie sich, wenn Ihr umsehen wollt, bis zu jenen Wiesen mit den Erlenbüschen. Die Wiesen gehören auch uns und machen dort die Grenze unserer Besitzungen. Im Mittag gehören die

Felder uns bis zur Einfriedigung von Weißdorn, wo Ihr die Straße verlassen habt. Ihr könnt also sehen, daß ein nicht ganz geringer Teil dieses Hügels von unserem Eigentume bedeckt ist. Wir sind von diesem Eigentume umringt wie von einem Freunde, der nie wankt und nicht die Treue bricht. — Es ist ein gesegnetes, ein von Gott beglücktes Land. — Land und Halm ist eine Wohltat Gottes. Es ist unglaublich, und der Mensch bedenkt es kaum, welch ein unermeßlicher Wert in diesen Gräsern ist. Laßt sie einmal von unserem Erdteile verschwinden und wir verschmachten bei allem unserem sonstigen Reichtum vor Hunger. Die ruhige Verbrauchung und Erzeugung zieht eine unermeßliche Kette durch die Menschheit in den Jahrhunderten und Jahrtausenden. Überall, wo Völker mit bestimmten geschichtlichen Zeichnungen auftreten und vernünftige Staatseinrichtungen haben, finden wir sie schon zugleich mit dem Getreide, und wo der Hirte in lockeren Gesellschaftsbanden, aber vereint mit seiner Herde lebt, da sind es zwar nicht die Getreide, die ihn nähren, aber doch ihre geringeren Verwandten, die Gräser, die sein ebenfalls geringeres Dasein erhalten."

Diese Stelle ist überaus bezeichnend für die Schreibart des ganzen Buches. Von Wald und Wiese, von Feld und Garten, von Haus und Wohngemach wird uns in ausführlichen Vorträgen auch nicht die kleinste Einzelheit erlassen, und ebenso gründlich werden wir mit der Beschäftigung der Menschen vertraut gemacht. Den Geist derselben lernen wir aus ihren Handlungen, noch mehr aber aus ihren Gesprächen kennen, in deren Gedehntheit sie sich nicht den geringsten Zwang antun.

Man mag geneigt sein, diesen Vorgang nicht gerade kurzweilig zu finden, aber die Stetigkeit und Unerschütterlichkeit desselben gibt dem ganzen Werke etwas unglaublich Festes, Gereiftes und Gediegenes, wozu sich noch der mächtige Eindruck des Erhabenen gesellt, welcher sich aus den an jeder schicklichen Stelle eröffneten Ausblicken in das Allgemeine und in das Unendliche ergibt. Auch Homer und die Nibelungen enthalten wenig schlechthin Belustigendes; von der Größe dieser Schöpfungen aber hat Stifters „Nachsommer" mehr als einen bloß flüchtigen Abglanz.

Außer dem Leben in der Natur, außer der Landwirtschaft und der Gartenpflege ist es besonders die Hingabe an die schönen Künste jeder Art, welche das Herz des Dichters mit Wonne erfüllt; mit besonderer Freude gedenkt er des geheimnisvollen Reizes altertümlicher Geräte. Die Schreinerei wird im Asperhofe, wo der junge Künstler Eustach in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Werkhause nicht nur mit der Wiederherstellung verfallener oder beschädigter Holzarbeiten aus dem Mittelalter

beschäftigt ist, sondern mit gleichem Geschick neue Einrichtungsstücke in den edlen Formen der alten Zeichnungen anfertigt, auf das verständnisvollste gepflegt. Auch in der fachmännisch eingehenden Schilderung dieser Tätigkeit fehlen niemals die Hinweise auf das Große und Allgemeine.

Auf einem der gemeinsam veranstalteten Rundgänge durch die ausgedehnte Besitzung wird Heinrich von seinem liebenswürdigen Gastfreunde aufgefordert, ihm in die Werkstätten zu folgen. „Er schlug einen Weg gegen dichtes Gebüsch ein. Als wir dort angekommen waren, ging er auf einem schmalen Pfade durch dessen Verschlingung fort. Endlich kamen sogar hohe Bäume, unter denen der Weg dahinlief. Nach einer Weile tat sich ein anmutiger Rasenplatz vor uns auf, der wieder ein langes, aus einem Erdgeschosse bestehendes Gebäude trug. Als wir näher kamen, hörte ich in dem Hause ein Schnarren und Schleifen, als ob in ihm gesägt oder gehobelt würde. Da wir eingetreten waren, sah ich in der Tat eine Schreinerwerkstätte vor mir, in welcher tätig gearbeitet wurde. An den Fenstern, durch welche reichliches Licht hereinfiel, standen die Schreinertische und an den übrigen Wänden, welche fensterlos waren, lehnten Teile der in Arbeit begriffenen Gegenstände. Hier fand ich wieder eine Ähnlichkeit mit meinem Vater. So wie er sich einen jungen Mann abgerichtet hatte, der ihm seine altertümlichen Geräte nach seiner Angabe wieder herstellte, so sah ich hier gleich eine ganze Werkstätte dieser Art; denn ich erkannte aus Teilen, die herumstanden, daß hier vorzüglich an der Wiederherstellung altertümlicher Gerätschaften gearbeitet werde. — Hier werden Dinge, sagte mein Begleiter, welche lange vor uns, ja oft mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeit verfertigt worden und in Verfall geraten sind, wieder hergestellt, wenigstens so weit es die Zeit und die Umstände nur immer erlauben. Es wohnt in den alten Geräten, beinahe wie in den alten Bildern, ein Reiz des Vergangenen und Abgeblühten, der bei dem Menschen, wenn er in die höheren Jahre kommt, immer stärker wird. Darum sucht er das zu erhalten, was der Vergangenheit angehört, wie er ja auch eine Vergangenheit hat, die nicht mehr recht zu der frischen Gegenwart der rings um ihn Aufwachsenden paßt. Darum haben wir hier eine Anstalt für Geräte des Altertums gegründet, die wir dem Untergange entreißen, zusammenstellen, reinigen, glätten und wieder in die Wohnlichkeit einzuführen suchen.

Es wurde, da ich mich in dem Schreinerhause befand, eben an der Platte eines Tisches gearbeitet, die, wie mein Begleiter sagte, aus dem sechzehnten Jahrhunderte stammte. Sie war in Hölzern von verschiedener, aber natürlicher Farbe eingelegt. Bloß wo grünes Laub vorkam, war es

von grüngebeiztem Holze. Von außen war eine Verbrämung von in einander geschlungenen und schneckenartig gewundenen Rollen, Laubzweigen und Obst. Die innere Fläche trug auf einem Grunde von bräunlichweißem Ahorne eine Sammlung von Musikgeräten.

Einer der Arbeiter schnitt Stücke aus Ahorn, Bux, Sandelholz, Ebenholz, türkisch Hasel- und Rosenholz zurecht, damit sie in ihrer kleineren Gestalt gehörig austrocknen konnten. Ein anderer löste schadhafte Teile aus der Platte und ebnete die Grundstellen, um die neuen Bestandteile zweckmäßig einsetzen zu können. Der dritte schnitt und hobelte die Füße aus einem Ahornbalken, und der vierte war beschäftigt, nach einer in Farben ausgeführten Abbildung der Tischplatte und aus einer Menge von Hölzern, die neben ihm lagen, diejenigen zu bestimmen, die den auf der Zeichnung befindlichen Farben am meisten entsprächen. Mein Begleiter sagte mir, daß das Gerüste und die Füße des Tisches verloren gegangen seien und neu gemacht werden müßten.

Anfangs zeigte sich die Lust an alten und voreltерlichen Dingen, und wie die Lust wuchs, sammelten sich nach und nach die Gegenstände an, die ihrer Wiederherstellung entgegensahen. Zuerst wurde die Ausbesserung bald auf diesem, bald auf jenem Wege versucht und eingeleitet. Viele Irrwege sind betreten worden. Indessen wuchs die Zahl der gesammelten Gegenstände immer mehr und deutete schon auf die künftige Anstalt hin. Endlich gerieten wir auch auf den Gedanken, neue Gegenstände zu verfertigen. Diese neuen Gegenstände wurden aber nicht in der Gestalt gemacht, wie sie jetzt gebräuchlich sind, sondern wie wir sie für schön hielten. Wir lernten an dem Alten, aber wir ahmten es nicht nach. Wir suchten selbständige Gegenstände für die jetzige Zeit zu verfertigen mit Spuren des Lernens an vergangenen Zeiten. Haben ja selbst unsere Vorfahren aus ihren Vorfahren geschöpft, diese wieder aus den ihrigen und so fort, bis man auf unbedeutende und kindische Anfänge stößt. Überall aber sind die eigentlichen Lehrmeister die Werke der Natur gewesen. — Wir haben dieses Haus eigens zu diesem Zwecke erbaut. Es ist aber viel später entstanden als das Wohnhaus. Da wir einmal so weit waren, die Sache zu Hause machen zu lassen, so war der Schritt ein ganz leichter, uns eine eigene Werkstätte hiefür einzurichten. Der Bau dieses Hauses war aber bei weitem nicht das Schwerste, viel schwerer war es, die Menschen zu finden. Ich hatte mehrere Schreiner und mußte sie entlassen. Ich lernte nach und nach selber und da trat mir der Starrsinn, der Eigenwille und das Herkommen entgegen. Ich nahm endlich solche Leute, die nicht Schreiner waren und sich erst hier unterrichten sollten. Aber auch diese

hatten wie die früheren eine Sünde, welche in arbeitenden Ständen und auch wohl in anderen sehr häufig ist, die Sünde der Erfolggenügsamkeit oder der Fahrlässigkeit, die stets sagt: es ist so auch recht, und die jede weitere Vorsicht für unnötig erachtet. Endlich fand ich einen Mann, der nicht gleich aus der Arbeit ging, wenn ich ihn bekämpfte; aber innerlich mochte er recht oft erzürnt gewesen sein und über Eigensinn geklagt haben. Nach Bemühungen von beiden Seiten gelang es. Er las Gehilfen aus und erzog sie in seinem Sinne. Die Begabten fügten sich bald. Es wurden die Chemie und andere Naturwissenschaften hergenommen und im Lesen schöner Bücher wurde das Innere des Gemütes zu bilden versucht.

Es haben sehr tiefsinnige Menschen vor uns gelebt, man hat es nicht immer erkannt und fängt erst jetzt an, es wieder ein wenig einzusehen. Ich weiß nicht, ob ich es Rührung oder Schwermut nennen soll, was ich empfinde, wenn ich daran denke, daß unsere Voreltern ihre größten und umfassendsten Werke nicht vollendet haben. Sie mußten auf eine solche Ewigkeit des Schönheitsgefühles gerechnet haben, daß sie überzeugt waren, die Nachwelt würde an dem weiterbauen, was sie angefangen haben. Ihre unfertigen Kirchen stehen wie Fremdlinge in unserer Zeit. Ich möchte jung sein, wenn eine Zeit kommt, in welcher in unserem Vaterlande das Gefühl für diese Anfänge so groß wird, daß es die Mittel zusammenbringt, diese Anfänge weiterzuführen. Die Mittel sind vorhanden, nur werden sie auf etwas anderes angewendet. — Aber nicht bloß aus dem Großen, wenn wir das Große betrachteten, was unsere Voreltern gemacht haben und was die kunstsinnigsten vorchristlichen Völker gemacht haben, könnten wir lernen, wieder in edlen Gebäuden wohnen oder von edlen Geräten umringt sein, wenigstens wie die Griechen in schönen Tempeln beten, sondern wir könnten uns auch im Kleinen vervollkommnen, die Überzüge unserer Zimmer könnten schöner sein, die gewöhnlichen Geräte, Krüge, Schalen, Lampen, Leuchter, Äxte würden schöner werden, selbst die Zeichnungen auf den Stoffen zu Kleidern und endlich auch der Schmuck der Frauen in schönen Steinen; er würde die leichten Bildungen der Vergangenheit annehmen, statt daß jetzt oft eine Barbarei von Steinen in einer Barbarei von Gold liegt ...."

Die angeführte Stelle zeigt deutlich, wie Stifter in seinen Betrachtungen stets erfolgreich bemüht ist, vom Einzelnen auf das Allgemeine, vom Kleinen auf das Bedeutende, vom Beschränkten auf das Unendliche zu gelangen. Dadurch wird der spröde Stoff lebendig, und der erziehliche Einfluß des Buches durch das frischer bewegte Interesse gefördert.

Überdies kommt ein sehr wichtiger Umstand diesen Schilderungen aus dem Arbeitsraum der Liebhaberkünste sehr zu statten; sie tragen alle den Stempel des Erlebten, des Selbstgeschauten. Der junge Stifter liebte es, die Wohnungen der Menschen verlassend, tagelang an den Reizen der freien Natur zu schwelgen; dem bejahrteren Manne, dem überdies starke Körperfülle und eine beständige Anlage zur Kränklichkeit anstrengendes Gehen verleideten, war das unmöglich geworden; die Natur wurde ihm allmählich fremder — das Gemach, die Wohnung wurde ihm heimisch. Darum hing er sein Herz, das früher dem Leben und Weben der Natur mit Innigkeit zugetan war, an leblosen Hausrat. Und wenn vordem die Landschaft in seinen Schriften einen hervorragenden Platz eingenommen hatte, denselben einen seltenen und ursprünglichen Reiz verleihend, so tritt jetzt die Gerätschilderung mehr in den Vordergrund. Wie früher in den Jugendwerken, schrieb Stifter nun auch im „Nachsommer" ein gutes Stück seiner eigenen Memoiren. Auf den Inspektionsreisen, die er als Schulrat zu machen gezwungen war, hatte er oft Gelegenheit, bei Schullehrern und Geistlichen von altertümlichen Geräten zu hören, die da und dort in einem dunklen, vergessenen Winkel stünden, unbeachtet, halbverfallen, seit langem ungebraucht. Er ließ sich diese Dinge zeigen und fand oft „in einem Futterkasten das herrliche Werk einer auch im Handwerk kunstsinnigen Zeit". Was von solchen Gegenständen noch hergestellt werden konnte, brachte er um jeden Preis an sich, und sein Arbeitszimmer wurde bald eine Werkstätte, in welcher er, unterstützt durch die Beihilfe eines Tischlers, den er zu feinerem Verständnis herangebildet hatte, sich emsig bemühte, die alten Formen wieder herzustellen, barbarische Anstriche und Zutaten zu beseitigen, fehlende Hölzer einzupassen und die frisch geglätteten Flächen eigenhändig zu polieren. Das dauerte oft monatelang; an einem prachtvollen, großen Schreibkasten wurde mehrere Jahre hindurch gearbeitet. Der Dichter widmet diesem seltenen Einrichtungsstücke im „Nachsommer", wo er mehrmals darauf zu sprechen kommt, eine liebevolle Beschreibung: „Es war vor allem ein Schreibschrein, welcher meine Aufmerksamkeit erregte, weil er nicht nur das größte, sondern wahrscheinlich auch das schönste Stück des Zimmers war. Vier Delphine, welche sich mit dem Unterteil ihrer Häupter auf die Erde stützten und die Leiber in gewundener Stellung emporstreckten, trugen den Körper des Schreines auf diesen gewundenen Leibern. Die Holzbelegung auf dem ganzen Schrein war durchaus eingelegte Arbeit. Ahornlaubwerk in dunklen Nußholzfeldern, umgeben von geschlungenen Bändern und geflammtem Erlenholze. Die Bänder waren wie geknitterte Seide, was daher kam,

daß sie aus kleinem, feingestreiften, vielfarbigen Rosenholze senkrecht auf die Achse eingelegt waren."

An einer anderen Stelle heißt es: „Zwei so auserlesene Stücke, wie den großen Kleiderschrein (dieser prachtvoll eingelegte Schrank befand sich ebenfalls im Besitze des Dichters) und den Schreibschrein mit den Delphinen dürfte man kaum irgendwo finden. Sie wären wert, in einem kaiserlichen Gemache zu stehen."



Adalbert Stifters Delphinschreibkasten.
Gegenwärtig in dem fürstlich Schwarzenbergschen Schlosse Frauenberg in Böhmen.

Zu jener Zeit besuchte Franz Mugerauer seinen Jugendfreund in Linz. Er traf den Dichter mit aufgestülpten Hemdärmeln und langer blauer Schürze, im Schweiße seines Angesichtes bemüht, einen alten Aufsatzkasten zu polieren. Er hatte denselben von einem Lehrer gekauft, der ihm die Versicherung gab, das Stück sei überaus alt und seit Urgroßvaters Zeiten in der Familie. Die Herrichtung des alten Einrichtungsstückes bereitete dem Dichter das größte Vergnügen, und kaum je hat Mugerauer den Freund so heiter und humorvoll gesehen.

Nach einer mir durch den oberösterreichischen Landtagsabgeordneten Herrn Karl Schachinger übermittelten Aussage der ehemaligen Magd im Stifterhause, Frau Marie Langfellner, kaufte Stifter einst in Vöcklabruck einen schönen, mit eingelegten Verzierungen ausgestatteten, altertümlichen Kasten, welcher aber sehr schadhaft war. „Stifter ließ sofort den Kunsttischler Müller aus Wien kommen und half selbst eifrig bei der Renovierung; er hatte nach der Wiederherstellung des alten Möbels eine außerordentliche Freude und belobte Müller für seine Geschicklichkeit und für seinen Eifer."

Als Konservator zog er dort, wo Privatkräfte nicht ausreichten, Staatsmittel heran, um Reste mittelalterlicher Kunst — darunter, wie schon erwähnt, den gotischen Flügelaltar in Kefermarkt — dem Verderben zu entreißen. Die mühevollen Arbeiten an diesem Altare findet man im „Nachsommer" eingehend geschildert, wie auch sonst mehrfach verschiedenartige Restaurierungsarbeiten an mittelalterlichen Kirchen zum Teile sehr ausführlich besprochen werden.

Stifter war ängstlich darauf bedacht, keine Gelegenheit zum Ankaufe guter, alter Stücke ungenützt vorübergehen zu lassen; wenn ihm die Erwerbung selbst nicht gelang, suchte er sich nach Möglichkeit der Mitwirkung befreundeter Mittelspersonen zu versichern. Interessant nach dieser Richtung ist ein auf die antiquarischen Liebhabereien Stifters bezüglicher, bisher ungedruckter Brief seiner Hand an Herrn Doktor Donberger in Wels, welcher mir von dessen Sohne bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde; dieses Schreiben lautet wie folgt:

„Lieber, theurer Freund!

Ich habe neulich einen Brief von Dir empfangen, der die herzlichsten Worte über unser Zusammensein in Wels aussprach; ich fühle mich gedrungen, Dir für Deine Güte zu danken, mit der Du das Vergnügen, das wir an jenem Abende genossen, fast allein mir zuschreibst, während es in der That etwas ganz anderes war, was uns so freute; nämlich, wenn zwei gleichgestimmte und ähnliche Geister mit einander Vergnügen haben sollen, so ist das Zusammenkommen nöthig, und lediglich dem Zusammenkommen verdanken wir jene schönen Stunden — die Grundlagen waren immer da. — —

Es wäre mir sehr lieb, wenn ich hier einen so anregenden Umgang hätte. Meine natürliche Lebhaftigkeit, und ich kann auch hinzusetzen, meine Wärme hält mich wohl über dem Wasser; aber einiges von Außen als sittlich und poetisch Erregendes hinzu wäre doch von eindringlichen und

köstlichen Folgen. Ich bin in dieser Hinsicht fast nur auf Bücher beschränkt.

Daß Du Dich noch um meinen Kauf des alten Kastens annimmst, danke ich Dir ebenfalls. Es ist fast ein lächerlicher Gedanke, daß ein ernsthafter deutscher Autor und Schulrath und ein ernsthafter deutscher Doktor der Medizin sich um ein dem Zerfalle entgegengehendes altdeutsches Geräthe im Ernste Mühe geben, und noch lächerlicher ist es, daß der Autor so viel Geld für dieses Geräthe hergeben will. Nicht als ob der Kasten nicht schön wäre, er ist schön; aber auch ein schönes Ding hat die Grenzen seines Preises, und ich weiß es recht gut, daß mein Angebot über den Werth des Kastens hinausgeht; aber es thut nichts, ich mache meiner Frau das Vergnügen, die nicht die Hälfte für den Kasten gäbe, wenn er noch schöner, aber ganz neu wäre. Es ist einmal so. Sie hat keine Kinder und sonst keine Unterhaltung. Da schleppt sie mir auch die ältesten, abenteuerlichsten, verschollensten und schiefmäuligsten Porzellanschalen zusammen, von denen sie erst den hundertjährigen Staub abwaschen muß, daß dann eine altmodische, gespreizte Blume zum Vorschein kommt. Nach unserem Tode wird bei unserer Lizitation ein schrekliches Gelächter sein. Da haben wir einen Tisch, der hat lauter kröpfige Füße; wären die Füße nicht so kröpfig und alt, sondern schön und neu, so hätte die Frau an dem Tisch keine Freude. Doch genug von diesem Stoffe. Die Frau in Wels sollte froh sein, daß ein solcher Narr über ihren Kasten gekommen ist; ein Kasten ist doch nur ein Kasten, etwas anderes wäre es, wenn es ein Bild wäre, in welchem ein verborgener Werth steken könnte, den sie nicht kennt. Aber einen Kasten kennt jedermann, und den mutmaßlichen Werth kann jedermann beurtheilen.

Ungefähr um neu Jahr komme ich wieder nach Wels, und werde absichtlich auf der Hin- und Rükreise in Wels übernachten, daß wir wieder eine kleine Plauderei halten können.

Ich hoffe, Du wirst nicht eifersüchtig sein, wenn ich auch das Verlangen trage, Deine Frau kennen zu lernen, der ich hiemit meinen ehrfurchtsvollen Handkuß überschike.

Kommst Du nach Linz, besuche mich!

Ich lege alles bei Seite und stehe Dir zu Gebote.

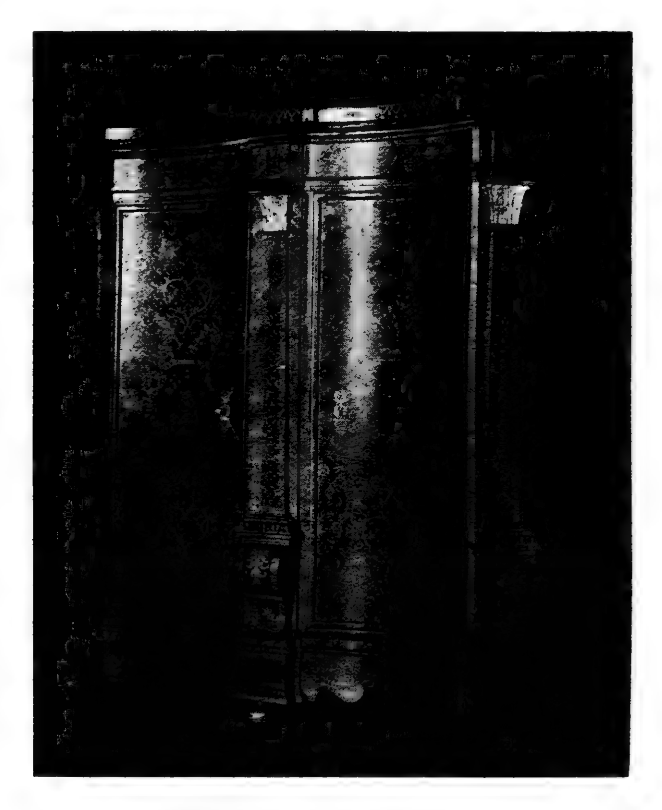
Lebe wohl, sei tausendmal gegrüßt

von Deinem aufrichtigen, alten Freunde

Adalbert Stifter.

Linz, 7. Dezember 1850."

Die Vorliebe für altertümliche Geräte, welche sich in diesem Briefe ausspricht, behielt Stifter bis zu seinem Lebensende; in einem bisher nicht veröffentlichten Schreiben, das der Dichter im Dezember 1861 von Burghausen aus an seine Gattin richtete, finden sich bezüglich des Ankaufes eines Schreibkastens ebenfalls eingehende Erörterungen; ich führe die bemerkenswertesten Stellen des erwähnten Schreibens hier an:



Adalbert Stifters Intarsienschrank.
Gegenwärtig in dem fürstlich Schwarzenbergschen Schlosse Frauenberg in Böhmen.

„Es war ganz heiter und kalt.

Nach zwölf Uhr sah ich die Stadt Burghausen vor mir. Eine seltsame Stadt. Lange, alterthümliche, festungsartige Mauerwerke, hie und da ein viereckiger Thurm, ein runder Thurm, am linken Ende ein altes Schloß, von einer Kirche nur sehr wenig Kapellenartiges mit einem kapellenartigen

Thürmchen. — Nun, es wird doch in diesen Mauerstüken eine Unterkunft zu finden sein, dachte ich. Sie lagen gerade vor mir. Da machte der Weg eine Wendung nach rechts, dann wieder eine nach links, dann stand eine Tafel, auf der zu lesen war, daß der Radschuh eingelegt werden müsse. Der Kutscher legte nicht nur den Radschuh ein, sondern bremste auch die zwei Hinterräder. Wirklich begann der Weg sanft abwärts zu gehen.

Da sah ich ein neues Wunder. Auf dem Felde stand eine Kuppel, wie sie sonst auf großen Thürmen sind, mit einem tüchtigen Thurmkreuze, als wäre ein Kathedralthurm bis auf die Kuppel in die Erde gesunken. Die Straße fing jezt an, steiler abwärts zu gehen. Plözlich löste sich das Räthsel. Wir kamen ein wenig vorwärts, und zu unseren Füßen lag eine Schlucht und in derselben die Stadt. Was ich früher gesehen hatte, war das alte Schloß und die alte Festung gewesen, die auf einer langen Bergzunge in allerlei Gebäuden oberhalb der Stadt hinging. Jezt sah ich allerdings eine große Kirche und einen großen Thurm, auf dem die Kuppel statt auf dem Felde saß. Zwischen mir und der Stadt war in der Schlucht auch noch der Salzachfluß. Die Stadt aber sah nicht anders aus, als wäre sie aus einem altdeutschen Gemälde herausgeschnitten und hiehergestellt worden. Ach, daß die Frau nicht da ist, ach, daß die Frau nicht da ist, dachte ich unaufhörlich. Wir fuhren indes eine furchtbar steile Leithe hinunter bis zur Brüke. Auf der Brüke ging eine Schaar Mädchen herüber, alle gleich gekleidet, alle mit einem rothen Scheine um das Haupt, hinter ihnen zwei Nonnen. Es waren Zöglinge englischer Fräulein. Wenn nun auch ein geharnischter Ritter gekommen wäre, so hätte ich mich nicht gewundert. Mir fiel nun ein, was ich vor gar nicht langer Zeit gelesen hatte, daß Burghausen, da Bayern noch in mehrere Herzogthümer getheilt war, nicht selten die Residenz eines bayrischen Herzoges war, ja daß einmal einer hier seine Schäze versperrt hatte, und ein anderer hier seine Gemahlin gleichsam gefangen hielt.

Wir fuhren von der Brüke durch einen Schlauch (Gasse kann ich das nicht nennen) auf den Plaz, der ziemlich groß ist. — — Nach dem Essen ging ich auf den Plaz, um die Häuser anzuschauen.

Ein schmales, sehr seltsames zog mich sogleich an. Ich trat näher. Es hatte große, rosenfarbene Verzierungen auf grauem Grunde. Über dem Thore stand: „Zotz, Tändler". Ich ging sogleich in den ersten Stok hinauf. Der Tändler Zotz ist auch Schneider und, wie er mir später sagte, Hochzeitbitter. Er hatte nichts; aber er sagte: „Gehen Sie dem Wasser entgegen durch die ganze Stadt, dann am Kirchhofe vorbei bis nach Heiligenkreuz. Außerhalb des Wirthshauses ist rechts eine Sandgrube, da gehen Sie

rechts durch das Gebüsch hinauf, oben ist ein steinernes Kreuz, da wieder rechts, dann wieder rechts, da stehen drei Bauernhäuser. Gehen Sie in das schönste zum Eßerbauer, der hat einen Schreibkasten, welcher in einem Fürstenzimmer stehen kann." Ich ging nun dahin und war nach Dreiviertelstunden beim Eßerbauer und beim Kasten. Da stand ich nun. Weil Du nicht mit bist, weiß ich nicht, ob ich ihn kaufen soll oder nicht. Er ist nicht so schön, daß ich ohne weiteres zugreifen müßte, und doch wieder so schön, daß er sehr reizt. Die Formen sind edel und nicht gewöhnlich. Er ist aus außerordentlich schönem Nußholze mit Zwetschkenbändern und Ahornfäden. Er ist bedeutend kleiner als der Delphinschreibkasten. Mehrere Bestandtheile an ihm sind falsch. Er wurde um fünf Karlin geboten, das ist fünfundfünfzig bayrische Gulden, oder mit dem Agio sechsundsechzig Gulden vierzig Kreuzer österreichischer Währung. — Fünfzig Gulden kostet gewiß das Herrichten. Der Transport wäre leicht. Von hier ginge er auf einem Schiffe nach Passau, und von Passau auf einem Schiffe nach Linz. Wenn er Dir gefiele, so wäre es leicht. Er ist viel schöner als das Fach, was Götz unlängst zu uns brachte. Gebe ich dem Bauer ein Darangeld, und der Bauernhof brennt unterdessen ab, so brennt der Kasten mir zusammen und das Geld ist hin, und ihn zu zahlen, so viel habe ich nicht hier. Da ich nun so in Zweifeln bin, wie wirst Du erst zweifeln, wenn Du diesen Brief erhältst ...."

Aus diesem Schreiben geht ebenso wie aus jenem an Dr. Donberger in Wels hervor, in wie hohem Grade Frau Stifter die Wünsche und Liebhabereien ihres Mannes zu ihren eigenen gemacht hatte; wir können aber aus denselben auch entnehmen, daß die zahlreichen, altertümliche Geräte betreffenden Stellen im „Nachsommer" nur darum so umfangreich geraten sind, weil es für den Dichter ein Herzensbedürfnis war, sich über die Gegenstände seiner hauptsächlichsten Neigung mit jener Gründlichkeit auszusprechen, die ihm auch im persönlichen Verkehre eigen gewesen ist, und die umso stärker hervortrat, je tiefer sein Wesen von einer Sache ergriffen wurde.

Zwischen den Kunstgesprächen, den Vorträgen über Ackerbau und Blumenzucht und den Betrachtungen über Welt und Leben zieht sich, manchmal auf lange Strecken fast völlig verdeckt, der dünne Faden der Erzählung in zarten Windungen hin.

Nachdem Heinrich während eines mehrtägigen Aufenthaltes die Besitzungen seines neuen, würdigen Freundes in allen Teilen kennen gelernt hat, verläßt er, zu einer öfteren Wiederholung des Besuches eingeladen,

dankerfüllt das gastliche Haus, reist noch eine Zeit im Gebirge umher und kehrt im Spätherbst zu den Seinen zurück. Durch Zufall erfährt er später, daß der Besitzer des Rosenhauses der alte Freiherr von Risach ist, ein Mann von bedeutender Vergangenheit, der vordem im Staate eine der höchsten Stellen bekleidet hatte. Sehr bezeichnend für die Beamtenlaufbahn Stifters und die Ansichten, welche er sich während seiner dienstlichen Verwendung gebildet hatte, ist es nun, was er den erfahrenen Staatsmann über das Wesen des öffentlichen Dienstes sagen läßt: „Der Staatsdienst oder der Dienst des allgemeinen Wesens überhaupt, wie er sich bis heute entwickelt hat, umfaßt eine große Zahl von Personen. Zu diesem Dienste wird auch von den Gesetzen eine gewisse Ausbildung und ein gewisser Stufengang in Erlangung dieser Ausbildung gefordert und muß gefordert werden. Aus der Zahl derer, welche mit gutem Erfolge den vorgeschriebenen Bildungsweg zurückgelegt haben, wählt der Staat seine Diener und muß sie im ganzen daraus wählen. Es ist wohl kein Zweifel, daß auch außerhalb dieses Kreises Männer von Begabung für den Staatsdienst sind, von großer Begabung, ja von außerordentlicher Begabung; aber der Staat kann sie, jene ungewöhnlichen Fälle abgerechnet, wo ihre Begabung durch besondere Zufälle zur Erscheinung gelangt, nicht wählen, weil er sie nicht kennt. Wie nun diejenigen, welche die Vorbereitungsjahre zurückgelegt haben, beschaffen sind, so muß sie der Staat nehmen. Oft sind selbst große Begabungen in größerer Zahl darunter, oft sind sie in geringerer, oft ist im Durchschnitte nur Gewöhnlichkeit vorhanden. Auf diese Beschaffenheit seines Personenstoffes mußte nun der Staat die Einrichtung seines Dienstes gründen. Der Sachstoff dieses Dienstes mußte eine Fassung bekommen, die es möglich macht, daß die zur Erreichung des Staatszweckes nötigen Geschäfte fortgehen und keinen Abbruch und keine wesentliche Schwächung erleiden, wenn bessere oder geringere einzelne Kräfte abwechselnd auf die einzelnen Stellen gelangen, in denen sie tätig sind.

Es ist nun einleuchtend, daß die Fassung des Dienstes eine strenge sein muß, daß es nicht erlaubt sein könne, daß ein Einzelner den Dienstesinhalt in einer anderen Fassung als in der vorgeschriebenen anstrebe, ja daß sogar mit Rücksicht auf die Zusammenhaltung des Ganzen ein Einzelnes minder gut verrichtet werden muß, als man es, von seinem Standpunkte allein betrachtet, tun könnte. Die Eignung zum Staatsdienste von Seite des Gemütes, abgesehen von den anderen Fähigkeiten, besteht nun auch in wesentlichen Teilen darin, daß man entweder das Einzelne mit Eifer zu tun imstande ist, ohne dessen Zusammenhang mit dem großen

Ganzen zu kennen, oder daß man Scharfsinn genug hat, den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zum Wohle und Zwecke des Allgemeinen einzusehen, und daß man dann dieses Einzelne mit Lust und Begeisterung vollführt. Das letztere tut der eigentliche Staatsmann, das erste der sogenannte gute Staatsdiener. Ich war keins von beiden. Ich hatte von Kindheit an, freilich ohne es damals oder in den Jugendjahren zu wissen, zwei Eigenschaften, die dem Gesagten geradezu entgegenstanden. Ich war erstens gerne der Herr meiner Handlungen. Das hinderte aber nicht, daß ich dort, wo mir ein Fremdes, durch Gründe und hohe Triebfedern unterstützt, gegeben wurde, dasselbe als mein Eigenes aufnahm und mit der tiefsten Begeisterung durchführte. Eine zweite Eigenschaft von mir war, daß ich sehr gerne die Erfolge meiner Handlungen abgesondert von jedem Fremdartigen vor mir haben wollte, um klar den Zusammenhang des Gewollten und Gewirkten überschauen und mein Tun für die Zukunft regeln zu können. Eine Handlung, die nur gesetzt wird, um einer Vorschrift zu genügen, oder eine Fassung zu vollenden, konnte mir Pein erregen. Daraus folgte, daß ich Taten, deren letzter Zweck ferne lag oder mir nicht deutlich war, nur lässig zu vollführen geneigt war, während ich Handlungen, wenn ihr Ziel auch sehr schwer und nur durch viele Mittelglieder zu erreichen war, mit Eifer und Lust zu Ende führte, sobald ich mir nur den Hauptzweck und die Mittelzwecke deutlich machen und mir aneignen konnte. — Wie tief mein Wesen litt, wenn ich in Arten des Handelns, die seiner Natur entgegengesetzt sind, begriffen war, das kann ich kaum ausdrücken. Mir fiel in jener Zeit immer und unabweislich die Vergleichung ein, wenn etwas, das Flossen hat, fliegen, und etwas, das Flügel hat, schwimmen muß . . . ." Zweifellos hat Stifter mit diesen trefflichen Worten seine eigenen Empfindungen ausgedrückt.

Im nächsten Frühling besucht Heinrich das Rosenhaus aufs neue, verweilt einige Zeit dort, lernt Gustav, seines Gastfreundes Pflegesohn, kennen, und verspricht, zur Rosenblüte wiederzukehren. Das geschieht denn auch, und er findet im Asperhofe Natalie, Gustavs Schwester, und Mathilde, die Mutter der beiden. Nataliens Schönheit und ihr hoher Geist machen einen tiefen Eindruck auf ihn, er verbirgt jedoch sein Gefühl sorgsam in seiner Brust, lebt ruhig an ihrer Seite die Zeit der Rosenblüte hindurch, sieht sie scheiden, fährt darauf mit Gustav, seinem Gastfreunde und Eustach nach dem Sternenhofe, Mathildens benachbarten Landsitz, und reist wieder fort, das süße Bild der Geliebten im treuen Herzen tragend.

Mit dem Beginne des nächsten Frühlings tritt er abermals seine der Naturforschung und der Bildung seines eigenen Geistes gewidmeten Aus-

flüge an, gelangt später in den Asperhof, sieht Natalie wieder, und zeichnet sodann einsam die altertümlichen Geräte des Rosenhauses und des Sternenhofes, während Natalie und Mathilde mit dem Gastfreunde eine kleine Reise unternehmen. Darauf scheidet Heinrich aufs neue, ohne auch nur mit einem einzigen Blick seine Liebe zu verraten, geht ins Gebirge und kehrt im spätesten Herbste noch einmal ins Rosenhaus, bald darauf aber in die Stadt zurück. So besucht Heinrich das Rosenhaus das vierte, das fünfte und das sechste Mal, sich stets mehr die Achtung seines Gastfreundes, die Zuneigung der Frauen und die Liebe Gustavs erringend.




Das Haus „Zum Sommer“ in Oberplan.

Er sammelt Erfahrungen auf dem Gebiete der Feld- und Waldkultur, gewinnt Einblick in das Verhältnis des Menschen zur Pflanzen- und Tierwelt, und wird endlich, durch die vorangegangenen Erkenntnisse des inneren Zusammenhanges der alltäglichen Erscheinungen gehörig vorbereitet, von dem geistig überaus hochstehenden Freiherrn zur Verehrung und zum Verständnisse von Kunst und Wissenschaft herangezogen. Allmählich gelingt es ihm, die tiefsinnigen Betrachtungen, welchen er willfährigen Sinnes lauscht, in ihrer vollen Bedeutung nachzuempfinden: „Es sind in der Kunst viele Anfänge gemacht worden. Wenn man die Werke betrachtet, die uns aus sehr alten Zeiten überliefert worden sind, so sieht man, daß die Menschen in der Erschaffung einer Schöpfung, die der des göttlichen Schöpfers ähnlich sein soll — und das ist ja die Kunst, sie nimmt Teile, größere oder kleinere, der Schöpfung und ahmt sie nach —

immer in Anfängen geblieben sind; sie sind gewissermaßen Kinder, die nachäffen. Wer hat noch erst nur einen Grashalm so treu gemacht, wie sie auf der Wiese zu Millionen wachsen, wer hat einen Stein, eine Wolke, ein Wasser, ein Gebirge, die gelenkige Schönheit der Tiere, die Pracht der menschlichen Glieder nachgebildet, daß sie nicht hinter den Urbildern wie schattenhafte Wesen stehen, und wer hat erst die Unendlichkeit des Geistes darzustellen gewußt, die schon in der Endlichkeit einzelner Dinge liegt, in einem Sturme, im Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde mit ihren Winden, Wolkenzügen, in dem Erdballe selber, und dann in der Unendlichkeit des Alls? Oder wer hat nur diesen Geist zu fassen gewußt? Einige Völker sind sinniger und inniger geworden, andere haben ins größere und weitere gearbeitet, wieder andere haben den Umriß mit keuscher und reiner Seele aufgenommen, und andere sind schlicht und einfältig gewesen. Nicht ein Einzelnes von diesen ist die Kunst, alles zusammen ist die Kunst, was dagewesen ist und was noch kommen wird. Was wir in der Kunst bewundern, ist, daß der Geist eines Menschen, uns gleichsam sinnlich greifbar, ein Gegenstand unserer Liebe und Verehrung, wenn auch fehlerhaft, doch dem etwas nachgeschaffen hat, den wir in unserer Vernunft zu fassen streben, den wir nicht in den beschränkten Kreis unserer Liebe ziehen können und vor dem die Schauer der Anbetung und Demütigung in Anbetracht seiner Majestät immer größer werden, je näher wir ihn erkennen. Darum ist die Kunst ein Zweig der Religion, und darum hat sie ihre schönsten Tage bei allen Völkern im Dienste der Religion zugebracht. Wie weit sie es in dem Nachschaffen bringen kann, vermag niemand zu wissen. Was wäre aber die Kunst, wenn die Erhebung zu dem Göttlichen so leicht wäre, wie groß oder klein auch die Stufe der Erhebung sei, daß sie vielen ohne innere Größe und ohne Sammlung dieser Größe bis zum sichtlichen Zeichen gelänge? Das Göttliche müßte nicht so groß sein, und die Kunst würde uns nicht so entzücken. Darum ist auch die Kunst so groß, weil es noch unzählige Erhebungen zum Göttlichen gibt, ohne daß sie den Kunstausdruck finden, Ergebung, Pflichttreue, das Gebet, Reinheit des Wandels, woran wir uns auch erfreuen, ja woran die Freude den höchsten Gipfel erreichen kann, ohne daß sie doch Kunstgefühl wird. Sie kann etwas Höheres sein, sie wird als Höchstes dem Unendlichen gegenüber sogar Anbetung, und ist daher ernster und strenger als das Kunstgefühl, hat aber nicht das Holde des Reizes desselben. Daher ist die Kunst nur möglich in einer gewissen Beschränkung, in der die Annäherung zu dem Göttlichen von dem Banne der Sinne umringt ist und gerade ihren Ausdruck in den Sinnen findet.

Darum hat nur der Mensch allein die Kunst und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Äußerungen derselben auch wechseln mögen. Es wäre des höchsten Wunsches würdig, wenn nach Abschluß des Menschlichen ein Geist die gesamte Kunst des menschlichen Geschlechtes von ihrem Entstehen bis zu ihrem Vergehen zusammenfassen und überschauen dürfte."

Unter der Einwirkung so gehaltvoller Betrachtungen reift Heinrich, durch gesunde und gediegene Anlagen vor Abirrungen geschützt, und schon vom Elternhause her im Sinne von Rechtlichkeit, Ordnung und einer höheren Lebensauffassung erzogen, im Verkehre mit gemütreichen und bedeutenden Menschen zu stetig wachsender, seelischer Vervollkommnung heran. Mittlerweile gräbt sich auch das Bild Nataliens immer tiefer und unauslöschlicher in sein Herz ein, und er sucht ihrer würdig zu werden. Er hatte schon früher bemerkt, daß Mathilde an dem Freiherrn mit einer warmen, aber maßvollen Innigkeit hänge, dem eigentlichen Charakter des Verhältnisses der beiden zu einander jedoch nicht nachgeforscht. In einem Spätherbste kommt er wieder in das Rosenhaus, ohne jedoch seinen Gastfreund anzutreffen, da dieser mit Gustav verreist ist; er besucht hierauf die Besitzung Mathildens, und findet dort endlich in einer stillen Felsengrotte die Gelegenheit, Natalien seine Liebe zu gestehen. Sie erwidert seine Zuneigung, und der Liebenden Bund ist für ewig geschlossen. Die Angehörigen beider Teile freuen sich über die Verbindung der reinen Herzen und der Verkehr aller Personen gewinnt durch die Liebe des jungen Paares an Innigkeit. Heinrich unternimmt nun mit seinem Vater und darauf mit Klotilden, seiner Schwester, eine kleine Reise ins Gebirge, später allein noch die Besteigung eines Gletschers und stattet im Rosenhause seinen Winterbesuch ab. Nun eröffnet ihm der Freiherr einen Einblick in seine und Mathildens Vergangenheit durch die Mitteilung der Vorgeschichte seines Nachsommers. Das Verhältnis dieser beiden vortrefflichen Menschen ist in den Hauptzügen der Jugendgeschichte Stifters nachgebildet.

Der Freiherr war in einem Dorfe im Hinterwalde zur Welt gekommen, dessen Kirchenglocken ihm das Anmutigste und Lieblichste däuchten, „was es nur auf Erden geben kann". (Erinnerung an Oberplan.) Sein Vater trieb einen Handel mit Flachs und Linnen und war einer der angesehensten Bürger. Nachdem derselbe aber eines plötzlichen Todes gestorben war, verfiel das Vermögen, welches er sich errungen hatte, und der Junge kam in eine entfernte Lehranstalt, wo er sich durch Erteilung von Privatunterricht forthelfen mußte. Nach Beendigung seiner Vorstudien

fuhr er mit anderen Studenten auf einem Schiffe der großen Stadt zu, um sich dort der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen und seine Lieblingswissenschaften, Mathematik und Naturlehre, zu betreiben. Da er sich durch freundliches Benehmen und gediegenen Ernst allenthalben beliebt gemacht hatte, wurde er in höhere Kreise gezogen und endlich mit der Erziehung zweier Kinder vornehmer Abkunft, eines Knaben und eines Mädchens, betraut. Das Mädchen hieß Mathilde, war „feiner als die Rosen an dem Gartenhause" ihrer Eltern, bescheiden, klug, anmutig und den Spielen der Jugend abhold. Auf Spaziergängen, wobei man die jungen Leute immer allein ließ, entstand allmählich eine süße Traulichkeit zwischen Lehrer und Schülerin, wie das so häufig geschieht, wenn „das Mädchen lernbegierig und der Jüngling lehrhaft" ist. Die Szenen, die sich daraus entwickeln, sind von so außerordentlicher, unübertrefflicher Schönheit der Schilderung, daß es gestattet sein möge, des Freiherrn eigene Worte folgen zu lassen:

„Eines Tages Nachmittags standen wir drei (Risach, Mathilde und der Knabe Alfred) an dem Ausgange des langen Laubenweges, der mit Reben bekleidet ist und zu dem Obstgarten führt. Mathilde und ich standen ganz allein an der Mündung des Laubganges, Alfred war unter den Bäumen damit beschäftigt gewesen, einige Täfelchen, die an den Stämmen hingen und schmutzig geworden waren, zu reinigen, dann las er abgefallenes, halbreifes Obst zusammen, legte es in Häufchen und sonderte das bessere von dem schlechteren ab. Ich sagte zu Mathilden, daß der Sommer nun bald zu Ende sei, daß die Tage mit immer größerer Schnelligkeit kürzer werden, daß bald die Abende kühl sein würden, daß dann dieses Laub sich gelb färben, daß man die Trauben ablesen, und endlich in die Stadt zurückkehren würde. Sie fragte mich, ob ich denn nicht gerne in die Stadt gehe.

Ich sagte, daß ich nicht gerne gehe, daß es hier gar so schön sei, und daß es mir vorkomme, in der Stadt werde alles anders werden.

Es ist wirklich sehr schön, antwortete sie, hier sind wir alle viel mehr beisammen, in der Stadt kommen Fremde dazwischen, man wird getrennt, und es ist, als wäre man in eine andere Ortschaft gereist. Es ist doch das größte Glück, jemanden recht zu lieben.

Ich habe keinen Vater, keine Mutter und keine Geschwister mehr, erwiderte ich, und ich weiß daher nicht, wie es ist.

Man liebt den Vater, die Mutter, die Geschwister, sagte sie, und andere Leute.

Mathilde, liebst Du denn auch mich? erwiderte ich.

Ich hatte sie nie Du genannt, ich wußte auch nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, es war, als wären sie mir durch eine fremde Macht hineingelegt worden. Kaum hatte ich sie gesagt, so rief sie: Gustav, Gustav, so außerordentlich, wie es gar nicht auszusprechen ist.

Mir brachen die heftigsten Tränen hervor.

Da flog sie auf mich zu, drückte die sanften Lippen auf meinen Mund, und schlang die jungen Arme um meinen Nacken.

Ich umfaßte sie auch, und drückte die schlanke Gestalt so heftig an mich, daß ich meinte, sie nicht loslassen zu können. Sie zitterte in meinen Armen und seufzte.

Von jetzt an war mir in der ganzen Welt nichts teurer, als dieses süße Kind.

Als wir uns losgelassen hatten, als sie vor mir stand, erglühend in unsäglicher Scham, gestreift von den Lichtern und Schatten des Weinlaubes, und als sich, da sie den süßen Atem zog, ihr Busen hob und senkte: war ich wie bezaubert, kein Kind stand mehr vor mir, sondern eine vollendete Jungfrau, der ich Ehrfurcht schuldig war. Ich fühlte mich beklommen.

Nach einer Weile sagte ich: Teure, teure Mathilde.

Mein teurer, teurer Gustav, antwortete sie.

Ich reichte ihr die Hand und sagte: Auf immer, Mathilde.

Auf ewig, antwortete sie, indem sie meine Hand faßte.

In diesem Augenblicke kam Alfred auf uns herzu. Er bemerkte nichts ....

Die große Erregung hatte sich ein wenig gelegt, und wir gingen in das Haus. Ich ging aber nicht mit Mathilden zu ihrer Mutter, wie ich sonst immer getan hatte, sondern, nachdem ich Alfred in sein Zimmer geschickt hatte, schweifte ich durch die Büsche herum und ging immer wieder auf den Platz, von welchem ich die Fenster sehen konnte, innerhalb welcher die teuerste aller Gestalten verweilte. Ich meinte, ich müsse sie durch mein Sehnen zu mir herausziehen können. Es war erst ein Augenblick, seit wir uns getrennt hatten, und mir erschien es so lange. Ich glaubte, ohne sie nicht bestehen zu können, ich glaubte, jede Zeit sei ein verlorenes Gut, in welcher ich das holde, schlanke Mädchen nicht an mein Herz drückte. Ich hatte früher nie irgend ein Mädchen bei der Hand gefaßt als meine Schwester, ich hatte nie mit einem ein liebes Wort geredet oder einen freundlichen Blick gewechselt. Dieses Gefühl war jetzt wie ein Sturmwind über mich gekommen. Ich glaubte sie durch die Mauern in ihrem Zimmer gehen sehen zu müssen mit dem langen, kornblumenblauen Kleide, mit den

glanzvollen Augen und dem rosenherrlichen Munde. Es bewegte sich der Fenstervorhang; aber sie war nicht an demselben; es schimmerte an dem Glase, wie von einem rosigen Angesichte; aber es war nur ein schiefes Hereinleuchten der beginnenden Abendröte gewesen. Ich ging wieder durch die Büsche, ich ging durch den Weinlaubengang in den Obstgarten; der Weinlaubengang war mir jetzt ein fremdwichtiges Ding, wie ein Palast aus dem fernsten Morgenlande.

Ich ging durch das Haselnußgebüsch zu dem Rosenhause, es war, als blühten und glühten alle Rosen um das Haus, obwohl nur die grünen Blätter und die Ranken um dasselbe waren. Ich ging wieder zu unserem Wohnhause zurück und ging auf den Platz, von dem ich Mathildens Fenster sehen mußte. Sie beugte sich aus einem heraus, und suchte mit den Augen. Als sie mich erblickt hatte, fuhr sie zurück. Auch mir war es gewesen, da ich die holde Gestalt sah, als hätte mich ein Wetterstrahl getroffen. Ich ging wieder in die Büsche. Es waren Flieder in jener Gegend, die eine Strecke Rasen säumten, und in ihrer Mitte eine Bank hatten, um im Schatten ruhen zu können. Zu dieser Bank ging ich immer wieder zurück. Dann ging ich wieder auf ein Fleckchen Rasen und sah gegen die Fenster. Sie beugte sich wieder heraus. Dies taten wir ungezählte Male, bis der Flieder in dem Rot der Abendröte schwamm, und die Fenster wie Rubinen glänzten. Es war zauberhaft, ein süßes Geheimnis miteinander zu haben, sich seiner bewußt zu sein, und es als Glut im Herzen zu hegen. Ich trug es entzückt in meine Wohnung.

Ich schlief in der ganzen Nacht kaum einige Augenblicke. Ich freute mich schon auf den Morgen, an dem ich sie wieder sehen würde. Wir trafen alle in dem Speisesaale zu dem Frühmahle zusammen.

Ein Blick, ein leichtes Erröten sagte alles, sie sagten, daß wir uns besaßen, und daß wir es wußten. Den ganzen Morgen brachte ich mit Alfred im eifrigen Lernen zu. Gegen Mittag, als Gräser und Laubblätter getrocknet waren, gingen wir in den Garten. Mathilde flog mit einem Buche, in dem sie eben gelesen hatte, aus dem Hause, sie eilte auf uns zu, und wir tauschten den Blick der Einigung. Sie sah mich innig an, und ich fühlte, wie meine Empfindung aus meinen Augen strömte. Wir gingen durch den Blumengarten und durch den Gemüsegarten auf den Weinlaubengang zu. Es war, als hätten wir uns verabredet, dorthin zu gehen. Mathilde und ich sprachen gewöhnliche Dinge, und in den gewöhnlichen Dingen lag ein Sinn, den wir verstanden. Sie gab mir ein Weinblatt, und ich verbarg das Weinblatt an meinem Herzen. Ich reichte ihr ein Blümchen, und sie steckte das Blümchen in ihren Busen. Ich nahm ihr

das Papierstreifchen, welches als Merkmal in ihrem Buche steckte, und behielt es bei mir. Sie wollte es wieder haben, ich gab es nicht, und sie lächelte und ließ es mir. Wir kamen in das Haselgebüsch, durchstreiften es und traten vor die Rosen des Gartenhauses. Sie nahm einige welke Blätter ab, und reinigte dadurch den Zweig. Ich tat das nämliche mit dem Nachbarzweige. Sie gab mir ein grünes Rosenblatt, ich knickte einen zarten Zweig und gab ihr denselben. Sie wendete sich einen Augenblick ab, und da sie sich wieder uns zugewandt, hatte sie den Rosenzweig bei sich verborgen. Wir gingen in das Gartenhaus, sie stand an dem Tische, und stützte sich mit ihrer Hand auf die Platte desselben. Ich legte meine Hand auch auf die Platte, und nach einigen Augenblicken hatten sich unsere Finger berührt.

Sie stand wie eine feurige Flamme da, und mein ganzes Wesen zitterte. Im vorigen Sommer hatte ich ihr oft die Hand gereicht, um ihr über eine schwierige Stelle zu helfen, um sie auf einem schwanken Stege zu stützen, oder sie auf schmalem Pfade zu geleiten. Jetzt fürchteten wir, uns die Hände zu geben, und die Berührung war von der größten Wirkung. — Wir gingen wieder in das Haus, und wir gingen, ehe wir zu dem Mittagessen gerufen wurden, zu der Mutter. Nachmittag war kein Spaziergang. Die Eltern gingen nicht, und ich schlug Alfred und Mathilden keinen vor. Ich nahm ein Buch eines Lieblingsdichters, las sehr lange, und feurige Tränen, wie heiße Tropfen, kamen öfter in meine Augen. Gegen den Abend spielte Mathilde in dem Zimmer der Mutter auf dem Klaviere sehr ernst, sehr schön und sehr ergreifend.

Es begann nun eine merkwürdige Zeit. In meinem und Mathildens Leben war ein Wendepunkt eingetreten. Wir hatten uns nicht verabredet, daß wir unsere Gefühle geheim halten wollen; dennoch hielten wir sie geheim, wir hielten sie geheim vor dem Vater, vor der Mutter, vor Alfred und vor allen Menschen. Nur in Zeichen, die sich von selber gaben, und in Worten, die nur uns verständlich waren, und die wie von selber auf die Lippen kamen, machten sie wir uns gegenseitig kund. Tausend Fäden fanden sich, an denen unsere Seelen zu einander hin und her gehen konnten, und wenn wir in dem Besitze von diesen tausend Fäden waren, so fanden sich wieder tausend und mehrten sich immer. Die Lüfte, die Gräser, die späten Blumen der Herbstwiese, die Früchte, der Ruf der Vögel, die Worte eines Buches, der Klang der Saiten, selbst das Schweigen waren unsere Boten. Und je tiefer sich das Gefühl verbergen mußte, desto gewaltiger war es, desto drängender loderte es in dem Inneren.

Auf Spaziergänge gingen wir drei, Mathilde, Alfred und ich, jetzt weniger als sonst; es war, als scheuten wir uns vor der Anregung. Die Mutter reichte oft den Sommerhut und munterte auf. Das war dann ein großes, ein namenloses Glück. Die ganze Welt schwamm vor den Blicken, wir gingen Seite an Seite, unsere Seelen waren verbunden, der Himmel, die Wolken, die Berge lächelten uns an, unsere Worte konnten wir hören, und wenn wir nicht sprachen, so konnten wir unsere Tritte vernehmen, und wenn auch das nicht war, oder wenn wir stille standen, so wußten wir, daß wir uns besaßen, der Besitz war ein unermeßlicher, und wenn wir nach Hause kamen, war es, als sei er noch um ein Unsägliches vermehrt worden. Wenn wir in dem Hause waren, so wurde ein Buch gereicht, in dem unsere Gefühle standen, und das andere erkannte die Gefühle, oder es wurden sprechende Musiktöne hervorgesucht, oder es wurden Blumen in den Fenstern zusammengestellt, welche von unserer Vergangenheit redeten, die so kurz und doch so lang war. Wenn wir durch den Garten gingen, wenn Alfred um einen Busch bog, wenn er in dem Gange des Weinlaubes vor uns lief, wenn er früher aus dem Haselgebüsche war als wir, wenn er uns in dem Inneren des Gartenhauses allein ließ, konnten wir uns mit den Fingern berühren, konnten uns die Hand reichen, oder konnten gar Herz an Herz fliegen, uns einen Augenblick halten, die heißen Lippen an einander drücken und die Worte stammeln: Mathilde, Dein auf immer und auf ewig, nur Dein allein, und nur Dein, nur Dein allein!

O ewig Dein, ewig, ewig, Gustav, Dein, nur Dein, und nur Dein allein!

Diese Augenblicke waren die allerglückseligsten.

So war der tiefe Herbst gekommen. Wir hatten in dem Reste des Sommers ein äußeres nicht vermißt. Mathilde und Alfred hatten immer weniger verlangt, in die Nachbarschaft zu fahren, und so war es gekommen, daß auch die Eltern weniger fuhren, und daß auch Fremde weniger zu uns kamen. Wenn sie aber da waren, wenn auch Alfred an den Spielen und Ergötzungen der Kinder teilnahm, so war Mathilde doch teilnahmsloser als je. Sie hielt sich ferne, wie eine, die nicht hieher gehört. Auch in ihrem körperlichen Wesen war in dieser kurzen Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Sie war stärker geworden, ihre Wangen waren purpurner, ihre Augen glänzender geworden. Der späte Herbst war endlich dem Beginne des Winters gewichen; wir gingen in die Stadt . . . .

Die Eltern Mathildens fingen nun an, sie in vorzüglichere Stoffe zu kleiden, als sie bisher getan hatten, und wenn sie mit edlen Gewändern angetan vor mir stand, kam sie mir ferner und näher, fremder und angehöriger vor als sonst.

Eines Tages, als ich über die Treppe unseres Hauses, welches nur von unserer Familie allein bewohnt wurde, herabging, um einen Freund zu besuchen, begegnete mir Mathilde. Sie war mit der Mutter an das Haus gefahren, die Mutter war in dem Wagen sitzen geblieben, sie aber sollte hinaufgehen, um irgend etwas zu holen. Sie war in schwarze Seide gekleidet, ein seidenes Mäntelchen war um ihre Schultern, und aus dem Hute mit dem grünen Flore sah das blühende, durch die Kälte erfrischte Angesicht hervor. Da wir uns hinter einer Biegung der Treppe begegneten, wurde sie dunkelglühend. Ich erschrak und sagte aber: O, Mathilde, Mathilde, Du himmelvolles Wesen, alle streben sie nach Dir, wie wird das werden, o, wie wird das werden?

Gustav, Gustav, antwortete sie, Du bist der trefflichste von allen, Du bist ihr König, Du bist der Einzige, alles ist gut und herrlich, und Millionen Kräfte sollen es nicht zerreißen können.

Ich ergriff ihre Hand, ein glühender Kuß, nur einen Augenblick gegeben, aber mit fest aneinandergedrückten Lippen, bekräftigte diese Worte. Ich hörte ihre Seide die Treppe emporrauschen, ich aber ging die Stufen hinunter. Da ich unten die gläserne Doppeltür der Treppe geöffnet hatte, sah ich den Wagen stehen. Hinter den Fenstern desselben saß freundlich die Mutter Mathildens und sah mich an. Ich grüßte sie ehrerbietig und ging vorüber. Ich ging nun nicht mehr zu dem Freunde, den ich hatte besuchen wollen . . . .

Im ersten Frühlinge fuhren wir wieder wie im vorigen Jahre nach Hainbach: Es war wieder die Veranstaltung getroffen, daß Mathilde, Alfred und ich in einem Wagen fuhren. Alfred saß wieder neben mir und schmiegte sich an mich. Mathilde saß gegenüber. Und so konnten wir uns zwei Tage lang mit den Augen der Liebe ungehindert ansehen, und konnten mit einander sprechen. Und wenn wir auch von gleichgültigen Dingen redeten, so hörten wir doch unsere Stimme, und in gewöhnlichen Dingen zitterte das tiefe Herz durch. Jene zwei Tage waren die glückseligsten meines Lebens.

Auf dem Lande begann nun wieder ein Leben, wie es im vergangenen Jahre gewesen war . . . .

Am liebsten wurde uns der Weinlaubengang. Er war ein Heiligtum geworden, seine Zweige sahen uns vertraut an, seine Blätter wurden

unsere Zeugen, und durch seine Verschlingungen bebte manches tiefe Wort und wehte mancher Hauch der unergründlichsten Glückseligkeit. Fast ebenso lieb war uns das Gartenhaus. Manchen Flug der Wonne deckte es mit seinen schützenden Mauern, und es umgab uns wie ein stiller Tempel, wenn wir alle drei eintraten, und zwei Gemüter wallten.

Wir gingen oft an diese beiden Orte. Die Verbindungsfäden wuchsen tausendfach, Mathilde wurde stets noch herrlicher, sie wurde von anderen immer heißer begehrt, aber ihre Seele schloß sich nur fester an die meinige."

Der Freiherr erzählt nun weiter, wie ihn trotz der Seligkeit, in die er durch die Liebe Mathildens versetzt wurde, das Bewußtsein drückte, seine Gefühle vor den Eltern des Mädchens geheim halten zu müssen, und wie er eines Tages, „da eben die Rosenblüte war", im Einvernehmen mit Mathilden zu dem Entschlusse kam, der Mutter alles mitzuteilen, und sie um ihr gütiges Vorwort bei dem Vater zu bitten. Das geschieht denn auch, aber zum Unglücke beider. Die Eltern, um das Wohl ihres Kindes besorgt, verweigern ihre Zustimmung und verlangen — wenigstens für eine Zeit — die Lösung des Bundes.

Bewunderungswürdig ist nun, wie Stifter, so nahe ihm das Herzensglück des unschuldsvollen jungen Paares zu stehen scheint, mit eiserner Objektivität und vollkommenster Unparteilichkeit der Mutter des Mädchens die überzeugendsten Worte gegen den in Reinheit und Innigkeit beschlossenen Liebesbund in den Mund legt:

„Mathilde ist noch ein Kind. Sie ist lebhaft, sie hat ein Gefühl von ihrer Seele Besitz nehmen lassen, welches ihr angenehm ist, und welches wahrscheinlich diese ihre ganze Seele erfüllt. Soll das Gefühl nun fortdauern, immer fort, bis wir sagen können, daß sie Braut sei? Wenn es fortdauert, wird es nicht peinigende Stunden bringen, da es nicht so bald in seinen natürlichen Abschluß gelangen kann, und Zweifel, Ungeduld, Vorwärtstreiben, Unmut und Schmerz in seinem Gefolge führen? . . . . Und wie, wenn die Neigung des einen schwindet, und das andere trostlos ist? oder wenn sie in beiden ermattet und eine Leere hinter sich läßt? Ihr werdet beide sagen, das sei bei Euch nicht möglich. Ich weiß, daß ihr jetzt so fühlt, ich weiß, daß es bei Euch vielleicht auch nicht möglich ist; allein ich habe oft gesehen, daß Neigungen aufhörten und sich änderten, ja daß die stärksten Gefühle, welche allen Gewalten trotzten, dann, da sie keinen andern Widerstand mehr hatten als die zähe, immer dauernde, aufreibende Zeit, dieser stillen und unscheinbaren Gewalt unterlegen sind. Soll Mathilde — ich will sagen, Eure Mathilde — dieser

Möglichkeit anheim gegeben werden? Ist ihr das Leben, in das sie jetzt mit frischer Seele hinein sieht, nicht zu gönnen? Es ist größere Liebe, auf die eigene Seligkeit nicht achten, ja die gegenwärtige Seligkeit des geliebten Gegenstandes auch nicht achten, aber dafür das ruhige, feste und dauernde Glück desselben begründen. Das, glaube ich, ist Eure und Mathildens Pflicht."

Risach wird durch diese innigen, klaren, gütigen und überwältigenden Worte, deren innere Berechtigung er nicht abzuleugnen vermag, überzeugt, daß er dem Willen der Eltern das Verlangen und das Glück seines Herzens opfern müsse und erwidert:

„Was ihr mir an Gründen gesagt habt, wird sehr richtig sein, ich glaube, daß es wirklich so ist, wie Ihr sagt; allein mein ganzes Innere kämpft dagegen, und wenn das Gesagte noch so wahr ist, so vermag ich es nicht zu fassen. Erlaubt, daß eine Zeit hierüber vergehe, und daß ich dann noch einmal durchdenke, was ich jetzt nicht denken kann. Aber eins ist es, was ich fasse. Ein Kind darf seinen Eltern nicht ungehorsam sein, wenn es nicht auf ewig mit ihnen brechen, wenn es nicht die Eltern oder sich selbst verwerfen soll. Mathilde kann ihre guten Eltern nicht verwerfen, und sie ist selber so gut, daß sie auch sich nicht verwerfen kann. Ihre Eltern verlangen, daß sie jetzt das geschlossene Band auflösen möge, und sie wird folgen."

Aber in Mathilden kommt das leidenschaftliche Weib zum Durchbruch. Bei der Eröffnung, welche ihr Gustav vor dem Gartenhause macht, und in der er sie beschwört, dem Willen der Eltern gemäß das Band mit ihm zu lösen, gerät sie in namenlose Erregung. Sie ist von der Wahrheit und von der Berechtigung des sie erfüllenden Innenlebens so tief durchdrungen, daß sie alles als falsch und widersinnig zurückweisen muß, was sich ihrer reinen Neigung als Hindernis in den Weg stellen will; für sie gibt es keine Pflicht, deren Einsprache die Stimme des Herzens übertönen könnte oder dürfte. Sich schrankenlos ihrem leidenschaftlichen Schmerze überlassend, ruft sie heftig aus:

„Du mußtest nicht hierher kommen und den Auftrag übernehmen, mit mir das Band der Liebe, das wir geschlossen hatten, aufzulösen. Du mußtest sagen: Frau, Eure Tochter wird Euch gehorsam sein, sagt ihr nur Euren Willen; aber ich bin nicht verbunden, Eure Vorschriften zu befolgen, ich werde Euer Kind lieben, so lange ein Blutstropfen in mir ist, ich werde mit aller Kraft streben, einst in ihren Besitz zu gelangen. Und da sie Euch gehorsam ist, so wird sie mit mir nicht mehr sprechen, sie wird mich nicht mehr ansehen, ich werde weit von hier fortgehen; aber

lieben werde ich sie doch, so lange dieses Leben währt und das künftige, ich werde nie einer anderen ein Teilchen von Neigung schenken und werde nie von ihr lassen. So hättest Du sprechen sollen, und wenn Du von unserem Schlosse fortgegangen wärest, so hätte ich gewußt, daß Du so gesprochen hast, und tausend Millionen Ketten hätten mich nicht von Dir gerissen, und jubelnd hätte ich einst in Erfüllung gebracht, was Dir dieses stürmische Herz gegeben. Du hast die Treue gebrochen, die ich fester gewähnt habe, als die Säulen der Welt und die Sterne an dem Baue des Himmels ....

Dieses Herz ist jung an Jahren, aber es ist reich an Großmut; alles, was in ihm lebte, habe ich dem Geliebten hingegeben, es war kein Gedanke in mir als er, das ganze künftige Leben, das noch viele Jahre umfassen konnte, hätte ich wie einen Hauch für ihn hingeopfert, jeden Tropfen Blut hätte ich langsam aus den Adern fließen und jede Faser aus dem Leibe ziehen lassen — und ich hätte gejauchzt dazu. Ich habe gemeint, daß er das weiß, weil ich gemeint habe, daß er es auch tun würde. Und nun führt er mich heraus, um mir zu sagen, was er sagte. Wären was immer für Schmerzen von außen gekommen, was immer für Kämpfe, Anstrengungen und Erduldungen; ich hätte sie ertragen, aber nun er — er —! Er macht es unmöglich für alle Zeiten, daß ich ihm noch angehören kann, weil er den Zauber zerstört hat, der alles band, den Zauber, der ein unzerreißbares Aneinanderhalten in die Jahre der Zukunft und in die Ewigkeit malte. Du hättest es nicht unternehmen müssen, mich zur Zerreißung unserer Liebe bewegen zu wollen, es soll, wenn hundertmal Pflicht, Dir nicht möglich gewesen sein. Darum kann ich Dir jetzt nicht mehr glauben, Deine Liebe ist nicht die, die ich dachte, und die die meinige ist. Ich habe den Vergleichpunkt verloren und weiß nicht, wie alles ist. Wenn Du einst gesagt hättest, der Himmel ist nicht der Himmel, die Erde nicht die Erde, ich hätte es Dir geglaubt. Jetzt weiß ich es nicht, ob ich Dir glauben soll, was Du sagst. Ich kann nicht anders, ich weiß es nicht, und ich kann nicht machen, daß ich es weiß. O Gott! daß es geworden ist, wie es ward, und daß zerstörbar ist, was ich für ewig hielt! wie werde ich es ertragen können?“

So wendet sich Mathilde von Gustav ab, den sie ihrer ferneren Neigung nicht für würdig hält; am nächsten Morgen, da er das Schloß verläßt, weigert sie sich, ihn noch einmal zu sehen. Jetzt war er verödet, wie er „früher nie verödet gewesen war“. In den Felsklüften seines Heimatsortes weint er seinen Schmerz aus und sänftigt die verzehrende Gewalt seiner stürmischen Empfindungen. Sodann kehrt er in die Stadt

zurück und widmet sich mit außerordentlichem Fleiße den Staatsdiensten. Er wird von Stufe zu Stufe befördert, auf einen verantwortungsvollen Posten gestellt, vielfach ausgezeichnet und zuletzt in den Freiherrnstand erhoben. Jeder Versuch indes, sich Mathilden wieder zu nähern, bleibt erfolglos, und er erhält die unzweideutigsten Beweise, daß sie ihn verachte; endlich heiraten beide ohne Liebe und Neigung, und trüben dadurch den Nachklang ihrer heiligsten Gefühle. Risach bleibt diese Tat ein Vorwurf bis zu seinem Lebensende, „weil es nicht nach den reinen Gesetzen der Natur ist, obwohl es tausendmal und tausendmal in der Welt geschieht".

Erst am Abende ihres Lebens, nachdem der Freiherr sich längst von den Staatsgeschäften, in denen er nie eine volle Befriedigung finden konnte, zurückgezogen und im Asperhofe ansässig gemacht hatte, kommen die beiden vereinsamten, stark gealterten und fast leidenschaftslos gewordenen Menschen wieder zusammen und knüpfen das Band der sich stets treu gebliebenen Herzen auch äußerlich wieder fest. Von der ehemaligen heißen, ungestümen Liebe ist ihnen nur mehr ein gemäßigter, friedsamer Rest geblieben; das silbern gewordene Haar hat das einst stürmische Verlangen genügsam gemacht.

Aber so beruhigend, so sänftigend der Nachsommer dieser halbausgebrannten Herzen den Leser berühren möge, und so sehr er auch geneigt sei, sich der leise umflorten Glücksstimmung dieser Dichtung willig anzuvertrauen, bricht doch oft erschütternd wie im Widerstreite gegen die deutliche Absicht des Werkes eine unverhehlbare, tiefe Schwermut durch.

Von ergreifender Wirkung ist die Erzählung Risachs, worin er das späte Zusammentreffen zwischen sich und Mathilden schildert:

„Als ich schon ziemlich lange hier (auf dem Asperhofe) gewesen war, meldete man mir eines Tages, daß eine Frau den Hügel herangefahren sei, und daß sie jetzt mit einem Knaben vor den Rosen, die sich an den Wänden des Hauses befinden, stehe. Ich ging hinaus, sah den Wagen, und sah auch die Frau mit dem Knaben vor den Rosen stehen. Ich ging auf sie zu. Mathilde war es, die einen Knaben an der Hand haltend und von strömenden Tränen überflutet die Rosen ansah. Ihr Angesicht war gealtert, und ihre Gestalt war die einer Frau mit zunehmenden Jahren.

Gustav, Gustav, rief sie, da sie mich angeblickt hatte, ich kann Dich nicht anders nennen als Du. Ich bin gekommen, Dich des schweren Unrechtes willen, das ich Dir zugefügt habe, um Vergebung zu bitten. Nimm mich einen Augenblick in Dein Haus auf.

Mathilde, sagte ich, sei gegrüßt, sei auf diesem Boden, sei tausendmal gegrüßt, und halte dieses Haus für Deines.

Ich war mit diesen Worten zu ihr hinzugetreten, hatte ihre Hand gefaßt und hatte sie auf den Mund geküßt.

Sie ließ meine Hand nicht los, drückte sie stark, und ihr Schluchzen wurde so heftig, daß ich meinte, ihre mir noch immer so teure Brust müsse zerspringen.

Führe mich in das Haus, sprach sie leise.

Ich führte Mathilde in das Wartezimmer und bot ihr einen Sitz an. Als sie sich in die weichen Kissen niedergelassen hatte, nahm ich ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz. Sie weinte fort; aber ihre Tränen wurden nach und nach linder. Ich sprach nichts. Nachdem eine Zeit vergangen war, quollen ihre Tropfen sparsamer und weniger aus den Augen, und endlich trocknete sie die letzten mit ihrem Tuche ab. Wir saßen nun schweigend da, und sahen einander an. Sie mochte auf meine weißen Haare schauen, und ich blickte in ihr Angesicht. Dasselbe war schon verblüht; aber auf den Wangen und um den Mund lag der liebe Reiz und die sanfte Schwermut, die an abgeblühten Frauen so rührend sind, wenn gleichsam ein Himmel vergangener Schönheit hinter ihnen liegt, der noch nachgespiegelt wird. Ich erkannte in den Zügen die einstige prangende Jugend.

Gustav, sagte sie, so sehen wir uns wieder! Ich konnte das Unrecht nicht mehr tragen, das ich Dir angetan habe.

Es ist kein Unrecht geschehen, Mathilde, sagte ich.

Ja, Du bist immer gut gewesen, antwortete sie, das wußte ich, darum bin ich gekommen. Du bist auch jetzt gut, das sagt Dein liebes Auge, das noch so schön ist wie einst, da es meine Wonne war. O, ich bitte Dich, Gustav, verzeihe mir!

O, teure Mathilde, ich habe Dir nichts zu verzeihen, oder Du hast es mir auch, antwortete ich. Die Erklärung liegt darin, daß Du nicht zu sehen vermochtest, was zu sehen war, und daß ich dann nicht näher zu treten vermochte, als ich hätte näher treten sollen. In der Liebe liegt alles. Dein schmerzhaftes Zürnen war die Liebe, und mein schmerzhaftes Zurückhalten war auch die Liebe. In ihr liegt unser Fehler und in ihr liegt unser Lohn.

Ja, in der Liebe, erwiderte sie, die wir nicht ausrotten konnten. Gustav, ich bin Dir trotz allem treu geblieben, und habe nur Dich allein geliebt. Viele haben mich begehrt, ich wies sie ab; man hat mir einen Gatten gegeben, der gut aber fremd neben mir lebte, ich kannte nur Dich,

die Blume meiner Jugend, die nie verblüht ist. Und Du liebst mich auch, das sagen die tausend Rosen vor den Mauern Deines Hauses, und es ist ein Strafgericht für mich, daß ich gerade zu der Zeit ihrer Blüte gekommen bin."

In der weihevollen Stille, mit welcher uns diese Dichtung umfängt, wirkt selbst der gedämpfte Laut des nur schüchtern seine Geltung heischenden Herzens mit ergreifender Mächtigkeit. Mathilde, welche die heiter entsagende Ruhe des Freundes ihrer Jugend in tausend heimlichen Seelenkämpfen nicht voll hatte erringen können, bricht doch einmal in die lange mühsam zurückgehaltene Klage um das verlorene Glück aus: „Es war fast gegen Abend, erzählt Heinrich, als ich mich in einer Stube des Erdgeschosses, deren Fenster auf die Rosen hinausgingen, befand, um mir vorläufig die ganze Gestalt des Gitters, die außen zu sehr von den Rosen verdeckt war, zu entwerfen. Da ich in meine Arbeit vertieft war, dunkelte es vor dem Fenster, wie wenn die Laubblätter vor demselben von einem Schatten bedeckt würden. In diesem Augenblicke ertönte durch das geöffnete Fenster klar und deutlich Mathildens Stimme, die sagte: Wie diese Rosen abgeblüht sind, so ist unser Glück abgeblüht. Ihr antwortete die Stimme meines Gastfreundes, welche sagte: Es ist nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Gestalt . . . ."

Überaus treffend bemerkt Emil Kuh zu dieser Stelle, daß die kleine, dürftige Szene in der Klosterstille des „Nachsommers" eine so erschütternde Wirkung übe, „wie in einem reich dotierten Roman die Entwicklung einer Krise".

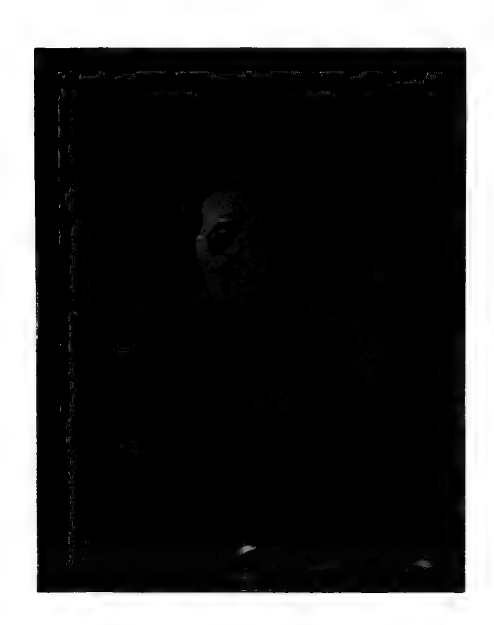
Mathilde empfiehlt ihren Knaben Gustav der Fürsorge Risachs, damit ihn dieser mit Liebe leite und erziehe, wie er einst Alfred mit Liebe geleitet und erzogen hatte. Ihre Tochter Natalie behält Mathilde für sich; sie bringt später um der Nachbarschaft Risachs willen den Sternenhof an sich, und nun beginnt jenes eigenartige und seltsame Nebeneinanderleben, jener sanfte, feierliche Nachsommer der geläuterten Herzen, von dem Risach sagt: „Es gibt eine eheliche Liebe, die nach den Tagen der feurigen, gewitterartigen Liebe, die den Mann zu dem Weibe führt, als stille, durchaus aufrichtige, süße Freundschaft auftritt, die über alles Lob und über allen Tadel erhaben ist, und die vielleicht das Spiegelklarste ist, was menschliche Verhältnisse aufzuweisen haben. Diese Liebe trat ein. Sie ist innig ohne Selbstsucht, freut sich, mit dem anderen zusammen zu sein, sucht seine Tage zu schmücken und zu verlängern, ist zart und hat gleichsam keinen irdischen Ursprung an sich."

In diesem Nachsommer der Gefühle und durch ihn zu einer idealen Klarheit erhoben reift die Liebe Heinrichs und Nataliens ihrem Abschlusse entgegen. Im Sternenhofe findet die Verlobung, im Asperhofe die Vermählung des schönen, guten Paares statt, und drei einander an Edelsinn ebenbürtige Familien treten durch diese Verbindung in dauernden, innigen und freundschaftlichen Verkehr. Ein bedeutender Wohlstand sichert beständige Sorgenfreiheit, die Pflege der Landwirtschaft und die Verwaltung der Güter geben praktischem Verständnis und gesundem, nützlichem Wirken Halt und Spielraum, die erhabenen Segnungen der Kunst und der Wissenschaft leiten ein höheres Streben idealen, unvergänglichen Zielen entgegen.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der drei stattlichen Bände von zusammen fast tausendvierhundert Druckseiten, welche Stifter stets und gewiß auch mit Recht für das Hauptwerk seines Lebens gehalten hat; wiederholt gibt er der Meinung Ausdruck, daß diese Dichtung, welche eine zu große Tiefe besitze, um von dem gegenwärtigen Geschlechte ganz erfaßt werden zu können, viel gewisser eine Zukunft haben müsse, als alles, was früher von ihm veröffentlicht worden sei. „Wenn einst die Studien, die in ihrer Zeit waren, so schreibt er im Juni 1865 an Heckenast, mit dem Vergehen der Zeit vergangen sein werden, werden sie des Nachsommers willen gekauft werden. Ich erlabe mich jetzt an dem Reinen, das in ihm ist. Das Buch macht mir den Eindruck, daß ihm ein Leser nicht hätte fehlen sollen: Goethe." Der Nachsommer steht nach Stifters Ansicht auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien; von einer sittlich schönen Absicht ausgehend, sei er unausgesetzt bestrebt gewesen, alles Tiefe, Vornehme, Starke, Geistige, Reine und Einfache, das während der Arbeit sein Gemüt erfüllte, in den Hauptgestalten des Buches, in dem alten Freiherrn, in den beiden Frauen und in dem Naturforscher zu verkörpern. Durch den Adel seiner Dichtung selbst emporgehoben und den Niederungen des Alltags entrückt, war er zu jener Zeit gegen jede häßliche Berührung von außen noch empfindlicher als sonst: „Mich widert alles Gemeine so an, daß ich ihm aus dem Wege gehen muß, und wo ich es nicht kann, mich unglücklich fühle." In der Form stets die Ruhe und die Einfachheit der Antike anstrebend, konnte er „nicht in gewöhnlichen Novellen- und Taschenbuch- und Liebesphrasen fortschlendern".

Tatsächlich ist diese Dichtung kein Unterhaltungsbuch, sie ist ein Buch der Erbauung. Sie muß also auch mit jener Ruhe und Sammlung gelesen werden, welche die wahrhafte und gründliche Vertiefung in ein Erbauungsbuch zur Voraussetzung hat. Eilfertige, zerstreute, an starke Mittel gewöhnte und dieselben fordernde Leser werden nicht leicht geneigt

sein, den langen und manchmal auch beschwerlichen Weg mitzuwandern, zu dessen Versüßung der Dichter in schroffer Absichtlichkeit nicht das Mindeste beiträgt. Er ist gegen das Blendende und Glänzende in den Werken der neueren Richtung so erbittert, daß er das funkelnde Geflimmer, mit dem die anmutige, freudig jauchzende Muse die Arbeiten seiner eigenen Jugendzeit umgoldete, wie sündhafte Leichtfertigkeit bereut, und die leuchtenden, kräftigen Farben, an denen seine Palette von Anbeginn so überreich ist, hartherzig entschlossen wegwischt, um nur ja nicht zu ihrem Gebrauche verleitet zu werden. So malt er nun in der ängstlichsten Zurückhaltung eine mattschimmernde Zauberwelt, in welcher die gebrochenen Halbtöne, von klarem Licht umflutet, ganz allein herrschen, und an keiner Stelle ein herzhafter, mächtig wirkender Pinselstrich das Auge des sinnenden Beschauers fesselt. Auch das seiner Natur nach derbe Wesen der Landwirtschaft zeigt uns, so oft seiner gedacht wird, immer nur die anmutige, behaglich verklärte Seite; nach Art der Schäferpoesie verschwimmt das stille Glück des Hirten und des Ackerbauers in rosenroten und blaßblauen Schillertönen. Mühsal und Beschwerde, Schweißgeruch und mutlose Ermattung scheinen in den gesegneten Gefilden, in welche der Dichter uns geleitet, nicht wie sonst im Leben von der Bezwingung der Natur unzertrennlich zu sein. Sollte das Dorfkind in der vieljährigen Schreibtischarbeit wirklich vergessen haben, daß der Ackerbau nicht mit dem Samentuch des Sämanns und dem blumengeschmückten Erntewagen allein abgetan ist, und daß dazu auch der Pflug und die Egge, der Misthaufen und das Jauchefaß gehören? — Gewiß ist, daß wir, so sehr auch der Landmann im Vordergrunde der Erzählung steht, durch beißenden Stallgeruch nicht ein einziges Mal an die Wirklichkeit erinnert werden. Und so wie die Feldfrüchte fast allein



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einem Ölgemälde von Josef Granbauer.
(Gemalt zu Ende der fünfziger Jahre.)

zu sprießen, zu wachsen, zu gedeihen und ungemessenen Ertrag zu liefern scheinen, vollzieht sich auch die geistige Entwicklung ruhig aufsteigend; das Erziehungswerk erfährt weder von innen noch von außen auch nur die allergeringste Störung. In diesen fruchtbaren Feldern gibt es keine Hagelschläge, in diesen gläubigen Seelen gibt es keine Erschütterungen. Heinrich horcht begierig den Lehren, die ihm freigebig gespendet werden und bewahrt sie dankbar in seinem Gemüte; er weiß, wie viel sie ihm frommen und da ihn unausgesetzt das Streben nach Vervollkommnung erfüllt, so regt sich keine Begier in ihm, und selbst die läßlichste Sünde bleibt seinem reinen Herzen fremd. Stifter sagt an einer Stelle des Nachsommers, der Mensch sei „nicht zuerst der menschlichen Gesellschaft wegen da, sondern seiner selbst willen“. Diese Anschauung wird in dem ganzen Werke beharrlich festgehalten. Alle Personen, welche er uns in demselben vorführt, genießen das Glück, nur um ihrer selbst willen da sein zu dürfen. So irdisch der Dichter zu gestalten wünscht, verwandelt sich gerade dadurch seine Welt in ein erträumtes Elfenreich.

Denn da alle Menschen dieser Dichtung darin übereinstimmen, nur um der Erreichung des Höheren willen da sein zu wollen, dieser paradiesische Zustand sich aber auf die Allgemeinheit nicht ausdehnen läßt, ohne den Fortbestand der Gesellschaftsordnung in Frage zu stellen, so müssen wir an willfährige Heinzelmännchen denken, die ungesehen in nächtlicher Stille die gemeinen, aber unentbehrlichen Geschäfte des Erdendaseins besorgen. Selbst das einzige Handwerk, dessen Erwähnung geschieht, die Kunstschreinerei, wird so geschildert, daß die damit Beschäftigten nur der Glücksempfindung leben, Schönes gestalten zu dürfen, wobei der zu besiegende Widerstand des Stoffes gar nicht in Frage kommt. Ein einziger von all diesen Menschen arbeitet wirklich im Gesellschaftsgetriebe mit anderen und für andere, der Kaufmann; wir lernen aber die Art seines Geschäftes, welches Stifter nur flüchtig erwähnt, nicht kennen, und erfahren bloß, daß er von allen übrigen wegen seiner angestrengten Tätigkeit so lange bemitleidet wird, bis er beschließt, sich in den wohlverdienten Ruhestand zu begeben und das zwischen dem Asperhofe und dem Sternenhofe liegende Landgut anzukaufen. Die Mühen und Sorgen des Lebens bleiben uns verhüllt, ja es entsteht in uns die Täuschung, als ob sie gar nicht bestünden; vielmehr führt uns diese behagliche, irdische Pilgerfahrt von einem Lebensgenuß zum anderen, und da diese Genüsse die höchsten, die reinsten, die geistigsten sind, so könnte uns leicht die trügerische Hoffnung umschmeicheln, daß die Verallgemeinerung eines durchaus und ausschließlich die erhabenste Befriedigung in sich bergenden Zustandes nicht nur wünschenswert, sondern

auch erreichbar wäre. Eine wie unermeßliche Kluft zwischen Stifter und Heinse sich auch auftut, so finden wir im Nachsommer doch im Grunde nichts anderes als Ardinghellos Glückseligkeitsinseln vom bacchantischen ins religiös-sittliche übertragen. — Stifter beschuldigt sich in seinen Briefen oft selbst, daß er in den Geschäftsdingen des Lebens völlig unwissend sei; aber diese Unwissenheit ist nicht etwa ein unverschuldetes Verhängnis; sie wird im Gegenteile eifrig vor dem störenden Eindringen der ungewollten Erkenntnis behütet und gleichsam als auszeichnende Eigenschaft eines geistig Höherstehenden mit Stolz betont. Er nimmt für sich und die Gestalten seiner Phantasie die Ausnahmsstellung in Anspruch, von welcher er im Nachsommer sagt, daß „bei Menschen, die bestimmt sind, ganz Ungewöhnliches in einer Richtung zu leisten, sich die Anlage bis in die feinsten Fäden ihres Gegenstandes ausspricht und zu ihm hindrängt, während sie in anderem bis zum Kindlichen unwissend bleiben können. So hat Gott es auch manchen gegeben, daß sie dem Schönen nachgehen müssen und sich zu ihm wie zu einer Sonne wenden, von der sie nicht lassen können. Es ist aber immer nur eine bestimmte Zahl von solchen, deren einzelne Anlage zu einer besonderen großen Wirksamkeit ausgeprägt ist. Ihrer können nicht viele sein, und neben ihnen werden die geboren, bei denen sich eine gewisse Richtung nicht ausspricht, die das Alltägliche tun und deren eigentümliche Anlage darin besteht, daß sie gerade keine hervorragende Anlage zu einem hervorragenden Gegenstande haben." — Diese ungeheure Masse der Durchschnittsmenschen aber hat für Stifter so wenig anziehendes, daß ihr Wesen und ihre Schicksale ihm keiner näheren Beachtung wert erscheinen. Hat der Dichter in allen seinen Werken etwas so vornehm ausschließendes, als ob der vierte Stand mit seinen Leiden und Freuden nur im Fabellande zu finden wäre, so ist der Nachsommer mehr noch als alle übrigen eine durchaus aristokratische Dichtung, von welcher unerbittlich ausgeschlossen bleibt, wer nicht wohlhabend und unabhängig ist und wer nicht zum Orden der Ritter vom Geiste gehört.

Der Nachsommer gibt uns ein Bild des feinsten, durchgeistigten Wohllebens. Der vom Dichter beabsichtigte Lehrzweck, das Streben nach einem höheren Lebensinhalte zu erwecken, dürfte bei dem gutgearteten Teile der Besitzenden bis zu einem gewissen Grade erreicht werden; der arme Schlucker aber, welcher in saurer Arbeit jedem Tage mühevoll den Hungerbissen abringen muß, wird mit den schönen Mahnungen und mit den verlockenden Daseinsbildern wenig anzufangen wissen.

Stifter, der immer anregen, fördern, erheben, beglücken, reinigen will, hat sich in der Wahl des Mittels vergriffen und den Roman zu

einem Lehrbuch gemacht; noch dazu bloß zu einem Lehrbuch für Bemittelte oder solche, die gewiß sein dürfen, es zu werden. Die Millionen der anderen Sterblichen erfahren kein Wort des Trostes; für sie hat der Dichter an der reichbeschickten Tafel auch nicht das unterste Plätzchen frei gehalten; bei den von ihm veranstalteten „Pfingstfesten der Herzen" rechnet er nicht auf die Teilnahme der Massen. Drängen sie sich doch herzu, um — frierend und darbend, wie sie sind — von außen durch die blinkenden Fenster in den Lichterglanz der vornehm behaglichen Räume zu schauen, so haben sie die erlittene Enttäuschung mit sich und ihrem Gott auszumachen. — Nun kann allerdings die Beschränkung auf einen ihm besonders zusagenden Kreis keinem Dichter zum Vorwurfe gemacht werden, aber da Stifter selbst die Erwartung ausspricht, daß es ihm gelungen sei, seine Erzählung auf eine „breite Lebensgrundlage" zu stellen, so hat er durch die Art der Anlage seines Buches Wünsche erregt, deren Erfüllung ihm völlig ferne lag.

Der Leser, welcher selbst den Liebhabereien ergeben ist, die allmählich das Empfinden des Dichters so umstellt haben, daß seine Phantasie auch am Schreibtische sich von diesem Banne nicht frei machen kann, wird mit vielem Vergnügen seine stillen Neigungen abgeschildert sehen mit all ihren Wonnen und Schmerzen, mit all ihren Umständlichkeiten und mühseligen Verrichtungen, mit all den gelinden An- und Aufregungen, welche Erwartung, Zuversicht, Erreichen und Mißlingen im Gefolge haben, er wird sich durch das seinem eigenen Wesen und Wirken verwandte Treiben gefesselt fühlen und wohl auch aus mancher der verschwenderisch mitgeteilten Belehrungen Nutzen ziehen; der aufmerksame, wißbegierige, ausdauernde Leser wird trachten, sich in dieser Welt, auch wenn sie seinen eigenen Ansichten und Bestrebungen fremd ist, einzuleben, der Geist der Dichtung wird ihm durch das harmonische Zusammenstimmen der nur scheinbar nebensächlichen Außendinge, welche einen durchaus wesentlichen Teil der dargestellten Beziehungen und Vorgänge ausmachen, doppelt klar werden, und seine Seele wird durch die tiefste, reinste, innigste Erbauung belohnt sein; der hastige, nervöse, stoffgierige Leser jedoch, dessen Gemüt vielleicht niemals das Entzücken empfunden hat, welches das Erwerben und Bestimmen eines kostbaren Gemäldes, das Ordnen einer in beharrlichem Fleiße aufgebrachten altertümlichen Sammlung, das eigenhändige Polieren einer mühevoll wiederhergestellten, in staubigem Gerümpel entdeckten Schnitzerei oder das sehnsüchtig erwartete Aufblühen einer lange und aufopferungsvoll gehätschelten, seltenen Pflanze zu bereiten vermag, wird das Buch unwillig zur Seite legen, welches von seinen zerstreuten

Sinnen mehr Geschlossenheit verlangt, als sie aushalten können, und so über dem Unbehagen an der anscheinend spröden Schale auch den köstlichen, gehaltreichen Kern der Dichtung verlieren.

Diese Umstände erklären die Verschiedenheit der Aufnahme, welche dem Hauptwerke Stifters zu teil geworden ist. Haben schon die „Studien“ und die „Bunten Steine“ sehr verschiedenartige Beurteilungen erfahren,



Porträt Adalbert Stifters; in einem reichgeschnitzten Rahmen von Joh. Rint.

so gehen die Meinungen über den „Nachsommer“ bis zum schreienden Widerspruch auseinander. Da es aber die scharfsinnigsten und bесterleuchteten Geister sind, deren Behauptungen an Gegensätzlichkeit bis zum Äußersten reichen, so ist wohl deutlich, daß Stifter zu jenen Dichtern gehört, welche beim Leser einen ganz besonderen Grad von Geneigtheit, von verständnisvoller Bereitwilligkeit, ja von seelischer Verwandtschaft voraussetzen. Stifter ist ein Schriftsteller, welchem man mit dem Verstande nicht gerecht werden kann, man muß ihn nachzuempfinden vermögen. Wie hätte es sonst geschehen können, daß Friedrich Hebbel über den „Nachsommer“ verächtlich sagte, man müsse „demjenigen die polnische

Krone versprechen, der im stande sei, die Erzählung zu Ende zu lesen", während ein so moderner und scharfsinniger Denker, wie Friedrich Nietzsche, in seinem Werke „Menschliches, Allzumenschliches" diese Dichtung „mit Goethes Schriften, Lichtenbergs Aphorismen, dem ersten Buche von Jung-Stillings Lebensgeschichte und Kellers Leuten von Seldwyla" zu dem wenigen rechnet, was von deutscher Prosa wert sei, „immer und immer wieder gelesen zu werden"; wie hätte es geschehen können, daß einer der Beurteiler an dem Werke „die übernaive Art, menschliche Verhältnisse darzustellen, den kühlen, starren Optimismus, und die schleppende, in papierenes Pathos getauchte Form der Darstellung" heftig tadelt, indes ein anderer begeistert ausruft: „Es sind etliche Wunderlichkeiten in dieser Erzählung, aber sonst ist Alles eitel Sonnenschein an ihr, schlichte Größe, erhabene, beseligende Harmonie. Stifter, dieser Schilderer des edlen Behagens, war einer der feinsten und zartesten Geister, die es gegeben, und eine solche feinsinnige Hoheit durchzittert seine Dichtung, wie wir sie nirgends mehr zu finden wissen. Jede Beschränkung ist hier im Unrecht. Überall noch stehen Stifters Altäre, und viele von denen, die uns heute köstlich dünken, wird er überleben. Seiner Feinempfindsamkeit wegen möchte man ihn beinahe einen Modernen nennen. Aber er ist mehr, weit mehr. Er ist ein Ewiger!" —

Der Kreis zartsinniger Denker, welcher mit Stifter in näherem Verkehr lebte, hat das Werk gleich nach seinem Erscheinen mit vollem, freudigem Verständnisse aufgenommen. So wurde Aprent davon „mächtig und in seinem edelsten Wesen ergriffen"; er fand den „Hauch des Ganzen erhaben" und nannte das „bewunderungswürdige Buch" eine „Tat", von der es sicher sei, daß sie „fortzeugend wirken" müsse. In der Familie des Grafen Revertera empfing man den Dichter mit Entzücken; man fand kein Ende, von dem Ganzen zu sprechen und seine Schönheit, sowie „die Feinheit und Reinheit des Einzelnen zu erörtern". Heckenast aber schrieb dem Freunde, es sei ihm „durch den Nachsommer für seine irdische Zukunft gleichsam ein neues Licht aufgegangen, dessen Glanz neue und edlere Lebenszwecke beleuchtet". Der Dichter selbst wird, als seine Nichte Josefine das Buch im stillen Abendkreise vorliest, mächtig von dem Zauber seiner eigenen Worte ergriffen, und die Wirkung bleibt im ganzen unvermindert, als er nach Jahren die Lektüre des Buches wieder vornimmt, wenn er auch zugeben muß, daß „hie und da Längen in ihm sind", und daß er bei einer neuen Auflage „manches ein wenig ändern und manches kürzen würde". Zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er an einen Studenten, der sich, wie so viele Jünglinge und Jungfrauen, durch die

„Studien“ begeistert, brieflich an ihn gewendet hatte: „Sie scheinen als junger Mann dem Romantischen oder Musikalischen in der Dichtung (wenn ich mich so ausdrücken darf) holder zu sein als dem Klaren und Bildnerischen. Ich hoffe, daß, wenn Sie älter sind, auch der Nachsommer mit seinen vielen Fehlern, besonders dem der Weitschweifigkeit, doch noch Gnade vor Ihnen finden wird,“ und ein anderes Mal sagt er: „mehr als die Studien könnte ich den Nachsommer zum Lesen empfehlen, aber man darf kein zu junger Leser sein, da das Buch eine gereiftere Frucht längeren Lebens ist.“ Auf das höchste entzückt es ihn, die Spuren eines Mannes aufzufinden, welcher die Ideen des Nachsommers in die Wirklichkeit überträgt: „Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirtschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Bräuhäuser baut und durch seine Wohltaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten, der sich einen netten Nachsommer macht, irgendwo zu finden.“

Stifters alte Neigung zur Reflexionspoesie tritt im Nachsommer nicht so stark hervor, wie in seinen früheren Werken; mit den zunehmenden Jahren bestrebt er sich mehr und mehr, die ihn erfüllenden Ideen in dem Gesamtinhalte des Werkes zu verkörpern, statt sie als geflügelte Worte seinen Helden in den Mund zu legen; trotzdem enthält auch diese Dichtung Weisheitssprüche voll des tiefsten Gehaltes. Es sei mir gestattet, einige Beispiele anzuführen:

„Das ist merkwürdig, daß der Drang des Sammelns in die Geister kommt, wenn eine Wissenschaft erscheinen soll, wenn sie auch noch nicht wissen, was diese Wissenschaft enthalten wird.“

„Weil die Menschen nur ein einziges wollen und preisen, weil sie, um sich zu sättigen, sich in das Einseitige stürzen, machen sie sich unglücklich.“

„Die Jugend sieht in der Dichtung die eigene Unbegrenztheit und Unendlichkeit der Zukunft, diese verhüllen die Mängel und ersetzen das Abgängige. Sie dichtet in das Kunstwerk, was im eignen Herzen lebt. Daher kommt die Erscheinung, daß Werke von bedeutend verschiedener Geltung die Jugend auf gleiche Weise entzücken können und daß Erzeugnisse höchster Größe, wenn sie keine Wiederspiegelung der Jugendblüte sind, nicht erfaßt werden können.“

„Die man gebildet nennt, sind überall gleich; das Volk aber ist ursprünglich.“

„Wer sich in einzelne Reize, die die neuen Werke bringen, hineingelebt hat, für den ist es sehr schwer, Werke des Altertums zu verstehen; sie erscheinen ihm meistens leer und langweilig."

„Wo der bare Hochmut auftritt, der alles Gewesene verwirft und aus sich schaffen will, dort ist es mit der Kunst wie auch mit anderen Dingen in dieser Welt aus und man wirft sich in das bloße Leere."

„Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind so geworden, daß zur Befriedigung unserer stofflichen Bedürfnisse ein sehr großer Aufwand gehört. Daher werden junge Leute, ehe sie sich selber bewußt werden, in Laufbahnen gebracht, die ihnen den Erwerb dessen, was sie zur Befriedigung der angeführten Bedürfnisse brauchen, sichern. Von einem Berufe ist da nicht die Rede. Das ist schlimm, sehr schlimm, und die Menschheit wird dadurch immer mehr eine Herde."

„Der Unterricht ist viel leichter als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mitteilen können, zur Erziehung muß man etwas sein."

Eine schon in den bunten Steinen auftretende Eigentümlichkeit der Schreibweise ist, außer der bereits erwähnten, absichtlich auf die Spitze getriebenen Schmucklosigkeit, die Verdoppelung mancher Ausdrücke oder Redewendungen, wodurch der Dichter eine gesteigerte Wirkung hervorzubringen bestrebt ist. Er sagt, wie alte Leute oft zu tun pflegen, manchen Satz zweimal, damit er tiefer hafte: „ich weiß, ich weiß", „ich gebe es Dir, ich gebe es Dir am liebsten", „Gott segne Dich, mein Sohn, Gott segne Dich auf Deinem Wege", „ja, das sind Worte, sagte sie, das sind Worte". — Merkwürdigerweise finden sich trotz der so oft wiederholten Ausfeilung auch noch in der zweiten dreibändigen Ausgabe, welche im Jahre 1865 erschien, störende Formfehler und Lässigkeiten, z. B. „Durch die Fenster sah die nähere Landschaft und die ferneren Gebirge herein." — „Mir war es seltsam, daß ich mit Natalien allein unter der Esche der Felderrast sitze. Ihre Fußspitzen ragten in den Staub." — Von Personen, welche eine Ausfahrt gemacht hatten, ohne das Gefährte zu verlassen, heißt es: „Gegen Abend kam der Wagen mit den Wanderern an." — Recht störend ist auch — abgesehen von der willkürlichen Ortographie und Interpunktion — das oft überflüssige Betonen selbstverständlicher Anstandsregeln, befremdlich die überaus kühle Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen Heinrich und Natalie, welche einen so hohen Grad der Wunschlosigkeit zur Voraussetzung hat, daß wir kaum daran glauben können. „Mein Freund, wir haben uns der Fortdauer und der Unaufhörlichkeit unserer Neigung versichert, und diese Neigung wird auch

dauern; aber was nun geschehen und wie sich alles andere gestalten wird, das hängt von unseren Angehörigen ab, von meiner Mutter und von Euren Eltern.“ Dieser edlen Leidenschaftslosigkeit der Braut steht der geduldig zuwartende Freund ebenbürtig gegenüber: „Ich hatte mit Natalien keinen Briefwechsel verabredet, ich hatte nicht daran gedacht, sie wahrscheinlich auch nicht. — So konnte ich mit dem Gefühle von Seligkeit von Natalien fern sein, konnte mich freuen, daß alles so ist, wie es ist, und konnte dessen harren, was meine Eltern und Nataliens Angehörige beginnen werden.“

Warum, was schon Hieronymus Lorm so sehr scharf zu tadeln fand, Stifter die Örtlichkeiten auf das gewissenhafteste nach der Natur gezeichnet und dann mit erdichteten Namen belegt hat, ist nicht einzusehen. Der Hallstättersee wird „Lautersee“ genannt, Wien ist „die große Stadt mit dem schlanken Turme“, Oberplan wird als das „Dorf Dallkreuz“ bezeichnet und Kefermarkt muß sich die Verdrehung in „Kerberg“ gefallen lassen. Dagegen ist ganz selbstverständlich, daß er die Personen, welche auch zum größten Teile nach der Natur gezeichnet sind, nach den Zwecken seiner Dichtung ebensowohl umgetauft, als durch beigemengte Züge minder kenntlich gemacht hat. In einzelnen Fällen erschien es ihm auch passend, eine Verschmelzung seiner bereitliegenden Modellstudien vorzunehmen. In Risach hat er das Bild des Ministers Baumgartner mit Zutaten aus seinem eigenen Leben vermischt, der junge Juwelier ist sein Freund Türk, die Fürstin Schwarzenberg und deren Vorleserin Betty Paoli sind fast unverändert aus seiner Gedächtnismappe herübergeholt, außerdem finden sich Anklänge an Simony, dessen Gestalt der junge Naturforscher nachgedichtet ist, an die Greipls, an den Bildhauer Rint und andere. Die Charakterzeichnungen sind von ungleichem Werte. Der bejahrte Dichter mit seiner — wie Paul Schlenther von Grillparzer sagt — „unüberwindlichen Eigenbrodelei“ konnte sich das stürmische, lebhafte, begehrliche, unbändige, schwärmerische Wesen der Jugend nicht mehr gut zurechtlegen; vor allem wollte er sich die angestrebte Verherrlichung des Alters dadurch nicht stören lassen. Er mußte seine Jünglinge daher in würdevolle, gravitätische Halbgreise verwandeln. An dem Alter, das der Dichter nicht mehr von sich wegleugnen konnte, sucht er die schönsten Seiten zu Trostesworten zusammen: „Ihr werdet selber einmal sehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geistes leuchtet, als die feurige Morgensonne der Jugend, die alles mit ihrem Glanze färbt, so wie es eine Tatsache ist, daß die innige, wahre und treue Liebe der alternden Gattin fester und dauernder beglückt als die lodernde Leidenschaft der jungen, schönen, schimmernden

Braut. In dem Alter werden selbst solche Glanzstellen der Jugend, die schon sehr ferne liegen, wie etwa die Sehnsucht der ersten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenlosigkeit, oder wie die holde und berauschende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Taten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches, erst kommendes Leben oder wie das Stammeln in irgend einer Kunst von dem Greise in dem sanften Spiegel seiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jünglinge, der sie in dem Brausen seines Lebens überhört, und an der grauen Wimper mag manche beseligendere und mitunter schmerzlichere Träne hängen, als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings springt und keine Spur hinterläßt."



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einer Photographie.

Dem Dichter galt in den Jahren, wo er den Nachsommer schrieb, die errungene Weisheit mehr als das kühne Streben nach derselben, und eine klare, anfechtungslose Tugend schätzte er höher, als die unbeugsame Charakterstärke, welche ein heißes, leidenschaftlich wallendes Blut den Forderungen des Sittlichkeitsgesetzes zu gehorchen zwingt.

Möbius vergleicht in der sächsischen Schulzeitung (Nr. 42 vom 15. Oktober 1871) Stifters Nachsommer mit Rousseaus Emil; „nur muß bei dieser Zusammenstellung von vornherein die Verschiedenheit zwischen Stifter, dem treuen Repräsentanten des gemütstiefen, deutschen Geistes, und Rousseau, dem nicht minder treuen Repräsentanten des leichtbewegten, französischen Geistes, festgehalten werden, sodann ist nicht zu übersehen, daß im Nachsommer die dichterische, im Emil die wissenschaftliche Seite vorzugsweise betont ist. Nachsommer und Emil sind bedeutsame Dokumente eines Strebens nach dem besseren; absehend in ihren Voraussetzungen und Ansprüchen von der Gegenwart, in der diese Werke entstanden, sind sie recht eigentlich Lehrbücher der Zukunftspädagogik; die Saat, die in ihnen ausgestreut wurde, war bestimmt, in einem späteren, den pädagogischen Bestrebungen günstigeren Zeitalter aufzugehen."

Gewiß ist diese in dem Glauben an eine „von Begierden gereinigte Welt" wurzelnde Dichtung trotz ihrer — um Schumanns Ausspruch über

Schuberts große C-dur-Symphonie zu gebrauchen — „himmlischen Längen" eines der größten und bedeutungsvollsten Werke der neueren deutschen Literatur. Die beste Beurteilung desselben hat uns Stifter selbst hinterlassen mit den köstlichen Worten, welche er der Betrachtung eines mittelalterlichen Kunstwerkes widmet: „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt."

Da Stifter selbst die Notwendigkeit einer gedrängteren Fassung des Werkes empfand — warum er sie für die acht Jahre nach dem ersten Drucke veranstaltete zweite Auflage nicht selbst besorgte, ist mir nicht klar — so betrachtete es Heckenast gleichsam als ein stillschweigend gegebenes Vermächtnis des Dichters, die Kürzung in eigener Machtvollkommenheit zu besorgen, wozu ihn wohl auch die Wahrnehmung veranlaßt haben mochte, daß der Absatz der drei umfangreichen Bände ein stets geringerer wurde. Der Verleger teilte mir diese Absicht bei Gelegenheit eines Besuches mit, welchen ich ihm — es ist seither mehr als ein Vierteljahrhundert vergangen — in seinem Hause in Preßburg abstattete. In mir regten sich viele Bedenken gegen einen Eingriff von fremder Hand, und ich konnte mich nicht enthalten, die Befürchtung auszusprechen, daß es kaum gelingen dürfte, dem Vorhaben des Dichters voll zu genügen, umsomehr, als dieser nicht nur Kürzungen, sondern auch Änderungen des Textes im Auge gehabt hatte, welche doch nur von ihm allein hätten besorgt werden können. Aber Heckenast wollte trotzdem den gefaßten Plan nicht aufgeben. Am 9. Jänner 1877 schrieb er mir aus Preßburg: „Ich mache Sie auf zwei Stellen in den Stifterschen Briefen aufmerksam, in welchen der Dichter sehr positiv ausspricht, daß eine neue Auflage des Nachsommers gekürzt werden m ü s s e! So wäre denn die Veranstaltung einer neuen gekürzten Ausgabe ziemlich gerechtfertigt. Ihre Zustimmung würde mich sehr erfreuen." Da Heckenast sehr pietätvoll vorgehen zu wollen erklärt hatte, und seine Absicht überdies damit begründete, daß dem Andenken des Dichters damit sicher besser gedient sei, sein Werk in knapperer Form unter die Leute zu bringen, als es in dem ursprünglichen, die meisten Leser abschreckenden Umfange nutzlos liegen zu lassen, erhob ich keine weiteren Einwendungen. Der Verleger antwortete mir sehr erfreut am 6. März 1877: „Ihre Zustimmung zu einer Kürzung des Nachsommers hat mich recht sehr gefreut und ermutigt. Rosegger hat inzwischen das gekürzte Buch durchgesehen und ist auch ganz einverstanden. So ist denn auch schon der Druck begonnen und soll diese neue Ausgabe bis zum

September erscheinen. Den Tod unseres Freundes Kuh betrauere ich vom Herzen. Er war ein wackerer Mann und hatte eine bessere Einsicht in die Tiefen der Dichtkunst als manche gefeierte Literarhistoriker des Auslandes. Empfangen Sie meine und meiner Frau freundliche Grüße und bewahren Sie mir stets Ihre wohlwollenden Gesinnungen." Noch im Herbste des Jahres 1877 konnte mir Heckenast, der selbst der beste Stifterkenner und der eifrigste Stifterverehrer war, voll aufrichtiger Genugtuung mitteilen, daß der auf einen Band zusammengestrichene Nachsommer sich seitens der Lesewelt der beifälligsten Aufnahme erfreue, ein Erfolg, der seinem Herzen nicht zum geringsten aus dem Grunde teuer war, als er, wie so oft, auch in diesem Punkte mit dem Dichter vollkommen übereinstimmte, der zu allen Zeiten dieses Werk als seine bedeutendste, innigste, wahrste und tiefste Schöpfung betrachtete.

Die stillen Nachsommerträume erfüllten die Brust Stifters bald so ausschließlich, daß er keinen anderen Wunsch mehr kannte, als sich sein eigenes Leben nach dem Haushalte seiner Dichtung einzurichten. Es war ganz die Idee, die sich später Nietzsche für ein Nebeneinanderleben und Zusammenwirken edler Geister in dem schönen Sorrent zurechtlegte. „Wenn es möglich zu machen wäre," so schreibt Stifter am 29. November 1859 an Heckenast, „daß ich mit Ihnen den Nachsommer des Lebens begehen könnte, wozu aber auch Freund Elischer gezogen werden müßte und Freundin Eichendorf, so würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verstand. Sollten mehrere Menschen, die sich gegenseitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander schaffen und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, so wäre das recht schön. — Und wie schön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine riesige Arbeitsstube hätte! Wir alle würden uns heben. Der Gedanke ist zu schön, als daß er einmal wahr werden könnte. Wir Menschen plagen uns ab, um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben lassen wir dann bleiben."

Wenn quälende Leiden ihn befielen, wenn die Arbeit schwer und drückend auf seinen Schultern lastete und der befreiende Ausblick nach Oben ihm verhängt war, wenn die Niedrigkeit an ihn herankroch, so daß das Gefühl unbesiegbaren Ekels in ihm aufstieg, dann überließ er sich gerne dem Walten seiner Phantasie, welche ihm das Vorgefühl der Freuden eines stillen Nachsommers als Hoffnungsschimmer für den Rest seines Lebens in die ermattende Seele legte. Aber das harte Schicksal hat es ihm niemals gegönnt, daß seine Blütenträume reifen. Und so ist ihm auch das späte Glück eines friedvollen, von sanftem Sonnenschein erhellten Alters versagt geblieben.



VI.

# Ausklang.

## (1858—1868.)

Will meine Zeit mich bestreiten,
Ich laß es ruhig geschehn;
Ich komme aus anderen Zeiten
Und hoffe, in andre zu gehn.

Grillparzer.



Das Ende der fünfziger Jahre brachte für Stifter kummervolle Zeiten. Noch vor Ablauf des Jahres 1857 wurde seine Mutter vom Schlage gerührt. Der Dichter eilte unverzüglich an ihr Krankenlager nach Oberplan und fand sie in einem beklagenswerten Zustande. Die Lage zeigte sich umso bedrohlicher, als die mehr als siebzigjährige Frau durch den schweren Anfall nicht nur teilweise gelähmt, sondern auch des Sprachvermögens beraubt worden war.

Obzwar während der Anwesenheit des in tiefster Seele erschütterten Sohnes keine so arge Verschlimmerung eintrat, daß das äußerste hätte unmittelbar befürchtet werden müssen, gestaltete sich doch der Abschied überaus schmerzlich, denn die sichtlich überhand nehmende Schwäche zeigte den besorgten Blicken, wie sehr die Widerstandsfähigkeit des teuren Lebens täglich herabsank.

Selbst an einer ihn oft befallenden, grippeartigen Heiserkeit leidend, welche sich auf der Reise noch erheblich verschlimmerte, kam Stifter so herabgestimmt in Linz an, daß er mehrere Tage das Zimmer hüten mußte. Die traurige Befürchtung, daß er seine Mutter in diesem Leben nicht mehr sehen werde, erfüllte sich im Verlaufe des Winters. Sie starb am 27. Februar 1858 um neun Uhr Abends, ohne daß es dem Dichter gegönnt gewesen wäre, noch einmal an ihr Krankenlager zu treten oder ihr das letzte Geleite zu geben. Er erhielt die Nachricht von ihrem Tode erst am Tage nach ihrer Beerdigung, welche am 1. März um 10 Uhr Morgens an der Südmauer der Oberplaner Kirche stattfand.

Kam der Verlust auch nicht unerwartet, so traf er ihn doch hart. Mit Stolz und Freude hatte er seine Mutter stets eine herrliche Frau und ihr Gemüt „einen unergründlichen See von Liebe“ genannt und von ihr behauptet, sie habe „den Sonnenschein ihres Herzens“ über manchen Teil seiner Schriften geworfen. In der Schwere seines gramerfüllten Innern vermochte er es lange nicht, zu schreiben. Er konnte es nicht fassen, wie „die unaussprechlich holde Gewohnheit, eine Mutter zu haben“, nun plötzlich

aufhören sollte, er lebte in einer „düsteren Leere und Öde dahin," und als er endlich am 12. Mai seinem Schmerz dem Freunde Heckenast gegenüber Worte verlieh, brach die Trauer noch ungemäßigt hervor: „Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Alles, was ich strebte, alles, was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude . . . Dieses goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen war nun gelöst, und die Fäden lagen bestimmungslos und hindernd herum." Aprent erzählt, daß Stifter noch nach Monaten auf die Frage nach seinem Befinden nichts anders sagte, als die Worte: „Nun, ich suche mich so langsam wieder zusammen zu klauben."

Sein Gemüt, das schon zur Trauer gestimmt war durch den Verlust der innig verehrten Mutter und durch den kurz vorher eingetretenen plötzlichen Tod seines kleinen Neffen, sollte von noch schwärzeren Schatten betroffen werden. Hartnäckige Erkrankungen der Atmungsorgane griffen in der Familie um sich. Kaum war er selbst genesen, „hatte das ganze Haus die Grippe bis auf die Hunde herab". Die Gattin des ernstlich um sie bangenden Dichters war durch acht Wochen schwer leidend, zum Schlusse aber wurde die liebe Muhme und treue Hausgenossin Josefine von dem Übel in so heftiger Weise ergriffen, daß alle Kunst der Ärzte nicht dagegen aufkommen konnte. Ein häßlicher Husten dauerte den ganzen Sommer über an und artete im Herbste in ein schleichendes Siechtum aus. Da die angewendeten Mittel fruchtlos blieben, empfahl Stifters Hausarzt gemäßigte Seeluft. Mit schweren Opfern wurde im Kreise der Verwandten die Summe aufgebracht, welche für einen längeren Aufenthalt in Venedig erforderlich schien. Die Todkranke erreichte aber das Ziel ihrer Reise nicht. Sie kam bloß bis Klagenfurt, wo sie ihr Schwager Doktor Holecek, der selbst ein geachteter Arzt war, in Empfang nahm. Er erkannte ihren Zustand als hoffnungslos und behielt sie bei sich, um ihr in seinem Hause ein sanftes Sterben zu bereiten.

Kaum hatte Josefine den kleinen Familienkreis des Dichters verlassen, als der Schwergeprüfte so heftig von der ägyptischen Augenentzündung befallen wurde, daß er sich durch mehrere Monate jeder Beschäftigung enthalten mußte. Einen im Jänner 1859 begonnenen Brief an Heckenast konnte er erst Ende April fertigstellen und die damit verbundene Anstrengung hatte neuerlich eine so arge Verschlimmerung zur Folge, daß der gänzliche Verlust der Sehkraft befürchtet werden mußte. Die unfreiwillige Muße war für den arbeitgewohnten Dichter fast unerträglich und er bricht darüber in bittere Klagen aus: „Vorlesen lassen,

wenn nicht sehr gut gelesen wird, geht auf die Länge schlecht, diktieren kann ich nicht, weil der Schreibknecht, welcher da sitzt, um meine Dichtungen, die mir in seiner Gegenwart einfallen sollen, aufzuschreiben, dieses Einfallen ganz und gar hindert; selbst meine geliebten Kaktus konnte ich nur oberflächlich betrachten, weil sonst die unzähligen Stacheln der Mammillarien sich in dem feurigen Rauche zu rühren begannen, oder gar mit Spitzen gegen meine Augen stachen."

Was den gottergebenen Dichter bis dahin quälte und ängstigte, das waren aber doch nur Nadelstiche des Schicksals; die volle Gewalt des Unglücks fing nun erst an, sich unerbittlich zu entladen. Gleich dem von ihm selbst geschilderten Dulder Abdias, ja gleich dem biblischen Hiob, dem Vorbild frommer Ergebung, stand der Dichter, vom Schmerze verwirrt und betäubt, erschüttert aber aufrecht im finsteren Ungemache, indes die Schicksalsschläge wie ein prasselndes Hagelwetter auf sein schuldloses Haupt herniederfuhren.

Bald nach dem Beginne des Jahres 1859 verschied in Vöcklabruck sein langjähriger Freund Doktor Gartner, welchen er als Mensch und als Dichter gleich hoch schätzte; am 5. März starb Josefine Stifter in Klagenfurt an der Schwindsucht und wenige Tage darauf Josefa Mohaupt, die Nichte seiner Gattin und Schwester seiner Ziehtochter Juliana in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre an Typhus in Wien.

Den furchtbarsten Schmerz aber sollte ihm Juliana, die Tochter seines verstorbenen Schwagers Philipp Mohaupt, bereiten, welche er zwölf Jahre vorher an Kindes Statt in sein Haus aufgenommen und mit Liebe, Nachsicht und Güte erzogen hatte. Das früh verwaiste Mädchen, welches nach dem Tode der Eltern von Frau Stifter selbst aus Ungarn geholt worden war, hatte trotz seiner Goldhaare und Veilchenaugen stets etwas zigeunerhaftes in seinem Wesen; ein angeborener Hang zur Flüchtigkeit und Zügellosigkeit vereitelte lange Zeit hindurch alle Bemühungen, es an die feste Ordnung eines bürgerlichen Haushaltes zu gewöhnen. Schon als Kind war Juliana öfters der einengenden Zucht entlaufen und manchmal tagelang abgängig. Natürlich ließen es die erschreckten und besorgten Pflegeeltern an ernsten und wohlmeinenden Ermahnungen nicht fehlen, aber der leichte Sinn und die unbändige Lebhaftigkeit des Kindes waren für nachhaltige Einwirkungen nicht empfänglich. Ihre muntere Laune wurde durch Rügen kaum für den Augenblick getrübt; schnell verfiel sie wieder in ausgelassene, laute Fröhlichkeit; sie sang, sie tanzte und deklamierte im Hause und auf der Stiege, ja selbst in den Straßen. Dabei entwickelte sie sich sehr rasch und gedieh zu einem gesunden, üppigen,

blühenden Mädchen von eigentümlicher, wilder, fremdartiger Schönheit. Weiblicher Anstand und ruhig sittsames Wesen blieben ihr aber fremd, und, obschon achtzehnjährig, pflegte sie die Treppe niemals Stufe für Stufe niederzusteigen, sondern, sich am Geländer vorbeugend, nur im Fluge herabzugleiten. So fand Frau Stifter, welche ihr Hauswesen stramm verwaltete, zu zügelndem Einschreiten mehr Veranlassung, als ihr lieb war.

Plötzlich wurde das Haus in furchtbare Aufregung versetzt. Am 21. März 1859, Morgens zwischen sechs und sieben Uhr, als die Familie sich eben zum Frühmahl versammelte, wurde Juliana vermißt; man fragte nach ihr, aber sie war von niemandem gesehen worden und niemand wußte zu sagen, wohin sie sich begeben habe. Endlich fand man einen Zettel, auf welchen sie die Worte geschrieben hatte: „Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst." Nun stieg allen eine entsetzliche Ahnung auf, denn die Mutter war seit sechzehn Jahren tot. Tag für Tag wurde jetzt fieberhaft nach dem Mädchen gesucht, Freunde und Bekannte, die Behörden der Stadt und der Umgebung wurden zu Nachforschungen aufgeboten, aber eine Woche nach der anderen verging, ohne daß die geringste Spur sich zeigte. Verzehrende Angst und namenlose Beklemmung hatten sich der Seele des unglücklichen Dichters bemächtigt; die quälende Empfindung der Ungewißheit trieb ihn tagsüber ruhelos umher und scheuchte des Nachts den Schlaf von seinen müden Augen. So vergingen fünf schmerzvolle Wochen. Endlich, am 25. April, traf die amtliche Nachricht ein, daß bei St. Georgen oberhalb Mauthausen am 18. April ein weiblicher Leichnam von der Donau ausgeworfen wurde, dessen Beschreibung genau die Merkmale und die Kleidung des vermißten Mädchens angab. Nun konnte nicht länger daran gezweifelt werden, daß die Unglückliche selbst den Tod in den Wellen des Stromes gesucht hatte. Stifter versank nach diesem grauenvollen Ereignis in unsägliche Trauer. „Unseren Zustand," so heißt es in einem seiner Briefe, „kann ich Ihnen nicht schildern, vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Tatsache anzeigen. Sie ist achtzehn Jahre alt geworden, und hat allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimnis. Daß ich bei solchen Umständen nicht dichten konnte, ist klar. Meine Krankheit und das jetzige entsetzliche Unglück machen eine Pause notwendig. An der Welt im Großen habe ich Ekel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, teurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist,

wenn jemand ein fremdes Kind bei sich hat, und dasselbe so tut, wie unsere Juliana. Wenn Sie ein böses Wort über uns hören, so sagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entferntester Hinsicht an diesem Ende schuld sind. Juliana hat nur Gutes bei uns genossen, und hat, seit sie anfing die Schule zu besuchen und zu Hause Unterricht erhielt, aus Grundsatz nie eine körperliche Strafe erhalten; ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Rose und hätte nach ihren Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Weshalb sie ihr guter Engel so weit verlassen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht . . . Wir ahnten nicht das Geringste davon. Ihre verworrenen Handlungen in den letzten Stunden, bevor sie fort ging, erfuhren wir erst, da sie schon fort war. Sie können denken, wie wir, durch die früheren Todesfälle schon erschüttert, Juliens Fortbleiben mit steigender Unruhe empfanden, und wie wir durch die Gewißheit ihres Schicksals zerschmettert wurden. Ich suchte meine arme teure Gattin zu trösten und hatte selber keinen Trost. Eine stille Trauer und schweigender Ernst liegt über unserem Leben. Einer natürlichen Todesart gegenüber kann man sich fügen, und sich in ein holdes Andenken vertiefen; ein selbst gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt. Nur daß hier die äußerste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß keine böse Leidenschaft, sondern körperlicher Antrieb die Ursache sein mag, mildert die Sache einigermaßen . . . Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt schließt beide das Grab ein . . . Es dürfte wohl durch den ganzen Rest unseres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler ist, als er sonst gewesen wäre, selbst wenn wir von Anbeginn allein gestanden wären. Dessenungeachtet soll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müssen wir uns fügen."

Wie ein Hohn des Schicksals mutet es uns an, daß der warmherzige Kinderfreund so bitteres Leid in seinem Hause erfahren mußte, und daß er, dem die ersehnte Vaterfreude stets versagt blieb, bloß den Kummer, nicht aber auch das Glück des Familienlebens kennen lernen sollte. Jahrelang hatte er sich nach dem jubelnden Wohlklang des „silberhellen Kinderlachens" fast krank gesehnt, und da er endlich glaubte, durch eine Tat des Edelsinnes den leeren Platz an seinem Tische dauernd besetzt zu haben, da er die berechtigte Erwartung hegen durfte, dereinst den Zoll der Dankbarkeit zu ernten, verkehrte sich das erhoffte Glück in unsägliches Leid.

Zahllose Stellen in seinen Briefen und in seinen Werken geben Zeugnis davon, wie innig er Kindern zugetan war, und wie hoch er den Kindersegen für das Glück der Ehe anschlug. Schon der erste Band der „Studien“ enthält das Geständnis des eben die Flitterwochen feiernden Autors: „Titus, es muß eine große Freude sein, Kinder zu haben, und ich würde ein Narr mit ihnen, ritte vergnügt auf einem Steckenpferde und hinge mir allen Ernstes eine Kindertrommel um;“ in der „Mappe“ spricht er von der Sehnsucht, „den sachte vergehenden Lebensstrom in holden Kindern wieder aufquellen zu sehen“; Abdias, dem alles geraubt wurde, fällt, von der Rührung über die Geburt seines Kindes übermannt, auf die Knie nieder und betet: „Jehova, Lob, Preis und Ehre von nun an bis in Ewigkeit;“ die Frage: „Was sollte denn von uns in die Zukunft reichen, wenn es nicht die Kinder wären?“ bildet das Leitmotiv im „Hagestolz“, und im „Waldgänger“, der das schüchterne Bangen und die dumpfe Qual der kinderlosen Ehe behandelt, spricht die hoffnungslose Frau den bestimmten Satz aus: „Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben. — Wenn der Mensch alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt, — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt. — Und wenn Du, wie Du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindes Statt annimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ein Mißverhältnis der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Tue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange nicht, daß er Dein Sohn sei.“

Noch unmittelbarer drückt sich die Sehnsucht nach Leibeserben in Stifters Briefen aus. In einem derselben sagt er, die höchsten Freuden der Menschen seien wohlgeratene Kinder. „Dies weiß ich an meiner teuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies sagt mir die Verödung und Vereinsamung, in der wir uns jetzt befinden.“ Er sucht sich mit der Dichtkunst zu trösten und es im Umgang mit der Muse zu „verschmerzen“, daß ihm „Gott keine Kinder gegeben hat“; auch bittet er Heckenast, dessen Kinder als seine eigenen ansehen zu dürfen. „Da ich kinderlos sterben muß, so sind die Kinder meiner Freunde die meinigen. — Was Sie von Ihrem lieben Kinde schreiben, freut uns beide sehr, die wir so sehnlich nach Kindern seufzten, und mit dem angenommenen so unglücklich waren.“

Die Ursachen der unseligen Tat Julianens sind niemals aufgeklärt worden. Stifter fand schließlich Beruhigung in dem Gedanken an den plötzlichen, durch Blutwallungen erzeugten Ausbruch einer Wahnidee; von verschiedenen Seiten hörte ich sagen, ein Liebesverhältnis, welches einzugestehen dem Mädchen der Mut fehlte, sei als Beweggrund anzunehmen; auch wurde mir erzählt, daß Frau Stifter dem Kinde nie sehr zugetan gewesen sei. Übereinstimmend wird aber bestätigt, daß der Dichter das Mädchen sehr liebte, dasselbe schonungsvoll behandelte, und durch Wort und Beispiel bestrebt war, es sittlich zu fördern.

Wo es anging, trachtete er dem Kinde Freude zu bereiten, es durch Lob und Geschenke aufzumuntern und es an Festtagen feierlich auszuzeichnen. In einem schön eingebundenen Exemplar der „Bunten Steine“ fand ich die folgenden schönen Widmungsworte von der Hand des Dichters:

„Meiner Ziehtochter Juliana Mohaupt zu ihrem Geburtstage, als sie das zwölfte Jahr zurükgelegt hatte.

Empfange hier das erste Mal ein Buch, das Dein Vater verfaßt hat, lese zum ersten Male seine Worte im Druke, die Du sonst nur von seinen Lippen gehört hast, sei gut, wie die Kinder in diesem Buche; behalte es als Andenken; wenn Du einst von dem Guten weichen wolltest, so lasse Dich durch diese Blätter bitten, es nicht zu thun.

Linz, am 16. Februar 1853. Adalbert Stifter.“

* * *

Stets suchte der Dichter sein ganzes Glück im Frieden seines Hauses, dessen er, wenn ihn seine Fahrten auswärts festhielten, und er sich einem Augenblicke stiller Sammlung überließ, mit warmer Sehnsucht gedachte.

Stifter war auch während seiner vielen Amtsreisen nie müßig. Voll Interesse beobachtete er aufmerksam die Eigentümlichkeit der von ihm besuchten Gegenden, wobei ihm die kleinste Besonderheit an altertümlichen Bauwerken oder Geräten sofort auffiel, ja er machte solcher Dinge halber, wenn ihm davon berichtet wurde, oft beträchtliche Umwege. Nach der Erledigung der Amtsobliegenheiten beschäftigte er sich mit leichteren literarischen Arbeiten, wovon er einige Bogen zu solchem Zwecke stets mit sich führte, oder er schrieb an seine Gattin, welcher er, wenn er ferne von ihr weilte, so oft es ihm irgend möglich war, von sich Nachricht gab. Die Briefe des Dichters an seine Frau waren stets voll Innigkeit, Fürsorglichkeit und in jeder Zeile Beweise opferfreudiger, hingebungsvoller Liebe.

Mit einem Schreiben aus Preßburg vom 9. Jänner 1877 sandte mir Gustav Heckenast nebst dem ganzen in seinen Händen befindlichen handschriftlichen Nachlasse, vielen an Stifter gerichteten Zuschriften und auf den Dichter bezüglichen Papieren alle noch ungedruckten Briefe des gutmütigen, immer besorgten Gatten an seine Frau; von den letzteren im ganzen weit über hundert. Die Begleitworte lauteten: „Beiliegend sende ich Ihnen die versprochenen Schriften, Briefschaften, Urtheile u. s. w. unseren Stifter betreffend. — Ich lege diese Papiere mit vollem Vertrauen in Ihre Hände, indem ich es Ihnen freistelle, daraus zu excerpieren und Mittheilungen zu machen. Sobald Sie das Material durchgearbeitet haben, bitte ich um gütige Rücksendung desselben auf sicherstem Wege, da einzelne Schriften und Briefe für mich einen besonderen Werth haben." — Heckenast hatte Stifters Gattenbriefe von der Witwe um den Preis von achthundert Gulden an sich gebracht; er mußte sich aber zur gewissenhaften Befolgung der nachstehend angeführten Vertragsbedingungen verpflichten.



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einem Bilde von Ferdinand Axmann.
(Gemalt im September 1861.)

„Ich Endesgefertigte erkläre hiemit, daß ich sämmtliche Briefe, einhundertvierunddreißig an der Zahl, welche mein seliger Gatte, Herr Hofrath Adalbert Stifter, seit unserer Vermählung an mich geschrieben hat, dem Herrn Gustav Heckenast in Pesth als Eigenthum übergeben habe, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß hiedurch weder Herr Gustav Heckenast noch dessen Rechtsnachfolger berechtigt seyen, jene Briefe vor meinem Tode in irgendwelcher Weise zur Öffentlichkeit zu bringen und theilweise oder ganz im Druck erscheinen zu lassen.

Sollte diesem Vorbehalte zuwider gehandelt werden, so haben Herr Gustav Heckenast oder dessen Rechtsnachfolger mir jede rechtliche Genugthuung zu leisten und überdieß ein Pönale von dreitausend Gulden zu meiner Verfügung zu erlegen.

Für das Eigenthumsrecht der Originalbriefe und für das alleinige Verlagseigenthum, welches darin besteht, diese Briefe nach meinem Ableben

in beliebigen Auflagen und Exemplaren abdrucken und verbreiten zu dürfen, wird Herr Gustav Heckenast gleich nach Überantwortung dieser Schrift achthundert Gulden Ö. W. an mich zu erlegen haben.

Amalia Stifter m. p."

Heckenast vertraute mir diese für den hohen Familiensinn des Dichters so bemerkenswerten Briefe mit der Bitte an, dieselben mit Rücksicht auf die getroffenen Abmachungen nicht wortgetreu in meinem Buche zu verwenden, vielmehr die Lektüre derselben nur im allgemeinen bezüglich der Persönlichkeit Stifters auf mich wirken zu lassen. Nach dem anfangs 1878 erfolgten Tode Heckenasts waren die ungarischen Verlassenschaftsbehörden eifrig bemüht, ehestens in den Besitz der verklausulierten Schriften zu gelangen, und Doktor Karl von Samarjay, der Rechtsfreund des ehemaligen Geschäftsführers und späteren Übernehmers der Heckenastschen Buchhandlung, Rudolf Drodtleff, schrieb mir wörtlich: „Ich mache Sie aufmerksam, daß die Briefe, so lange die Hofräthin Stifter lebt, nicht veröffentlicht werden dürfen. Gustav Heckenast hat Ihnen die Briefe zur Orientierung, nicht aber zur Veröffentlichung anvertraut. Die Herren Testamentsexekutoren bestehen darauf, daß Sie die in Händen habenden Briefe umgehend an das Verlagscomptoir Heckenast absenden sollen."

Trotzdem bedauere ich heute, der damaligen Weisung in übertriebener Gewissenhaftigkeit allzu rasch nachgekommen zu sein, ohne vorher eine Abschrift der wertvollen Briefe veranstaltet zu haben, wozu ich im Sinne Heckenasts gewiß berechtigt gewesen wäre, mit der einzigen Einschränkung allerdings, bei Lebzeiten der Witwe keine Zeile davon dem Drucke zu übergeben. Ich schickte die zurückverlangten Briefe unverzüglich nach Preßburg, von wo sie später, das Schicksal des Heckenastschen Nachlasses teilend, in alle Winde zerstreut wurden. Nach einer mir zugekommenen Mitteilung befand sich ein größerer Teil dieser Briefe bis vor kurzem in Eisenach in den Händen des bekannten jüngst verstorbenen Literaten Hofrates Josef Kürschner. Einige weniger belangreiche Briefe hatte die Witwe entweder selbst noch vor dem Verkaufe ausgeschaltet, oder dieselben waren von Heckenast nicht mit übernommen worden. Vier derselben wurden mir von der Hofrätin Stifter als Andenken an ihren Dichtergemahl überlassen; dieselben bilden einen Teil der in meinem Besitze befindlichen Stifterreliquien, einer kleinen Sammlung, zu deren Vervollständigung mir auch Herr Philipp Stifter in Oberplan, sowie Fräulein Rint und Herr A. M. Pachinger in Linz wertvolle Stücke übergeben haben. Dieselbe umfaßt außer den erwähnten Briefen zwei Zeichnungen, ein Aquarell und zwei mit Ölfarben

ausgeführte Skizzen von der Hand des Malerpoeten, eine Illustration zur Erzählung „Bergkristall" mit handschriftlichen Bemerkungen des Dichters, eine größere Anzahl von Stifterbildnissen, darunter jenes von Grandauer, sowie Kopien der Stifterporträts von Löffler und Binzer, einen Original-Erlaß der Statthalterei in Linz, Ex offo, „An den k. k. Schulrath Herrn Adalbert Stifter, vom 1. August 1862, Z. 12721," ein Lorgnon in Silberfassung, dessen sich der Dichter in späteren Jahren oft bediente, seine Schreibmappe, eine Schreibtischfigur, und eine von ihm aus Karlsbad mitgebrachte Kaffeetasse, außerdem verschiedene Reproduktionen nach Originalgemälden des Meisters.

Die in meinem Besitze befindlichen, bisher noch nicht veröffentlichten Originalbriefe Stifters an seine Gattin lauten:

I.

Geliebte theure Gattin!

Ich hatte den Brief, den ich heute geschloßen hatte, schon auf die Post gegeben, als ich erfuhr, daß das Wasser der Donau sehr im Steigen ist, und daß man befürchtet, es werde austreten, und die Dampfschiffe werden nicht nach Aschach gehen. Wenn dies der Fall wäre, oder wenn Du Dich auf dem Dampfschiffe bei hohem Wasser zu sehr fürchtetest, so fahre am Mittwoch mit dem Eisenbahnzuge gegen 1 Uhr über Wels nach Wallern (auf der Passauerbahn) ich werde Dich am Bahnhofe von Wallern mit einem Wagen erwarten. Nur müßtest Du mir es schreiben, wenn Du das thust. Wenn Du am Dienstage vor 10 Uhr einen Brief auf die Post gibst, so habe ich ihn am Dienstage Abends. Nur mußt Du bei schlechtem Wetter nicht kommen. Ist Mittwoch schlecht, so komme Donnerstag. Ist Donnerstag schlecht, so komme gar nicht. Denn dann komme ich am Donnerstage nach Linz. Wenn ich am Dienstage von Dir keinen Brief bekomme, so sehe ich das als ein Zeichen an, daß Du mit dem Dampfschiffe kömmst, und ich erwarte Dich in Aschach. Das muß ich Dir auch sagen, daß Du in Wels über eine Stunde warten mußt, um von dem Salzburgerzuge auf den Passauerzug übersezt zu werden. Thue Du nun, wie Du eine vernünftige Frau bist, das Beste. Ich wäre für das Dampfschif. O wie sehne ich mich, Dich zu sehen. Je älter ich werde, desto unerträglicher werden mir die Trennungen von Dir. Lebe wohl, tausend und tausend Grüsse und Küsse von

Deinem treuen Gatten

Adalbert Stifter.

Eferding, am 22ten Juni 1862.

6 Uhr Abends.

N. Sch. So eben sagt mir der Caplan von Eferding, daß er einmal, um von Wallern nach Linz zu fahren, zwei Stunden in dem Bahnhofe von Wels warten mußte. Das ist doch eine treffliche Einrichtung. Fahre also auf keinen Fall mit der Bahn nach Wallern; denn Du müßtest unterwegs in Wels etwa auch zwei Stunden oder mehr im Bahnhofe sitzen. Nimm Deinen Wintermantel mit auf das Schif.

Außen: J. Hochwohlgeboren Eferding.

Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin Nro. 1313

in Linz.

II.

Theuerste geliebteste Gattin!

Hier übersende ich Dir die Quittung, welche der Amtsdiener am 28ten bis 29ten dieses Monates einreichen muß, um das Geld rechtzeitig zu bekommen. Gib sie ihm, er soll die Stempel darauf kleben, und über die Stempel die Worte schreiben, welche auf der Quittung mit Bleistift geschrieben stehen. Er weiß es schon. Den Zahlungsbogen hat er ohnehin. Hätte er ihn nicht, so müßte derselbe in der Lade des Aufsazkastens neben dem Ofen sein, wozu Du den Schlüssel hast. Er wird aber den Bogen schon haben.

Morgen Abends bin ich in Ried fertig, ich muß aber auf den Wunsch des Statthalters auch noch nach Wildshut, was sehr weit von hier ist, gewiß 12 Wegestunden, ich komme am Mittwoch nach Mauerkirchen, und am Donnerstag Abends oder Freitags Morgens nach Wildshut. Bin ich dort am Freitag fertig, so fahre ich noch in der Nacht mit der Bahn nach Linz, sonst komme ich erst am Samstage. Ich habe einen langen Brief an Dich angefangen, an demselben schreibe ich heute Abends weiter, und in demselben werde ich Dir das Nähere melden. Vor Freitags Nachts komme ich auf keinen Fall. Das Wahrscheinlichste ist, daß ich am Freitage um 10 Uhr Abends im Linzer Bahnhofe bin. Das Nähere, wie gesagt, erfährst Du noch.

Tausend Dank, Du mein geliebtestes Herz; für den Glükwunsch zu meinem Geburtstage. Man hat ihn mir von Scheerding, wo ich am 23ten Morgens wegfuhr, nach Ried nachgesendet, und ich habe ihn erst am 25ten Morgens bekommen. Ich habe keinen Brief von Dir erwartet, da Du

sagtest, ich solle Dich mit Schreiben nicht plagen, und Du mußt in meinen Briefen sehen, daß ich Dich nicht geplagt habe. Um so mehr hat mich Dein Brief erfreut, und ich habe ihn mit feuchten Augen an mein Herz gedrükt. Gott erhalte Dich mir. Du kannst nie so geliebt worden sein, als Dich jezt Dein Gatte liebt. Das Abwesendsein von Dir ist unter meinen Amtspflichten die schwerste. Wenn das Tagewerk vorüber ist, ist es mir das Süsseste, nieder zu sizen, und an Dich zu schreiben.

Lebe wohl, erhalte Dich gesund, und denke zuweilen an mich. Ich grüsse und küsse Dich tausend Mal.

Ried am 26ten October 1863. Adalbert Stifter.

Außen: Ried.

J. Hochwohlgeboren
Frau Amalia Stifter
Schulrathsgattin
in
frei. Linz.

III.

Theuerste Gattin!

Morgen geht Haslinger nach Linz. Wenn Du ihm etwas, das nicht zu groß ist, mitzugeben hast, so thue es. Eine Flasche Wein thäte sehr noth. Ich muß am Ende schon äußerst gesund sein; denn es wird mir hier schon nach und nach unleidlich. Ich sehne mich unbeschreiblich nach Dir und meinem Hause. Jezt zähle ich die Äpfel täglich 10 Mal, es sind noch 17. Bald werde ich sie 20 Mal zählen. Aber ich harre aus, weil es einmal beschloßen ist. Gestern hatten wir gräulichen Schneesturm, und heute kann kein Wagen und kein Schlitten in die Glasau. Nur gehen kann man, indem in die Schneedächer, die über die Strasse hie und da liegen, Staffeln getreten sind. Heute Morgens war es schön, und Mittags waren 17° Wärme. Der Schnee rinnt von dannen. Bis 31ten wird doch der Weg offen sein.

Tausend u. Tausend u. Tausend Grüsse u. Küsse auf Deinen lieben Mund. Ich pake schon fleißig ein. Der Knecht bringt bei der nächsten Fahrt schon etwas.

Grüsse Alle — Ich muß enden, weil ich den Brief selbst zu Haslinger tragen muß, u. der Tag sich schon neigt.

„Witiko" schreitet schon wieder lebhaft fort.

Schreibe mir doch auch bald wieder, Deine Briefe sind mein einziger Trost. Ich bleibe in Ewigkeit und Ewigkeit

Dein

treuester Gatte

Kirchschlag 13ten März 1866. Adalbert Stifter.

Hast Du das Buch nach Karlsbad geschickt?

Außen: J. Hochwohlgeboren
Frau Amalia Stifter Hofrathsgattin
1313 an der Donau
in Linz.

## IV.

Geliebteste theuerste Gattin!

Heute ist Donnerstag, und wenn auch die Bothin erst am Samstage zu Dir hinabgeht, so habe ich mir doch den Tag so eingerichtet, daß ich mit der Witikoaufgabe und allem Anderen fertig wurde, ehe die Dämmerung kam, und daß ich den Abend dann zu einem Schreiben an Dich verwenden könnte. Der Abend ist da, und ich size vor dem geliebten Papiere. Es war auch wie eine Vorahnung, welche mich den Tag so benüzen ließ. Denn am Nachmittage erfuhr ich, daß die Bothin morgen für den Baron nach Linz geht. Du erhältst also diesen Brief schon morgen statt am Samstage, auch gebe ich der Bothin Wäsche, nehmlich 2 Nachtleibel 1 Hemd 1 Saktuch und 1 Bauchflek mit nebst einer Schachtel, einem Topfe und mehreren Flaschen, ich glaube, es sind fünf kleine und zwei große. Alles ist schon in den Korb gepakt. Wenn Du der Bothin morgen etwas mit geben willst, falls sie es zu den Sachen des Barons hinzu nehmen kann, so thue es. Am Samstage schicke ich sie mit Wasser zu euch hinab, da hat sie ohnehin viel zu tragen. Oder besser ist es, Du besprichst Dich mit ihr, und theilt euch die Sache ein, wie es beiden bequem ist. Ich werde morgen unter Tags recht fleißig sein, damit ich Abends wieder einige Zeilen an Dich schreiben kann, und so erhältst Du am Freitage einen Brief und am Samstage wieder einen, und ich habe zwei Mal die Freude an Dich zu schreiben. Jezt liegen acht Äpfel auf dem Fenster, wenn Du morgen diese Buchstaben liesest, sind nur mehr sieben, und wenn Du den Samstagbrief liesest, nur mehr sechs. Auch den

Zwiebak habe ich mir auf die Tage eingetheilt u. in Papiere gewikelt, so daß ich am Charsamstage zum Frühstüke das letzte Papier öffne. Siehst Du, so spiele ich mich, um mein sehnendes närrisches Herz zu beschäftigen, und es gleichsam auf einer Leiter der Hoffnung über die Tage hinüber zu leiten, die ihm sonst als zu viele vorkämen. Für den Kalbsbraten danke ich Dir herzlich, er schmekt mir vortrefflich; aber die Sache kam etwas zu früh, da von dem großen Huhn noch Reste übrig waren. Jedoch ich komme schon zu Stande und erkenne, daß Du mich sehr gut fütterst. Auch noch ein weiteres Mittel habe ich, mich schon gleichsam bei Dir in Linz zu fühlen. Ich pake nehmlich alle Tage etwas ein, und da ist mirs, als wäre es schon im nächsten Augenblike zum Fortgehen. Von Wein werde ich noch 2 Flaschen brauchen, an Weken habe ich genug; aber Strizel brauche ich noch. Lasse doch durch den Hausmeister wieder 1/4 Eimer Bier bestellen, und ziehe es gleich in Flaschen ab, daß es bis zu den Feiertagen gut wird, und daß ich mich zum Osterfeste daran ergözen kann. Ich komme heute aus den Eßwaren gar nicht hinaus. Wie viele Fläschchen Bier muß ich denn heroben haben, wenn Du das abrechnest, welches der Knecht zerbrochen hat. Schreibe es mir, es liegt mir daran, es zu wissen. Ich lebe nehmlich hier in einem Reiche des Wunderbaren, vielleicht ist da auch wieder ein Wunder geschehen.

Wie sehr ich mich darnach sehne, Dich an mein Herz zu drüken, davon kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Vergiß ja nicht, dem Joseph einzuschärfen, daß er am Charfreitage Abends hier ist, damit wir am Samstage zeitlich fortfahren können. Dürfte ich doch n i e n i e n i e mehr von Dir und meinem Hauswesen getrennt sein.

Tausend u. Millionen Grüsse und Küsse.

Grüsse Marie Kathi Judith und die Hausmeisterischen.

Ich bleibe bis in Ewigkeit

Dein

treuer Gatte

Adalbert Stifter.

Kirchschlag am 22ten März 1866.

N. S. Auch das länglichte Soßschüsselchen mit dem Dekel habe ich eingepakt.

Außen: J. Hochwohlgeboren

Frau A m a l i a S t i f t e r Hofrathsgattin

1313 an der Donau

in

Linz.



Originalradierung v A R Hein

KIRCHSCHLAG



Die hier mitgeteilten, für mich überaus wertvollen Gedenkblätter von der Hand des verehrten Dichters verpflichteten mich der Witwe zu dauerndem Danke, und dies umsomehr, als die in stiller Zurückgezogenheit lebende Frau allgemein als wenig zugänglich bezeichnet wurde, wovon auch ich bei meinem ersten Besuche im Sommer des Jahres 1877 einen nicht mißzuverstehenden Beweis erhielt. Von dem Streben geleitet, der von mir in Angriff genommenen Biographie die möglichste Vollständigkeit zu sichern, erließ ich nicht nur einen Aufruf in einer größeren Anzahl von Zeitungen, sondern ich unternahm auch zu wiederholtenmalen Reisen in die Stifter-Gegenden des Böhmerwaldes, sowie nach Oberplan und nach Linz, um mit Zeitgenossen, mit Freunden und Familienmitgliedern des Dichters in persönlichen Verkehr zu treten. Überall fand ich liebenswürdige Aufnahme und freundliche Bereitwilligkeit. Der mit dem Dichter innig befreundete Maler J. M. Kaiser in Linz, der poesievolle Illustrator von mehreren Werken Stifters, welchem ich eine größere Anzahl von bezeichnenden Zügen aus dem Leben des von uns beiden hochverehrten Mannes verdanke, sagte mir auf meine Bitte um eine Empfehlungskarte, welche mir den Zutritt zur Hofrätin Stifter eröffnen sollte, daß ich nach seiner Meinung kaum hoffen dürfte, vorgelassen zu werden. Trotzdem machte ich mich, wenn auch etwas eingeschüchtert, auf den Weg. Die Witwe des Dichters wohnte damals auf der Linzer Donaulände im sogenannten Stögerhause, jetzt Elisabeth-Quai Nr. 16, wenige Schritte von dem Dampfschiffahrtsgebäude entfernt, in welchem Stifter seinen letzten Seufzer aushauchte.

Auf mein Pochen öffnete ein Dienstmädchen und fragte nach meinem Begehr; als ich ihr meinen Namen gesagt und in kurzen Worten den Grund meines Erscheinens angegeben hatte, erklärte sie unwirsch, ich möge vor der Wohnungstüre, welche unmittelbar darauf vor meinen Augen wieder ins Schloß fiel, warten. Es dauerte ziemlich lange, bevor sie wieder erschien, um mich eingehender als vorhin um meine Stellung, meinen Wohnort, und um genaue Angabe der Absicht meines Besuches zu befragen. Nach befriedigendem Ergebnis des Verhörs werde mich die Hofrätin vielleicht empfangen. Das war wohl lästig, ja beschämend, aber, wie es schien, der einzige Weg zum Ziele. Ich erteilte die beruhigendsten Versicherungen, welche das Mädchen augenscheinlich zur Fürsprache bestimmten. Doch muß die Überredung nicht leicht gewesen sein, denn die Zeit des Harrens war jetzt noch reichlicher bemessen, als das erste Mal. Als sie endlich wieder zurückkam, wurde ich in ein großes, mit schönen altertümlichen Möbeln eingerichtetes Gemach geleitet, an dessen Wänden

zahlreiche Gemälde in altmodischen Goldrahmen glänzten. Zum Sitzen eingeladen, konnte ich durch geraume Zeit das Bild der vornehm bürgerlichen Häuslichkeit auf mich wirken lassen, die mich aus zahllosen feinen Beziehungen mit dem Geiste des Dichters begrüßte. Ich sah sein naturgroßes Bildnis und das seiner Frau aus den Tagen der kraftvollen Lebensmitte, ich sah viele Malereien seiner Hand, ich sah die kunstreich gearbeiteten Schränke und Tische, die das Sammlerherz durch ihre edlen Formen täglich und stündlich erfreut hatten. Der wohlgepflegte Boden des Zimmers funkelte wie der eines Ballsaales, und das ganze Gemach erglänzte im Schimmer der sorgsamsten Reinlichkeit.

Endlich öffnete sich behutsam eine Türe, ich erhob mich und wurde im selben Augenblicke von drei überlaut kläffenden, kleinen, unförmlichen Hunden angefallen, die der ungewohnte Anblick eines in die Klosterstille eindringenden Fremdlings ebensowohl in Ärger als auch in Schrecken zu versetzen schien. Nachdem mich Frau Stifter einige Augenblicke lang forschend und fast ängstlich betrachtet hatte, rief sie die unausgesetzt keifenden Tiere aus der Nähe meiner bedrohten Beine ab, bedeutete mir, meinen Platz, vor dem ich regungslos stand, wieder einzunehmen und setzte sich mir gegenüber. Das ist also die Frau, so mußte ich unwillkürlich denken, welche dem Dichter Ersatz zu bieten hatte für das rasch entschwundene Liebesglück, das er vordem an der Seite des holden Friedberger Mädchens gefunden! Ich bemühte mich, in den Formen des Gesichtes die Züge des Angela-Ideals zu verlebendigen, aber es gelang mir nicht. Eher konnte noch in den Linien der Gestalt der königliche Wuchs jener „Zenobia“ nachempfunden werden, die schon durch den „Bau ihres Körpers“ ungewöhnliche Schönheit versprach. Aber auch da hatten die Jahre durch Überfülle die hohe Erscheinung vergröbert, und Kränklichkeit oder Zimperlichkeit den elastischen Schwung der Bewegungen gelähmt. Die versuchte Augenblicksarbeit der Vergöttlichung blieb mir unvollendet im Gehirne stecken. Ideal und Wirklichkeit wiesen einen zu großen Abstand auf.

Die alte Frau, welche mir gegenüber saß, hatte nichts Gewinnendes in ihrem Wesen. Der Blick des halberloschenen Auges, dessen dereinst leuchtender Glanz den Dichter zu überschwenglichen Hymnen begeistert hatte, irrte zaghaft umher und drückte Argwohn, Verschlossenheit und Angst um die sorglich umhegte Sicherheit der eigenen Person aus; die tief eingegrabenen Alterslinien des Gesichtes zeigten trotz der noch wohl erhaltenen Rundung des Kopfovals Spuren von Kummer und körperlichen Leiden, ohne zugleich den verklärenden Schimmer aufzuweisen, womit erhabene Resignation und demutvolles Gottvertrauen den Erdenjammer

versöhnend umgibt; die noch immer vollen Lippen umspielte kein sanfter Zug des Wohlwollens oder des Vertrauens, kein poetischer Abglanz genossener Lebensfreude war in den grämlich nach abwärts gezogenen Mundwinkeln zu entdecken, nur die schön und sorglich gescheitelten braunen Haare hatten noch einen Rest jugendlicher Frische bewahrt und erschienen völlig frei von den verräterischen Silberfäden des vorgerückten Alters.

Die Führung des Gespräches blieb anfangs mir allein überlassen und es schien zunächst so, als dürfte ich überhaupt keinerlei Entgegenkommen erwarten. Die spärlichen Antworten, welche ich erhielt, waren kurz und abweisend. Dabei klang die Stimme, mit der sie gegeben wurden, schrill zirpend, unsicher und seltsam weinerlich, mit jenem peinlich klagenden, singenden Tonfall jammernder Frauen, der sich dem Hörer auf die Nerven legt. Die karg bemessenen abgebrochenen Gegenreden verrieten durch ihre Knappheit fast überdeutlich den Wunsch, des ungebetenen Besuchers, über dessen redliche Absichten einer alleinstehenden alten Dame gegenüber keineswegs jedweder Zweifel geschwunden zu sein schien, je eher je lieber wieder los zu werden, ein Gefühl, das auch die noch immer leise knurrenden drei Köter offenbar lebhaft teilten. Trotzdem wurde das Gespräch von der Hofrätin in einem Tone geführt, der, wenn er auch keine bedeutende Intelligenz verriet, doch die leise und behutsame Art der höheren Stände zeigte, wie dies nach dem vieljährigen Zusammenleben mit einem hochstehenden Manne und nach der gesellschaftlichen Stellung, deren diese Frau so lange teilhaftig war, gar nicht anders vorausgesetzt werden konnte.

Meinen bewundernden Aussprüchen über das große, segensreiche Wirken ihres verstorbenen Gatten schien die Dame anfänglich nur wenig Beachtung zu schenken; sie brachte nicht den geringsten Laut der Zustimmung hervor und es war schwer zu entscheiden, ob sie meine Ansichten entweder gar nicht teile, oder dieselben doch mindestens für sehr übertrieben halte. Immerhin ließ sie sich allmählich dazu herbei, allerdings ohne der dichterischen Arbeiten ihres Gatten mit einem Worte zu gedenken, von seinen Liebhabereien zu reden, die sie, wie man weiß, nicht ohne Wohlwollen geduldet, deren manche sie sogar mit ihm geteilt hatte; sie zeigte mir einzelne der altertümlichen Geräte, die sämtlich die Sorgfalt der pflegenden Hände dieser Frau mit fröhlichem Gefunkel vergalten, sie zeigte mir Ableger von den Kakteen, die der Dichter selbst noch gezogen hatte, sie zeigte mir auch seine Handschriften und seine Bilder. Und da sie endlich dazu gelangt war, meine Begeisterung für echt und meine Absichten für unbedenklich zu halten, wurde sie nach und nach freundlicher und zuletzt fast vertrauensvoll. Obwohl sie es beharrlich ablehnte, Mitteilungen über

die Lebensgeschichte des Dichters zu machen, indem sie stets hervorhob, alles wichtige sei ohnedies bekannt, und mehr, als die Öffentlichkeit über das Wirken und die Wesenheit ihres Gatten wisse, könne sie auch nicht sagen, gab sie mir doch späterhin die voranstehend abgedruckten Briefe ihres Gatten und zwei landschaftliche Studien von seiner Hand.

Die überwiegend abfällige Charakterisierung, welche Stifters Frau gefunden hat, und der Umstand, daß gewiß manches böse Wort bis zu ihr gedrungen ist, hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, sie unzugänglich und mißtrauisch gegen fremde Besuche zu machen. Nach ihrem Tode traten die härtesten Urteile ungescheut hervor. Wie uns mitgeteilt wird, hätte sie in ihrer Jugend als sozusagen alleinstehendes Mädchen alles daran gesetzt, sich der Neigung des Dichters zu versichern und diesen zu einer dauernden Verbindung willig zu machen. Dabei sei sie zwar reich an körperlichen Reizen, aber gänzlich ohne höhere Geistesbildung gewesen. Ein von Neumann zur Veröffentlichung gebrachter Brief von ihrer Hand verrät, abgesehen von einer Unzahl orthographischer Fehler, durch die klägliche Unsicherheit im sprachlichen Ausdrucke und den banalen Inhalt, daß die Schreiberin nach ihrer ganzen Lebensanschauung nur zu leicht geneigt sein konnte, des Dichters schwärmerische Begeisterung als „lächerliche Phantasterei“ zu bezeichnen. Schrieb sie ihm doch wenige Jahre nach ihrer Verehelichung aus Peterwardein: „Deine beiden Briefe haben mich erfreuet aber auch Betribt, nach dem Du so ein Confuhses zeig durcheinander schreibst daß man nicht weiß was man aus allem dem machen soll, nicht nur ich allein, sonder wir alle wissen nicht was Du forhast . . .“ Zu diesen Zeilen stimmt, was mir eine intime Freundin des Stifterschen Hauses einmal sagte: „Die gute Amalie war immer ein Bild ohne Gnade“, und was Amman seinem Berichte über Stifters Liebesleben anfügt: „Stifter hatte richtig vorausgesehen, daß sie nicht recht für einander geschaffen seien, und in der Tat war Amalie ein poesieloses, nüchternes Geschöpf, das ihren Gatten wohl mit leiblicher, aber durchaus nicht mit geistiger Nahrung zu versorgen verstand. Stifter ertrug sein Los mit männlicher Gelassenheit und wußte den unabänderlichen Verhältnissen stets die besten Seiten abzugewinnen. Seine offene, wahre, edle und echt menschenfreundliche Natur hat er in Leben und Kunst dann bis zu seinem Tode betätigt. Was er im letzten Briefe der Fanny versprochen: „nie soll ein unsanftes Wort Dein Herz betrüben oder eine Handlung Dein Gemüt verletzen“, er war ganz der Mann dazu, dies Wort getreulich einzulösen.“ — Und er hat es, nach allen Zeugnissen, die wir besitzen, seiner Gattin gegenüber getreulich eingelöst.

Das ehemalige Dienstmädchen im Stifterhause (jetzt Frau Marie Langfellner, Wirtin am Maierhoferberg bei Eferding in Oberösterreich), von dem Landtagsabgeordneten Karl Schachinger im Interesse meiner Arbeit um verschiedene Einzelheiten befragt, gab an, daß der Dichter seine Frau stets hoch verehrte und sie sogar in Gegenwart der Dienstmädchen häufig liebkoste; oft sagte er auch zärtliche Schmeichelworte zu ihr und rief sie mit Kosenamen an seine Seite. Er war eben, wie Frau Langfellner sich ausdrückte, ein herzensguter und durchaus edelmütiger Mann, seiner Frau gegenüber wohl oft von zu großer Sanftheit; zumeist heiter und stets auf die Erhaltung des häuslichen Friedens bedacht, habe er an manchen Tagen freilich auch recht schwermütig und traurig vor sich hingeblickt. Die Frau, von strengen sittlichen Grundsätzen, gewissenhaft in der Besorgung ihres Hauswesens und auf das sorglichste für Reinlichkeit und Ordnung bedacht, sei stets mißmutig und übellaunig gewesen. Als ein deutlicher Beweis des unverträglichen Temperamentes der Frau könne der Umstand angesehen werden, daß vor Marie Langfellner in kurzer Zeit elf Dienstmädchen nach einander im Hause Stifter beschäftigt waren, und auch nachher wieder vierzehn Mägde den wenig begehrten Posten inne hatten, ohne es dort auf die Dauer aushalten zu können. Frau Langfellner selbst sei zwar drei Jahre lang im Hause gewesen, aber auch sie habe nur dem gutmütigen Herrn zuliebe ausgeharrt, und diese Ausdauer sei ihr bei dem Unmut, dem Argwohn und dem unwirschen Wesen der Hausfrau manchmal sauer genug geworden. Auch die Ziehtochter Juliane habe die Frau wenig liebevoll behandelt, wie denn überhaupt Freundlichkeit, Güte oder gar Herzlichkeit kaum jemals bei ihr wahrzunehmen gewesen wären. Dreimal sei das arme Kind im Laufe der Jahre entwichen, aber immer wieder zurückgebracht worden. Einmal sei dem Dichter über die schroffe Behandlung des Mädchens berichtet worden, und er habe sich daraufhin bei der Langfellner erkundigt, ob es denn wahr sei, daß seine Frau in seiner Abwesenheit das Kind oftmals übermäßig hart anfasse. Marie, auf ihr Gewissen befragt, mußte die Wahrheit gestehen. Über diese Mitteilung sei der Dichter so aufgeregt gewesen, wie ihn das Dienstmädchen niemals gesehen hatte; auch habe er seine Frau in so scharfen und entschiedenen Worten zur Rede gestellt, wie dies sonst nicht seine Art war. Zur Zeit von Julianens Selbstmord war Marie Langfellner nicht mehr im Dienst der Stifterschen Eheleute. Als sie später einmal auf der Straße mit dem Dichter zusammentraf, sagte dieser zu ihr: „Ja, sehen Sie, Marie, da beging nun das arme Mädchen das Schrecklichste, was es tun konnte; hätte es sich mir anvertraut, der ich

es so liebte, ich wäre dem lieben Kinde schon behilflich gewesen, daß alles recht geworden wäre!" Der gute Herr habe bei diesen Worten so betrübt ausgesehen, daß die Langfellner es nicht wagte, über diesen Gegenstand eine Frage zu tun. Daß aber der schreckliche Vorfall in seinem Hause ihn auf das tiefste erschüttern mußte, war ihr schon aus dem Grunde begreiflich, weil sie vorher so oft gehört hatte, wie Stifter in Gesprächen den Selbstmord als etwas Schauerliches, Unsittliches und als eine unverzeihliche Feigheit und Erbärmlichkeit darstellte. Auch gipfelten die väterlichen Lehren, die er Julianen gab, stets in dem Schlusse, man müsse den lieben Gott durch einen guten Lebenswandel ehren, und alle Prüfungen, die er über uns verhänge, in Geduld und in Demut ertragen.

Die Urteile über Stifters Gattin lauten in der Hauptsache übereinstimmend; sie wird von allen Seiten als eine kalte, zurückhaltende, unfreundliche, wenig anregende Frau geschildert. Der Legationsrat Weiß von Starkenfels soll einmal die nicht sehr rücksichtsvolle Frage an Stifter gerichtet haben, was denn an Amalien so bezaubernd gewirkt habe, worauf dieser zur Antwort gab, man brauche die Lösung bloß in den wundervollen Augen dieser Frau zu suchen, die ihn mit ihrem dunklen Glanze immer an den schwarzen, einsamen Hochsee seiner Heimatberge gemahnten: „Mir wurde ganz heiß, als ich sie zum ersten Male erblickte."

Des Dichters Bruder, der Schmiedmeister Martin Stifter, gab an, daß er einmal in Linz einen Besuch im Hause Adalberts machte, und daß sich bei dieser Gelegenheit die stolze Schulrätin weigerte, den einfachen Handwerksmann zu beherbergen. Auch damals soll es wie früher wegen der Behandlung Julianens zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten gekommen sein.

Stifters Jugendfreund Franz Mugerauer schilderte mir die Hofrätin als eine „langweilige Person", der Maler Blumauer beklagte sich über ihr unliebenswürdiges Benehmen; J. M. Kaiser sagte mir, sie habe mehr Interesse für den Ertrag als für den Gehalt der Werke ihres Mannes gehabt und die meisten derselben gar nicht gelesen; sehr geistvoll äußert sich Baronin Amélie von Handel über Stifters häusliche Verhältnisse in einem an mich gerichteten Briefe: „Stifter war meiner Ansicht nach ein Genie, das äußere Umstände in den Grenzen eines Talentes fest hielten. Zu diesen äußeren Umständen gehört mir sein Aufenthalt in Linz und seine Ehe. Es ist Keinem gut, in einer kleinen Stadt der Einzige seiner Gattung zu sein, wie Stifter es als Dichter in Linz war. Er verlernte das Discutieren und verlor sich ins Docieren, weil er

keinem Widerspruche begegnete, der ihm die Spitze bieten konnte. Aprent hätte es, dem Wissen und Können nach, vermocht, aber Aprent war weder Kritiker noch Polemiker. Er idealisierte sich Stifter, um ihn besser zu genießen. — Stifters Frau war sehr brav, auch durchaus nicht dumm, aber sie stand an Bildung tief unter ihm. Das erschwerte, z. B. uns, den Verkehr mit ihm, und sie, dies fühlend, war gereizt gegen die „höheren Stände". Ihrem Manne brachte sie mit großer Hingebung entgegen, was sie am besten zu geben vermochte: materielle Behaglichkeit. Damit förderte sie einen Zug der Weichlichkeit, der in Stifters Natur lag. Indem sie Willenskraft und Energie in Bequemlichkeit löste, lähmte sie dem Genius die Flügel."

Ein sehr ansprechendes Bild der noch jugendlichen Amalie hat uns Emerich Ranzoni hinterlassen, welcher die Gattin des Dichters bald nach der Vermählung kennen lernte. Nach seiner Versicherung ist sie von ganz ungewöhnlicher Schönheit gewesen: „Ein wundervolles, lichtbraunes Haar umrahmte das ebenmäßig geformte Gesicht, die Stirne war glatt und rein, die Nase edel, die Wangen voll und von blühender Farbe; der Mund klein und frischrot, das Kinn fein und zierlich, dieses Ganze belebt von einem gutmütig leuchtenden, großen, hellbraunen Auge; der Kopf saß auf einer vollen Büste, die Gestalt war mittelgroß und von jener angenehmen Fülle, welche, gleich entfernt von Mangel und Überfluß, den wohltuenden Eindruck vornehmer Ausgeglichenheit macht; ihre Erscheinung hatte etwas wundersam Ruhiges, Anspruchloses und doch wieder Würdevolles; sie war das verkörperte Bild der züchtig waltenden Hausfrau; freilich verlor das Bild von seinem ursprünglichen Reize, wenn man Gelegenheit hatte, es wiederholt und länger auf sich wirken zu lassen; da bekam es einen Hauch von Unbeweglichkeit, Sattheit und einer gegen Menschen und Dinge ablehnenden Verschlossenheit! So wie die Frau stets und immer an sich selber sauber war, so hielt sie (die sich zu jener Zeit die Beihilfe einer Magd noch nicht gönnen durfte) auch die kleine Wohnung; da war alles spiegelblank, von einer fast an Nüchternheit streifenden Nettigkeit, alles hatte seinen Platz und seine Ordnung, und es war dies so, man mochte kommen, wann immer; keiner der besten Freunde Stifters kann sagen, er habe sein Hauswesen anders gesehen, als im Sonntagskleide. Die Frau hielt darauf, alles so schön zu haben und der Welt zu zeigen, wie dies eben unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Da, wo sie herrschte, niemals eine Unordnung oder ein Fleck zu sehen war, so ist selbstverständlich, daß sie durch alles, was diesem Sinne für Reinlichkeit und äußere Gefallsamkeit widersprach, peinlich berührt

wurde, und daß es ihr, die eine durchweg gerade und ehrliche Natur war, nicht gelang, bei vorkommenden Fällen ihre Empfindungen zu verhehlen.

Solche Anlässe aber trafen sich mitunter. Stifter, der auf Äußerlichkeiten zu jener Zeit nahezu gar kein Gewicht legte und der auch seinen Umgang einrichtete nach dem, was der Mensch war und nicht, was er schien oder galt, hatte einige Freunde, welche der armen Frau ohne Zweifel durch die Art, wie sie gekleidet waren und wie sie sich gaben, unangenehme Nervenaufregungen verursachten. — Stifters Frau, die in vielen Zügen recht lebhaft an Siebenkäs' Lenette mahnte, hatte mehr als einen Leibgeber, sie hatte ein ganzes Vierteldutzend von wilden Genies zu ertragen, und darunter ein Paar, für deren Begabung ihr Mann eine solche Wertschätzung hatte, daß sie gar nicht wagte, dies und jenes, was ihr wie jedermann an den Herren mißfiel, zu rügen. — Frau Stifter fand, daß solche Gesellschaft für ihren Mann, den sie über alles liebte, nicht ersprießlich sei, und sie meinte auch, daß es nicht genüge, etwas zu sein, man müsse auch etwas gelten; und wie sie auf die Gefallsamkeit ihrer Erscheinung und ihrer Wohnung hielt, so war auch ihr Wunsch, daß ihr Mann einen Titel, eine feste Stellung, Ansehen und Ehren erlange. Dem Manne war es nur darum zu tun, treffliches zu leisten, der Frau, daß die Welt es erkenne, schätze und ihn dafür achte und erhebe; daher war sie jedesmal so erfreut, wenn er in das Haus angesehener und wohlhabender Leute eingeführt wurde und hielt darauf, daß er dort heimisch wurde."

Es ist mehrmals versucht worden, Stifters Ehe als eine nicht sehr glückliche darzustellen. Neumann sagt, die Sorge um das tägliche Brot habe den Dichter bald herabgestimmt; er mußte seine Freunde nach der Vermählung oft um Unterstützung bitten und häufig sein Quartier verändern, so daß er sich selbst bei einem solchen Anlasse miserrimus nomadus nennt; dabei habe er in seiner Gattin nicht jene Tiefe des Herzens und jene Empfindung für das Hohe, Erhabene, Unermeßliche gefunden, die er einst ersehnte; Holzer räumt in seiner Abhandlung „Adalbert Stifter als Mensch" zwar ein, daß der Dichter keine bessere Hausfrau und später keine sorgfältigere Krankenpflegerin hätte bekommen können, aber für seinen Geist, für sein Herz habe sie ihm nichts geboten. „Die äußeren Formen des geselligen Verkehres wahrte und verlangte sie um so peinlicher, je älter sie wurde und je mehr sie in der Provinz erstarrte. Und als sie „Frau Hofrätin" geworden war, galt sie als feine Dame von großer Frostigkeit und unnahbarer Würde. Es mangelte ihr nicht an

Verstand und Erziehung, wohl aber an Regsamkeit, an dem Bedürfnis, ein geistiges Leben mitzuleben; später, da ihre Neigung der Gewohnheit weicht, nimmt sogar ihre Güte und Hingebung für den Dichter ab, sie erfüllt ihre Pflicht ohne innere Nötigung, ohne Wärme."

Gewiß wird die kinderlose Ehe für den Dichter nicht voll befriedigend gewesen sein, und sein häusliches Glück mochte für sein warmes, schwärmerisches Empfinden manche Lücke aufweisen. Aber in dem Bewußtsein, daß Duldung, Anpassung und Schonung in der Ehe zu den unerläßlichsten Tugenden gehören, fand er für seine Frau stets nur Worte des Lobes und der Bewunderung. Als die ihm sehr befreundete Baronin Binzer einmal die Frage stellte, warum er in seinen Werken lieber bescheidene und einfache, als geistreiche und glänzende Frauen dargestellt habe, erwiderte er: „Ich weiß wohl, daß das Höchste, was der Dichter schildern kann, eine Frau ist, bei der sich Geist mit Herz und Charakter verbindet; aber ich bin mit einer, der nur die beiden letzten verliehen waren, so unaussprechlich glücklich gewesen, daß ich immer nur sie darzustellen vermag."

Der Schulleiter Vinzenz Simmel in Schlägl versichert, daß er als Student in dem Hause seiner Eltern oft hörte, wie Stifter, der daselbst freundschaftlich verkehrte, freudig ausrief: „Meine Frau ist eine Perle," und auch die jetzt noch in Oberplan lebende Schwägerin des Dichters äußerte sich wiederholt mir gegenüber, daß sie bei den gelegentlichen Besuchen nie einen Mißton in dem Zusammenleben des Paares wahrnahm, und daß Stifter stets voll des Lobes über seine „liebe Frau" gewesen sei. Seltsam bleibt allerdings das Geständnis des greisen Poeten, welches derselbe zwei Jahre vor seinem Tode in dem Schreiben an Heckenast vom 22. Jänner 1866 ablegte, daß ihm erst jetzt das volle Glück der ehelichen Liebe deutlich geworden sei; er erzählt in diesem Briefe, er habe es aus Rücksicht für seine Gattin nicht zugelassen, daß sie seine Wintereinsamkeit in Kirchschlag mit ihm teile, und fährt sodann fort: „Wir schreiben uns sehr fleißig. Die Trennung hat ein Herrliches gebracht. Nach der stillen und schweigsamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie sehr sie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und sie erfuhr es selber erst. Bei mir war es auch so. Wir hängen mit einer Innigkeit an einander, die nie, seit wir uns kennen, so groß war. Acht und zwanzig Jahre mußten vergehen, bis wir dies erfuhren." — Aber auch dieses eigentümliche Bekenntnis legte der Dichter sicherlich nur in der Absicht ab, um damit seine Frau zu verherrlichen, und ja keinen Zweifel an ihr aufkommen zu lassen; denn er beschließt es mit den Worten:

„Teurer Freund! Mein häusliches Glück ist das größte Gut für mich auf Erden.“

Wie wenig ansprechend auch das Wesen von Stifters Gattin für manche Menschen ihrer Umgebung gewesen sein mag, so ist doch sicher, daß der Dichter selbst, vielleicht gerade aus dem Grunde, um schiefen Urteilen entgegenzuwirken, nichts unversucht gelassen hat, um ihr ein schönes Andenken zu sichern. Fast gewinnt es den Anschein, als habe er die bezauberndsten Tugenden der Weiblichkeit, die sein schwärmerisches Herz ersinnen konnte, der ihm fest verbundenen Lebensgefährtin unaufhörlich angedichtet, und sie dadurch, seine Gefühle stets neu entflammend, im Geiste zu einer hehren Idealgestalt umgeschaffen, deren Glanz ihm die Wirklichkeit mit einem unvergänglichen Schimmer verklärte, so wie er bei seiner hohen Auffassung von der Ehe für seinen Teil sicher redlich dazu beitrug, den behaglichen Frieden des Familienlebens vor jeder Störung zu bewahren.

Wenn er zehn Jahre nach der Hochzeit mit Amalie, die Bemerkung einflechtend, er rate allen Leuten zu heiraten, seinem Freunde empfiehlt, „die Gattin gut zu behandeln“ und mit „freundlicher Nachsicht“ ihren Schwächen zu begegnen, da es nur vom Manne abhänge, „sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen“; wenn er seinem Bruder ans Herz legt, die Fehler des Weibes zu schonen, „denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aufgehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter“; wenn er von seiner Frau sagt, sie sei „doch der einzigste und unverfälschteste Freund, der es vom Urgrunde des Herzens gut meint“, und zugleich versichert, daß es ihm „eher Trauer als Freude erregen würde, irgend ein Schönes oder Gutes ohne seine geliebte Gattin genießen zu sollen“: so erblicken wir darin nicht nur einen Beweis für die Treue seines Herzens, sondern auch eine Anerkennung der voll empfundenen Vorzüge seiner Lebensgefährtin.

Statt mit den Jahren abzunehmen, steigern sich diese Gefühle. Er möchte, wenn nicht die Reisekosten wären, am Tage der Silberhochzeit in der Kirche in Wien, wo einst die Trauung stattfand, Gott im Gebete danken, daß er das glückliche Paar „so lange zusammen erhalten hat“; als er später von Krankheit befallen wird, ist ihm „die beste Arznei“ die „tiefste Liebe“ seiner Gattin; sie ist seiner Krankheit „Sonnenschein“ und „Engel“, und ihre aufopfernde Pflege rührt ihn so, daß er darüber „eine Seligkeit empfand“, die er „bisher nicht kannte“; „sie saß unverdrossen“, so berichtet er an Heckenast, „wenn ich mich auch nicht regte, stundenlang

bei dem Bette, und wenn ich die Augen öffnete, begegnete ich ihrem liebevollen Blicke, der mir unsäglich wohl tat". Als aber später seine Frau selbst erkrankt, gerät er in schwere Sorge und beteuert, es wäre für ihn „der entsetzlichste Schlag", wenn er „diese gute, treue Lebensgefährtin verlieren sollte"; nach dem Tode dieses „rechtschaffenen, treu gesinnten Weibes" bliebe ihm keine Freude mehr, „als die Hoffnung der Wiedervereinigung". Allein in den Lakerhäusern weilend, hängt er ihr Bild an die Wand, und freut sich, daß „die teuren Züge" ihn freundlich anblicken. „Meine Gattin," so ruft er aus, „die weit entfernt ist, eine glänzende Weltfrau zu sein, ist eben so weit über den glänzenden Weltfrauen an Treue und Innigkeit des Gemütes. Auf Schmuck hat sie nie viel Wert gelegt. Jetzt ist sie mit mir eine Freundin von Bildern und alten Geräten." Seine Briefe an die Gattin sind, wie die oben mitgeteilten Beispiele beweisen — er zählt ungeduldig an den Äpfeln die Tage des Fernseins — überströmend von Liebe und Hingebung, und sie werden mit den Jahren immer inniger. „Mein Gefühl hat sich sehr geändert," so schreibt er an die geliebte Frau, „es ist um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöschlicher geworden; mit jedem Tage, seitdem wir verbunden sind, ist meine Liebe zu Dir gewachsen. — Du sagst immer, Du könntest nicht schreiben, und schreibst mir einen Brief, den der erste Dichter unseres Volkes nicht schöner zu schreiben im Stande wäre. Gezierter und geschraubter könnte er schreiben, wahrer und heiliger nicht. Du kennst überhaupt Deinen Wert nicht, wie ich Dir oft sagte; ich aber kenne und ehre ihn. — Wenn ich andere Frauen betrachte, selbst die besten, wie weit stehst Du über ihnen! — Du hast mir alles Liebe in größerem Maße zu Teil werden lassen, als ich es verdiente; ich werde Dich ehren und lieben, so lange ich lebe und Gott bitten, daß er uns noch eine Zeit zusammen gönne und keines zu lange einsam auf dieser Welt lasse. Die Verbindung mit Dir ist das Glück meines Lebens geworden. — Mein ganzes



Amalie Stifter.

Herz, mein ganzes Wesen sende ich Dir zum Gruß, Du bist ja mein teuerstes, Du bist ja mein einziges Gut auf dieser Welt!"

Ähnliche Liebesbeteuerungen finden sich in jedem Briefe. Am Hochzeitstage nach neunundzwanzigjähriger Ehe richtet der Dichter aus der Einsamkeit der Lakerhäuser an seine Gattin folgende innige Worte: „Heute, an unserem geliebtesten Festtage, sage ich Dir im Geiste einen herzlichen innigen guten Morgen, im Geiste küsse ich Dich auf Deine sanften Lippen, und im Geiste danke ich Dir noch einmal für all' das Gute, das mir in diesen vielen Jahren so reichlich von Dir zugekommen ist, und im Geiste bitte ich Dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich Dir zugefügt habe. Mit Deinem Bilde im Herzen ging ich gestern zu meiner Schlummerstätte, mit Deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und that ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unser Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieses Band eine Zeit erhalten möge. Ich betete für Dich, daß er Dich bewahre, schütze, segne und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, Dir Alles zu sein, was meine Pflicht ist . . . Wie wird es wohl sein, wenn uns der liebe Gott noch 21 Jahre schenkt, und wir die goldene Hochzeit feiern? Ist es dann draußen wie immer, in unseren zwei uralten Herzen würde doch der freundlichste Sonnenschein sein. Der Gedanke, das zu erleben, ist so schön, daß ich mir ihn zu denken fast gar nicht getraue . . ."

So schreibt kein Mann an eine Frau, die er nicht liebt, und jede ungeliebte Frau müßte, den inneren Widerspruch merkend, solche Zeilen als kränkenden Spott auffassen. War aber Frau Stifter einer so grenzenlosen Verehrung wirklich nicht ganz würdig, so ist das tiefe, heilige Gefühl des Dichters nur noch bewunderungswürdiger und ein neuer Beweis für die unermeßliche Güte seines Herzens. Nach einer Briefstelle Reitzenbeks war Stifter einer der zärtlichsten Ehemänner und unablässig bemüht, seiner Gattin das Schönste und Liebste des irdischen Lebens darzubringen; — einer der „wenigen, die ihre Frauen als ihre Hausgötter lieben und verehren". Er besaß aber auch, so heißt es in jenem Schreiben weiter, „ein Wesen zur Gefährtin, voll Demut, Bescheidenheit, Anmut und Schönheit, mit dem wärmsten Herzen und dem lautersten Verstande".

In der Erzählung „Aus dem bayrischen Walde" hat der Dichter seiner Gattin ein dauerndes Denkmal gesetzt, indem er voll dankbar freudiger Empfindung der Liebe gedenkt, mit welcher sie ihn in seinem Leiden pflegte: „Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt und in weicher Stille um mich ausgebreitet.

Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meines Lebens zählen."

Schon der Umstand, daß es dem Dichter gelang, die geliebte Frau zur verständnisvollen Teilnahme an seinen Liebhabereien zu erziehen, läßt auf ein trautes Verhältnis schließen, wie denn sicher sein Behagen an der Häuslichkeit durch die Übereinstimmung in diesen Dingen auch in hohem Grade gesteigert werden mußte.

* * *

So wie Stifter schon von früher Jugend auf ein eifriger Sammler war, und namentlich die bunte Schönheit der Blumen, die strahlende Herrlichkeit der flatternden Falter und die geheimnisvoll schillernde Farbenpracht der Gesteine als so heftigen, zwingenden Anreiz empfand, daß er von den Entdeckungsreisen in die Naturumgebung seines Heimatsortes nie zurückkehrte, ohne etwelche Prachtexemplare großblumiger, stachelbewehrter Gewächse, seltener Buntmäntel der Lüfte, oder feurig blinkender Marmor- und Glimmertäfelchen mitzubringen, blieb ihm auch das Zusammentragen von Raritäten bis ins späte Alter der höchste Lebensgenuß. Und wie er in den Universitätsjahren seine kleinen Mittel dazu aufwendete, am „Tandelmarkte" vergilbte Folianten und alte, modrige Scharteken anzukaufen, um sie in dem vielgestaltigen, chaotischen Gerümpel seines Studierzimmers aufzuspeichern, so verwendete er einen guten Teil der höheren Einkünfte, die ihm in den Mannesjahren zur Verfügung standen, zur Erwerbung kunstvoll ausgeführter Geräte, schöner Marmorarbeiten, kostbarer Leinengewebe, merkwürdig geformter und verzierter Gläser, Kannen, Tonkrüge und Porzellanschalen, altertümlicher Holzschnitzereien, sorgfältig ausgeführter Metallarbeiten, anziehender Gemälde und seltener Pflanzen. Zu seinen Liebhabereien muß überdies die Vorliebe für Hunde mittelgroßer Rasse und sein vornehmlichster Sport, die Züchtung der verschiedenartigsten Kakteen gerechnet werden. Er war in diesen Dingen, wie das bei eifrigen Sammlern so häufig vorkommt, sehr eigensinnig. Unter den Geräten liebte er die aus einer gewissen Zeit, mit bestimmt ausgeführten Beschlägen und aus einem besonders gefladerten Holze; bei der Auswahl von Gemälden zog er Landschaftsmalereien allen anderen vor und entschied sich unter diesen wieder für duftige, verschwommene Stimmungsbilder; von Hunden hatte sich eine eigentümliche Spielart leidiger Kläffer bei ihm eingenistet, und wurde der Abgang immer wieder durch vorlaute Exemplare derselben Gattung ersetzt; auch die

Kakteen schied er und schätzte manche Abarten derselben höher, als andere. Seine Ausschließlichkeit erstreckte sich in gleichem Maße über den Bedarf seines Tisches, auf dem eine Anzahl von Lieblingsgerichten eine dauernde Vorherrschaft behauptete, über die Mischung des in bestimmten Verhältnissen zusammengesetzten Inhaltes seiner Tabaksdose, selbst über seine Kleidung. Den Freuden der Tafel so wenig abhold, daß vielleicht nicht ganz ohne Grund behauptet werden konnte, er habe sich durch allzu üppige Mahlzeiten jene unheilbare Erkrankung der Leber zugezogen, an welcher er in seinen letzten Lebensjahren so sehr litt, liebte er besonders Forellen, von denen er selten weniger als ein halbes Dutzend als Vorspeise zu sich nahm und Krammetsvögel, die ihm seine Frau, da er in Kirchschlag wohnte, häufig nachsenden mußte. Wenn er bei Appetit und bei guter Laune war, so konnte es ihm bei Tische nicht leicht jemand zuvortun. Der Maler Blumauer erzählte mir, Stifter habe in Gemeinschaft mit seiner Frau, und das nicht etwa auf Grund einer abgeschlossenen Wette, eine stattliche Gans und einen mächtigen Schinken an einem einzigen Tage aufgegessen. Wenn es Krebse gab, welche der Dichter als eine feine Delikatesse hochschätzte, dann blieb er beim ersten Dutzend niemals stehen. In Linz fand sich oft Gelegenheit, allerlei Leckerbissen recht wohlfeil zu erwerben; Stifter kannte alle Bezugsquellen und benützte häufig einen sich darbietenden günstigen Augenblick, um in eigener Person einen vorteilhaften Handel zum Wohl der häuslichen Küche abzuschließen. Einmal ging er, wie mir Blumauer mitteilte, zwischen Linz und Buchenau spazieren, als ein kleiner, etwa sechsjähriger Knabe mit einem Korbe des Weges kam. „Was trägst du denn da?“ fragte Stifter den Kleinen. „In dem Korb sind Krebse,“ sagte das Kind, „ich gehe nach Linz, um sie dort zu verkaufen.“ Als der Dichter der herrlichen Solokrebse ansichtig wurde, welche lustig zwischen grünen Blättern krabbelten, ward der Appetit in ihm rege, und er fragte weiter: „Was kosten diese Krebse?“ — „Es sind siebzig Stück, und ich muß für jedes Stück acht Kreuzer nach Hause bringen.“ „Ich habe aber nicht so viele Kreuzer,“ erwiderte Stifter, „du mußt ausrechnen, wie viele Gulden und Kreuzer das zusammen macht.“ „Ja, aber ich kann nicht rechnen,“ sagte das Kind, „ich muß halt für jedes Stück acht Kreuzer heimbringen; wenn ich das nicht bekomme, darf ich die Krebse nicht hergeben.“ Mit diesen Worten klappte der Kleine den Korb zu, und wandte sich zum Gehen. Nun eilte der Dichter dem Kinde nach, und nahm es mit sich in seine Wohnung, wo der Handel zur beiderseitigen Zufriedenheit abgeschlossen wurde. —

Die Beschaffung so erlesener Leckerbissen war dem Dichter trotz der verhältnismäßigen Billigkeit derselben nur möglich, wenn von Heckenast unerwartet hohe Zuschüsse einliefen oder wenn ein nebstbei verfaßter Zeitschriftartikel ein besonders reiches Erträgnis abwarf. In solchen Fällen verstattete sich der Dichter gerne einen recht gut besetzten Abendtisch, an welchem er sich mit seiner Frau nach dem Theater noch eine Stunde vergnügte. Nach der Heimkunft mußte auf der schön gedeckten Tafel ein goldbraun gebratener steirischer Hahn bereit sein, und dazu nebst einer Flasche starken Weines ein reiches, gutes Dessert mit Königsdatteln von der besten Sorte. Wenn jemand, was hie und da geschah, über das opulente, späte Nachtmahl in Erstaunen geriet und eine warnende Bemerkung aussprach, entgegnete der Dichter lachend: „Mir macht das nichts; ich kann Schuhnägel verzehren, und sie werden mir nicht schaden." In freudiger Stimmung setzte er sich dann, indes seine Gattin ihr Lager aufsuchte, an den Schreibtisch und arbeitete bis zum Morgengrauen.



Porträt Adalbert Stifters.
Gemälde von B. Székelyi, in Stahl gestochen von Jos. Axmann.
(Gemalt im Oktober und November 1863.)

Das war nun allerdings nicht die Regel. Gewöhnlich stand er Tag für Tag um 6 Uhr Früh auf, und frühstückte eine halbe Stunde nach dem Ankleiden. Mittags wurde zur Mahlzeit, die stets eine gute, kräftige Hausmannskost war, Wasser getrunken; zum Abendtische ließ er sich im Brauhause einen Bierkrug füllen. Gasthäuser besuchte er fast niemals. An Sonntagen ging er mit seiner Frau spazieren, oder er lud seinen Bruder Anton, der beim Lederermeister Kaindl in Linz Werkführer war, zu Tische.

Stifters Lieblingszigarren waren nebst den einheimischen Cabanos vor allem Vevey d'Ormonds, die er, wenn er im bayrischen Walde

wohnte, über Regensburg dahin verschrieb; er rauchte sie den ganzen Tag, und zündete immer, wenn eine zu Ende ging, die nächste an dem Feuer der Abgebrannten an. Er hatte stets einen großen Zigarrenvorrat, der in Pakete abgeteilt war und mit pedantischer Gewissenhaftigkeit der Reihe nach vorgenommen wurde. Um stets über die Zeit des Ablagerns unterrichtet zu sein, wurde jedes Paket am Tage des Ankaufes mit einem Zettel versehen. Ein im Besitze der Frau Posträtin Bertha Swoboda in Prag befindlicher „Zigarren-Zettel" enthält folgende Aufzeichnung von der Hand des Dichters: „5. Folge 9. — 25 Stück Cabanos. — 6ter August 1862. — Adalbert Stifter." Seine Kleidung hatte einen behäbigen Zuschnitt, sowie des Dichters ganze Persönlichkeit, denn er war klein und von untersetzter Gestalt. Scherzweise nannte er sich selbst einen wandelnden Wollsack. Gewöhnlich trug er einen langen schwarzen Goetherock, eine lose geknüpfte Halsbinde, zuweilen einen breitkrämpigen Hut und besonders gerne Schuhe mit zolldicken Sohlen. Letzteres hing damit zusammen, daß er, wo irgend möglich, am Erprobten und Althergebrachten festhielt. Er war von Kindesbeinen auf gewöhnt, entweder barfuß zu gehen, oder seine Füße in dicke, hochgeschnäbelte Holzschuhe zu stecken, wie solche im ganzen südlichen Böhmen gebräuchlich sind; das Gefühl nun, auf hoher Unterlage einherzuschreiten, hatte sich so dauernd seinem Körper eingeprägt, daß es ihm eine peinliche Empfindung machte, auf modisch dünnen „Papiersohlen" zu gehen.

Für den Gebrauch auf dem Lande ließ er sich eigene starke und schwere Wasserstiefel machen, deren Sohlen aus dickem Holze hergestellt waren; ging er nur im Umkreise des Hauses umher, ohne sich zu weit von seiner Wohnung zu entfernen, so bediente er sich mächtiger, massiver Holzschuhe, die er aus dem Böhmerwalde kommen ließ, in denen seine Füße wie in plumpen Kähnen saßen, und von welchen er stets eine Anzahl vorrätig hatte. Daheim liebte er es, bequem und leicht gekleidet zu sein, daher trug er in den Zimmern und bei der Arbeit leichte Pantoffel oder altmodische bunt gestickte Hausschuhe. Schwärmerisch veranlagte Damen, welche von Begeisterung getrieben herbeieilten, um den Dichter der „Studien" persönlich kennen zu lernen, waren meist sehr enttäuscht, wenn ihnen statt des erhofften genial aussehenden Jünglings der kurzbeinige, beleibte Linzer Schulrat in seiner gewöhnlichen, nichts weniger als malerischen Hauskleidung entgegenkam, und Baronin Amélie von Handel, so innig sie später mit Stifter befreundet war, konnte doch den ersten Eindruck niemals vergessen, den sie von dem im Geiste längst angebeteten Dichter des „Abdias" erhielt, als sie ihn mit einem karrierten Schlafrocke

bekleidet und mit gestickten Pantoffeln sah. Manchmal trat die Enttäuschung so lebhaft zu Tage, daß sie der Dichter merken mußte, aber da er keineswegs eitel war, so fand er darin eher eine Quelle der Belustigung als des Ärgers. Nicht zum besten erging es auch vielen Menschen, die ihn in Gesellschaft sprechen hörten. Denn da er stets von gleicher Gründlichkeit und Umständlichkeit in seinen oft endlosen Ausführungen war, so kam es sehr auf den Gegenstand an, mit welchem sich sein Geist im Augenblicke beschäftigte. So wurde, nach einer mündlichen Mitteilung der Baronninen Anna und Risa von Handel, zu einer Abendgesellschaft im Hause der Gräfin Anna Revertera auch Stifter erwartet, und manche Besucher blieben aus dem Grunde länger, als sie vorhatten, bloß um den damals schon sehr berühmten Dichter kennen zu lernen und ihn sprechen zu hören. Er erschien endlich sehr spät, schon beim Eintritte sein Bedauern ausdrückend, daß er keine Zeit habe und gleich wieder weggehen müsse. Trotzdem ließ er sich überreden zu bleiben und sprach dann fast zwei Stunden lang ohne die geringste Unterbrechung über einen so uninteressanten Gegenstand, daß die Anwesenden, welche vor Langeweile kaum den Schlaf unterdrücken konnten, lebhaft ihr Mißgeschick verwünschten. Kurze Zeit darauf traf ein Teil der hochadeligen Gesellschaft im Hause des Barons Anton von Handel wieder mit Stifter beim Abendessen zusammen, zu welchem auch der Maler Fischbach, des Dichters langjähriger Freund, geladen war; manche der Gäste, eine Wiederholung der ermüdenden Monologe befürchtend, ergriffen vorzeitig die Flucht. Da aber das Gespräch wie zufällig auf die Kunst gelenkt wurde, richtete sich Stifters Geist zu seiner ganzen Höhe auf und seine formvollendeten Darstellungen waren voll der herrlichsten Ideen. Der Dichter sprach stundenlang ganz allein und entzückte alle Zuhörer. Als man nach aufgehobener Tafel den Maler Fischbach fragte, ob er denn als Fachmann mit dem Gehörten bedingungslos einverstanden gewesen sei, da er niemals einen Einwurf versuchte, antwortete er: „Das wohl nicht, aber das Ganze war doch zu schön, als daß man das Herz hätte finden können, störend und unterbrechend einzufallen. Und ich weiß, Stifter hat es nicht gern, wenn man ihm widerspricht und dadurch in seinen kunstvoll aufgeführten Redebau eine Lücke reißt.“ — Bei geselligen Zusammenkünften, wo der Dichter indes mit den Jahren immer weniger gern erschien, hing der Erfolg für die Hausfrau davon ab, ob sie es zu veranlassen verstand, daß sich eine verlockende Fährte auf einen anziehenden Stoff erschloß; war dies der Fall, dann konnte sie versichert sein, daß die Gäste hochbeglückt und im Geiste bereichert die Tafel verlassen würden; unterblieb aber

jede Vorbereitung, dann war freilich der Lauf von Stifters Redestrom unberechenbar. Freiherr von Helfert erzählte mir, daß der Dichter einst bei dem Hofjuwelier Türk, mit dessen Sohne er intim befreundet war, zu Gaste erschien, und den ganzen Abend hindurch von dem Leben und Treiben auf einem Hühnerhofe sprach, wobei den Zuhörern von den kleinen Leiden und Freuden des gackernden Federviehs auch nicht das geringste erspart blieb; sie mußten alles mitmachen „bis zum letzten Strohhalm, den ein Küchlein mit dem Schnabel aufpickte und dem kleinsten Sandkörnchen, das die Henne scharrend in die Höhe warf". Ein so reizendes Kabinettstück der Schilderung diese Hühnerhofszene auch gewesen sein mochte, fühlten sich Türks Eltern doch verletzt, da sie vermeinten, Stifter habe sie nicht für fähig gehalten, einem Gespräch über bedeutende Tagesfragen zu folgen. Das war aber gewiß nicht der Fall; für Stifter war eben der Streit zweier Hähne weit interessanter, als das diplomatische Gezänke der Vertreter feindlicher Staaten. Er wußte selbst dem geringfügigsten Gegenstande hinreichend viele Seiten abzugewinnen, um stundenlang darüber reden zu können; und dann sprach er immer in so formvollendeten Sätzen, daß man jedes Wort niederschreiben und drucken konnte. Von dem Bewußtsein der mühelosen Sprachbeherrschung erfüllt, war er — selbst im Wirtshause — gewohnt, daß ihm alle Leute aufmerksam zuhorchten, die im Zimmer waren. Gewiß ist, daß er viel besser zu reden als zu hören verstand. Köstlich war es, wenn er mit der Jenny Lind bei Professor Jäger zusammentraf; denn da die große Sängerin ebenso unermüdlich gesprächig war, wie ihr gewöhnlicher Tischnachbar, so sah man abwechselnd stets einen der beiden rivalisierenden Teile gespannt auf den geeigneten Moment lauern, wo eine günstige Aussicht erschien, die Redeherrschaft zurückerobern zu können.

Wie leicht und sicher es dem Dichter gelang, das Unterhaltungsgebiet auch in einer reichbesetzten und bunt zusammen gewürfelten Tischgesellschaft nach seinem Gefallen zu umgrenzen, ist aus einem Berichte Simonys zu entnehmen: „Eine gute Weile wogte der Redestrom wie ein fesselloses Wildwasser zwischen wirre durch einander liegenden Blöcken, allgemach aber gewann er einen ruhigeren Gang, bis er schließlich geebnet und spiegelnd dahin glitt. Dieses Kunststück hatte Stifter fertig gebracht. Allgemach war er Herr der Situation geworden, d. h. er führte das Wort. Was er dabei aufs Tapet brachte, waren durchaus nicht immer merkwürdige Dinge; nebenbei behandelte er seinen Stoff scheinbar so einfach und anspruchslos als möglich, so daß einem und dem anderen Zuhörer das Gesagte anfangs recht alltäglich, ja langweilig vorkommen

mochte, und doch machte der Sprecher einen Tischgenossen um den anderen verstummen, bis die ganze Gesellschaft, wie von einem Zauber befangen, ein einziges aufmerksames Auditorium bildete. Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten. Kontur um Kontur wurde gezeichnet, darauf kamen die Farben auf die Palette, und nun wurde gemalt und gemalt, und die Gestalten traten immer bestimmter hervor, immer glänzender wurden die Farben, immer effektvoller die Verteilung von Licht und Schatten, bis mit einem Mal das vollendete Gemälde da war, zur Freude aller, die es zu sehen, oder eigentlich zu hören bekamen. Der Künstler verfuhr aber auch bei seiner Arbeit ganz absolutistisch. Ließ es sich einer der Anwesenden beikommen, ein Separatbildchen zu formieren, so war Stifter flugs mit dem Vertreibpinsel da und hatte das werdende Ding weggewischt; mitunter griff er aber auch nach der fremden Palette und holte sich eine brauchbare Farbe zur eigenen Benützung herüber. — Stifter erzählte, wie ich schon angedeutet habe, anspruchslos, ohne allen deklamatorischen Aufputz, ruhig, ja man könnte sagen behäbig, und doch fesselte er in den Glanzpunkten seiner Darstellungen ganz unwiderstehlich, und nicht bloß das Ohr wendete sich ihm genußvoll zu, man schaute ihm ebenso gerne in das unendlich milde und doch so geistvoll blickende Auge und auf den feingeformten Mund, dem man es förmlich ansah, daß aus demselben nichts Böses und Unlauteres hervorgehen könne . . .“

Das war in seiner guten Zeit. Später, da seine Schriften sich immer langatmiger gestalteten, wurde er auch im Verkehr selbst für seine besten Freunde oft sehr ermüdend. Manche Hausfrau brachte er durch seinen Redefluß zur Verzweiflung, wenn er mit seinen Dauerreden gegen Sitte und Herkommen verstieß und wenn auch der mahnende Hinweis darauf, daß der Abendtisch gedeckt sei und das Essen kalt zu werden drohe, so gar nichts fruchten wollte. Selbst die feinsinnige Baronin Amélie von Handel konnte trotz aller Wertschätzung für den Dichter sich nicht enthalten, am 14. Dezember 1863 voll Unmut an den Maler Löffler zu berichten: „Sonst bin ich mit dem milden Winter, den wir jetzt genießen, sehr zufrieden, denn Kälte jeder Art und unter jeder Gestalt ist mein bitterster Feind. Ich bin auch nur soferne wohl, als ich nicht frieren muß; — jede Kälte und alle ihre geselligen Abarten, als Steifheit, Langeweile, Pedanterie &c. bringt mir Kopfweh, und Stifter ist — unter uns gesagt — ein wahrer Nordwind für mich geworden . . .“

Verirrte sich der Dichter einmal in Kleinlichkeiten, und das ging dann leicht bis ins Unendliche, so blieb nach dem Rat und Beispiel seines

Freundes Pechwill nichts anderes übrig, als ihm resolut ins Wort zu fallen und ihm einen ganz verschiedenen Gegenstand als Köder hinzuhalten, in welchen er sich bald wieder mit gleicher Ausdauer verbiß. Pflegte er auch seine Sätze sorgfältig zu bauen, so blieb doch seine Aussprache stets „das reinstmögliche oberösterreichisch". So sagte er nach den Angaben der Baronin Binzer, wenn er „Hölle" sagen wollte, nur „Höhle", „Fiele" statt „Fülle" u. s. w. Trotzdem hörte man ihn nicht ungerne vorlesen, da das Verständnis des Gelesenen den Ausdruck steigerte und dadurch den Dialekt vergessen ließ. Enttäuschte Stifter manchmal durch seine Erscheinung und durch seine Rede, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, so machte es ihm hie und da auch Spaß, absichtlich eine kleine Bosheit zu verüben, wenn man ihm gar zu überschwenglich entgegenkam. Einmal reiste er von Ischl zu dem Tabakniederlagsbesitzer Lechner nach Gmunden, welcher, wie er gehört hatte, einen herrlichen Kasten in Boulearbeit besaß. Zwar traf er den Hausherrn nicht daheim, aber die Gattin desselben, welche seit Jahren eine glühende Stifterverehrerin war, schätzte sich glücklich, den gefeierten Dichter begrüßen zu können und ihm das interessante Gerät zu zeigen. Dabei fing sie in ungeschickter und maßloser Weise von den „Studien" zu schwärmen an, die sie wiederholt gelesen hatte, und gedachte dadurch den Dichter zu rühren und zu geistvollen Ausführungen anzureizen. Dieser aber lächelte vergnügt über die plumpe Art, mit welcher man ihn einzufangen gedachte, und erwähnte seine Arbeiten mit keinem Laut. Dagegen erzählte er auf das Ausführlichste, wie er sich habe verleiten lassen, in Ischl beim „blauen Ochsen" einzukehren, wie er dort elend untergebracht gewesen sei, wie man ihm zum Abendessen nichts anderes als eine schlechte, unappetitliche Blutwurst habe vorsetzen können, und wie er danach von Ekel, Leibgrimmen und Übelkeiten geplagt, fast die ganze Nacht statt im Bette in einem gewissen kleinen, niedrigen, unreinen Gelaß am Ende eines offenen, windigen Holzganges habe zubringen müssen . . . — Eine ansprechende Schilderung über Stifters Wesen verdanke ich seinem langjährigen Amtsgenossen und Studienfreunde Sigmund Freiherrn v. Handel. Derselbe schrieb mir am 10. September 1878 aus Stadl Paura bei Lambach unter anderem folgendes: „Mein persönlicher Verkehr mit Stifter beschränkte sich, abgesehen von seinem Aufenthalte in Linz, wohin ich im Jahre 1861 übersiedelte, auf eine kurze, höchstens vierjährige Periode in den dreißiger Jahren, während welcher ich und ein kleiner Kreis Studiengenossen ziemlich oft mit Stifter Abends bis in die tiefe Nacht hinein, teils in Bierstuben, teils in den Stuben einzelner Freunde zusammen waren. Der Gegenstand unserer Unterhal-

tungen waren alle möglichen Fragen allgemeiner und theoretischer Natur, welche junge Leute interessieren können, selten oder nie Tagesklatsch oder direkt praktische Dinge. Viel Ästhetik. Durch lange Zeit war das Fragespiel im Schwunge, das Spiel, in welchem der Frager von dem nur mit Ja oder Nein Antwortenden ein gedachtes Wort zu ermitteln hat. — Bei allen diesen Zusammenkünften zeigte sich Stifter als der Geistvollste und Unterrichtetste. Übrigens war er etwa vier Jahre älter als jeder unserer Bande. Stifter war in jener Zeit ganz von Jean Paul erfüllt. Er war ein Charakter von reinem Gold, gutmütig bis zur Schwäche.

In Linz beklagte er sich mit Recht über den Mangel an Verkehr und geistiger Anregung. Seine späteren Schriften wurden auch nur aus altem Vorrate geschöpft.

Seine Frau, so viel Liebe und Verehrung für sie er sich auch einredete, war nicht geeignet, ihm Schwung zu geben und ihn jung zu erhalten, was sie wohl selbst erkannte und beklagte. Sein Amt als Schulrat befriedigte ihn nicht. So großes Interesse er für die Volksschule hatte, und so entschiedenen Beruf und Befähigung, das Beste für dieselbe zu wirken, so war er, nach meiner Meinung, nicht stark und entschieden tätig genug, die Hemmungen jener Zeit zu überwinden. Wenn es überhaupt möglich war, den gewünschten Erfolg zu erzielen, so bedurfte es hiezu eines mehr agitatorischen Naturells als ihm eigen war. — Bedauerlich aber, höchst bedauerlich ist es, daß er nicht dazu kam, den oft ausgesprochenen Vorsatz auszuführen, seine Erfahrungen und Ideen über die Volksschule, die er mit Recht als die wichtigste Institution erkannte, schriftlich niederzulegen. — Es unterblieb die Ausführung dieses, sowie manch anderen schönen Vorsatzes, da er in den letzten Jahren körperlich immer träger wurde, und der Mangel an Bewegung in freier Luft auch seine moralische Frische beeinträchtigte, die Frische seiner Seele."

Ein hoher Herr, der einmal mit dem Dichter beim Statthalter zusammentraf, sagte über seine Erscheinung und über sein Gehaben: „Er sieht aus wie ein Bauer und spricht wie ein Kavalier."

Etwas Derb-Gedrungenes haftete seiner Gestalt seit der Blüte der Mannesjahre an. Kurz nach Stifters erstem Auftreten sollte ein junger Schriftsteller im Auftrage des Grafen Majlath dem rasch berühmt gewordenen Malerpoeten eine Nachricht überbringen, ohne diesen jedoch vorher gesehen zu haben. Als er in dem ihm bezeichneten Hause zwei Treppen hoch emporgestiegen war, konnte er nicht rasch genug vorwärts kommen. Denn vor ihm ging langsam und bedächtig ein Paar, Mann und Frau, die Treppe hinauf, beide von Körperdimensionen, welche bei der mäßigen

Stiegenbreite jeden Versuch des Vordringens aussichtslos erscheinen ließen. Das Paar ging wortlos langsamen Schrittes weiter, und nach geraumer Zeit kamen alle drei in dem vierten Stockwerke des Hauses an. „Dort drehte sich der Mann," so berichtet der Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung" über die Begegnung, „auspustend um, und sah mich fragend an. Er war, abgesehen von der korpulenten Fülle, ein hübscher Mann, etwa fünfunddreißig Jahre alt, mit wohlwollendem, äußerst ruhigem, mehr phlegmatischem als sinnigem Vollmondsgesicht, hoher Stirne, glattgestrichenem Kopfhaare, offenbar ein ganz behaglicher und wohl auch intelligenter Spießbürger. Die nicht minder wohlbeleibte Dame sah ich nur flüchtig an und fragte nun zögernd: „Bitte, können Sie mir nicht sagen, wo hier der Maler Herr Adalbert Stifter wohnt?" — „Ich bin Adalbert Stifter," sagte der dicke Herr völlig ruhig, „was wünschen Sie?" — Ich weiß nicht, wie mir geschah, aber noch heute ist es mir erinnerlich, daß mir bei jenen Worten fast das Herz momentan stockte und ich etwas von einer plötzlichen Leere in mir fühlte. Es war, als hätte man mir einen Kübel kalten Wassers über den Kopf gegossen. Endlich wurde ich doch wärmer, die Erinnerung an die Novelle „Kondor" brach durch und ich sprach dem Dichter meine Bewunderung in enthusiastischen Worten aus. Das schien besonders Frau Stifter zu gefallen, welche mich darob in wohlwollendem, mütterlichem Tone belobte. So viel ich mich — dreißig Jahre danach — noch entsinne, waren wir in einem bescheidenen, ziemlich kärglich möblierten Zimmer, das zwei Fenster nach der Straße hatte, während Frau Stifter mehrmals in eine Nebenstube ging, die wahrscheinlich nach der Küche führte. Der Salon, in dem wir uns befanden, sah aber weder einem Atelier noch einer Gelehrtenstube ähnlich. Er war sehr reinlich und nüchtern. Nur hingen an den Wänden drei kleine Landschaften von je zwei Schuh Länge, die mir Stifter als von ihm gemalte Bilder zeigte." —



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einer Zeichnung von Karl Löffler aus dem Jahre 1863.

Aus jener Zeit hat auch Emerich Ranzoni das Bild des Dichters in seiner Gedächtnismappe festgehalten; dem einstigen Lehrer stets eine

dankbare Erinnerung weihend, freute er sich noch in späten Jahren, der Schüler eines so „herrlichen Menschen" gewesen zu sein, der alles wußte und alle Künste beherrschte. Jede Wissenschaft und jede Fertigkeit war, wie Ranzoni versichert, dem Dichter spielend geläufig: „Latein und Griechisch, Mathematik, Physik und Geschichte; er macht die allerschönsten Gedichte und malt reizend; er ficht wie Herbatschek und schwimmt besser als alle Schwimmeister der Militärschwimmschule zusammengenommen." Mit der vielseitigen Befähigung verband sich der Zauber einer höchst gewinnenden Persönlichkeit, die freilich nicht gleich beim ersten Anblick für sich einnahm. Wer sich aber an die untersetzte Gestalt, an die durch Pockennarben entstellten Züge und an das Spießbürgerliche der ganzen Erscheinung einmal gewöhnt hatte, wurde bald durch den überall deutlich hervortretenden Adel einer innerlich vornehmen Natur dauernd gefesselt. Das große, glänzende, seelenvolle Auge strahlte Schwärmerei und Herzensgüte aus, die leicht umflorte Stimme war leise und doch eindringlich, die weiche, warme, weiße Hand edel geformt und wohlgepflegt, die ganze Haltung bei aller Würde doch Liebe und Zutrauen erweckend.

Heckenast, der den Dichter stets besuchte, so oft ihn seine Geschäfte nach Wien oder nach Linz führten, fand Stifters Eigenart, nachdem die Befremdlichkeit des ersten Eindruckes überwunden war, mit jedem Tage liebenswürdiger und anziehender. Vor allem bezauberten ihn die sprechenden Augen des Dichters, die bei ernsten Gesprächen einen tiefen Ausdruck der Begeisterung und der sittlichen Strenge erhielten und stets in feuchtem, leuchtendem Glanz der Freude und des Hochgefühls schimmerten, wenn irgend ein Gutes und Schönes im Bereiche der Kunst oder menschlicher Handlungen rührend hervortrat.

„Im Jahre 1856," so erzählt Heckenast, „begleitete ich ihn von Linz aus in den bayrisch-böhmischen Wald. Wir wohnten am Fuße des Dreisesselberges und stiegen zu dem dunklen See hinauf, der ruhig schlafend im Hochwalde ruht; wir trieben uns mehrere Tage in jenen stillen, abgeschiedenen Gegenden herum und sahen von den Berghöhen in das ferne Moldautal hinab, wo Stifters Geburtsort liegt. Mit Rührung und kindlicher Pietät gedachte er seiner alten Mutter, die zu jener Zeit noch dort unten im Heimatshause lebte. Bei Gelegenheit jenes Aufenthaltes in den Lakerhäusern und unserer Hin- und Herfahrt, die in kurzen Tagesstationen in einer Lohnkutsche langsam vor sich ging, bemerkte ich Stifters leutseligen und humanen Verkehr mit Menschen der niederen Stände. Er trat immer gerne in die allgemeine Wirtsstube, setzte sich des öfteren zu den Wirtsleuten, Fuhrknechten, Arbeitern und Wanderburschen, sprach

lebhaft mit im echten Dialekt des Oberlandes und ließ sich oft von den Leuten über allerhand Dinge und Hantierungen belehren. Es war überhaupt ein Zug seines Wesens, den er mit Goethe gemein hatte, daß er bei jeder Gelegenheit nach Belehrung strebte, um in allem die innerste Wahrheit und Vollkommenheit zu erforschen. Wie in Stifters Dichtungen jede Schilderung einer Naturerscheinung auf gründlicher Beobachtung beruht, ebenso gründlich bewandert war er in aller Kunsttechnik, der Schreinerei ebensogut wie der Gärtnerei, in Feldbau und Wirtschaft, bis zur Pferdewartung herab. Oberflächlichkeit im Wissen und im Ausdrucke dessen, was die Sprache zu vermitteln hat, war ihm in der Seele verhaßt.

In seinen poetischen Arbeiten ging Stifter mit einer Strenge gegen sich selbst und einer Gewissenhaftigkeit zu Werke, die ein Zeugnis dessen sind, wie sehr die Kunst in allen ihren Erscheinungen ihm als das erhabenste Gut der Menschheit galt. Nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, dieser Überzeugung entgegen zu handeln, und nicht der höchste materielle Vorteil hätte ihn vermocht, dem Modegeschmacke des Publikums zu huldigen, und etwas zu erzeugen und in die Welt zu schicken, was seinen klaren Ansichten von der Würde der Kunst nicht entsprach; sowie ihn nichts zu heftigerem Zorn aufregen konnte, als tendenzsüchtige, frivole, geschmackverderbende Machwerke.

Das religiöse Gefühl ehrte er an allen Menschen, in welcher Form immer sie es auszuprägen und zu bewahren suchten. Die Grundsätze der christlichen Ethik erschienen ihm als die Pfeiler, auf denen das sittliche Wohl der Menschheit ruht und sich fortzubilden bestimmt ist. — Die Philosophie als Wissenschaft war Stiftern gleichgültig. Dagegen liebte und übte er die exakten Wissenschaften. Mathematik und Physik waren seine Lieblingsstudien. Die Geschichte der Völker und einzelner Volksstämme beschäftigte ihn besonders in den letzten Jahren seines Lebens; sie hatte für ihn den Reiz eines großartigen Epos. Während seiner Vorarbeiten für Witiko vertiefte er sich in die Geschichte der alten Böhmen und war hingerissen von einzelnen Episoden, welche wie eine Tragödie wirken. So brachte er einmal, als wir in Wien zusammentreffen sollten, einen Band der böhmischen Geschichte Palackys mit, um mir einen Abschnitt alter Geschichte der böhmischen Oligarchie vorzulesen. Das war allerdings ein gewaltiges Bild, jenem Gesange der Odyssee vergleichbar, wie Odysseus die Freier niederkämpft. Wäre Stifter in der Lage gewesen, von 1850 an frei und unabhängig seinem Dichterberufe zu leben, er hätte im historischen Roman ohne Zweifel großes geschaffen.

In der Zeit, als er noch in Wien lebte, war er heiter-gesellig. Aus seiner Studienzeit unterhielt er lange freundschaftliche Beziehungen. In den höheren aristokratischen Kreisen hatte er intime Freunde, selbst Duzbrüder. An dem Salonleben jedoch konnte er wenig Gefallen finden. So gerne und leicht er mit den Gebildeten des Adels umging, so sehr scheute er die Annäherung zu jenem Teil desselben, der sich durch Unwissenheit und Seichtheit auszeichnete. Mit seiner Wahrheitsliebe und Geradheit war Verstellung und Heuchelei, sowie das glatte Wesen eines Hofmannes unvereinbar."

Jeder Lüge schon als Knabe so ekelerfüllt abhold, daß er unaufrichtigen Kameraden in jählings ausbrechendem Zorn ohne Besinnen das Gesicht zerschlug, erschien auch dem Manne das bedingungslose Festhalten am Wahren als die Grundbedingung der echten Sittlichkeit, und er konnte sich nie dazu verstehen, Scherz- oder Notlügen, sowie die zahllosen Unwahrheiten, zu welchen Schicklichkeit und Rücksicht im Gesellschaftsleben so oft verleiten, gutzuheißen. — Sein Dienstmädchen erhielt wiederholt den strengen und bestimmten Auftrag, dafür zu sorgen, daß er während des Dichtens nicht gestört werde; wenn er, in seinen Schlafrock gehüllt, den er immer bei der Arbeit trug, am Schreibtische saß, mußten alle Besuche, selbst die seiner besten Freunde, mit dem Bemerken zurückgewiesen werden, der Dichter sei wohl daheim, aber beschäftigt; als die Magd Marie Langfellner einmal doch einen vornehmen Besuch auf wiederholtes Andringen eintreten ließ, tadelte dies Stifter nachher in erregter Weise. — Eines Abends, als er eben mit seiner Frau und der Dichterin Marie von Hrussoczy in seinem Arbeitszimmer saß, und Stifter gerade recht im Zuge war, seine Ansichten über Kunst und Künstler darzulegen, wurde an der Eingangstüre geklingelt. „Mein Mann ist nicht zu Hause!" sagte Frau Stifter rasch zu ihrer Ziehtochter, die dem Mädchen diesen Bescheid überliefern sollte. „Wieso nicht zu Hause, liebe Frau?" fragte er, sich unterbrechend, „ich bin ja zu Hause!" — „Nun, ich meinte, Du wolltest nicht gestört werden." — „Das ist das Richtige, liebe Frau, und das soll auch gesagt werden." — „Ja, ja! Das verdrießt aber die Leute!" — „Die uns kennen, verdrießt es nicht, und die es verdrießt, um die bekümmern wir uns nicht." —

Derartigen Lässigkeiten, welche sein Sittlichkeitsgefühl verletzten, trat er mit unbeugsamer Härte gegenüber, so gutmütig er im übrigen auch sein mochte. Da er auch sonst auf Genauigkeit in manchen äußeren Dingen große Stücke hielt, wodurch seine Lebensweise trotz ihrer Schrullenhaftigkeit etwas streng abgezirkeltes erhielt, so kam er in späteren Jahren

in den Ruf eines Sonderlings, eines philiströsen Pedanten. Er führte verschiedene Tagebücher, darunter eines über Witterungserscheinungen, eines über Reisen und Ausfahrten, eines über seine künstlerischen Arbeiten und eines über seinen Zigarrenverbrauch mit einer ans Unglaubliche grenzenden Genauigkeit. Um viele Dinge des Haushaltes nahm er sich persönlich an; seine Frau trug nie ein Kleidungsstück, das er nicht begutachtet und wozu er nicht sein Einverständnis geäußert hatte. Manche seiner Briefe beschäftigen sich mit den Toiletteangelegenheiten seiner Gemahlin, und seine vertrauten Freunde in Wien mußten Bänder, Schleifen, Häubchen, Hüte und Kleiderstoffe aussuchen und nach Linz senden, wobei es nicht immer ohne peinliche Überraschungen abging. Alles, was den Körper der geliebten Frau zu schmücken bestimmt war, unterzog er einer eingehenden Prüfung. Die Formen mußten einfach, die Farben mußten tadellos gestimmt sein; auch das kleinste Band am Hute wurde sorgsam ausgewählt. Alle Schmuckstücke, wovon Frau Stifter freilich nicht viele besaß, und wonach sie auch niemals begehrte, mußten eine einfache, stilvolle Zeichnung aufweisen. — Wie sehr er allen Vorkommnissen im Hause mit Aufmerksamkeit folgte, stets bestrebt die Sitten der alten Zeit lebendig zu erhalten, beweist nachfolgender, noch ungedruckter Brief Stifters an die Gattin des Schulleiters in Aigen, Frau Theresia Simmel, in deren Hause er oft auf seinen Reisen anhielt, von wo er für seinen Bedarf Gemüse nach den Lakerhäusern schaffen ließ, und wo er manchmal eine Fahrgelegenheit bestellte. Um seine freundschaftlichen und dankbaren Gesinnungen zu beweisen, erbat Stifter in dem Briefe, aus welchem wir erfahren, daß in dem Hause des Dichters in Linz gegen Ende der sechziger Jahre noch Garn gesponnen wurde, die freundliche Annahme eines übersendeten Photographienalbums:

„Hochgeehrte Frau!

Verschmähen Sie nicht unsere Bilder, die wir Ihnen in dankbarer Erinnerung der vielen Freundschaft, die Sie uns erwiesen haben, übersenden. Mögen in dem Büchlein noch manche nähere Freunde von Ihnen Plaz haben, aufrichtigere aber als wir sind sie gewiß nicht.

Wir hatten einen Winter voll Krankheit, ich die Frau, die Katharine, die Marie u. zulezt das Hündchen. Sonst hätten wir Ihnen schon längst geschrieben.

Nun folgt wieder eine Plage.

Wir bitten, fragen Sie unseren Weber in Aigen, Gruber, ob er aus einigen dreißig Schnalz Garn, das die Marie gesponnen hat, ellen-

breiten Tischzeug von hübschem Muster machen wollte, aus welchem Tischzeug dann unsere Frauen Verschiedenes verfertigen könnten, und ob er auch die Bleiche besorgen wollte.

Dann möchte die Frau 6 Pfund 6½ Loth ungebleichte Baumwolle zu nicht aufgerissenem Barchent senden. Ein Muster würde beiliegen. Es wird angefragt, ob er den Barchent machen und bleichen lassen kann.

Ich bitte, senden Sie die Antwort nach Karlsbad unter der Adresse: Hofrath Stifter in Karlsbad. Wir werden von dort der Marie dann den Auftrag geben.

Indem wir Sie und Ihren Herrn Gemahl auf das Herzlichste grüssen

zeichne ich mich hochachtungsvoll

Ihren

ergebenen Diener

Linz, am 26. April 1867. Ad. Stifter."

---

Ein an mich gerichteter Brief des Fräuleins Marie Rint in Linz enthält einen hübschen Beitrag zur Charakteristik des Dichters: „Stifter und seine Frau waren mit meinen Eltern so befreundet, daß sie die Taufpathen mehrerer von meinen Geschwistern wurden. Es gab bei uns die Namen „Adalbert", „Amalie", „Albertine". Klar und lebhaft erinnere ich mich an den Dichter, der ein großer Kinderfreund war. Am liebsten saß er im Atelier meines Vaters — oft stundenlang. Sein verschleiertes, weiches Organ habe ich getreulich im Ohre behalten, sowie auch seine langsame Sprechweise mit der nachdrücklichen Betonung der Endsilben, die wir Kinder an dem würdigen Herrn Schulrathe ganz selbstverständlich fanden. Während der großen Überschwemmung im Frühjahre 1862 stieg Stifter öfter im Tage auf den Pfarrthurm, um die verheerende Ausdehnung der Fluthen zu beobachten. Die Unglücklichen bewegten sein weiches Herz auf das Tiefste und für die Tapferen, die sich zur Rettung auf das entfesselte Element wagten, betete er. Meine Eltern kam er fleißig trösten, da unser Ältester ein Waghals war und sich mit Feuereifer an dem Rettungswerk betheiligte. Welche stolze Freude hatte Stifter an dem Jungen, wenn derselbe, abgemattet und erschöpft, aber voll edler Begeisterung in den Zügen, von den zerstörten Hütten der Armuth und des Elends heimkam!

Das Ehepaar Stifter führte in Linz einen angenehmen, vornehmen Haushalt, so ökonomisch die Gattin auch war. Im Theater hatten sie

eine Loge im ersten Rang abonniert, was besonders der Frau Hofräthin viel Zerstreuung gewährte. Einige Sitze gaben sie an Bekannte ab, und für gute Freunde waren meist zwei Plätze frei. Um ganz ungestört zu sein, benützte Stifter beharrlich das Bänkchen im Hintergrunde; da er aber selten zufrieden war, so hielt er es nicht lange aus; am kürzesten in der Oper; das Singen bei Schmerz und Leid oder in den schrecklichen Augenblicken vor dem herannahenden Tode erschien ihm unnatürlich und widerwärtig. Er sagte einmal selbst: „Ich gehe hier, mit seltenen Ausnahmen, ungern ins Theater, weil sie scheußlich spielen.“ „Ja, wenn die Julie Rettich da wäre,“ so hörte ich seine Frau oft klagen, „dann würde mein Mann bis zu Ende bleiben.“ Der Dichter hat diese Künstlerin sehr verehrt; sie kam auch einmal nach Linz, um ihn zu besuchen. — Für Naturschönheiten sehr empfänglich, begeisterte ihn namentlich der Aufgang des Mondes, und er brachte in hellen Nächten viele Stunden stehend, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen auf der Donaubrücke zu, die farbigen Lichtränder an den Wolkenbildungen laut bewundernd, und ihren malerischen Zauber Freunden und Bekannten erklärend, die sich ihm zu gemeinsamem Genusse anschlossen. — Meine Mutter wunderte sich, daß Stifter und seine Frau nach der unseligen That Juliens deren Schwester Katharina ins Haus nahmen; diese war ebenso häßlich, als die jüngere Schwester hübsch. — Der Heimgang des Dichters brachte großen Schmerz in unser Haus. Die Abnahme der Gesichtsmaske des theuren Todten erschütterte meinen Vater und meinen Bruder auf das Tiefste ...“

Im Niederschreiben seiner Dichtungen für den Druck folgte Stifter seinen besonderen Gewohnheiten, und ließ sich durch den wiederholten Hinweis auf das Herkömmliche und auf die durch seine Schrullen erschwerte Arbeit des Setzers nicht davon abbringen. Statt auf einzelne Blätter zu schreiben und die Rückseite des Papieres, wie dies Gepflogenheit ist, leer zu lassen, legte er anfänglich seine Arbeiten gerne in festgenähten Heften nieder und bediente sich dabei einer überaus zierlichen, aber so engzusammengedrängten Schrift, daß in der Regel eine seiner Blattseiten nicht auf einer Druckseite untergebracht werden konnte. Manchmal fand er sich, wenn ein Manuskript gar zu arg verstrichen war, veranlaßt, eine Reinschrift durch den Lehrer Karl Fischer in Schwarzenberg anfertigen zu lassen, wofür dieser immer gut entlohnt wurde. Als Heckenast wieder einmal zu Gunsten des Setzers ein Wort einlegen wollte, antwortete der Dichter unwillig: „Sie werden sehen, daß in dem Manuskript, das heute mitfolgt, nichts ausgebessert ist, es ist alles neu abgeschrieben, weil der

Setzer hätte unmöglich durchkommen können. Eine größere Schrift als in dem beifolgenden Manuskripte kann ich mir nicht angewöhnen, ohne daß ich beim Dichten immer auf die Schrift denken müßte, und dadurch das Dichten vergäße. Dafür hat der Setzer das Gute der Deutlichkeit, und er muß die Schrift schon so hinnehmen."

Seine späteren Arbeiten hat Stifter sowohl im Entwurfe als auch in der Reinschrift auf einzelne Blätter geschrieben. Da die erste Anlage in der Regel aus flüchtigen Bleistiftnotizen bestand, und jede Abschrift einer völligen Umarbeitung gleich kam, so waren nie zwei gleichlautende Manuskripte vorhanden, und der Dichter lebte nach jeder Versendung in großer Sorge, bis er den vom Verleger unterfertigten Empfangschein in seinen Händen hatte. Als er zu seinen großen Romanen kam, hatte er die schriftstellerische Tätigkeit schon planmäßig geordnet; nach einer Mitteilung an den Verleger gestaltete sich der Hergang folgendermaßen: „1. Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelnheiten in Gedanken; 3. Abriß von Einzelnheiten, Sätzen, Ausdrücken, Szenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiezu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textierung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textierung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen ꝛc.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift."

Die Blätter seiner Manuskripte mit dem grauen, braunen oder graublauen Tone des meist kräftigen, groß zugeschnittenen Papieres hatten etwas von dem Aussehen alter Urkunden an sich. Dazu trugen neben den Formen seiner Schriftzüge die Behelfe bei, deren er sich bediente. „Steife Stahlfedern" waren ihm verhaßt, und er beklagte sich bitter, wenn er in einem Gasthofe keine Kielfedern bekommen konnte. Dagegen war ihm das Schreiben mit „herrlichen Schwanenkielfedern", wie er sie zum Witiko verwenden konnte, ein zweifacher Genuß.

* * *

Stifter war ein großer Blumenfreund; einige sonnige Zimmer seiner herrlich und frei gelegenen Wohnung waren für die Aufnahme der Pflanzen bestimmt, die unter der sorgsamen Pflege wunderbar gediehen; mit freudigem Stolze zeigte er jedem Besucher seine überaus reiche und mit größter Sachkenntnis geordnete Kakteensammlung. Er hatte an den drei Fenstern seines Arbeitszimmers nach innen große Glasverschläge machen lassen, wo seine stachligen Zöglinge, über deren Wartung und

Wachstum er genaue Aufschreibungen führte, mit Umsicht und pedantischer Sorgfalt gehegt wurden. Wenn sich nach oft jahrelangem Zuwarten eine der purpurnen, bizzaren Wunderblumen entfaltete, so war dies ein Familienereignis im Hause Stifters und alle Freunde und Bekannten wurden eingeladen, um das Freudenfest mitzufeiern. Wenn man ihn besuchte, so trat man in das Gemach eines Sonderlings. Das Prunkzimmer durchschreitend, in welchem herrliche Möbel standen und wertvolle Gemälde die Wände zierten, wo auf weichen Teppichen spiegelblanke, kunstvoll ausgelegte Tische edle Werke der Kleinkunst trugen und in funkelnden Glasschränken alte Porzellanschalen und reichgeschliffene Pokale in Reihen geordnet waren, gelangte man in sein sehr geräumiges Arbeitszimmer, in welchem den Eintretenden zunächst ein Gewirre von Staffeleien empfing, deren jede mit mehreren angefangenen Bildern und Studien bedeckt war. An einer Wand stand ein herrlicher Kleiderschrank mit köstlichen Intarsien, daneben der auf Delphinen ruhende Prunkschreibkasten mit achtundvierzig durch einen einzigen Druck verschließbaren Fächern. An dem Kleiderschranke arbeitete Stifter mehr als zehn Jahre; schon im Winter 1849 brachte er, wenn er Abends in die Familie des Barons Binzer kam, ein Stück des interessanten Gerätes als Handarbeit mit, um während des Gespräches daran zu polieren. Neben einigen alten Schublade- und Aufsatzschränken aus der Rokokozeit stand ein einfaches, gepolstertes Ruhebett, umgeben von dürftigen, dünnbeinigen Stühlen mit eingeflochtenen Rohrsitzen. An der Hauptwand hing ein züchtig mit einem verschiebbaren seidenen Vorhang bedecktes Venusbild, ein von Geiger gemalter, prachtvoll ausgeführter weiblicher Akt, welchen der Dichter profanen Blicken nicht preisgeben mochte. An den bergwärts gegen die Donau hinausgehenden Fenstern standen die graustacheligen Kakteen in langen Reihen, die für gewöhnlich, wenn nicht eine der zauberhaften Blüten sie verschönte, einen traurigen Anblick boten; die Temperatur des ganzen Raumes war den Lebensbedingungen der „heißsaftigen Fremdlinge“ angepaßt und „manchmal zum Schlagtreffen“. Oft durchwachte Stifter eine ganze Nacht inmitten seiner geliebten Pfleglinge, um nur ja den Anblick der bedächtigen majestätischen Entfaltung einer seltenen Blüte nicht zu versäumen.

Als Kaktuszüchter stand Stifter in Linz nicht allein. Vielmehr soll er die Anregung zu dieser Liebhaberei, welcher er, stets ausdauernd in seinen Neigungen, bis ans Lebensende ergeben war, gelegentlich einer Schulinspektion oder Schlußprüfung bei den Ursulinerinnen in Linz empfangen haben, als er im dortigen Klostergarten besonders hübsche Pflanzen

dieser Gattung in voller Blüte sah. Am meisten Verständnis und Anregung fand er aber bei seinem Freunde, dem Kassendirektor Schaller, dessen Kakteensammlung einen großen Ruf hatte. Stifter faßte alles gründlich an und gab auch den „Spielereien des Alters", wie er die krausen Neigungen seiner späteren Jahre nannte, einen wissenschaftlichen Untergrund. Er verschaffte sich alle Werke über Kakteen, von welchen ihm Kunde wurde und ließ nichts unversucht, um seine Kenntnisse in diesem besonderen Gebiete zu vertiefen. Als ihm Heckenast zu Anfang des Jahres 1857 mitteilte, daß er eine Geschäftsreise nach Leipzig unternehmen müsse, bat der Dichter seinen Verleger dringend, die berühmte Senkesche Kakteensammlung daselbst zu besuchen und ihm darüber zu berichten: „Senke kennt mich unter dem Namen Schallers Freund, und hat uns im Juli 1856 Pflanzen geschickt. Sollten Sie Förster, der bei Wöller ein Kakteenbuch herausgegeben hat, zufällig sehen, so fragen Sie ihn, ob denn die Ergänzungen nicht bald kommen oder gar ein neues Buch. Ich finde seit 1846 sehr viele Lücken, und es wäre doch ein Elend, wenn ich zuletzt auch über Kakteen schreiben müßte. Senke können Sie sagen, wenn Sie sich das merken können, daß Cereus Dumortieri und Echinopsis Reichenbachiana bei mir diesen Winter eingegangen sind. (Er hat sie unter anderen im Juli 1856 geschickt.) Ich werde seine und Müllers Sammlung doch wohl auch einmal sehen können, da ich Leipzig schon lange zu den Orten zähle, die ich sehen muß, wenn die Zeit kommt. — — Förster sagt, daß Heideerde die beste für Kakteen sei; Pezzoni, mein Wiener Kaktusfreund, sagt, daß in und um Leipzig die erste Heideerde der Welt sei. Nun kommt die Bitte: Suchen Sie mir etwa so viel, als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, frisch und ungebraucht zu bekommen; Förster würde wohl Quellen wissen, etwa auch Senke, wenn er will, und senden Sie mir dieselbe in einem Kistchen oder Fäßchen." — Heckenast erfüllte den Wunsch des Freundes und ließ ihm nicht nur die verlangte Erde, sondern auch einen neuen großen Kaktuskatalog zusenden, worüber der Dichter sehr erfreut war: „Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amte und meiner Schriftstellerei bleibt, bringe ich bei meinen Kakteen zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Orte oder Gesellschaften besuche ich nicht..." Heckenasts Schilderung der großen Leipziger Kakteenanstalt nahm Stifters vereinsamte, dürstende Seele gefangen und er vertiefte sich ganz in den für ihn so bedeutungsvollen Gegenstand: „Die Pflege dieser merkwürdigen Gewächse hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen

und wundervolle Blühen dieser Gewächse den Umgang mit Menschen ersetzt..." Als die furchtbaren Schicksalsschläge über ihn hereinbrachen, waren die Kaktuspflanzen seine liebste Beschäftigung, ja fast sein hauptsächlichster Trost und er blieb wochenlang bei ihnen zu Hause, stets bedauernd, daß er seinen Lieblingen kein so schönes Heim, wie es das kleine, nette Kaktushäuschen im Garten des Lederhändlers Kaindl war, verschaffen konnte. Im Jahre 1858 bereiteten ihm zwei Echinopsis multiplex, die sonst sehr schwer blühen, die Überraschung, fünf auf hohen Stengeln thronende, blaß rosenrot-bläuliche, im Durchmesser nahezu fünfzehn Zentimeter messende, „unsäglich prachtvolle Blumen" auf einmal zu entfalten. „Der Anblick der fünf palmenartigen Blumen, die vor einem Spiegel standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus tausend und einer Nacht. Selbst die trockensten Menschen wurden von diesem Anblicke ergriffen." — Die Freude an seinen Lieblingen, die er stets eigenhändig bewässerte und umsetzte, blieb ihm erhalten bis an sein Lebensende. Zwei Monate vor seinem Tode schrieb er noch an den Schriftsteller Karl von Hippel, daß er seit fünfzehn Jahren Kaktuszüchter sei, und daß niemand ahnen könne, welche wunderbaren Gefühle es ihm oft gab, wenn er die Unendlichkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten „mit der Lupe" durchmusterte, „von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus) ganz abgesehen".

Der Maler Karl Löffler wurde von Stifter im Juli 1863 mit folgenden Zeilen zur Teilnahme an einer „stillen Freude" eingeladen: „Heute mit Beginn der Dämmerung (zwischen 7 und 8) wird ein Nyktikalos (Nachtschöner) bei mir aufblühen. Diese Kaktusblume ist eine der ungewöhnlichen, sie ist schöner als die Königin der Nacht, blüht wie diese nur eine Nacht, ist groß und märchenhaft. Kommen Sie vor Beginn der Dämmerung, wenn Sie das Ding sehen wollen."

Baronin Amélie von Handel geborene Gräfin Deroy hatte die Güte, mir eine auf Stifters Leidenschaft für die Kaktuspflege bezügliche Begebenheit in einem Briefe zu schildern, welcher das eigenartige Wesen des Dichters in überaus geistvoller Weise zergliedert: ... „Ein wahres Hindernis für mich im Umgange mit Stifter war der Gegensatz meiner französischen Beweglichkeit zu seiner Breite und Tiefe. Er kam zu mir, manchmal, besonders als er am Nachsommer schrieb, um eine Episode, die ihm für seine Dichtung nothwendig schien, mündlich zu Leben zu bringen; denn, so reich ihm Empfindung und Beschreibung floß, so mühsam war ihm die Erfindung einer Handlung. Ich glaube, zu Beginn des Gespräches war ihm meine Lebhaftigkeit manchmal anregend und darum

suchte er mich auf. Aber lange dauerte der Friede nie; meine leichten, seichten Gedanken fuhren mit Eilzugsgeschwindigkeit davon, und Stifter saß am Wege und grub Blumen, die zum Strauße werden sollten, sammt der Wurzel aus. Gewiß habe ich ihn oft ungeduldig gemacht. Er mich auch! Aber manchmal waren wir doch der Harmonie zwischen uns sicher. Mit Freude erinnere ich mich folgender Episode: Stille Nacht im stillen Linz; Jederman in Schlaf versunken. Zwei Uhr mags gewesen sein. Da wird Sturm an unserer Thüre geläutet. Mein Mann öffnet das Fenster. Stifters Stimme tönt herauf: „Sag' Deiner Frau, daß der größte Cactus (nach seinem botanischen Namen habe ich nicht gefragt) aufblüht. Kommt." — Ich war schneller fertig als mein Mann, Stifter wartete auf mich, und wir rannten durch die dunklen Gassen. Seit Tagen hatte die geschlossene Knospe des Cactus uns beschäftigt, wie ein Geheimniß. Nun stand die Pflanze auf dem Tische, von Lichtern umringt, wie auf einem Altare. Gottlob, auf uns zwei hatte sie gewartet! Mein Mann kam ein Bischen zu spät, denn nun spalteten sich die Blätter, erst ein ganz klein wenig, dann von Minute zu Minute mehr, dann quollen rothgoldene Staubfäden aus dem Kelche, die Knospe war Blume geworden. Die Blume war wunderbar schön und wir staunten sie an; aber der ersten Regung des Werdens, dem Öffnen der Knospenlippen, lauschten wir athemlos; — als könnten wir sie hören, die Stimme der Natur. Stifter hatte eine große Sammlnng von Cactussen. Manchmal dachte ich, seine Vorliebe für diese crystallisirten Pflanzenformen in stachligem Gewande ergänze ihm etwas allzu Weiches in seiner Seele . . ."

Dazu kommt wohl noch, daß auch der alternde Stifter die Sehnsucht nach dem innigen Verkehr mit der Natur nicht verwinden konnte, und daß die Betrachtung ihrer Schönheiten für ihn zu allen Zeiten ein Herzensbedürfnis blieb. Da ihm nun die Zeit und die Beweglichkeit fehlte, so wie dereinst in seiner wanderfrohen Jugend die Wälder zu durchstreifen, und da er auch die Mittel nicht besaß, um ein Fleckchen Grund zu erwerben und dasselbe nach seinem Sinne zu bepflanzen, so schuf er sich einen kleinen Garten auf Brettergestellen längs seiner Fenstersimse. Da hatte er nun seine kleine Welt, in der er alles fand, was ihn in der großen ehemals entzückt hatte: Keimen, Treiben, Wachsen, Blühen und Gedeihen; er brauchte von der Staffelei oder vom Schreibtisch nur einen einzigen Schritt zu tun, da stand er schon mitten in dem wunderlichen Nachbild der weiten Schöpfung und konnte mit der Lupe den seltsamen, nur scheinbar reglosen Gestaltungen dieses halb erstarrten Lebens folgen.

* * *

Waren Kakteen für ihn die bevorzugten Vertreter der Pflanzenwelt, so liebte er unter den Tieren vor allem die Hunde, eine Neigung, welche seine Gattin, wohl schon wegen ihrer Kinderlosigkeit, gerne teilte, und die sie auch nach seinem Tode bis an ihr eigenes Lebensende beibehielt. Wenn an Stifters Eingangstüre der Glockenstrang gezogen wurde, so begrüßte den Einlaßsuchenden zunächst ein überlautes, nicht endenwollendes Hundegebell, und der Ankommende mußte sich, so sehr auch der Hausherr seinen Schützlingen wehren mochte, vorerst eine wiederholte, argwöhnische Beschnupperung gefallen lassen, ehe seine Anwesenheit ohne mißbilligendes Knurren geduldet wurde. Die gleiche Verhätschelung, welche der Dichter den Kakteen angedeihen ließ, wurde auch den Hunden zu teil. Sie wurden sorgfältig und reichlich gefüttert, jeder hatte seine bestimmte, weichgepolsterte Schlafstätte, für jeden war eine warme Decke bereit, in Erkrankungsfällen wurde der Rat eines Arztes eingeholt. Das einzige Übel, woran sie alle schwer litten, war der Nahrungsüberfluß und der Bewegungsmangel. Zwar konnte man den Dichter an jedem Morgen sehen, wie er in Holzschuhen, im Schlafrock und mit einem gestickten Hauskäppchen auf dem Haupte, einen Seidenpintscher im Arme und einen oder zwei dicke Köter hinter sich herziehend, die Treppe hinabstieg, um mit den Tieren eine Viertelstunde lang auf dem Gehsteig des Donauufers zu lustwandeln. Da aber untertags weitere Wanderungen selten unternommen wurden, so bereitete die Fettsucht den unglücklichen Geschöpfen in der Regel ein vorzeitiges Ende. Das gab dann jedesmal einen schrecklichen Jammer. Als einmal des Dichters Lieblingshund von einer Krankheit befallen wurde, hielten Stifter und seine Gattin die ganze Nacht hindurch Wache, und auch die Dienstmagd mußte sich an der Pflege beteiligen. Dabei brannte in mehreren Zimmern Licht, damit das kranke Tier umhergehen könne und sich nicht etwa im Dunklen anstoße und verletze. „Wenn ich in die klugen Augen des Hundes sehe," äußerte sich der Dichter einem ihm befreundeten Domherrn gegenüber, „so muß ich annehmen, daß er eine Seele besitzt, die auch nach dem Tode noch fortlebt." — Luise Baronesse von Eichendorf hatte den Dichter und seine Gattin wiederholt zu einem längeren Besuche in ihrem Landhause eingeladen, und Stifter wollte der freundlichen Aufforderung auch gerne Folge leisten, aber nur unter der Bedingung, daß es ihm gestattet werde, sein „kleines Hündchen, Namens Puzi", mitzubringen, welches er nicht zu Hause lassen mochte, weil er „um sein Wohl besorgt" war, und weil ihn „das kleine Ding so liebte, wie vielleicht kein Mensch". Von diesem Hündchen hat der Dichter ein kleines Porträt gemalt, welches sich jetzt im Besitze des Fräuleins Marie

Rint in Linz befindet. Dieses Bild ist nächst der Skizze des in Kirchschlag gemalten Jagdhundes des Hauptmannes Baron Marenholz, die sich bis vor kurzem im Stifterhause zu Oberplan befand, die einzige Tierstudie von der Hand des Dichters, von welcher ich Kenntnis erlangte.

Den Glauben an den Bestand der Tierseele hat Stifter selbst in einem Aufsatze der „Vermischten Schriften", welcher von der „Psychologie der Tiere" handelt, rückhaltlos ausgesprochen: „Ich habe einmal ein Hündchen gehabt, das so klein war, daß ich es häufig in seiner Jugend im Winter mit mir in der Manteltasche herumtrug, in welcher es, wenn ich an einer oder der anderen Wohnung meines Freundes anläutete, heftig zu bellen begann. Als es älter wurde, war zwar die Manteltasche zu klein, aber es schloff noch recht bequem in einen Reisepelzstiefel hinein, wenn ganz vorn an der Zehe ein Zuckerstückchen stak, das heraus zu holen war. Von den unzähligen Proben, wo es Zeichen seiner Seele gab, nur eine: Wir waren einmal eben im Begriffe, unsere Wohnung zu wechseln, und es standen die Geräte und andere Dinge im Zimmer unordentlich herum, unter andern auch ein großer Wandspiegel, der so an die Mauer gelehnt war, daß die spiegelnde Seite gegen das Zimmer gekehrt war, wodurch alle Sachen in ihrer ganzen Unordentlichkeit hinter dem Glase sichtbar wurden. Dies geschah auch mit dem Hündchen, das unter den Dingen herum ging und plötzlich sein Abbild im Spiegel erblickte. Es lief näher und wollte mit seinem Doppelgänger spielen, allein der kam nicht heraus. Muffi — so hieß das Hündchen — ging vorsichtig näher, streckte den Hals, der innere tat es auch so — sie streckten die Hälse immer näher, bis sich beide Nasen am Glase berührten. Aber nun wurde in Muffis Angesichte die Betörtheit sichtbar, die ihn ergriff — denn er roch nichts, und nach seiner Berechnung mußte der andere notwendig riechen. Er strengte seine Nase neuerdings an, und die Haare auf seinem Halse sträubten sich, daß sie gerade empor standen. Endlich kam ihm ein Gedanke — er ließ plötzlich von dem Riechen ab, lief den Spiegel entlang, und hinter denselben hinein, um dort zu schauen: allein war er früher betört gewesen, so war er jetzt völlig geschlagen — eine solche Ratlosigkeit habe ich in meinem Leben noch nie in einem Angesichte gesehen, wie die war, mit welcher der Hund hinter dem Spiegel hervor kam. Leise auftretend, Fuß für Fuß hebend, mit eingezogenem Schweife ging er dem Körbchen zu, in welchem sein Polster lag, auf dem er gewöhnlich zu ruhen pflegte, gerade wie sich Menschen von Orten fortschleichen, an denen es ihnen nicht geheuer ist, um die etwa dort befindlichen Gespenster zu betrügen. Offenbar muß ihm seine Phantasie eine

unauflösliche Unheimlichkeit vorgespiegelt haben, mithin Mächte, die all seine Kräfte lähmten und vernichteten."

Sehr bezeichnend für Stifters Anschauungen ist auch eine Begebenheit, über welche mir der Maler J. M. Kaiser berichtete. Dieser saß einst mit dem Dichter in dessen Arbeitszimmer neben dem Schreibtische, an dessen Seite sich ein geräumiger, in der Regel bis gegen den Rand gefüllter Papierkorb befand. Auf den hochgeschichteten Abfällen vom Dichtertische ruhend und manchmal auch tief in dieselben vergraben, lag oft stundenlang Lidy, damals Stifters Lieblingshund, während sein Herr und Meister, in Gedankenarbeit versunken, eifrig schrieb. Eben hatte der Dichter die rastlose Feder zur Seite gelegt, und die beiden Freunde saßen im gemütlichen Geplauder beisammen. Lidy trippelte im Zimmer umher. Im Verlaufe der Unterredung kam Stifter auf sein Lieblingsthema zurück und begann seine Ansichten über die Tierseele zu entwickeln, wobei er erklärte, daß er zu Lidy oft spreche und daß der Hund jedes an ihn gerichtete Wort verstünde. So brauche er einen Befehl gar nicht unmittelbar an das Tier zu richten, es genüge, nur nebenher mitten unter anderen Dingen einen Wunsch leichthin zu äußern. Um für das Gesagte den Beweis zu liefern, vertiefte sich Stifter in eine längere Auseinandersetzung, in deren Verlaufe er, ohne abzusetzen, aufzublicken oder die Stimme zu erheben, mitten in dem Zusammenhange anderer Sätze die Worte einflocht: „Lidy, geh' in den Papierkorb!" — Flugs war der Hund an dem bezeichneten Orte. Der Dichter lachte seinem Gaste triumphierend zu. Kaiser widersprach nicht; im Inneren war er aber entschlossen, bei schicklicher Gelegenheit einen Gegenbeweis zu erbringen. Als nach einer halben Stunde das Hündchen schon wieder eine Zeit lustig im Zimmer umhergetrippelt war, bat der ungläubige Freund den Dichter, wie zufällig die Bemerkung fallen zu lassen: „Lidy, geh' nicht in den Papierkorb!" Stifter willfahrte, und im nächsten Augenblicke lag auch schon das auf den Klang des Wortes „Papierkorb" abgerichtete Tier an dem gewohnten Platze auf den zusammengeknüllten beschriebenen Blättern . . .



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einer Photographie von
E. Pfeiffer in Linz.

Wie sehr, ja bis zum Unglaublichen, Stifters Gemüt an den geliebten Tieren hing, das hat er immer selbst in seinen eigenen Worten geoffenbart, sobald einen der Hunde ein Übel befiel. Im Jänner 1863 schrieb er an Löffler: „Ich hatte neun Jahre einen Hund, dessen Lebensinhalt nur eine Empfindung war, Liebe zu mir. Dieser sonst starke und körnige Hund (der größere) erkrankte. Ich wich nun nicht von ihm und pflegte ihn vierzehn Tage, beinahe wie man einen Menschen pflegt. Er starb und ich hatte einen Kummer um das Tier, daß es eine Schande ist, es einzugestehen ..." Schon vorher hatte Stifter über diesen Vorfall an Heckenast berichtet, und das Geständnis abgelegt, daß ihn der Jammer völlig niederdrückte und daß es ihm ganz unmöglich geworden sei, an seinen Dichtungen weiterzuarbeiten: „Es trat in der letzten Woche eine Störung ein. Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Tier bisher ausnehmend gesund war; aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe, und pflegte das Tier, wie man fast einen Menschen pflegt, ich stand nach Mitternacht auf, und heizte ihm in meinem Zimmer, das ich ihm eingeräumt hatte, ein. So tat ich auch heute Morgens um zwei Uhr. Das Tier ging noch auf mich zu und wedelte. Es hatte, damit es sein Wasser finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer. Heute um 7½ fand ich es tot. Es wurde im Garten der Gebrüder Kaindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nichts gearbeitet, und es dürften noch 3—4 Tage in Betrübnis vorüber gehen. Das gestorbene Tier hatte nur einen einzigen Lebensinhalt, in dem alles andere aufging: Liebe zu mir. Es hat mich während neun Jahren nie gekränkt, nie beleidigt, und in seiner Krankheit hätte es manchem Christenmenschen zum Beispiele dienen können. Nicht einen einzigen Seufzer stieß es über sein Leiden aus. Es war ihm genug, wenn ich im Zimmer war und freundlich zu ihm sprach, und es litt geduldig. Ich habe ihm diesen einzigen Trost, den es hatte, nicht entzogen, und blieb stets bei ihm ..."

Ehe noch ein Jahr vergangen ist, findet sich abermals ein ähnlicher Anlaß des Jammers: „Heute bin ich etwas unwohl infolge einer durchwachten Nacht. Die Schrift sagt: der Gerechte erbarmt sich auch seines Tieres. Ich erbarme mich wohl zu viel. Das Hündchen ist ein sehr kleiner Seindenpintsch, ist immer um die Frau, und der Frau habe ich eigentlich nachtwachen geholfen. Nach diesem Hunde kommt mir gewiß keiner mehr ins Haus, wenn er einmal stirbt; denn wir beide sind zu närrisch, wenn ein Geschöpf, das uns liebt, leidet. Vielleicht eben, weil wir keine Kinder

haben. Es ist jetzt bald ein Jahr, daß der andere Hund, den wir hatten, gestorben ist. Die Sache hat einen völligen Sturm in mich gebracht..."

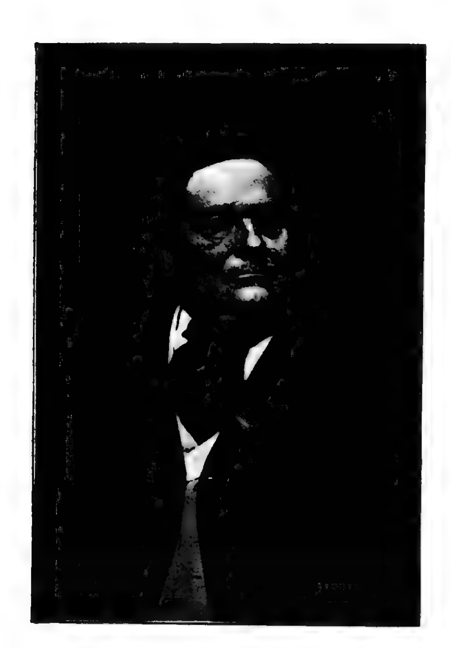
Nach diesem innigen, im tiefsten Herzensgrunde wurzelnden Anteil, welchen Stifter seinen Lieblingstieren entgegenbrachte, war es bei dem Dichter, der wie kein anderer alle seine Werke aus dem Geschauten und Erlebten ableitete, nur natürlich, daß seine Schriften die ihn erfüllende Neigung in zahlreichen Stellen verraten. In der Tat tritt außer in der Erzählung „Kondor", wo der „ehrliche Kater Hinze" das Gefühlsleben seines der Schwärmerei und der Kunst ergebenen Spiel- und Stubengenossen verständnisvoll teilt, fast in allen bedeutenderen Werken Stifters der Hund als treuer Begleiter des Menschen in ansprechend gezeichneter Gestalt, nicht selten auch tätig in den Verlauf der Handlung eingreifend, hervor. Da ist der kleine Hund in den Feldblumen, für welchen der Held einen besonderen Ball zum Spielen in dem Gerümpel seines Künstler- und Gelehrten-Stillebens bewahrt, dann der gutmütige Wirtshund in der grünen Fichtau, durch dessen Anwesenheit die reizende Liebesszene zwischen Heinrich und Anna noch mehr an Innigkeit und Bewegtheit gewinnt, das Hündchen des sanftmütigen Obrists, das beim Todessturz in die Tiefe wahnsinnig geworden ist, da sind die zottigen Schäferhunde Brigittens, mit ihren flüchtigen Gestalten das eigentümliche Wesen der weithingedehnten Steppenlandschaften verdeutlichend, und da ist endlich die Meute der gegen das Wild gehetzten Hunde, welche jagend den weiten Forst durchziehen, in dem der beschriebene Tännling auf einsamer Höhe thront. Ganz im Vordergrunde der Geschichte steht Viktors rührend anhänglicher Spitz im „Hagestolz", der, gegen die griesgrämigen Köter des einsamen Greises gestellt, den Gegensatz von Frohsinn und Schwermut in der wirksamsten Weise steigern hilft und vor allem Asu, dessen rührende Treue gegen Abdias von Stifter zum Gegenstande einer ergreifenden Schilderung gemacht wird. „Mit diesem Hunde hatte Abdias ein Unglück, als wenn es mit dem Manne immer hätte so sein müssen, daß sich die Dinge zu den seltensten Widrigkeiten verketten. — Es war zu einer Zeit, da sich eben in vielen Teilen der Gegend Fälle von Hundswut ergeben hatten, daß Abdias eine Reise nach Hause machte, und zwar auf einem Maultiere reitend und wie gewöhnlich von Asu begleitet. In einem Walde, der nur mehr einige Meilen von seinem Hause entfernt war, merkte er an dem Tiere eine besondere Unruhe, die sich ihm aufdrang, weil er sonst nicht viel hingeschaut hatte. Der Hund gab unwillige Töne, er lief dem Maultiere vor, bäumte sich, und wenn Abdias hielt, so kehrte er plötzlich um und schoß des Weges fort, woher sie gekommen waren. Ritt Abdias nun

wieder weiter, so kam das Tier in einigen Sekunden wieder neuerdings vorwärts und trieb das alte Spiel. Dabei glänzten seine Augen so widerwärtig, wie Abdias es nie gesehen hatte, so daß ihm ängstliche Besorgnisse aufzusteigen begannen. Über eine Weile kamen sie zu einem kleinen, flachen Wässerlein, durch welches man hindurchreiten mußte. Hier wollte der Hund nun gar nicht hinein. An seinen Lippen zeigte sich ein leichter Schaum, er stellte sich vor und mit heiserem Schluchzen schnappte er nach den Füßen des Maultieres, da es dieselben ins Wasser setzen wollte. Abdias nahm eine seiner berberischen Pistolen aus dem Halfter, hielt das Maultier einen Augenblick zurück und drückte das Gewehr gegen den Hund ab. Er sah durch den Rauch, wie das Tier taumelte und blutete. Dann ritt er in der Verwirrung durch das Wasser und jenseits weiter. Nachdem er eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatte, bemerkte er plötzlich, daß er einen Gürtel mit Silbermünze, den er zu diesem Zwecke immer um hatte, nicht mehr habe — und er erkannte den ungeheuren Irrtum in Hinsicht des Hundes. Er hatte den Gürtel an einer Waldstelle, an welcher er sich eine Weile aufgehalten hatte, hingelegt und sah nun, daß er ihn dort vergessen habe. Sogleich jagte er zurück. In Schnelligkeit war das Wässerlein erreicht, aber Asu war nicht dort, er lag nicht an der Stelle, auf welcher er erschossen worden war, sondern es zeigten sich nur Blutspuren da. Abdias jagte weiter zurück und auf dem Wege sah er überall Blut. Endlich kam er an die Waldstelle, er fand dort den Gürtel — und den sterbenden Hund vor demselben liegend. Das Tier machte vor Freuden unbeholfene Versuche zu wedeln und richtete das gläserne Auge auf Abdias. Da dieser auf den Hund niederstürzte, ihm Liebkosungen sagte und die Wunde untersuchte, wollte das Tier mit matter Zunge seine Hand lecken — aber es war nicht mehr möglich und nach einigen Augenblicken war es tot . . ."

In den beiden großen romanartigen Erzählungen Stifters kommen Hunde als Begleitung der Hauptpersonen nicht vor; dagegen tritt die Vorliebe des Dichters für die Tierwelt in jenen Abschnitten des „Nachsommers" hervor, welche der Hegung und Fütterung der Singvögel durch den alten Freiherrn gewidmet sind, sowie in denjenigen Stellen seines großen, geschichtlichen Romans, welche von der überaus sorgfältigen Wartung der Pferde durch Witiko und die böhmischen Reisigen handeln.

* * *

Der Maler Karl Blumauer erzählte mir, Stifter sei, wenn irgendwoher die Kunde von einem altertümlichen Möbelstücke zu ihm drang, stets bestrebt gewesen, es so einzurichten, daß ihn eine seiner Amtsreisen in Bälde in die Nähe des für ihn begehrenswerten Gegenstandes führe. Wie dies jedem Sammler begegnet, hatte auch Stifter viele fehlgeschlagene Versuche zu beklagen, und unter den mißglückten Expeditionen gab es manche, die einen so drolligen Verlauf nahmen, daß der Dichter, wenn er später in Gesellschaft davon sprach, des größten Heiterkeitserfolges sicher sein konnte. Einmal war er auf Schulvisitation in Frankenmarkt, wo er erfuhr, daß eine Bäuerin in Vöcklabruck ein schönes altes Bett mit eingelegter Arbeit besitze. Die Kunde reizte ihn. Obwohl er für den nächsten Morgen die Fortsetzung der Inspektion angesagt hatte, beschloß er doch sofort, noch an demselben Abend in seinem Amtswagen nach Vöcklabruck zu fahren, dort zu übernachten, am frühesten Morgen das Bett in Augenschein zu nehmen, womöglich in Eile den Handel abzuschließen, und dann die Rückfahrt so zu beschleunigen, daß er um acht Uhr Früh pünktlich an der Seite des Lehrers im Schulzimmer von Frankenmarkt erscheinen konnte. Es waren eben bitterkalte Dezembertage. Die Reise ging in der Dunkelheit nur langsam vor sich und Stifter langte zu später Nachtstunde in Forsthubers Gasthof in Vöcklabruck an. Nach einer in Eile hergestellten erwärmenden Abendmahlzeit suchte er sein Lager auf; aber schon um fünf Uhr Früh erschien er mit dem Hausknechte, der eine Stallaterne trug, bei dem damals in Vöcklabruck wohnenden Blumauer, damit ihn dieser zu der Besitzerin des kunstvoll ausgestatteten Bettes geleite. Blumauer, anfänglich über den unerwarteten nächtlichen Besuch nicht wenig erschrocken, fuhr rasch in die Kleider, und man trat gemeinschaftlich den Weg an, welcher längs des Mühlbaches aufwärts führte. Es war



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einer Photographie.

stockdunkel und das Glatteis, welches sich in der feuchten Nacht gebildet hatte, machte beim Gehen die größte Vorsicht nötig. Endlich kam die kleine Gesellschaft bei dem unsicheren Lichte der trüben Laterne an den Hof, dessen Besitzerin Blumauer gut kannte. Dieser trat also zuerst ein, um zu verkünden, daß der Herr Schulrat Stifter das alte Bett zu sehen wünsche. Es verschlug nun dem Dichter nicht das geringste, daß die Bäuerin, eben erst durch den verursachten Lärm aus dem Schlafe aufgescheucht, selber noch in dem gesuchten Bette lag; er hatte nun die Verkäuferin und den Gegenstand des Handels so nahe beisammen, als nur irgend möglich. „Es macht Ihna ja nix, nit wahr, liebe Frau, es macht Ihna ja nix!" beschwichtigte der Dichter unaufhörlich in seiner leutseligen Weise und leuchtete mit der Laterne, die er dem Hausknechte abgenommen hatte, tiefgebückt und aufmerksam forschend von allen Seiten um das Bett herum. Die Bäuerin, bis an den Hals zugedeckt, blieb liegen, und gewährte ruhend die angesuchte Audienz, welche indes auf beiden Seiten mit einer Enttäuschung endete. Denn das Bett erwies sich bei näherer Betrachtung als minder wertvoll und dem Preise keineswegs angemessen, welchen die Besitzerin dafür begehrte, in deren Vorstellung sich die am Kopfende angebrachten Intarsien mit Blumen und Vögeln zu einem unbezahlbaren Kunstwerke gestaltet hatten. Auf dem Rückwege widerfuhr dem Dichter, welcher in der Besorgnis, den Schulbeginn in Frankenmarkt zu versäumen, hastig vorwärts drängte, das Mißgeschick, beim Abwärtsgehen auf dem glatten Wege zu fallen und sich den Fuß leicht zu verletzen. Mit Mühe richtete man den schweren Mann wieder auf, der unaufhörlich jammerte: „Mein Gott, ich muß zur Zeit nach Frankenmarkt, ich muß nach Frankenmarkt!" Links von Blumauer und rechts vom Hausknechte unter den Armen gestützt, wurde der über die beschwerliche und obendrein nutzlose Fahrt untröstliche Altertümler zu dem vor dem Gasthofe harrenden Wagen geleitet, mit welchem es ihm zu seiner Beruhigung gelang, genau zur richtigen Stunde beim Schulhause in Frankenmarkt vorzufahren.

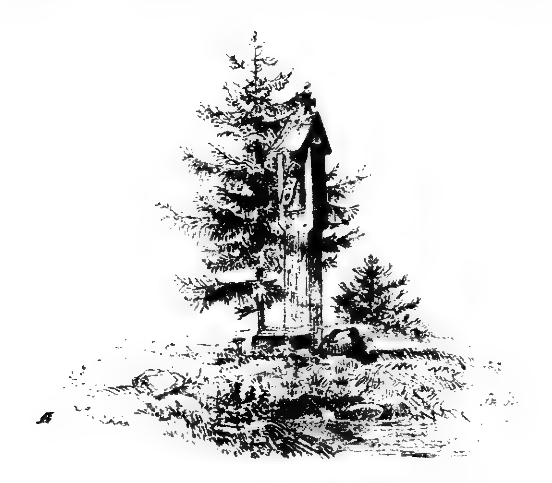
In eine sehr verwickelte Unternehmung stürzte sich Stifter durch das Bestreben, einen herrlichen alten Sakristeikasten aus der Kirche von Steyr zu erwerben. Der Patronatsherr dieser Kirche war der jagdliebende Fürst Lamberg, welcher zu jener Zeit eine berühmte Geweihsammlung besaß. Auf diesen Umstand gründete der Dichter seinen Plan. Blumauer hatte kurz vorher einen eben bei einer Ausgrabung gefundenen Mammutzahn erworben und denselben an das Stift Florian gegen zwei Paare mächtiger Achtzehnendergeweihe vertauscht. Diese tadellos schönen und ungewöhnlich großen Geweihe dachte Stifter dem Fürsten

Lamberg für die Überlassung des Sakristeikastens anzubieten und er ersuchte daher Blumauer um die Erlaubnis, die seltenen Stücke nach Steyr bringen und dort zur Ansicht vorzeigen zu dürfen. Die Zusage wurde gerne gegeben, und der Dichter trat in Gesellschaft seiner Gattin die Fahrt an. Rückwärts an dem Wagen waren die Geweihe mit Stricken befestigt worden, aber da sie so unermeßlich groß waren, ragten die Spitzen zu beiden Seiten und am Oberrand des Gefährtes weithin sichtbar hervor, von fern her die Täuschung eines rätselhaften Ungetüms erweckend. Der seltsame Anblick des auf so ungewöhnliche Weise ausgeschmückten Fahrzeuges erregte auf dem ganzen Wege die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, laute Ausrufe des Erstaunens wurden alle Augenblicke hörbar, bald ernste, bald heitere, bald boshafte, bald unverschämte Zurufe verfolgten die Reisenden auf ihrer Fahrt. Frau Stifter, die auf vornehme Ruhe so große Stücke hielt, saß wie auf glühenden Kohlen und überhäufte ihren Gatten mit den bittersten Vorwürfen, daß er sie in eine so peinliche Lage gebracht hatte. Aber es kam noch schlimmer. Während das Ehepaar in Enns Mittagsrast hielt, versammelte sich vor dem Gasthofe ein dichter Menschenknäuel um den Wagen, vor dem Naturwunder in Staunen und lebhafte Bewunderung vertieft. Frau Stifter war nach beendeter Mahlzeit nicht zu bewegen, angesichts der laut debattierenden Menge den Wagen wieder zu besteigen, und der Dichter mußte heimlich dem Kutscher den Auftrag geben, vorauszufahren und vor der Stadt im freien Felde zu warten, bis er mit seiner Gattin auf Seitenpfaden dahin nachgekommen sein würde. Da die Wiederholung des gleichen Schauspieles in Steyr zu befürchten war, so verließ das Ehepaar schon lange vorher den Wagen, der sodann ohne Insassen am Portale des Schlosses vorfuhr. Dort aber traf den Dichter die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß der Fürst sehr schwer, ja anscheinend hoffnungslos erkrankt sei und daß auf Anordnung der Ärzte niemand bei ihm vorgelassen werden dürfe. Es blieb daher gar nichts anderes übrig, als mit den verwünschten Geweihen unverrichteter Dinge die Heimreise anzutreten, was unter sorgfältiger Beobachtung der schon auf der Hinfahrt erprobten Vorsichtsmaßregeln geschah, so daß Frau Stifter auf dieser Reise kaum über Bewegungsmangel zu klagen Ursache fand. Um das Unglück voll zu machen, streifte eine halbe Stunde vor Linz Stifters stachelbewehrte Karosse an einen mit einer Plache umhüllten Bauernwagen. Da das Leinendach desselben durch die vorstehenden Geweihenden fast der ganzen Länge nach durchgerissen wurde, so fing der Bauer jämmerlich zu lamentieren und lästerlich zu fluchen an, und dem Dichter blieb nichts anderes übrig, als den

Schaden durch einen ansehnlichen Geldbetrag mehr als reichlich zu ersetzen. Am Abend aber sagte Frau Stifter zu Blumauer, welcher voll Neugierde kam, um sich nach dem Ergebnis der Fahrt zu erkundigen: „Lieber Herr Blumauer, wenn Sie vielleicht wieder einmal Lust haben sollten, meinen Mann zu so törichten Unternehmungen zu verleiten, so müßte ich wünschen, Sie würden lieber Ihre Besuche bei uns einstellen.'

* * *

Stifters künstlerische Tätigkeit, in den Jahren vom Verlassen der Universität bis zum Erscheinen der „Studien" sein Wesen ganz erfüllend, erlitt, ohne freilich jemals ganz aufzuhören, während der Zeit seiner größten literarischen Triumphe eine wesentliche Einbuße; später aber, als



Wegsäule bei Kremsmünster.
Bleistiftzeichnung von Ad. Stifter. Jugendarbeit.
Besitzer: A. M. Pachinger in Linz.

seine letzten großen Werke in langen Zwischenräumen erschienen, wußte er es so einzurichten, daß ihm, wenn er auch an manchem Tag kaum eine Stunde für die geliebte Staffelei zu erübrigen vermochte, doch die Farben auf der Palette niemals mehr ganz eintrockneten. Er suchte in jener Zeit auch wieder mehr mit Malern, die für ihn immer zu den interessantesten Menschen der Erde gehört hatten, in Verkehr zu treten; wenn es schon nicht anders ging, doch wenigstens brieflich. Auch trat er seit 1851 als ständiger Kritiker der Linzer Ausstellungen, an jener Stelle

wohl nicht schaffend, aber doch urteilend und nachempfindend, in nähere Beziehungen zur Kunst und zu ihren Vertretern, wobei allerdings das geringe Ansehen, welches Linz als Kunststadt genoß, und die kaum nennenswerte Verbreitung, die Stifters Berichte aus diesem Grunde fanden, seinen Worten nicht jenes Gewicht verliehen, das ihrer inneren Bedeutung entsprochen haben würde. Sein Verständnis für die bildende Kunst in ihrem ganzen Umfange war, trotzdem weder sein Bildungsgang noch sein hauptsächlichstes Arbeitsgebiet unmittelbar auf eine eindringliche Vertiefung nach jenen Richtungen hinlenkten, ein gründliches und ausgebreitetes, und er urteilte über die Werke der Architektur und der Bildhauerei ebenso zutreffend wie über Gemälde.



Blick gegen die Falkenmauer bei Kremsmünster.
Aquarell von Adalbert Stifter. Jugendarbeit.
Besitzer: A. M. Pachinger in Linz.

Stifter stellte die Kunst in seinem Empfinden fast so hoch wie die Religion; sie war ihm „das höchste irdische Gut, die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes". — Schon von Jugend auf konnte er das Wort Nietzsches auf sich anwenden: „Meine Gedanken sind Farben." — Ein eigentümlicher Zug von Energielosigkeit in dem namentlich anfangs oft fahrigen Wesen Stifters muß eine Erklärung bieten für die fast unbegreifliche Tatsache, daß der schöngeistig veranlagte und der Malerei mit glühendem Herzen ergebene junge Mann es niemals ernstlich versucht hat, sich im Technischen der Kunstübung durch einen gediegenen Unterricht zu festigen. Alles, was er über Farbenmischung, Vortrag, Pinselführung, Luftperspektive, Harmonie der Töne, Gegensatzwirkung und Lichtverteilung mit der Zeit als sicheres Wissen zu eigen besaß, das hat er entweder von gelegentlichen Atelierbesuchen als Gewinn heimgetragen, in Kunstgesprächen erlauscht, oder aus zahllosen mißglückten Versuchen endlich als persönliche, teuer erkaufte Erfahrung gewonnen; es ist sehr zu verwundern, und gewiß ein Zeichen ungewöhnlich hoher Begabung, daß er mit den Jahren auch das Handwerksmäßige der vielen für den künstlerischen Ausdruck der Ideen und Stimmungen unerläßlichen stofflichen Verrichtungen mit so annehmbarer Sicherheit beherrschte,

als ob er in langer Schulung dazu angeleitet und darauf hingeführt worden wäre. Für den Einsichtigen kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß Stifter seiner Veranlagung nach dazu berufen gewesen wäre, einer der bedeutendsten Maler zu werden, wenn die Größe der Auffassung und die Feinheit wahrhaft künstlerischen Empfindens, die er im allerhöchsten Maße besaß, sich zu jener mühelosen Verwendung der



Ansicht von Kremsmünster.
Aquarell von Adalbert Stifter. Unvollendet. Um 1823.
Besitzer: Dr. Anton Schlossar in Graz.

Ausdrucksmittel gesellt hätte, die jedem mäßig begabten Kunstschüler in wenigen Übungsjahren geläufig wird. Was den gottbegnadeten Künstler adelt, das alles war ihm eigen, was aber der schaffende Maler als tägliches Rüstzeug spielend beherrscht, das zu erlernen hatte er niemals Gelegenheit gehabt. Der Rat, welchen Stelzhamer dem Dichter gab, dieser solle die Malerei lieber ganz aufgeben, hätte eigentlich richtiger dahin lauten müssen, daß vor der freien künstlerischen Betätigung erst das richtige Können, die Art des Hervorbringens erlernt werden müsse. Da das planmäßige Lernen unterblieb, so behielt die Mehrzahl von Stifters künstlerischen Arbeiten, so groß sie auch gedacht, so eminent malerisch sie auch empfunden waren, etwas von der Unsicherheit, der Steifheit, der Geziertheit, der Überdeutlichkeit, der technischen Unzulänglichkeit des

Sonntagsmalers. Aber der große Wurf ist da, die Macht einer erhabenen Durchgeistigung bricht überall hervor, und wo ihn der Flug eines auf das Unendliche gerichteten Gedankens zu hoher Begeisterung emporträgt, da sehen wir ihn auch die Enge der stofflichen Beschränkung, den so oft boshaft die schönsten Ideen vereitelnden Widerstand des Materials, die „Tücke des Objektes“, siegreich überwinden. Mögen uns immerhin seine Zeichnungen durch ihre mühsam aneinandergestückelten, verzupften und



Illustration zu dem oberösterreichischen Volkslied „Am Rain lag ein Haus“.
Aquarell von Ad. Stifter aus dem Jahre 1825.
Besitzer: P. K. Rosegger in Graz.

zerzausten Linien befremden, mögen wir auch die Empfindung nicht abwehren können, daß seine Aquarelle oft kindlich unbeholfen, in der Mache unfrei, im Einzelnen hart und kleinlich sind, und daß seine Ölmalereien zumeist durch das schichtenweise Übereinanderlegen der Töne die Ratlosigkeit deutlich machen, welche das überzeugungsvolle, frische, flotte Hinsetzen fester und breiter Pinselstriche hindert, so geht doch aus der Betrachtung seiner, wenn auch häufig ganz unfertigen Blätter eine Wärme und eine göttliche Innigkeit in unser Gemüt, die uns sonst nur im Anschauen der naiv empfundenen Tafeln der alten Meister bewegt. Durch seine Erstlingsversuche deutlich verratend, daß die mächtigen Einflüsse Markos und Steinfelds ursprünglich seine ganze Anschauung beherrschen, und in der Auffassung der landschaftlichen Natur, in der Wahl der Motive, in der oft unwahren Farbengebung, in der weitgehenden Ausführung der

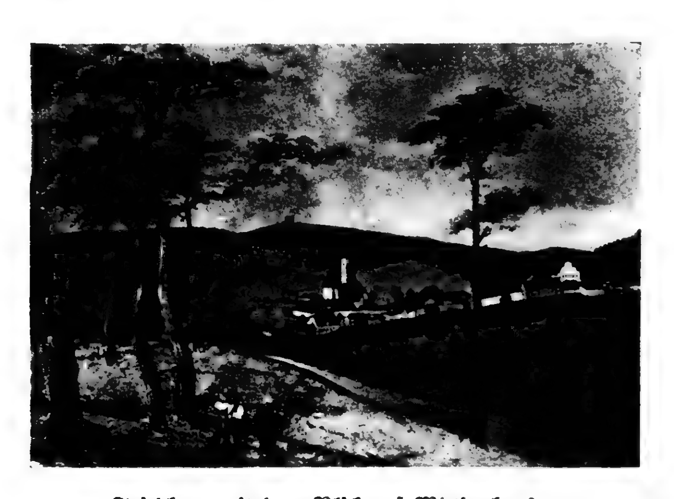
Einzelheiten, in der Glätte des Vortrages, in der süßlichen Verdämmerung des Hintergrundes und in dem harten Herausschneiden des Vordergrundes seinen Zeitgenossen Holzer, Gauermann und Hansch vielfach nahe verwandt, weisen doch manche von seinen Blättern weit über ihre Zeit hinaus und stellen ihn auch künstlerisch mitten in das Ringen der Gegenwart. In unserer Zeit, in welcher die geschicktesten Maler kein eifrigeres Bestreben kennen, als eben diese Geschicklichkeit wie etwas Sündhaftes zu verbergen, damit nur ja die Empfindung, unbeirrt durch selbstgefälliges Virtuosentum, keusch und rein hervortrete, würde Stifter auch als Maler in der ersten Reihe stehen. Ungleich der vor allem die materielle Wahrhaftigkeit anstrebenden Landschaftsschule der jüngstverflossenen Zeit setzte sich der Dichter, in diesem Sinne ganz nahe verwandt den poesieerfüllten Naturmalern der Gegenwart, das Ziel, das Stofflich-Gegebene künstlerisch zu vergeistigen.



Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich.
Ölbild von Ad. Stifter aus dem Jahre 1832.
Besitzer: J. Funke in Bodenbach a. E.

Ohne in die nach Gruppierung und Staffage vollständig erfundene, hellenisierende Ideallandschaft Markos zu verfallen, war er doch bemüht, die aus der Wirklichkeit entlehnten landschaftlichen Formen mit einem hohen Gedankeninhalte zu erfüllen, oder sie durch ernsten, gewaltigen Stimmungszauber auszuzeichnen. Wenn Stifter heute noch leben und malen würde, so müßte ihn die Worpsweder-Künstlervereinigung freudig als einen der ihrigen begrüßen. Stifter tut man ebensowenig als Landschaftsdichter wie als Landschaftsmaler mit einigen leeren Redensarten ab. Wie seine poetischen Schilderungen der Natur, darin den ermüdenden Aufzählungen und Beschreibungen der Haller, Brockes und Geßner höchst

unähnlich, weniger zergliedern als dichterisch beseelen und nicht so sehr eine Gegend getreu zu zeichnen versuchen, als vielmehr die Stimmung, welche durch ihre Betrachtung erregt wird, so ist er auch als Maler bestrebt, seine künstlerischen Darstellungen vom bloß Irdischen abzulösen. Etwas Geheimnisreich-Unbestimmtes, etwas Erhaben-Zaubervolles geht von seinen Bildern aus, die mit allen Zügen aus der belauschten, beobachteten, erratenen Natur geholt sind, und doch über dieselbe hinausweisen auf ein vom höchsten Geiste Erfülltes, Unendliches.



Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.
Aquarellskizze von Ad. Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Bei einer Anzahl seiner Landschaftsbilder aus der letzten Zeit, von denen, was tief zu beklagen ist, nicht ein einziges der Vollendung zugeführt wurde, hat Stifter die Absicht der Vergeistigung schon in der Bezeichnung ausgedrückt, welche er den einzelnen Gemälden beilegte. So finden wir in dem von Dr. Adalbert Horcicka im vierzehnten Bande der kritischen Ausgabe von Stifters Werken veröffentlichten, vom 5. Februar 1854 bis zum 24. August 1867 reichenden Malertagebuche des über seine Lieblingsneigung genaue Aufzeichnungen führenden Poeten folgende acht Bilder angegeben, mit welchen der Dichter damals beschäftigt war:

1. Die Vergangenheit — römische Ruinen — bis auf den Vordergrund gezeichnet, die Luft gemalt.

2. Die Heiterkeit — griechische Tempeltrümmer — Mittelgrund gezeichnet, Luft und Hintergrund gemalt.

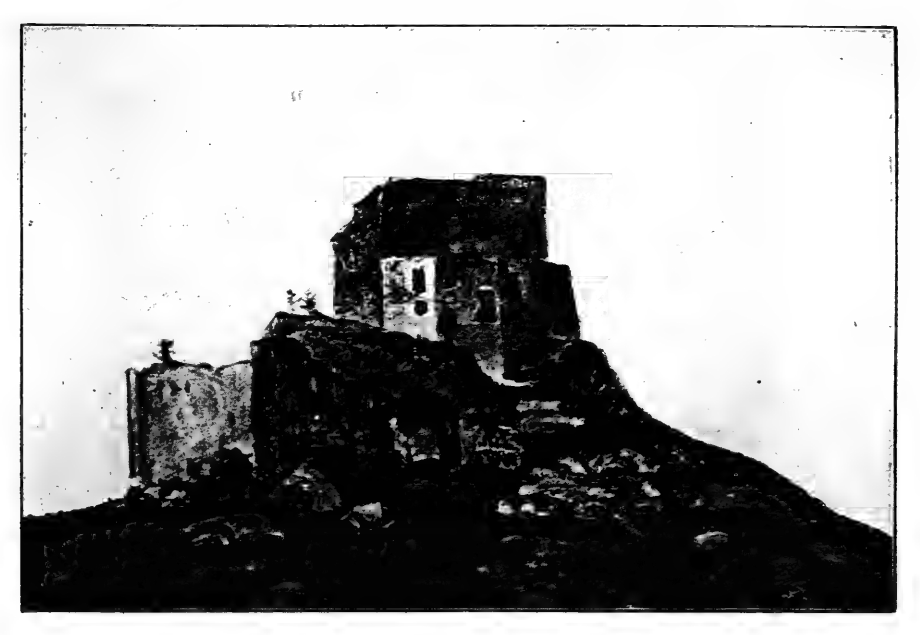
3. Die Sehnsucht — Mondstück — die Luft gemalt.

4. Die Bewegung — strömendes Wasser — bis auf die Luft und Teile des Vordergrundes gezeichnet (wurde später verworfen und neu gezeichnet).

Im Kopfe entworfen und noch nicht begonnen:

5. Die Ruhe. See mit Schneeberg.

6. Die Einsamkeit. Ruinen mit Mondaufgang.



Ruine Wittinghausen. Ölgemälde von Adalbert Stifter.
Besitzer: Präsident Gustav Klier, Ritter von Hellwarth in Linz.

7. Die Wehmut. Mondstück.

8. Die Feierlichkeit (Großglockner).

Die Anführung dieser Überschriften zeigt, daß sich in der Seele des Dichters bei der Betrachtung landschaftlicher Szenerien Stimmungen auslösen, welche sich aus dem Wesen des empfangenen Natureindruckes erklären, und daß er daher ebenso gut umgekehrt für eine Stimmung den bezeichnenden Ausdruck in einem verwandten Bilde findet. Aber auch, wo dies nicht ausdrücklich gesagt ist — die modernen Maler ziehen es vor, ihre Absicht lieber erraten zu lassen, als sie auszusprechen, und Stifter gab stets gerne der freien Mutmaßung Raum — zeigt in vielen Fällen die

Stoffwahl und die Art der Auffassung bei seinen Bildern, daß es ihm nicht sowohl um die Darstellung einer Landschaft als um die Versinnlichung einer Idee oder um das Festhalten einer Stimmung zu tun ist. Er hat darin mit seinem, vorausahnendem Empfinden — ganz so wie in seinen Schriften, in deren zarten dämmerigen Gefühlen die Modernen Geist von ihrem Geiste begrüßen — ein Gebiet betreten, das, nur in den Stoffen



Ruine Wittinghausen.
Ölgemälde von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1839.
Besitzerin: Fräulein Antonie Braun in Wien.

und in der Fertigkeit der Durchführung, aber nicht in der Tiefe der Beseelung von seiner Art verschieden, späterhin von Böcklin und Segantini in machtvoller Kühnheit erobert wurde.

Bilder beherrschen seit der frühesten Jugend Stifters ganze Seele. „Von Kindheit an," sagt er selbst im Nachsommer, „hatte ich einen Trieb zur Hervorbringung von Dingen, die sinnlich wahrnehmbar sind;" diese unbezähmbare Sucht, zu gestalten, war es eigentlich, welche ihm zuerst den Stift und den Pinsel und später die Feder in die Hand drückte. Da es ihm dabei mehr um die Befriedigung seines Innenlebens, als um eine fertige Leistung, mehr um das Probieren und Studieren, als um einen simplen Erfolg zu tun war, da es ihn reizte, so zu gestalten, „daß

die Dinge als Dinge, nicht als Färbungen gelten", wobei ihn das Einfache, das Unscheinbare am meisten anzog, dessen Bewältigung ihm aber, weil es „minder entschiedene Farben zeigte", die größten Schwierigkeiten machte, und er daher oft lange nicht über einen sehr nichtig aussehenden Versuch hinauskam, so konnte Friedrich von Strobach zu seinem harten und schiefen Urteil über die Malübungen des Dichters gelangen: „Er spielte damit, wie überhaupt die spielende Art der Beschäftigung ihm die liebste war und der Behäbigkeit seiner Natur am besten zusagte. Jahrelang konnte er eine große Leinwand auf seiner Staffelei stehen haben,



Gutwasserkapelle bei Oberplan.
Bleistiftzeichnung von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1845.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

auf der nichts gemalt war, als eine rote Sonne in nebelhaften grauschwarzen Wolken, im Vordergrunde des Bildes ein Gewirr von übereinandergeschobenen Steinen, wie er sie von seinen Spaziergängen auf den Ufern und Inseln der Donau nach Hause brachte und dann jahrelang in malerischer Unordnung auf den Stühlen seines Arbeitszimmers liegen ließ." Daß Stifter dabei unablässig bemüht war, hinter das Geheimnis der vollendeten malerischen Täuschung zu gelangen, blieb dem Beurteiler wohl verborgen. Auf mangelndes Verständnis dürfte gewiß auch die fast lächerliche Behauptung zurückzuführen sein, daß er „seltsame Steinformationen" in seinem Zimmer gruppiert habe, um danach die „zerklüfteten Kalkalpen" und „das Hochgebirge" zu zeichnen; bei seinen Steinstudien im Atelier handelte es sich vielmehr um einzelne Steinklumpen des Vordergrundes, die der naturliebende und gewissenhafte Mann, dem doch bei seiner erdrückenden Beschäftigung die Zeit fehlte, wie ein Berufs-

maler mit der Mappe den ganzen Tag im Freien zu sitzen, nicht bloß aus dem Gedächtnisse malen wollte. Wie weit, fast bis ans Komische streifend, sein Respekt vor der Wahrhaftigkeit ging, beweist der Umstand, daß er, wenn ein sanft abfallendes See- oder Bachufer zu malen war, eine Menge von Steinen in einem großen Schaff unter Wasser setzte, die er dann unter Beihilfe seiner Dienstmagd so lange hin und herschwenkte, bis sie eine möglichst ungesuchte, natürliche Lage einnahmen. Da hatte er dann ein Modell, das wochenlang still hielt, das keine zeitraubenden Wanderungen verursachte, und bei dem es nichts verschlug, wenn er im Tag auch nur wenige Minuten zur Staffelei kam. Zu so unkünstlerischem Gebaren sah sich der Mann veranlaßt, dem die heißeste Kunstbegeisterung im Herzen saß, und der die Malerei nicht lassen konnte, auch als ihm fast jede Gelegenheit zu ihrer Ausübung benommen war.

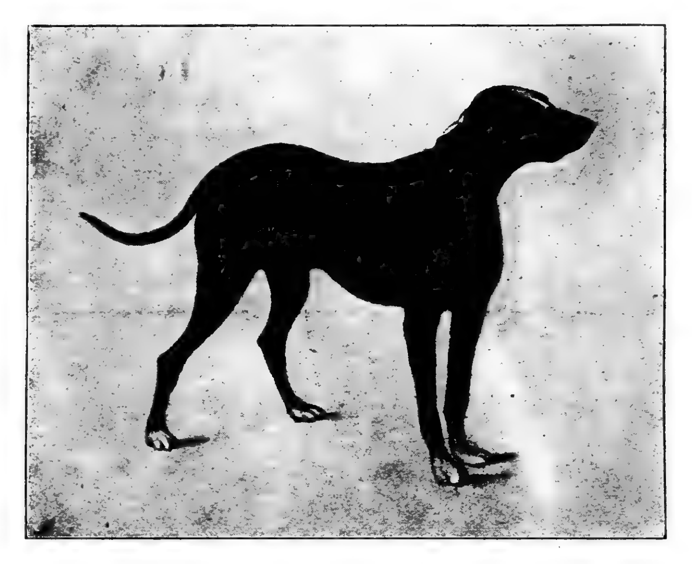


Naturstudie einer umgestürzten Baumwurzel im Böhmerwalde.
Handzeichnung von Ad. Stifter aus dem J. 1845.
Besitzer: A. R. Hein in Wien.

Seine Vorwürfe waren fast immer einfach, oft dürftig. Das Einsame und Öde reizte ihn, starre Felsenwüsten und steinige Halden, wie sie der Dichter in den „Zwei Schwestern" und im „Kalkstein" meisterhaft geschildert hat, nahmen unter seinen künstlerischen Versuchen den ersten Platz ein. Die von ihm oft gemalte Lieblingslandschaft schildert er selbst im „Nachsommer" als einen „wüsten Raum", erfüllt mit riesengroßen starren Felsen, die in einem zerrissenen, vielgestaltigen Boden stehen, „ohne Baum und Strauch, mit den dürren Gräsern, den weiß leuchtenden Furchen und mit dem Gerölle und mit dem Trümmerwerke, das überall ausgesäet, der dörrenden Sonne entgegenschaut. So war der Boden, so bedeckte er die ungeheure Fläche und so war er in sehr großen und einfachen Abteilungen gehalten und über ihm waren Wolken, welche einzeln und vielzählig, schimmernd und Schatten werfend in einem Himmel standen, welcher tief und heiß und südlich war." Als der junge Landschafter, vor seinem Bilde stehend, zu einer Erklärung gedrängt wird, sagt er bescheiden: „Ich bin nicht auf irgend etwas Besonderes ausge-

gangen, sondern habe nur so Gestaltungen, wie sie sich in dem Gemüte finden, entfaltet."

Gestaltungen zu entfalten, die sich im Gemüte finden, das war es, wozu sich Stifter in der Malerei stets gedrängt fühlte. Gewöhnlich war es eine tiefernste, schwermutsvolle Szenerie, die seinem geistigen Auge vorschwebte. Ranzoni berichtet über eine Hochgebirgslandschaft, die er einst bei Stifter sah: „Mehrere Jahre hindurch hatte er Studien für das Bild



Jagdhund des Hauptmannes Baron Marenholz. Ölskizze von Ad. Stifter.
In Kirchschlag gemalt. Um 1867.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

gemacht, das eine öde, von himmelanstrebenden Felsen gebildete Schlucht darstellt, durch welche ein schäumender Gebirgsbach tost. Die Wände der Felsen sind schütter mit Tannen bestanden, aus dem Bette des Baches ragen unförmliche, mit dunklem Moos bekleidete Steine auf; da und dort liegt mit in die Luft bohrenden Ästen ein halbverdorrter, durch Nässe und Sonnenhitze gebleichter Stamm; ein Adler, der aus der Schlucht mit weit ausgespannten Flügeln dem freien Äther zuschwebt, ist das einzige lebende Wesen auf dem Bilde."

So gut dem romantischen Dichter die öde Verlassenheit zusagte, ebenso sehr liebte er den geheimnisvollen Zauber der Nacht. Ein vom halbverhüllten Mond beschienenes Wasser, dürftiges Ufergebüsch, der Aus-

blick in die weite Ebene — das war nächst dem grandiosen Felsengeklüft sein liebster Vorwurf. Er hat den Mond oft genug besungen — noch öfter hat er ihn gemalt. Auch dort, wo er nur schilderte, offenbart sich das Auge des Malers: „Der senkrecht stehende Vollmond hing lange Strahlen in die Fichtenzweige und säumte das Wasser mit stummen Blitzen." — — „Sehet, da geht der blutrote Mond auf, sehet nur hin auf das düstere holde Licht, wie es am Waldesrand erglimmt und fast schon sichtbar die langen Schatten über den See streichen." — — „Die weißen Kissen liegen unzerknittert dort auf dem Bettgestelle und der Vollmond malt die lieblich flirrenden Fensterscheiben darauf." — — „Wenn eine schöne Vollmondnacht über dem ungeheuren, dunklen Schlummerkissen des Waldes stand und leise, daß nichts erwache, die weißen Traumkörner des Lichtes darauf niederfallen ließ . . ."



Des Dichters Lieblingshündchen „Puzi".
Ölgemälde von Adalbert Stifter.
Besitzerin: Fräulein Marie Rint in Linz.

In den „Studien über den Dichter der Studien" von J. A. Freiherrn von Helfert finden wir folgende Stelle aus einem Briefe des Barons Sigmund von Handel: „Stifter hat zweifellos nur wenige Bilder vollendet. Ich erinnere mich nicht, eines fertig auf seiner Staffelei gesehen zu haben, wohl aber eine Anzahl von begonnenen Bildern, besonders Mondlandschaften, deren Vollendung ihm zu schwierig wurde." Wenn auch Stifter die meisten seiner Arbeiten unfertig stehen ließ und viele selbst späterhin vernichtete, so hat er doch, namentlich in der ersten Zeit, eine Anzahl von Gemälden vollständig durchgeführt. Mehrere derselben wurden nach seiner eigenen Angabe von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstverein angekauft." In der Jahresausstellung der Akademie hatte er 1839 eine Gebirgslandschaft, einen Kirchhof, eine Herbstgegend und, wie Jordan Kaj. Markus behauptet, noch „zwei andere landschaftliche Sujets"; 1840 ein „Seestück bei Mondbeleuchtung"

und 1842 eine „Felsenpartie". Aber schon im Jahre 1836 spricht er von drei Bildern, die er gemalt hatte — „nur mit dem letzten, dem Gesäuse, bin ich zufrieden," — und wir erfahren aus seinen eigenen Mitteilungen von „einem großen Dachstein" im Besitz des Freiherrn von Lebzeltern, von einer Schweizer Landschaft „mit der Aussicht auf die Jungfrau", welche die alte Gräfin Colloredo erhielt, dann von einem „embryonischen, mißgeburtigen Bilde", das ihm Sigmund von Handel „entführt" hat. Auch im Besitze der



Im Gosautale. Ölgemälde von Ad. Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Baronin Pereira soll ein Bild seiner Hand gewesen sein, und ein für Castelli auf Kupfer gemaltes Dosenbildchen, eine in Miniatur gemalte Mondscheinlandschaft, ist angeblich in die Sammlung von R. Fischer in Wien übergegangen; das vom Wiener Kunstverein gekaufte Bild ist nach Graz gewonnen worden, ein anderes kam nach Triest. Dieses letztere wollte, wie Freiherr von Helfert in seiner bereits früher erwähnten, sehr wertvollen Abhandlung über Stifter mitteilt, der Dichter zurückerwerben, „wahrscheinlich weil er nachträglich damit nicht zufrieden war; er konnte aber den Besitzer nicht ausfindig machen". Aus dem Jahre 1835 besaß Dr. A. Mugerauer eine Landschaft mit drei Frauengestalten, welche in dem kühlen Schatten einer Laube ihren häuslichen Beschäftigungen obliegen. Im Hintergrunde steht ein stattliches Haus im Schweizerstil, von üppigem Pflanzenwuchs umgeben; Körbe und Hausgeräte im Vorder-

grund sind „mit echt Stifterscher Kleinmalerei ausgeführt". Dieses Bild ist in den Besitz des Fräuleins Antonie Braun, der Enkelin Dr. Mugerauers, übergegangen. Nach der Szenerie dürfte auf die Gegend von Alt-Aussee zu schließen sein.

Im Gegensatze zu Stifters ursprünglicher Meinung, daß er zwar nicht als Dichter, aber doch als Künstler sicher Bedeutendes erreichen werde, nennt er sich später einen „in der Kunst untergeordneten Mann, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht", und beklagt sich dem ihn besuchenden Schriftsteller Rosegger gegenüber, die Leinwand sei ihm „wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle". Trotzdem ist er unablässig am Werke, sein Glück immer wieder zu versuchen, worüber das hochinteressante, von Dr. Ad. Horcicka veröffentlichte „Malertagebuch" die bemerkenswertesten Aufschlüsse gibt. Sehr viele Dichter haben sich auch als Maler versucht; Goethe und Geßner, Thakeray und Fritz Reuter, Scheffel und Gottfried Keller, Stelzhamer und Julius Grosse, Paul Heyse, Arthur Fitger und Gerhart Hauptmann haben neben der Feder auch den Pinsel zu führen verstanden; aber kaum einem derselben ist die erstaunliche Ausdauer und Unermüdlichkeit Stifters eigen gewesen — eine Ausdauer, die man selbst bei Berufsmalern selten findet.

In den tabellarischen Rubriken seines Malertagebuches finden wir pedantisch genaue Aufzeichnungen, in denen sich das „Stück Philister" verrät, das Gottfried Keller in dem Dichter sah. Der Gegenstand der Arbeit, der Anfang und das Ende der Arbeitszeit, die Stunden, ja sogar die Minuten sind gewissenhaft angegeben. Die Eintragungen vom Oktober 1859 lauten:

| Datum | Von | Bis | Gegenstand der Arbeit | Stunden | Minuten |
|---|---|---|---|---|---|
| 2. | 10.07 | 11.25 | an der Ruhe gezeichnet . . . . | 1 | 18 |
| 11. | 10.46 | 11.10 | an der Ruhe gezeichnet . . . . | — | 24 |
| 12. | 8.48 | 11.30 | a. d. Bewegung gem. (Luft z. 6ten u. letzt. Male) . . . . . . | 2 | 42 |
| 16. | 8.42 | 10.21 | an der Bewegung gemalt (trockne Steine) . . . . . . . . . | 1 | 39 |

So geht das dreiundvierzig Seiten lang fort!

Durch übersichtliche Zusammenstellung der Angaben dieses Tagebuches hat Dr. Horcicka sehr interessante Ergebnisse gewonnen. Dabei wurde

ersichtlich, daß die „Bewegung“ unter allen Bildern der letzten Zeit den Dichter am längsten in Anspruch genommen hat. Am 22. Feber 1854 schreibt Stifter die Bemerkung ein: „Die Zeichnung der Bewegung vollendet;“ aber schon am nächsten Tage fertigt er einen zweiten Entwurf an. Seit 1. November 1856 wird „an einer erneuerten und vergrößerten Bewegung gezeichnet, derselbe Gegenstand, der frühere, wurde verworfen“.



Landhaus bei Altaussee. Ölgemälde von Adalbert Stifter.
Besitzerin: Fräulein Antonie Braun in Wien.

Am 20. Jänner 1858, also fast vier Jahre nach der ersten Eintragung, wurde das dritte Mal „die Zeichnung der Bewegung vollendet“, und somit im ganzen „zur Zeichnung der Bewegung 75 Stunden 21 Minuten gebraucht“. Nachdem aber später, wie aus den Eintragungen hervorgeht, das Bild gemalt und bis zum 5. Oktober 1862 wahrscheinlich auch vollendet worden war, setzt uns eine nach dieser Zeit eingesetzte Angabe in das größte Erstaunen, denn wir werden durch dieselbe belehrt, daß der Dichter das Werk, an welches er so viel Mühe und eine so bedeutende Zahl von Arbeitstagen verwendet hatte, in einem Anfalle von Unzufriedenheit gänzlich zerstört haben dürfte. Am 24. April 1864, mehr als zehn Jahre nach dem Beginn des ersten Entwurfes, wird nämlich wieder „an der Bewegung gezeichnet“. Zur Vollendung der Malerei kam es nie, trotzdem im ganzen tausendeinhundertdreiundsechzig Stunden

und dreiundvierzig Minuten an diese Arbeit gewendet worden waren! Ein ähnliches Schicksal war auch den übrigen Werken aus seiner letzten Zeit beschieden. Nachdem er 31 Stunden 51 Minuten an der „Einsamkeit" gezeichnet hatte, fing er für das am 5. Juni 1854 begonnene Bild am 12. Oktober 1862 eine „neue Zeichnung" an. Ebenso erging es der am 23. November 1854 begonnenen „Ruhe", deren Entwurf,



Christus. Ölbild von Adalbert Stifter.
Besitzer: A. M. Pachinger in Linz.

nachdem derselbe fast dreihundert Stunden Arbeitszeit beansprucht hatte, am 22. Dezember 1864 durch eine neue Zeichnung ersetzt wurde. Die Malerei an diesem Bilde hat den Dichter sodann bis zu seinem Ableben beschäftigt, und der Pinsel wurde ihm durch den Tod entrissen, ohne daß es ihm gegönnt gewesen wäre, das Werk zu Ende zu führen. Ein „Steinbild", die „Erinnerung an den Karst", hat er bereits im Jahre 1860 unvollendet, nachdem er mehrere Monate sehr fleißig daran zeichnete und malte, von der Staffelei abgesetzt, ohne es jemals wieder vorzunehmen. Sein letztes halbvollendetes Bild stellte die Lakerhäuser im bayrischen Walde vor; Wittinghausen noch einmal zu malen, wie

er nach einer Mitteilung von Adalbert Markus in den letzten Lebensjahren stets gewollt, war ihm nicht mehr vergönnt.

Dieses unausgesetzt nach dem Höchsten verlangende und stets in lähmender Unzufriedenheit endende Streben hätte unbedingt zu den schwersten Erschütterungen seines ohnedies nicht auf sicherster Grundlage ruhenden Hauswesens führen müssen, wenn Stifter die Malerei zu seinem Lebensberufe erwählt haben würde. Zu seinem eigenen Glücke hatte es sich so gefügt, daß er über die Verwendung seiner Feierstunden keinerlei Rechenschaft zu geben verpflichtet war.



Witiko.
Ölbild von Ad. Stifter. Besitzer: Präsident Gustav Klier, Ritter von Hellwarth in Linz.

Über seine Art zu arbeiten hat mir Baronin Amélie von Handel freundlichst einen sehr hübschen Bericht erstattet: „Stifters Malerei hätte wohl zu etwas werden können, aber sie überbürdete sich, wie übrigens auch seine Dichtung, mit Detail. Ich habe einen Vollmond gesehen, den er unzählige Male wiederholte, ehe er ihn genügend strahlend fand. Als nun der Mond vollendet war, erhob sich erst die eigentliche Schwierigkeit: wie sollten die Gegenstände gehalten werden, die der Mond zu bestrahlen hatte? Stifters Sinne nach mußte jeder Stein deutlich werden, jeder Baum seine Familie nennen. Das hob aber wieder die Illusion der Nacht, den Zauber des Unbestimmten auf. Er war sich des Unvermögens, Dämmer zu malen, peinlich bewußt, er stak damit wie in einem Banne, aus dem er sich nicht zu befreien wußte. Seine Technik war für das Einzelne bedeutend, er traf die einzelne Ähnlichkeit, aber die gesamte nicht. — Als ich heiratete, im Jahre 1855, war in dem Familienschlosse Hagenau ein Ölbild von ihm zu sehen. Ich erinnere mich desselben als einer unvollendeten Landschaft, wie ich denn überhaupt nichts Vollendetes in Stifterscher Malerei gesehen habe: immer klaffte eine Lücke zwischen weitester Komprehension und peinlichster Genauigkeit, überall fehlte die künstlerische Möglichkeit einer Extravaganz. Die heutige, sezessionistische Schule würde er ja in ihren Extremen verpönt haben, aber ihre Anschauung wäre gerade das gewesen, was ihm die etwas verpappten Flügel lösen

konnte. Warum wir jenes Bild aus Hagenau nicht fort nahmen, weiß ich nicht mehr. Das Gut ging an meinen Schwager über. Weder in Hagenau, noch sonst bei Colloredo, Lamberg oder Lebzeltern bin ich seither Stifters Pinsel wieder begegnet . . ."

Sowohl in der Dichtkunst als auch in der Malerei hatte Stifter niemals einen Meister oder ein unmittelbares Vorbild; in seinem Schaffen hier wie dort ist kein dauernder Einfluß ersichtlich. Fischbachs Unterweisungen in der ersten Wiener Zeit und die Kopien nach den Skizzen dieses Malers sind kaum zu rechnen. Daß er in Technik und Stoffwahl zunächst ganz und gar ein Kind seiner Zeit war, ist selbstverständlich. Dann kam der Einfluß der Alten und was in Ausstellungen mächtig auf ihn wirkte. Während er aber die Alten — namentlich die Werke Ruisdaels, Claude Lorrains, Wouwermanns, Van der Neers — mit uneingeschränkter Bewunderung betrachtete, blieb sein kritisches Auge, dem freilich der liebevoll versöhnende Blick nie fehlte, in der Musterung der zeitgenössischen Arbeiten stets wachsam; und da er bei aller Anerkennung der ihn erfreuenden Vorzüge — um nur die von ihm besonders verehrten Landschafter zu nennen — doch bei Achenbach die Verblasenheit der Hintergründe, bei Hansch den Mangel an Natürlichkeit, bei Gauermann die glasige Härte, bei van Haanen das einseitige Virtuosentum, bei Leu das manchmal gesuchte Kolorit, bei Albert Zimmermann das Unplastische des Vortrages zu rügen fand, und selbst seinen vergötterten Lieblingen, dem idealen Marko, dem großzügigen Rottmann, dem liebenswürdigen Bürkel und dem träumerischen Piepenhagen keineswegs unbedingte Gefolgschaft leistete, so hat er sich keinem derselben dauernd angeschlossen, umsomehr, als ihm Nachahmung in jeder Art von Kunst verwerflich erschien. An dem sicheren Halte dieser Anschauungen ist er sich selbst treu geblieben, ist er in Dichtkunst und Malerei ein „Eigener" geworden und über alle Schulen hinweg bis zum modernen Geiste vorgedrungen.

Dieser Geist verrät sich nicht nur in der Ausführung und Verinnerlichung seiner Malereien, sondern auch in der Stoffwahl, welche mehr und mehr dem Einfachen, dem Unscheinbaren, dem Dürftigen zustrebte. Stifter hat die ihn dabei leitenden Grundsätze selbst einmal deutlich ausgesprochen: „Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit Wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Die Armut und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes, bringt ihn aber

roh; und die Armut und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form."

Die frühesten unter seinen uns erhalten gebliebenen Bildern, eine „Ansicht von Kremsmünster" aus dem Jahre 1823, im Besitze des Bibliothekars Dr. Anton Schlossar in Graz und von diesem in der Zeitschrift für Bücherfreunde, IV. Jahrgang, 1900, S. 278 zuerst veröffentlicht, sowie die aus dem Jahre 1825 stammende Illustration zu dem oberösterreichischen Volksliede „am Rain lag ein Haus", welche sich im



Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann.
Aquarell von Ad. Stifter aus dem Jahre 1829.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Besitze des Dichters P. K. Rosegger befindet und von Horcicka dem vorerwähnten ersten Bande der „Vermischten Schriften" in einem vorzüglich ausgeführten Lichtdrucke beigegeben wurde, sind dilettantisch ausgeführte Aquarelle; sie verraten die Hand des Anfängers in der ängstlichen Ausführung jedes Baumblättchens und jedes Grashalms und in der peinlich scharfen Zeichnung der sauber ins Grün gesetzten Baulichkeiten; dabei müssen wir sie aber doch als gut in den Raum gestellte, wirksam angeordnete Bilder bezeichnen, von welchen das letztere auch bereits ein aufmerksames Galeriestudium verrät. Stifter hat dieses Bild als Rekonvaleszent nach den echten Blattern in Kremsmünster gemalt und es der Mutter des Dr. Karl Gubatta in Leoben „aus Dankbarkeit dafür, daß sie sich seiner während der Krankheit annahm", gewidmet; im Jahre 1897 erhielt es Rosegger von Dr. Gubatta zum Geschenke. Nach der Schil-

derung Dr. Horcickas ist die Zeichnung „trotz mancher Verstöße, wie sie Schülerarbeiten aufzuweisen pflegen", im ganzen recht korrekt, in der Perspektive wahr, in der Behandlung des herbstlichen Baumschlages verständnisvoll. „Die Straße, die Steine und der Baum zur Rechten sind stark rötlich gehalten, die Partie zur Linken ist in gelblich grünem Tone, infolgedessen das feine harmonische Ineinandergreifen der Farbenabstufung vermißt wird."

Diesen Anfangsarbeiten, welchen eine schülerhafte Bleistiftzeichnung (Wegsäule mit Gebüsch) und ein kleines Aquarell (Partie bei Kremsmünster) aus dem Besitze des Herrn A. M. Pachinger in



Landschaftsstudie. Aquarellskizze von Ad. Stifter aus dem Jahre 1829.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Linz in der Zeit vielleicht noch vorausging, schließt sich eine Gruppe von Bildern und Studien an, in welchen das Gegenständliche besonders hervortritt; zum Teile unmittelbar nach der Natur gemalt, zum Teile Erinnerungsbilder an wirklich Gesehenes wiedergebend, hatte sie der Dichter vorwiegend zur Aufbewahrung in seiner Mappe oder zu Widmungen an Personen bestimmt, welche, da sie in den dargestellten Gegenden heimisch waren oder sich in liebevoller Anhänglichkeit gerne im Geiste in sie zurückführen ließen, durch die Betrachtung der gemalten Szenerien in ein Gefühl angenehmen Gedenkens versetzt werden sollten. Hieher gehörten unter den uns erhaltenen Bildern vor allem ein Teil derjenigen, welche Stifter der Familie Greipl in Friedberg zum Geschenke machte. Zwei derselben hat

Dr. Horcicka in den von ihm herausgegebenen „Vermischten Schriften" Stifters und in dem „Stifterheft" der Zeitschrift „Deutsche Arbeit", Jahrgang 1, Heft 9, veröffentlicht: die irrtümlich als „Blick auf Gutwasser bei Oberplan" bezeichnete Ansicht des Ortes Pfarrkirchen bei Bad Hall in Oberösterreich und „Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen". Ein reizendes, auf Holz gemaltes kleines Ölbild, „die Ruine Wittinghausen" darstellend, welches Stifter ursprünglich dem Mathias Greipl junior verehrt, später aber auf eine Zeit zurückgenommen und wieder abzuliefern unterlassen hat, ging aus dem Nachlasse der Witwe des Dichters an die Frau Präsidentin Klier von Hellwarth in Linz über, welche es bei der Versteigerung im Jahre 1883 erwarb. Die in hellen ansprechenden Farben gemalte halbverfallene Burg war, wie das Bild zeigt, zu Stifters Zeit noch weit besser erhalten als heute; einige der auf der linken Seite des entzückend ausgeführten Bildchens stehenden Mauerreste sind jetzt spurlos verschwunden und ein Teil der damals noch von den Überbleibseln der alten Baulichkeiten bedeckten Fläche ist nun mit dichtem Baumwuchse bedeckt. Stifter hat, wie J. A. Freiherr von Helfert in den „Studien über den Dichter der Studien" berichtet, noch ein zweites Bild der Ruine Wittinghausen gemalt und dasselbe seinem Jugendfreunde Dr. A. Mugerauer mit folgender Widmung verehrt: „Dr. Antonio Mugerauer. St. Thoma, olim Wittinghausen, nunc ruinis distractis monumentum adhuc restat nostrae juventatis laete ibi peractae et fraterni amoris, qui non prius cesset quam illi testes muri cinerei, quorum sumus memores. Pietas tibi imaginem offert — ne sis quando immemor temporis ejus hominumque participum. — Viennae, Augusti die 26ta 1839. Ad. Stifter — Dr. Anton Mugerauer. St. Thoma, einst Wittinghausen, jetzt in zerfallenen Trümmern, besteht bis heute als ein Denkmal unserer dort verbrachten Jugend und brüderlichen Liebe, welche nicht früher aufhören wird, als jene Zeugen, die in Asche gelegten Mauern, deren wir gedenken. Verehrung weiht Dir das Bild — vergiß nie jene Zeit, nie diejenigen, die Deine Genossen waren. — Wien, 26. August 1839. Ad. Stifter." Das diese Widmung auf der Rückseite tragende sehr ansprechende Bildchen befindet sich gegenwärtig im Besitze der Enkelin Dr. Mugerauers, des Fräuleins Antonie Braun in Wien.

In diese Reihe fallen auch die verschiedenen nach der Natur aufgenommenen Bleistiftzeichnungen: fünf Blätter befinden sich im Besitze des Herrn Hofrates K. Graf in Linz, flüchtige, unfertige Arbeiten aus den letzten Lebensjahren, sämtlich signiert und mit Zeit- und Orts-

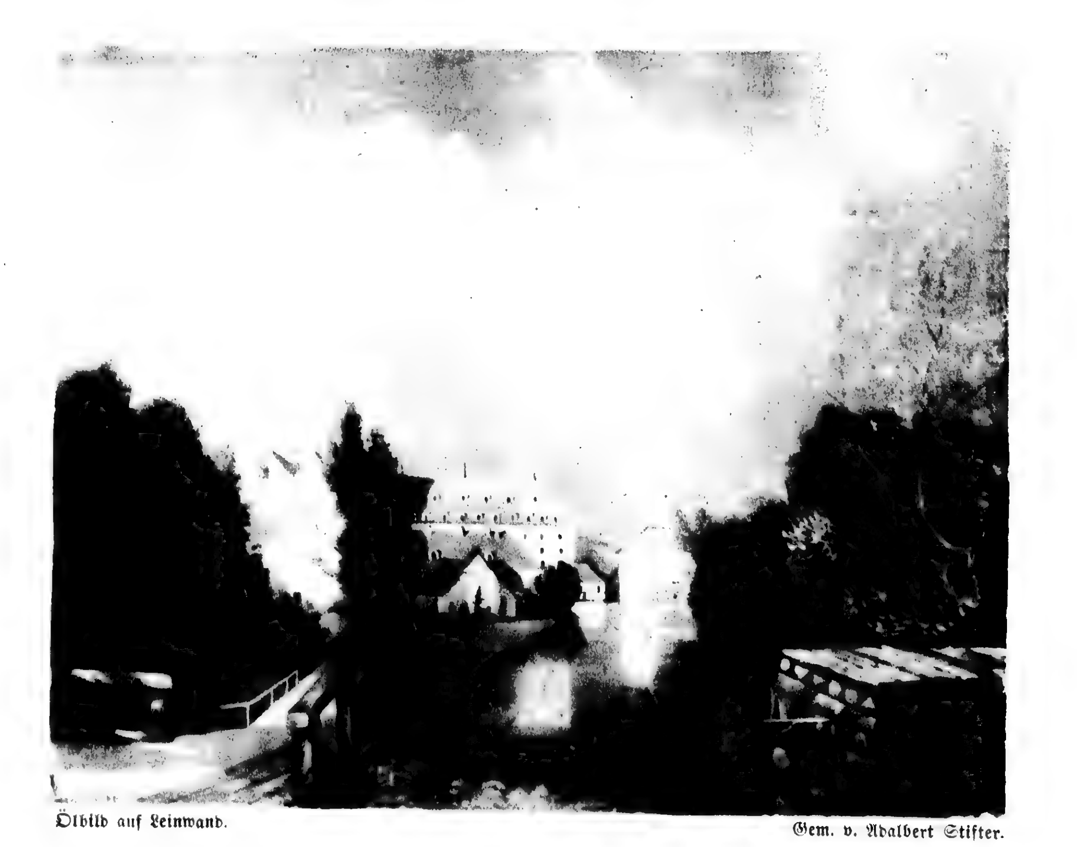
angabe, Lakerhäuser 28. Sept. 1865, 2. Okt. 1865, 8. Okt. 1865 und 13. Aug. 1866 versehen bis auf eine einzige, welche einen in der Ferne verdämmernden Waldesrücken darstellt; eine Zeichnung der Gutwasserkapelle, signiert „Adalbert Stifter 3./9. 1845", bis vor kurzem im Stifterhause in Oberplan verwahrt, gegenwärtig in der an Bildern Stifters reichen Galerie des feinsinnigen Sammlers K. Ad. Bachofen von



Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge. Ölbild von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1833.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Echt; eine lustig und frei in Bleistift ausgeführte Naturstudie einer umgestürzten Baumwurzel mit Namensfertigung „Stifter 1845" befindet sich in meinem Besitze.

Dazu gehören dann noch die beiden uns erhaltenen Tierstudien, vortrefflich aufgefaßte, sicher entworfene und gut gemalte Hundeporträts: der in Kirchschlag gemalte, ausgezeichnet beobachtete, in ungezwungener Bewegung flott hingesetzte Vorstehhund des Hauptmannes Baron Marenholz, ein Bild, das leider nicht immer gut verwahrt gewesen sein dürfte und mannigfache Beschädigungen aufweist, sich aber jetzt an sicherem Platze in der Galerie Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf befindet, und Stifters Lieblingshündchen „Puzi", welches er einst voll Freude über die guten Eigenschaften des treuen Tieres in Linz malte und das gegenwärtig

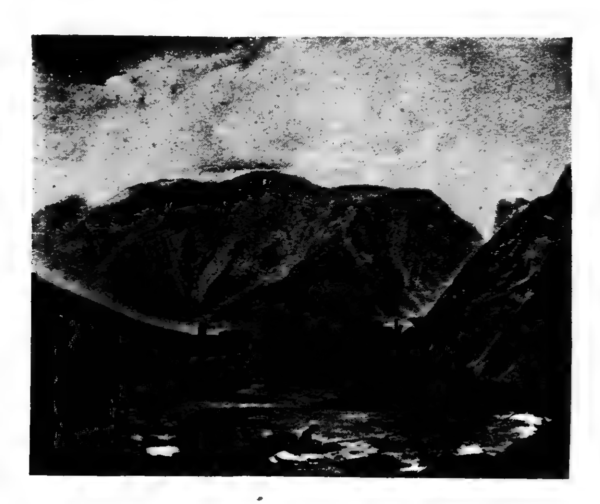


Ölbild auf Leinwand. Gem. v. Adalbert Stifter.

Schwadorf.

Besitzer: Fabriksdirektor Gustav Hallwich.

daselbst in der Wohnung des Fräuleins Marie Rint einen Ehrenplatz einnimmt. Von den Ölbildern landschaftlichen Charakters ist hier nebst dem aus dem Besitze der Frau Katharina Egger in Linz stammenden Hochgebirgsbilde „Im Gosautale“ kürzlich durch Ankauf in die Sammlung Bachofen übergegangen noch eine „Ansicht von Schwadorf“ in Niederösterreich zu erwähnen, welche Stifter wohl nur deshalb malte, weil sein Jugendfreund Schiffler an diesem Orte Fabriksarzt war. In der Wiedergabe der wenig



Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge. Der Abfluß des Almsees.
Ölbild auf Leinwand, gemalt von Ad. Stifter.
Besitzer: Die Gemäldegalerie im Rudolfinum in Prag.

malerischen Baulichkeiten peinlich genau, die mit den hellroten Dachflächen, mit den scharf gezeichneten Gesimskanten, den gewissenhaft ausgezählten Dachfenstern und den sorgfältig schattierten Schornsteinen ein deutlicheres Zeugnis für Stifters Wahrheitsliebe als für dessen freie, künstlerische Auffassung liefern, in der Behandlung des flockig vorgetragenen Baumschlages unsicher und im Kolorit von einer unerfreulichen, sanften Flauheit zeigt dieses Bild den Dichter noch ganz im Banne eines dem Süßlichen und Faden nicht abholden Zeitgeschmackes. Doch verrät der in der Art der Landschaften von Hansch fein und vornehm gestimmte Himmel, die vorzügliche Wasserspiegelung und die gute Gesamtwirkung der linken Bildhälfte schon ein über den flachen Dilettantismus hinausragendes Talent.

Eine abgesonderte Stellung nehmen Stifters figurale Malereien ein. Es liegt nichts Verwunderliches darin, daß der Dichter, dessen verlangende

Seele in der Zeit der jugendlichen Schwärmerei alles Schöne, Große und Erhabene umspannen, in sich aufnehmen und beherrschen wollte, bei seiner Begeisterung für die religiöse Kunst sich, wenigstens nachempfindend, in diesem Zweige künstlerischer Darstellung versucht hat, und es darf wohl als sicher gelten, daß ihm auch die Bildnismalerei nicht fremd geblieben ist. Er kannte in der Kunst keine Beschränkung und keine Arbeitsteilung. Es ergriff ihn stets mit Rührung, wenn er in die Galerien ging, „wo die Augen und die Wangen längst vergangener Geschlechter noch immer ihre Freude und ihr Weh erzählen", und er vertiefte sich schwärmerisch in die Wonnen, welche den Bildnismaler bei der Arbeit beglücken; „der reine, einfältige Meister in seiner Werkstätte, tagelang denselben zwei Augen gegenüber, die er bildet und rundet, — der sieht den Finger Gottes aus den toten Farben wachsen, und was er doch selber gemacht hat, scheint ihm nun nicht bloß ein fremdes Gesicht, sondern auch eine fremde Seele, der er Achtung schuldig ist, — und öfters mag es geschehen, daß mit einem leichten, ungefähren Zug des Pinsels plötzlich ein neuer Engel in die Züge tritt, davor er fast erschrickt und von Sehnsucht überkommen wird." — Den Helden im „Nachsommer" läßt er beim Anblick Nataliens bekennen, „daß der Mensch doch der höchste Gegenstand für die Zeichenkunst sei, so süß gehen ihre reinen Augen und so lieb und hold gehen ihre Züge in die Seele des Beschauers". Der Mangel an gediegener Schulung, welcher schon der Laufbahn Stifters als Landschaftsmaler verhängnisvoll werden sollte, konnte ihn bei seinen figuralen Versuchen über die unterste Stufe des mühseligsten Dilettantismus nicht hinauskommen lassen. Bei dem gänzlichen Fehlen selbst der geringfügigsten Kenntnisse in der Anatomie und in der Proportionslehre, und bei dem Umstande, daß er niemals systematische Studien im Zeichnen des Kopfes oder der menschlichen Aktfigur anstellen konnte, blieben alle seine Versuche im Bildnis- oder Historienfache eine kleinliche, müßige Spielerei.

Der Drechslermeister Wenzel Pax in Krummau, ein reicher Sammler von Bildern und altertümlichen Kunstarbeiten, besitzt drei religiöse Bilder von der Hand Stifters, durchwegs Kopien nach alten Meistern. Es sind dies die einzigen die ganze menschliche Gestalt zeigenden Figurenbilder Stifters, die mir zu Gesichte gekommen sind. Das beste darunter ist die bekannte Madonna im Grünen aus der Wiener Galerie nach Raffael Sanzio, sodann ist da eine Kreuzabnahme im Stile des Rubens, gezeichnet „A. Stifter 1835" und eine Flucht nach Ägypten nach einem italienischen Meister. Diese drei Bilder stammen, wie Professor Horcicka festzustellen vermochte, „aus dem Nachlasse des fürstl. Schwarzen-

berg'schen Herrschaftsarztes Dr. Ignatius Duschek, dem sie von Adalbert Stifter verehrt wurden". Die Zeichnung in diesen drei Bildern ist schülerhaft, die Gliedmaßen sind unproportioniert, der Gesichtsausdruck ist leer, der Bau der Hände und der Füße oft unförmlich, die Farbengebung stumpf und matt. Die durchaus unzulängliche Ausführung dieser Arbeiten beweist in allen Teilen, daß das Können des Malers zu deren Bewältigung



Blick vom Königsee gegen den Watzmann und Sankt Bartholomä.
Ölbild von Ad. Stifter aus dem Jahre 1837. Besitzer: Moritz Sechter in Wien.

in keiner Weise hinreichend war. Wenig besser ist ein stark gebräuntes Christusbild, welches sich im Besitze des Archäologen Herrn A. M. Pachinger in Linz befindet.

Ein interessantes Ölbild aus dem Besitze des Herrn Präsidenten Klier von Hellwarth in Linz zeigt den Versuch Stifters, die Züge Witikos, wie dieselben in der Phantasie des Dichters lebten, in Farben zu verkörpern. Ein jugendlicher, von reichen blonden Locken umwallter Kopf blickt fromm und unschuldsvoll gegen den Beschauer. Die Augen sind groß und fast wie in plötzlichem Erstaunen weit geöffnet; der Mund ist zierlich und die Lippen, wie zu anhebendem Lächeln gekräuselt, verraten Treuherzigkeit und Gutmütigkeit. Das Kriegerische und Energische im Wesen des jungen böhmischen Helden ist nirgends zum Ausdrucke gebracht. Die Farbenbehandlung ist linkisch, und der Kampf gegen das widerspenstige

Material verrät sich deutlich durch die vielen Abdrücke der Finger, welche an Stelle des Pinsels bemüht waren, die Farbenübergänge auszugleichen. Namentlich in den Haaren ist überall die halbnasse Ölfarbe mit den Fingern unbehilflich durcheinandergedrückt, wodurch die Lockenfülle verblasen und flaumig wird.

Zu sehr schönen, künstlerischen Erfolgen gelangte Stifter, als er daran ging, das ihm so vollständig bekannte, von ihm hundertfach in allen Beleuchtungen und zu allen Tageszeiten beobachtete Leben des Waldes, die in heiteren und träumerischen Farben strahlende Herrlichkeit des Hochgebirges, das ruhige Flimmern der Seeflächen und das Schäumen und Blinken stürzender Wasserfälle zum Gegenstande seiner Gemälde zu machen. Eine ganze Reihe vorzüglicher Bilder, von welchen man die meisten getrost neben die besten Arbeiten der Altwiener Landschaftsschule stellen kann, ist uns erhalten geblieben, und wie viele mögen verloren gegangen, wie viele mögen da und dort unauffindbar zerstreut sein, wie viele wird Stifter, gepeinigt von seiner ewig nagenden Unzufriedenheit, selbst vernichtet haben! — Denn er war unerbittlich streng gegen sich, und gar oft wurde ein Bild, an dem er mehr als hundert Stunden gearbeitet hatte, in einem Augenblicke des Unmutes den Flammen geweiht. Horcicka veröffentlicht in seinem Stifterbande einige außerordentlich schöne Gemälde der besprochenen Art in vorzüglichen Lichtdrucken, nach denen es mir in dankeswerter Weise verstattet war, Zinkätzungen in verkleinertem Maßstabe für dieses Buch anfertigen zu lassen. Wir sehen da einen „Wasserfall in der Ramsau mit dem Blick auf den Watzmann“, Aquarell, 1829; eine „Landschaftsstudie“ mit einem Wasserfall und Hochgebirgsansicht im Hintergrunde, Aquarell, 1829; eine „Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge“, Ölbild auf Holz, 1833, sämtlich im Besitze des Herrn K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf; eine in Öl gemalte



Felsenstudie. Beim Hirschensprung im Höllentale.
Ölskizze von Adalbert Stifter aus dem Jahre 1840. Unvollendet.
Besitzer: A. R. Hein in Wien.

„Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge“ aus der Gemäldegalerie im Rudolfinum in Prag und den „Blick vom Königssee gegen den Watzmann und St. Bartholomä“, 1837, gleichfalls ein Ölbild auf Leinwand, aus dem Besitze des Herrn Moriz Sechter in Wien. Die genannten Arbeiten zeichnen sich ausnahmslos durch eine vortreffliche Bildwirkung aus; der Standpunkt ist auf das Glücklichste gewählt, die Luftperspektive fein empfunden, die Raumverteilung der gegebenen Fläche den natürlichen Größenverhältnissen weise angepaßt.



Ein Schloß im Böhmerwalde.
Ölskizze auf Papier, gemalt von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Das erste der oben genannten Bilder, einen Wasserfall in der Ramsau darstellend, wurde von Stifter der Familie Greipl gewidmet; es ging später in das Eigentum der fürstlich Schwarzenbergschen Verwalterswitwe in Krummau, Frau Franziska Bezecny, einer Tochter des Mathias Greipl junior, über und wurde im Frühjahre 1901 von dem gegenwärtigen Besitzer erworben. Horcicka beschreibt das außerordentlich schöne Bild folgendermaßen: „Von sämtlichen Aquarellen Ad. Stifters, die ich gesehen, ist diese Landschaft in Zeichnung und Farbe am ansprechendsten. Herrlich wirkt durch einfachen, aber natürlichen Lichteffekt der Wasserfall, langsam, ruhig und vermittelt ist das Zurücktreten des Hintergrundes. „Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger

Feengürtel um den Himmel," der selbst nur angedeutet, in lichtblauem Dufte mit leicht eingesetzten, weißlichen Tönen sich von den Felsen abhebt. Das kräftige, saftig gehaltene Grün in seinen verschiedenen Abstufungen ist mit lebhaften Farben wirksam zur Anschauung gebracht." — Die ebenfalls aus dem Jahre 1829 stammende „Landschaftsstudie" mit dem Wasserfall ist nach einer brieflichen Angabe Gustav Greipls in seiner Familie bekannt als „eine nicht nach der Natur gemalte Idylle"; die „Wasserfallstudie aus dem Hochgebirge" stellt nach den vor der Natur angestellten Vergleichen, welche der gegenwärtige Besitzer, Herr Bachofen von Echt, unternahm, eine Szenerie auf dem Wege zum Hintersee bei Berchtesgaden dar, mit der Reiteralm rechts im Hintergrunde. „Felsblock (zur Linken des Wassers) und Wasserfall befinden sich an der „Hinterseer Ache" ungefähr 3 Minuten unterhalb der „Seeklause" oder des Ausflusses der Ache aus dem See. Beide sind porträtähnlich, und beim Wasserfall kann man jeden Stein auf dem Bilde nachweisen." — Die im Rudolfinum in Prag befindliche „Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge", eine rings von starren, kahlen Gebirgswänden umschlossene, wenig bewegte Wasserfläche zeigend, eine Reminiszenz an den Abfluß des von Stifter so sehr geliebten Almsees mit dem Ausblick gegen die Abstürze des Totengebirges, ist ein vortreffliches Gemälde von bedeutender, tiefpoetischer Wirkung; ebenso ansprechend hat der Malerpoet auch den „Blick vom Königssee gegen den Watzmann und



Kapelle auf dem Pfennigberge bei Linz.
Ölbild auf Papier, gemalt von Adalbert Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

St. Bartholomä" gestaltet; dieses Gemälde, etwa die Mitte haltend zwischen den Bildern von Steinfeld und den Gebirgslandschaften von Hansch, etwas wärmer und farbiger als der erstere, dabei aber schärfer und bestimmter als die meisten Bilder des beliebtesten und geschätztesten österreichischen Alpenmalers, hat nichts Dilettantisches an sich und würde jedem Künstler von Beruf Ehre machen. Die im Lichte flimmernden Berge des Hintergrundes, der leicht bewölkte, zart getönte Himmel, die Spiegelung in dem durchsichtig klaren, tiefgrünen Wasser, an dessen Ufer-



Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich.
Ölbild auf Leinwand, gemalt von Adalbert Stifter.
Besitzer: Adalbert Ritter von Lanna in Prag.

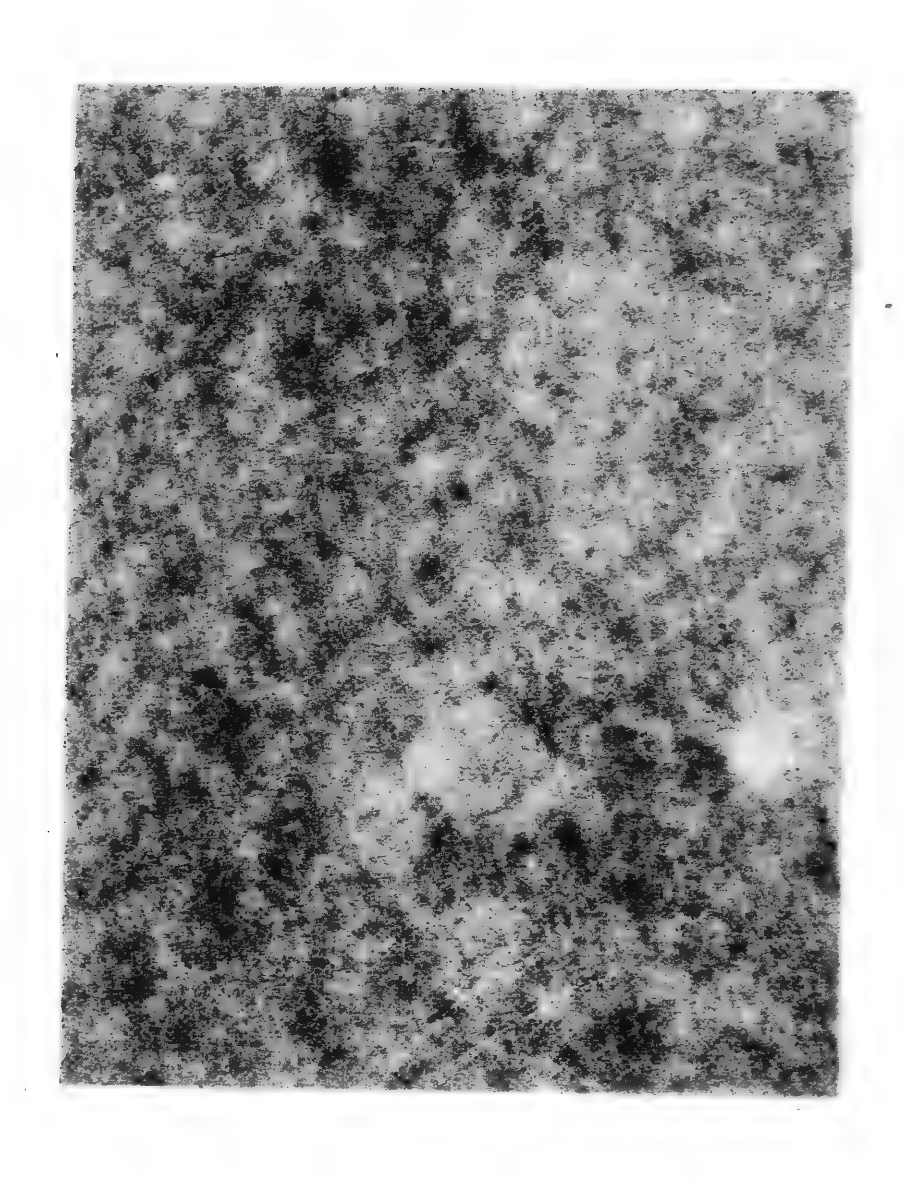
rande die Steine des abfallenden Grundes unter dem nassen Spiegel emporblinken, das alles ist mit einer Sicherheit gemacht, die umso erstaunlicher wirken muß, als sie ohne jede Schulung erworben wurde. Nach dem Ableben der Hofrätin Amalie Stifter im Jahre 1883 widmeten die Erben dieses Gemälde, auf welches sowohl der Dichter als auch dessen Frau stets sehr große Stücke hielten, dem verdienstvollen Anreger und Förderer des Stifterdenkmales auf dem Plöckensteine, Jordan Kajetan Markus, welcher es als Vermächtnis seinem Neffen Moriz Sechter hinterließ. In diese Reihe gehört wohl auch ein Bild, von dessen Vorhandensein ich Kunde erhielt, ohne jedoch dessen gegenwärtigen Besitzer erfragen zu können. Herr A. M. Pachinger in Linz machte mir in freundlicher

32*

Weise Mitteilung, daß sich im Besitze des Kunsthändlers Herrn W. Strnischtie in Wien ein Originalbild Stifters befinde. Auf meine Bitte, mir das Gemälde oder wenigstens eine Reproduktion desselben für eine kurze Zeit zur Verfügung zu stellen, drückte Herr Strnischtie sein Bedauern aus, meinen Wunsch nicht erfüllen zu können, da er das Bild im Jahre 1895 an einen ihm nicht näher bekannten Herrn in Berlin verkauft habe. „Es war," so lautet die weitere Mitteilung, „ein Ölbild, voll signiert, darstellend einen kleinen Hochgebirgssee am Fuße eines hohen Felsberges mit senkrecht absallender Wand im Hintergrunde. Leinwand etwa 30 *cm* hoch und 40 *cm* breit; in der Mache des Bildes war deutlich der Einfluß und die Malweise Hanschs zu ersehen. — Nicht unterlassen kann ich es, Ihnen mitzuteilen und dürfte es Sie gewiß interessieren, daß ich über Aufforderung des nunmehr verstorbenen Herrn Emil Fink in Linz das Bild dem Linzer Museum zum Selbstkostenpreis von 40 Gulden zum Kaufe antrug, den das Bild, auch wenn es nicht von der Hand des Dichters gewesen wäre, sicher reichlich wert war . . ."

Eine in meinem Besitze befindliche, unvollendete „Felsenstudie aus dem Höllentale" zeigt uns jenes Gebiet des Naturstudiums, welches Stifters Lieblingsstoffe in sich barg. Steine, Felsen, Gebirge, hochragende Wände, schroffe Zinken, den Lauf eines Gebirgsbaches hemmende Blöcke bilden den Hauptinhalt vieler Gemälde seiner Hand, und wenn irgendwo in seinen schriftlichen Notizen von Aufnahmen im Freien die Rede ist, so handelt es sich fast immer um den nämlichen Stoff. —

Wie er in allem peinlich gewissenhaft war und überall das Höchste zu erreichen strebte, so übte er auch das Naturstudium mit heiligem Ernste. Immer dachte er daran, wie es ihm am sichersten gelingen könne, neben der Genauigkeit der Form auch die Farbenwerte und deren Abstufungen richtig zu sehen und wiederzugeben; Blumauer verwahrte durch mehr als vierzig Jahre einen jetzt in den Besitz K. Ad. von Bachofens übergegangenen, in sechzig gleich große Rechtecke geteilten Papierbogen, auf welchem Stifter die ganze in der Landschaftsmalerei gebräuchliche Farbenskala in fünf vom hellen zum dunklen führenden Abstufungen mit Wasserfarben in die verschiedenen Felder eintrug. Wir sehen da zehn rote und zehn rotbraune Töne, fünf gelbe, fünfzehn blaue, fünf grüne Felder, braungrau, blaugrau und grüngrau sind in verschiedenartigen Schattierungen vorhanden, nur fehlt bezeichnenderweise vollständig das Violett, eine Farbe, vor deren Verwendung man damals eine gewisse Scheu empfand, die aber heutzutage umgekehrt viele selbst da zu sehen vorgeben, wo sie gar nicht vorhanden ist.



Das auf Leinwand gemalte Ölbild „Partie aus den Auen der Donau in Oberösterreich“, Eigentum des Großindustriellen Herrn Adalbert Ritter von Lanna in Prag, ist eine sorgfältig ausgeführte Landschaft mit einem zwischen hohen Bäumen an einsamem Uferrande stehenden Bauerngehöft; die verständige Farbenbehandlung und die schöne Lichtführung bewirken einen sehr günstigen Eindruck; auch dieses Gemälde verrät gleich manchem anderen Bilde Stifters das eifrige Studium niederländischer Meister.

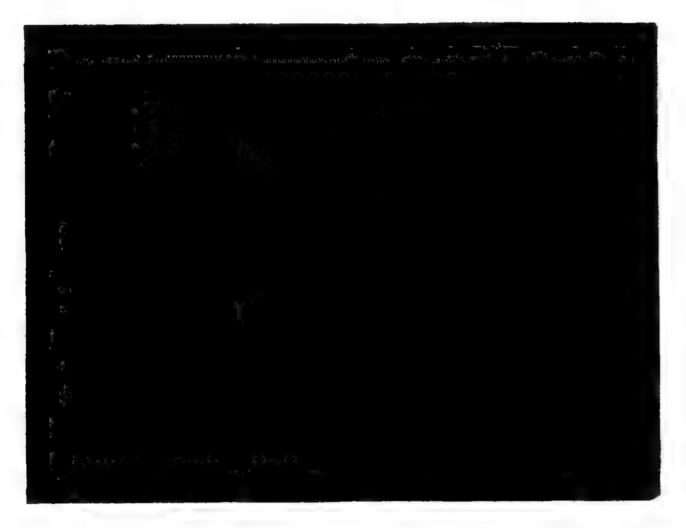


Der hohe Stauffen bei Salzburg. Ölskizze von Adalbert Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

Das kleine Bildchen „Partie an der Teufelsmauer“ aus dem Besitze des bekannten Schriftstellers Max Kalbeck in Wien ist als Vorstudie zu den damit in vielen Einzelheiten vollständig übereinstimmenden größeren und genauer durchgeführten Bildern „Ideale Landschaft“ und „Die Teufelsmauer bei Kienberg“ überaus interessant. Die kahle, fast senkrecht abfallende Felsenwand, das schäumend niederstürzende, durch gewaltige Steinblöcke eingeengte Gewässer, sowie der querüber in den gischtenden Wellen liegende Holzpflock, alles das kehrt auf den drei Bildern an gleicher Stelle, in gleicher Gestalt und fast auch in gleicher Ausführung wieder, deutlich verratend, mit welcher Beharrlichkeit der Dichter immer wieder daran ging, den seinen Geist so sehr anregenden Gegenstand allmählich sicher zu fassen und klar zu gestalten. Zwei dieser so nahe verwandten Bilder, denen wohl eine und dieselbe Naturstudie zu Grunde gelegt war, können fast als Wiederholungen gelten, die schließlich

daraus entstandene „Ideale Landschaft“ zeigt aber, wie hoch eine schöpferische Phantasie den Dichter über den ursprünglich gegebenen Vorwurf emporgehoben hat.

In der wiederholt erwähnten Sammlung Bachofen von Echt, in welcher gegenwärtig nicht weniger als sechzehn Bilder von der Hand Stifters vereinigt sind, befinden sich auch die Gemälde „Ein Schloß im Böhmerwalde“, „Der hohe Stauffen bei Salzburg“,



Steinbach am Attersee. Skizze von Adalbert Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

„Kapelle auf dem Pfennigberge bei Linz“, „Alpensee“ und „Steinbach am Attersee“, von welchen nur die beiden erstgenannten, zwei flüchtig gemalte Bilder von kräftiger Licht- und Farbenwirkung, die eigentümlichen Besonderheiten und Schwächen Stifters im fleckigen und gleichsam zerbröckelten Farbenauftrag zeigen. Die drei anderen sind bei geringerer Innerlichkeit so routiniert in der Pinselführung, daß sie eine eigene Gruppe für sich bilden. Der Maler Karl Blumauer, welcher die letztgenannten Bilder Herrn Bachofen von Echt überließ, erhielt dieselben teils unmittelbar vom Dichter, teils aus dem Nachlasse der Witwe Stifters; an der Echtheit derselben kann somit, trotzdem sie nicht signiert und trotzdem sie in der Malweise von den anderen verschieden sind, kein Zweifel bestehen. Blumauer erklärt die auffälligen Abweichungen in der Farbenbehandlung und in der Pinselführung damit, daß Stifter die



Radiert v. A. R. Hein

MONDLANDSCHAFT.



Technik der von ihm verehrten Maler Schleich, Hansch und Piepenhagen sehr genau studiert und manchmal in seinen Phantasiebildern anzuwenden versucht habe. Der „Alpensee“ und die Ansicht von Steinbach rühren sicher von einer Hand her. Der unter dem Namen „Madelschneid“ oder „Schoberstein“ bekannte Felsengrat des Höllengebirges, hinter dem auf dem Atterseebilde das Massiv der Zimnitz sich erhebt, bildet, phantastisch ausgestaltet, die damit in allen Hauptzügen übereinstimmende Gebirgsszenerie am „Alpensee“. Blumauer erzählt, Stifter habe gelegentlich einer Schulvisitation in Vöcklabruck seinen daselbst wohnenden Freund Dr. Gartner besucht und sei mit diesem nach Erledigung der amtlichen Geschäfte an den Attersee gefahren; „dort sahen beide in der Gegend von Steinbach ein unvergleichlich schönes Abendglühen des Höllengebirges, welches Stifter mit Wasserfarben in sein Notizbuch skizzierte, um es später daheim „nach seiner Gewohnheit“ als Erinnerung für den Freund in Ölfarben auszuführen. „Stifter,“ so berichtet Blumauer weiter, „sprach oft von diesem phänomenalen Bergleuchten, wie er es nannte. Lange Zeit nach dem Tode des Dr. Gartner, mit welchem ich sehr gut war und den ich hochschätzte, fand ich das mir sogleich bekannte Bildchen, welches vierzig Jahre in einem Büchlein verborgen lag . . .“ Das Alpenglühen in dem kleinen Gemälde ist trotz der Flüchtigkeit der Ausführung in seiner überzeugenden Wahrhaftigkeit überaus wirkungsvoll.

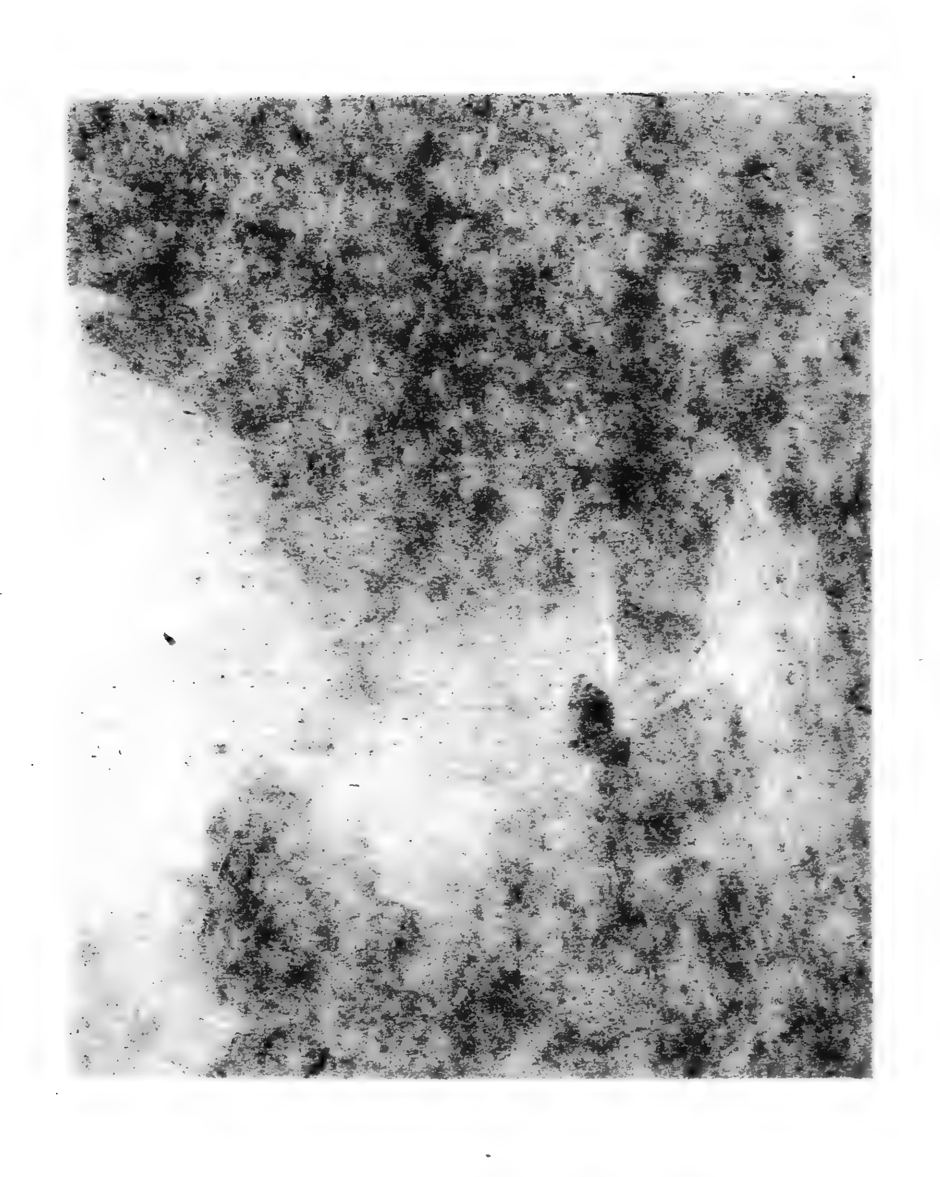
Die interessanteste Gruppe unter den künstlerischen Arbeiten Stifters ist jene, welche den Maler in dem Bestreben zeigt, vom Gegenständlichen absehend, zum Ausdrucke einer tiefen, weihevollen Stimmung emporzubringen. In diesen Werken fließt Stifters Doppelbegabung zu einer einzigen machtvollen Wirkung zusammen, und wir folgen bezaubert und bewundernd den hohen Eingebungen des Dichters, der sich zur Verkörperung seiner Empfindungen des darstellenden Pinsels mit jener Sicherheit und Freiheit bedient, die ihm im poetisch verklärenden Worte stets geläufig war. Als die vorzüglichsten Beispiele dieser Art können unter den mir bekannt gewordenen Arbeiten Stifters folgende Werke gelten: „Ideale Landschaft“, seinerzeit eine Hauptzierde des Heckenastschen Salons in Preßburg, jetzt im Besitze des Herrn K. Adolf Bachofen von Echt, das ebendaselbst befindliche Motiv aus der „Straßerau bei Linz“, sowie das weihevolle Gemälde „Mondnacht in der Au“, das der Lederfabrikantenswitwe Frau Anna Kaindl in Linz gehörige Ölbild „Die Teufelsmauer bei Kienberg“, die in meiner Sammlung verwahrte Ölskizze einer „Mondlandschaft“, die „Windmühle im Mondlicht“ aus der Galerie des Stiftes St. Florian und die

großartig aufgefaßte Beleuchtungsstudie „Nachtstück“ aus dem Besitze des Herrn Prof. Edward Samhaber in Linz. — Von den genannten Bildern ist sicher kein einziges eine direkte Naturaufnahme oder auch nur mittelbar aus dem Studium nach einem einzelnen bestimmten Naturobjekt hervorgegangen, ja man kann ruhig annehmen, daß Stifter niemals die Szenerien in Wirklichkeit gesehen hat, welche er in diesen unsere höchste Bewunderung heischenden Werken darstellte. Das Gegen-



Alpensee. Ölgemälde von Adalbert Stifter.
Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

ständliche ist hier nichts, der Gedanke, die Beseelung, die Empfindung, die Stimmung ist alles. Es war für den Dichter ohne Bedeutung, in welchen Formen sich der Ausdruck seines sehnenden, träumerischen, verlangenden Gefühls verdichtete; ob nun eine Windmühle ihre gespenstischen Flügel im unsicheren Mondenlichte emporhebt, ob die Schatten der Nacht sich über die Einsamkeit einer unendlichen Wasserfläche herabsenken, ob schweres Gewölk eine kahle Felsenwand umhüllt, oder ob wilde Wasser sich durch zerklüftete Steintrümmer ergießen, die rings ein Tal des Todes säumen, das alles ist völlig belanglos. Hier interessiert uns weder das Sachliche, noch die Güte oder auch die Unzulänglichkeit der Ausführung,





[illegible] pinx. Heliogravure v. J. Löwy Wien

IDEALE LANDSCHAFT

BESITZER: R. ALOIS BACHOFEN V. ECHT IN WIEN



hier sprechen nicht die Formen zu uns, denn wir lauschen dem erhabenen Geiste, der uns die Gestalten vergessen macht. Jedes dieser Gemälde ist ein Gedicht; nach Stifters eigenem Vorbild könnten wir, den roh-stofflichen Hinweis auf die verwendeten Naturobjekte außeracht lassend, die Bezeichnungen „Sehnsucht", „Schwermut", „Andacht", „Einsamkeit", „Verklärung", „Trauer", „Todesahnung" unter die einzelnen Gemälde setzen.



Partie an der Teufelsmauer. Ölgemälde von Adalbert Stifter.
Besitzer: Max Kalbeck in Wien.

Das herrliche, wie eine der ergreifenden Landschaftsdichtungen Böcklins wirkende Bild „Ideale Landschaft", welches ich zuerst bei Heckenast sah, und nach welchem ich später im Auftrage des Verlegers für mein dem Andenken Stifters geweihtes Buch eine Kupferradierung anfertigte, hat der Dichter während seines Wiener Aufenthaltes gemalt und es daselbst im Jahre 1842 in die Jahresausstellung der Akademie bei St. Anna einreihen lassen. Später schickte es der Künstler nach Pest, wo es von Heckenast käuflich erworben wurde. Stifter schrieb hierüber

an seinen Verleger am 21. Juni 1842: „Anliegend folgt das Rezepisse, gegen das Ihnen das Bild vom Pester Kunstverein ausgehändigt werden wird. Sollte es nicht mehr in den Katalog kommen, wie der Spediteur vermutete, so ist die Veränderung schuld, die ich anbrachte, und die dem Urteile der Kenner nach dem Bilde not tat; dann mußte es gut trocknen und gefirnißt werden. — Es war ein Herr bei mir, der sagte: „Schade, daß dieses Bild nicht in der Ausstellung war, es müßte Aufsehen gemacht haben." Gebe nur Gott, daß es in Pest tief genug und in hellem Lichte hängt." Dieses Gemälde ist von allen Bildern Stifters das gewaltigste.

Das tiefpoetische Ölgemälde „Die Straßerau bei Linz", 33 *cm* breit, 24½ *cm* hoch, auf Leinwand gemalt, mit St. signiert, war zuerst im Besitze des Malers Karl Blumauer in Linz, von welchem es später an Herrn Bachofen von Echt überlassen wurde. Das in warmen Tönen gehaltene, mit weichem, flüssigem Vortrag gemalte Bild drückt eine sanfte Sehnsuchtsstimmung aus. Der an dem ruhigen Himmel aufsteigende Mond spiegelt sich hell silbergrau in der regungslosen Wasserfläche, welche sich zwischen den schwach beleuchteten Uferbäumen hindehnt. Horcicka findet unter Stifters Ölgemälden, soweit sie ihm bekannt geworden sind, das vorliegende Stimmungsbild unstreitig als das Beste und bemerkt weiters: „Will man an ein Vorbild denken, das etwa Stifter bei der Darstellung dieses Bildes vorschwebte, so fühlt man sich unwillkürlich unter den älteren Meistern an die Motive des Aart van der Neer erinnert, von modernen Künstlern mahnt die Farbengebung an August von Piepenhagen." In der Tat hat Stifter kaum einen Landschaftsmaler der neueren Zeit höher geschätzt, als Piepenhagen, dessen Gemälde er mit den „einsamen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilden Ruisdaels" vergleicht, und an den er sich brieflich in begeisterten Worten wendet: „Ihre Gemälde sind unvergleichlich an Stimmung. Vorzüglich schön erschienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl."

Das in neuester Zeit von dem ebenso unermüdlichen und opferfreudigen als begeisterten Stifter-Sammler K. Adolf Bachofen von Echt erworbene Gemälde „Mondnacht in der Au" ist voll Weichheit und poetischer Stimmung. Gegenständlich und in der Art der Behandlung mit der „Straßerau" nahe verwandt, steht doch dieses zaubervolle, träumerische Bild wegen der unvergleichlichen Zartheit und Duftigkeit des Vortrages unter allen Malereien des Dichters fast einzig da. Das in nächtlichen Schatten ruhende Ufergelände, auf welchem eine schwach-



beleuchtete Gestalt dem zwischen mächtigen Bäumen hinführenden Pfade zustrebt, begrenzt ein im funkelnden Mondenglanze sich hindehnendes Gewässer, dessen magisches Leuchten den Glanz des soeben aus den Wolken tretenden Nachtgestirnes herrlich widerspiegelt. Eine holde Anmut und eine beseligende Ruhe liegen in diesem Bilde. Die Ausführung des Baumschlages und die Zeichnung des Astwerkes sind von vorzüglicher Wirkung.

Die „Teufelsmauer bei Kienberg" zeigt im Vordergrunde eine überraschende, sich bis in die Formen und Einzelheiten der den Wasserlauf hemmenden Steine erstreckende Ähnlichkeit mit der düsteren, grandiosen Felsenlandschaft aus Heckenasts einstigem Kunstbesitz. Die links von den herniederbrausenden Wassermassen steil aufstrebende Felswand ist kräftig und wirkungsvoll gemalt, der Hintergrund und der rechts liegende Teil des Gebirges ist von Nebeln verhüllt und im einzelnen nicht ganz vollendet. Diese in wahrhaft klassischer Mächtigkeit aufgebaute Landschaft kam durch eine Schenkung Stifters in den Besitz der Familie Kaindl, mit welcher der Dichter stets einen lebhaften, freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Vergl.: „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl" von Dr. Ad. Horcicka in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", Jahrg. XXXVII, S. 324—336.

Die „Mondlandschaft" aus meinem Besitze bringt eine in nächtliches Dämmern gehüllte, einsame und flache Ufergegend zur Anschauung, von gedämpftem Mondlichte schwach und unbestimmt erhellt. In dieser kleinen Ölskizze begegnen wir einem jener Vorwürfe, welche der Dichter zahllose Male mit niemals ermüdender Ausdauer immer wieder gemalt hat. Die $9^1/_2$ *cm* hohe und 14 *cm* breite Skizze kam durch Schenkung der Hofrätin Stifter an mich, und wurde von mir im Auftrage Heckenasts als Beilage zu der ursprünglich für seinen Verlag bestimmten Stifterbiographie auf Kupfer radiert. Die überaus ansprechende, poetisch aufgefaßte Skizze ist auf der rechten Seite, wo noch die flüchtigen Konturstriche des ersten Entwurfes stehen geblieben sind, unvollendet. Das weit in den Raum hineingehende Ufergebüsch beweist durch die vorzügliche Tiefenwirkung die vollendete Meisterschaft Stifters in der Luftperspektive.

Ähnlich in der Vorzüglichkeit der Beleuchtungseffekte stellt sich die „Windmühle im Mondlicht" dar, deren photographische Wiedergabe ich der freundlichen Fürsorge des hochwürdigen Probstes von St. Florian, Herrn Dr. Josef Seiler, verdanke, durch dessen liebenswürdige Vermittlung sich Herr Gustav Fossek, Apotheker in St. Florian, zur Anfertigung der Aufnahme bestimmt fand. Das Gemälde ist 30 cm breit und 25 cm



A. Stifer pinx. Heliogravure v. J. Löwy Wien

MONDNACHT IN DER AU

hoch. Es macht einen ernsten, fast melancholischen Eindruck. Aus den vorwiegend dunklen Tönen des Bildes heben sich die scharfbeleuchteten Wolken kräftig heraus; der Mond spiegelt sich mit seinem fahlen Lichte im Sumpfe. Links von der Mühle stehen dürftige Bäume neben kleinem Gesträuch, im Vordergrunde dehnt sich steiniger Grasboden hin. Keine Blume, kein Lebewesen. Das Bild wirkt wie ein vorzügliches altes Gemälde aus der niederländischen Schule.

Noch bedeutender ist der Eindruck, welcher von dem Bilde „Nachtstück“ ausgeht, welches sich im Besitze des Herrn Professors Edward Samhaber in Linz befindet, und das in der Flüchtigkeit, mit der es breit und massig hingeworfen ist, die höchste Genialität und zugleich eine bewunderungswürdige Sicherheit im Vortrag beweist. Eine überaus gelungene photographische Wiedergabe, welche durch die gütige Vermittlung des Präsidenten des Vereines der Amateurphotographen in Linz, des Buchdruckereibesitzers Herrn Julius Wimmer, von Herrn Ernst Fürböck ebendaselbst für mich angefertigt worden ist, läßt trotz der fast in Schwärze übergehenden Dunkelheit des Gesamttones doch deutlich erkennen, mit welcher erstaunlichen Bravour Stifter die kühnsten Beleuchtungsgegensätze meistert. Gespenstisch fliegen die zerrissenen Wolkenfahnen gegen das sich mühsam emporkämpfende Nachtgestirn, wie ein aus dumpfbrütender Finsternis aufflammendes Leuchten schimmert der grelle Widerschein auf spiegelnder Fläche, über die in unheimlicher Zweifelgestalt das tiefschwarze Segel des ruhelosen Schloßgeistes dahinhuscht, von dem verwunschenen Gemäuer, in dessen halbverfallenem Gelasse ein rötliches Licht glimmt, hinweg in ziellose Ferne irrend.

Als mir Herr Julius Wimmer die Reproduktion dieses Gemäldes übersendete, tat er dies mit den bezeichnenden Worten: „Ein Dämmerungsstück, Worpsweder-Schule aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.“

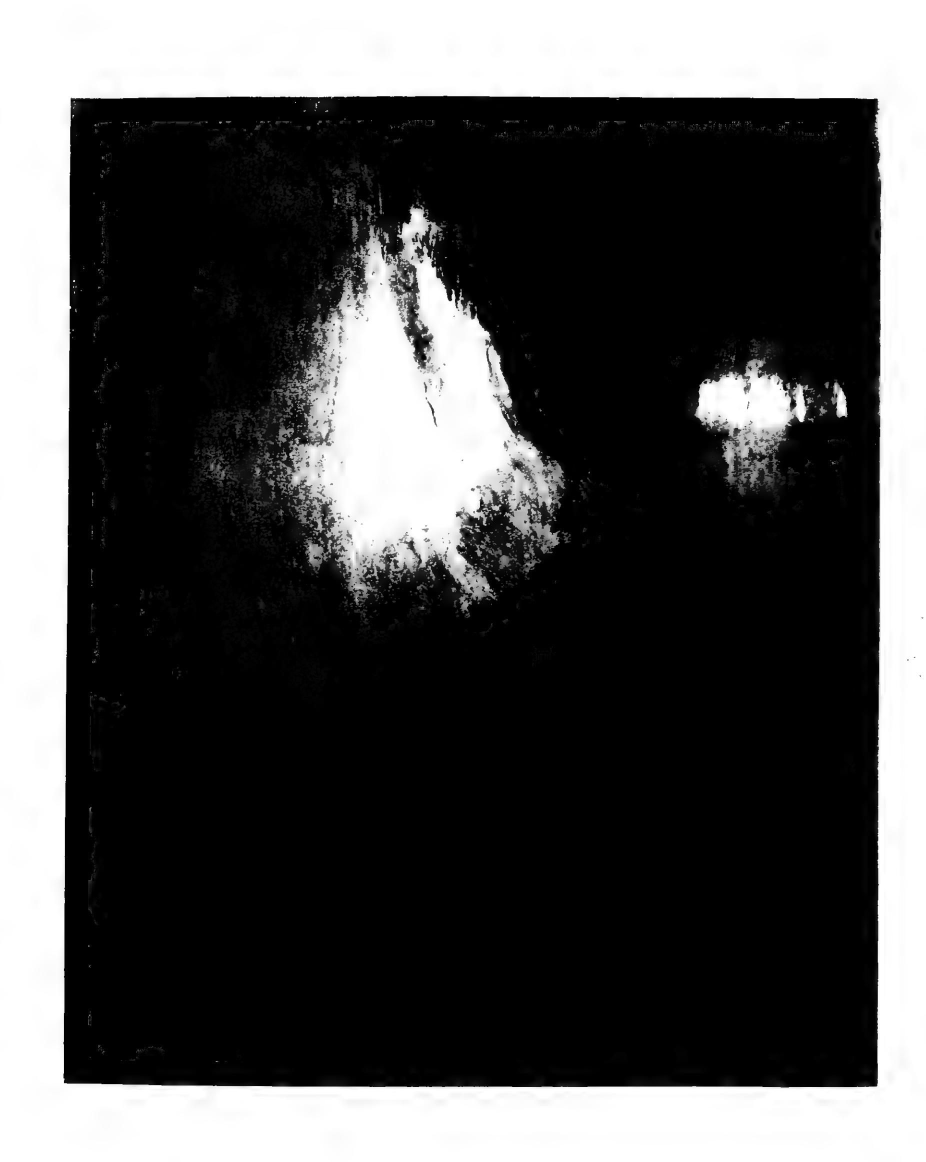
Die außerordentliche Schönheit der beiden letztgenannten Bilder, welche in einer Zinkätzung nicht voll zur Geltung gebracht werden können, bewog den verständnisvollen Kunstfreund und warmen Stifterverehrer Herrn K. Ad. Bachofen von Echt dazu, von diesen Gemälden, sowie von den in seinem eigenen Besitze befindlichen, herrlichen Werken Stifters „Ideale Landschaft“, „Straßerau bei Linz“ und „Mondnacht in der Au“ unmittelbar nach den Originalen Heliogravuren auf Kupfer anfertigen zu lassen; durch gütige Zuwendung derselben verlieh er in überaus dankenswerter Weise diesem Buche die vornehmlichste Zierde.

Hätte Stifter nichts anderes gemalt, als diese wenigen Stimmungsbilder, so wäre kein weiterer Beweis dafür nötig, daß er durch eine

ungewöhnlich bedeutende, in der Tiefe seines Wesens schlummernde Anlage in hervorragender Weise zum Maler berufen war. — „Der Landschaftsmaler des Pinsels und der der Feder gehorchen einem Triebe," wie ein ungenannter Kritiker der Berliner „Vossischen Zeitung" in der Nummer vom 12. Juni 1902 in einem geistvollen Aufsatze über Stifter bemerkte, „so daß man sagen könnte, daß die Linien der Schrift und der Zeichnung geistig in einander verfließen. Hier zeigt sich diese organisch zusammenhängende Doppelseitigkeit des Ausdruckes in einer feierlichen Andacht, die ein und dasselbe Gebet in zwei Sprachen verrichtet, und das psychologisch Interessante dabei ist, daß der Sinn dieses Gebetes sich in den ästhetischen Bekenntnissen des Dichters ganz unmittelbar erschließt."

* * *

Um den alternden Dichter, der zu den schweren Schicksalsschlägen, von denen sein Haus betroffen worden war, auch den Schmerz über die steigende Zerrüttung des Vaterlandes erdulden mußte, wurde es immer stiller und trauriger. Der Mangel großen Lebens hielt seinen Geist in kleinlicher Umschränkung, das Provinzlerische, in dem er steckte und das ihn unentrinnbar umgab, drückte ihn persönlich im Geiste, in der äußeren Erscheinung, ja auch in seiner Produktion herab, und seine Denkungs- und Schaffensart bekam menschlich und dichterisch etwas Einsam-Verbohrtes. Ein Schleier breitete sich über sein Wesen; er wurde in sich zurückgedrückt; allmählich nahm auch seine frühere Mitteilsamkeit ab. Die Schmerzen, welche noch von der ägyptischen Augenentzündung zurückgeblieben waren und die sich jahrelang wechselnd hinzogen, machten dem etwas hypochondrisch veranlagten Manne viele Sorgen, die sich freilich später als unbegründet erwiesen, und er fürchtete zu Zeiten allen Ernstes, das Augenlicht gänzlich zu verlieren. Dabei wurde auch der Zustand seiner Nerven immer schlechter; von Jugend auf gewohnt, seinem Körper mehr als eine Durchschnittsbelastung zumuten zu dürfen, mußte er nun anfangen, auf Schonung bedacht zu sein und vorsichtig auf seine ernstlich ins Schwanken geratene Gesundheit zu achten. Schon begann er auch das herannahende Alter mit Schrecken zu fühlen, vierzehn Tage schwanden ihm dahin wie drei, er fürchtete vorzeitig abberufen zu werden und mit einer schweren Last von Plänen in die Grube fahren zu müssen. Und doch wünschte er sehnlichst, so alt zu werden wie Goethe, wie Humboldt, oder wie sein eigener Großvater Augustinus, „der bis in sein 97. Jahr freies Anschauen und Walten verriet". — Das Übermaß von Arbeit, dessen Bewältigung ihm oblag,



da er eine vielgestaltige Wirksamkeit als Schulrat, als Konservator, als Museumsausschuß, als Vizevorstand des Kunstvereins, als Kritiker, als Dichter und als Maler zu entfalten hatte, erpreßte ihm den Ausruf, er hätte „manchen Tag nicht einmal Zeit zum Sterben". Trotzdem ihn seine Mitbürger zu so vielen Ehrenstellen berufen hatten, konnte er seines Aufenthaltes in der sich nur langsam entwickelnden Stadt nicht froh werden, er fühlte sich verkannt, unbeachtet, unverstanden und sagte, daß man ihn höher achten würde, wenn er auch nur ein wohlhabender Seifensieder wäre. Dagegen erfüllte es ihn mit stolzer Freude, wenn die Anzeichen des Ruhmes und der Wertschätzung aus der Ferne zu ihm drangen. Geiger malte für ihn ein Bild, um ihm seine Freundschaft zu beweisen, Bürkel sendete ihm eine kleine Winterlandschaft, da er durch die „Studien", besonders durch „Die Heide", so ergriffen war, daß er „die Augen voll Wasser hatte", auch durch ein Gemälde von Piepenhagen wurde er erfreut; viele junge Dichter unterbreiteten ihm ihre Werke und erbaten sich ein Urteil über dieselben; sein Bild kam in das „Album der Zeitgenossen", zu welchem Angerer die Photographien machte; berühmte Dichter, Maler und Musiker wendeten sich brieflich an ihn, um ihm zu sagen, wie sehr sie von seinen Schriften ergriffen worden wären; ich fand in seinem Nachlasse Briefe von Arneth, Bodenstedt, Betty Paoli, Schücking, Karl v. Hippel, Edmund Hoefer, Johann Gabriel Seidl, Geiger, Piepenhagen, Albert Zimmermann und vielen anderen; darunter ein interessantes Blatt mit den Worten: „Dem lieben, unvergleichlichen Adalbert Stifter sendet innigen Gruß durch seinen jungen Landsmann der alte, halbblinde Justinus Kerner", und einen Brief von Robert Schumann, in welchem dieser, tiefbewegt durch den mächtigen Eindruck, welchen die „Studien" und die „Bunten Steine" in ihm hinterließen, die Bitte ausspricht, den Dichter besuchen und ihm Phantasien vorspielen zu dürfen, die Stifters Worte in ihm lebendig gemacht hatten. Grillparzer, welchem der Malerpoet zum siebzigsten Geburtstage gratulierte, ihn zugleich aneifernd, endlich seine „Gesammelten Werke" herauszugeben, antwortete sehr freundlich, und suchte ihn wegen der beklagenswerten Unglücksfälle in seiner Familie, besonders wegen Julianens Tod und auch wegen des Krieges vom Jahre 1859 zu trösten, über welche sich Stifter mehr resigniert als innerlich beruhigt geäußert hatte: „Ich suchte mich zu fassen, und suchte mich auch in die Lage unseres Vaterlandes zu fügen." —

Grillparzers Brief, welchen ich nach der mir von Heckenast zur Verfügung gestellten Originalhandschrift wiedergebe, lautet:

„Mein edler Freund!

Fast hätte ich gesagt, Ihr Brief habe mir große Freude gemacht. Ich hätte aber gelogen; denn der Bericht von Ihren häuslichen Unglücksfällen hat mich so betrübt, daß darüber von Freude nichts zu empfinden war. Also haben Sie außer unserm gemeinsamen Unglück noch ein besonderes zu tragen. Denn ein gemeinsames Unglück nenne ich den Zerfall unseres Vaterlandes und der gesunden Ansichten in der Literatur, des Vaterlandes der Geister. Zwar auch mein häusliches Leben ist nicht frei von Unannehmlichkeiten, und der Zustand meiner Augen kann recht wohl für ein Separatunglück gelten. Und doch sind Sie gewissermaßen besser daran als ich. Sie haben sich doch wenigstens die Erregbarkeit der Empfindung bewahrt, indeß ich mich abhärte und manchmal vor mir selbst erschrecke, so stumpf bin ich geworden. Die Poesie hat mich verlassen, wie schon früher die Musik und ich bin wie ein vormals wohlhabender Mann, der sein Vermögen im Börsespiel verloren. Ja wohl, Börsespiel! Der Kurs fällt und man ist ruiniert, und wenn er auch später vielleicht stiege, so lebt man nicht mehr. Den Lumpen wird der Fortschritt leicht; was soll denn aber derjenige thun, der zu seinem Unglücke Ueberzeugungen hat? Wenn auch nicht die Wahrheit, doch die Richtigkeit unserer höchsten Gedanken und Empfindungen hängt denn doch von der Uebereinstimmung des Menschengeschlechtes ab. Da kann denn doch nur ein Narr seiner so sicher sein, daß ihn der gemeinsame Lärm seiner Zeit nicht ins Wanken brächte.

Ich weiß Ihre Wohnung in Linz nicht. Ich gebe daher diesen Brief auf die Post, wie die Seefahrer die ihren in versiegelten Flaschen in die See werfen und muß dem Zufalle überlassen, ob eine günstige Welle ihn an Ihre Insula trägt. Wenn Sie ihn daher nicht erhalten, so nehmen Sie ihn für empfangen an. Aber dann wissen Sie ja nichts davon.

Freundschaft und Gruß bis ans Ende.

Grillparzer."

Wenn der Dichter, welcher freiwillig auf einen Teil seiner Bezüge verzichtet hatte, um zu den Kosten des Krieges nach seinen Kräften beizusteuern, auf die Stärke des geliebten Vaterlandes fest vertraute, und damals geradehin die Überzeugung aussprach: „Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden," so war er im Inneren nichts weniger als frohen Mutes. So oft er auch seiner sentimentalen, ewig wehklagenden Freundin, der Schwester des Dichters Eichendorf, ganz

erfüllt von jenem unbeugsamen Optimismus, den er im Leben und im Dichten stets hoch hielt, zurief: „Die Welt ist kein Jammertal," so hatte er doch nachgerade Mühe, nicht selbst insgeheim an seinen Überzeugungen irre zu werden. Drei Jahre nach dem blutigen Kriege kam die grauenvolle Überschwemmung, welche die fruchtbarsten Gefilde längs der Wasserläufe in einer Länge von vielen hundert Meilen verheerte, vor den Augen des Dichters Ortschaften verwüstend, Häuser wegfegend, Mensch und Vieh in den unersättlichen Fluten begrabend, ihn selbst aus seiner unzugänglich gewordenen Wohnung verscheuchend, und kaum waren die Wunden, welche das Wüten der Elemente in die heimatlichen Schollen gerissen, halb vernarbt, als sich auch schon die ersten Anzeichen geltend machten, durch die der erbitterte, mörderische Kampf um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Österreich sich ankündigte. So brachte es der Jammer in seinem Hauswesen, seine und seiner Frau zunehmende Kränklichkeit und die Verwirrung in den öffentlichen Zuständen mit sich, daß er fast menschenscheu und der Außenwelt mehr und mehr entfremdet wurde. Er flüchtete nach seinen eigenen Worten von der Schwäche der Menschen zur Stärke der Dichtkunst. Unter den Wenigen, die damals im Hause Stifters verkehrten, war Aprent einer der ausdauerndsten Besucher; ihm verdanken wir eine treffliche Schilderung des alternden Dichters: „Stifter zog sich immer mehr auf den Raum seines Arbeitszimmers zurück, und es war nicht zu verkennen, daß er sich auch innerlich täglich mehr abschloß. Immer jedoch blieb er zugänglich, und wer kam, fand die freundlichste Aufnahme, ein heiteres Antlitz, und, bedurfte er Rat oder Beistand, teilnehmendes Eingehen auch in die kleinsten Anliegen und Verhältnisse. Gegen seine Freunde war und blieb er vollends die lauterste Herzlichkeit und Innigkeit. Hatte man sich in seinem Zimmer zwischen ein paar alten, in der Herstellung befindlichen Kästen, einigen Gartengeschirren, etwa auch über eine Kiste mit Erde für die Kaktus und hinter einer Staffelei hervor bis zu ihm durchgearbeitet und endlich auch einen Sitz gefunden, was nicht immer gerade leicht war: dann schien es, er habe jetzt nichts mehr zu tun als zu reden und zu erzählen. Zuerst kamen die kleinen Begegnisse des Tages an die Reihe, und nicht leicht ward etwas Törichtes, was der Kleiderputzer oder die Köchin gesagt oder getan hatten, vergessen, und die Klage, wie es unmöglich sei, ihnen die einfachste Schlußfolge begreiflich zu machen, war eine stehende. Man tat da am besten, ihn nicht zu stören; denn war einmal der Ballast über Bord, so erhob sich die Rede allmählich zu Höhen und Ausblicken, daß man ihm Stunden lang mit Wonne zuhören mochte. Niemals fehlte es ihm an Stoff, niemals stockten die Worte,

und man bedauerte nur, daß die herrlich gerundeten Sätze nicht auch gleich auf dem Papiere standen. Zuweilen, wenn es bereits dunkelte, zündete er die drei Kerzen auf seinem Schreibtische an und las die Briefe vor, die seit dem letzten Besuche des Freundes gekommen waren; dann, nachdem er gewissenhaft zwei wieder ausgelöscht hatte, überging das Gespräch gewöhnlich auf Kunst und Literatur. Aber auch auf anderen Gebieten bewegte er sich mit Leichtigkeit, besonders gern sprach er über Geschichte und Naturwissenschaftliches. Bei Gegenständen der letzteren Art zeigte sich sogleich die Eigentümlichkeit, die man auch an Goethe bemerkt hat, daß Naturgesetze sich ihm immer in einer konkreten, oft ganz nahe liegenden, aber eben darum von anderen kaum beachteten äußeren Anschauung darstellten. Weniger gern folgte er in das Bereich der Politik und der sozialen Fragen. Alles Verworrene und Verwirrende war ihm verhaßt; er wollte das Walten des Sittengesetzes sehen, und wo er es nicht zu erblicken vermochte, wandte er am liebsten den Blick ganz ab. — Sein liebster Dichter war Goethe. Immer lagen einige Bände von dessen Werken auf seinem Tische, und auf seinen Amtsreisen, sollten sie auch nur wenige Tage dauern, war Goethe sein steter Begleiter. „Ich lese," so schreibt er nach den erschütternden Ereignissen des Jahres 1866, „täglich einige Blätter aus Goethes italienischer Reise. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost als alles, was in mich hineingeredet werden könnte." Niemals gab er zu, daß etwas schön sein könne, was nicht zugleich sittlich sei. Als unsittlich und unkünstlerisch zugleich galt ihm aber vor allem jede subjektive Unwahrheit, die Übertreibung, das falsche Pathos. — Grillparzer gehörte die erste Stelle nach Goethe in seinem Herzen, aber er rechnete ihn noch zu den Alten. In dem Dunkel längst vergangener Zeiten aber leuchtete ihm vor allem Homer, der göttliche Sänger göttlicher Helden."

Leider blieb dem vereinsamten Dichter, der aus mehr als einem Grunde alle zeitraubenden gesellschaftlichen Zerstreuungen mied, nur wenig Muße, sich sein Leben in so idealer Weise zu verschönen. Die stets wiederkehrenden Anforderungen des Tages waren bei seiner Kränklichkeit schon zu viel für ihn, und seine Lage gestaltete sich bald umso peinlicher, als es ihm trotz aller Anstrengung nicht mehr gelingen wollte, den Verpflichtungen gerecht zu werden, welche er seinem Verleger gegenüber eingegangen war; das Beantworten der stets zahlreicher einlangenden Briefe war ihm oft Wochen, ja Monate hindurch ganz unmöglich, worüber der feinfühlige, aufmerksame und oft bis über seine Kraft bereitwillige Mann

ganz untröstlich wurde. So sehr er auch mit den Minuten geizen mochte, für den Umfang seiner Obliegenheiten reichte seine Zeit nicht hin. Wenn im Juli die Schlußprüfungen an den Schulen begannen, so saß er täglich von 4 Uhr Morgens an beim Schreibtische, um dem Verleger zu den vereinbarten Terminen die versprochenen Manuskripte senden zu können. Wie kräftig seine Gesundheit anfänglich auch war, eine so schwere Belastung konnten seine Nerven auf die Dauer nicht ertragen. Wiederholt wirft ihn ein stets mit erneuerter Heftigkeit auftretendes Leiden aufs Krankenlager, und immer wieder sucht er sich mit dem Aufgebote aller Kräfte aufzuraffen, da noch so viele seiner schönen Entwürfe der Vollendung harren. In der Zeit vom Dezember 1863, in welcher eine anscheinend katarrhalische Verstimmung, wozu seine Natur auch in jüngeren Jahren neigte, ihn drohender befiel, bis zu seinem Tode ist der Dichter nicht mehr völlig genesen. Das Übel trat schleichend auf und wollte der Kunst der Ärzte, welche bald auf Magenkatarrh, bald auf Typhus, bald auf Störungen in der Leber und in der Galle rieten, nicht weichen. Wiederholt an der Ausübung seiner Amtspflichten gehindert, muß Stifter endlich um einen ausgiebigen Urlaub und, da sich sein Leiden trotz der aufgewendeten Heilmittel nicht erheblich bessert, um mehrmalige Urlaubserstreckung ansuchen. In wärmster Weise nimmt sich des unglücklichen Dichters der für die Schriften desselben begeisterte Hofrat Kriegs-Au an, welcher die in den Akten des Unterrichtsministeriums vom 2. Juli 1864, vom 9. Juli 1864, vom 13. Feber 1865 und vom 30. April 1865 behandelten Urlaubsgesuche mit deutlich hervortretendem Wohlwollen unterstützt. Da die späteren Urlaubserstreckungen „nicht mehr im Wirkungskreise des Ministeriums" liegen, so muß unter Berücksichtigung der andauernden Dienstunfähigkeit Stifters zweimal die Genehmigung des Kaisers angesprochen werden, welche auch in den Allerhöchsten Entschließungen vom 22. Feber 1865 und vom 10. Mai 1865 in zustimmender Weise zum Ausdrucke gelangt. Auf alle einzelnen Aktenstücke einzugehen verbietet die Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum. Einer der von dem damaligen Staatsminister Anton Ritter von Schmerling an den Statthalter von Oberösterreich Freiherrn von Spiegelfeld abgesendeten Ministerial-Erlässe lautet:

„In Erledigung des Dienstschreibens Eurer Exzellenz vom 2. Juli d. J., Z. 2954 Pr., dessen Beilagen zurückfolgen, bewillige ich dem Schulrathe Adalbert Stifter (dermalen) einen Urlaub bis Ende Oktober 1864. Nach Verlauf dieser Frist gewärtige ich eine weitere Anzeige über

den Grad der Dienstfähigkeit Stifters und eventuell die durch die Rücksichten für den Dienst (und die Persönlichkeit Stifters) gebotenen Anträge.

Wien, den 9. Juli 1864. Z. 4800.

Staats-Minist.
Schmerling m. p."

Die in der Klammer stehenden Worte sind Korrekturen des Entwurfes, welche vom Staatsminister selbst vor der Einsetzung des Vermerkes „Expediatur" vorgenommen wurden; in denselben spricht sich eine besondere Wertschätzung Stifters aus. In dem Krankheitszeugnisse wurde das Leiden als ein chronisches bezeichnet und als „Intestinal-Katarrh mit nervöser Blutecrase des Pfortadersystems und hypochondrischen Verstimmungen der Ganglien" charakterisiert.

Das erste Halbjahr seiner Urlaubszeit verwendete der Dichter, um in ländlicher Ruhe in reiner Luft und bei reinem Wasser Erholung zu suchen. Er nahm bei seinem Freunde Franz X. Rosenberger, einem begüterten Kaufmanne aus Passau, in den Lakerhäusern im bayrischen Walde am Fuße des Dreisesselberges Wohnung. Sein früher blühendes Aussehen war beim ersten heftigen Auftreten der Krankheit dahingeschwunden und da er sich selbst eine sehr energische Hungerkur verordnete, als man ihm sagte, daß sein Leiden von zu gutem Essen und zu kaltem Trinken und vom Mangel an ausreichender Bewegung komme, so magerte er in kurzem fast bis zur Unkenntlichkeit ab. Mit seiner Krankheit, so berichtete er selbst an Heckenast, sei „eine tiefe körperliche Schwermut" verbunden gewesen, und so kräftig er auch versucht habe, sie niederzukämpfen, sei er doch oft in ein heftiges Schluchzen verfallen, dessen er nicht Herr werden konnte. Sein größter Gram, über den er, so oft er daran dachte, unwillkürlich in heiße Tränen ausbrach, war, daß Witiko ruhen mußte, an dem er nicht arbeiten konnte, weil sein Geist „ein halbes Kind" geworden war. Um nun seinen Gram zu lindern, sei er an die „Mappe" gegangen, mit deren Erweiterung und Umarbeitung er sich in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, denn deren Vorstellungen seien ihm aus gesunder, kräftiger Zeit geläufig gewesen, während Witiko zu „erschütternd" auf ihn wirkte. „Trotz des Verbotes des Arztes schrieb ich oft, wenn mir auch bei Zittern der Nerven die Buchstaben auf dem Papiere zitterten und so verschwammen, daß ich wieder auf Stunden aussetzen mußte. — Der Arzt sagte, ich hätte schon den Grund zur Nervenverstimmung durch einige Jahre gelegt, indem ich bei kräftiger Nahrung stets geistig tätig war, und schier keine Bewegung machte. Das eigentliche Übel war im Beginne eine Grippe, die ich mir

in meinem Amte oft zuzog, wenn ich, der ich bei meiner Körperfülle leicht in Schweiß geriet, oft aus heißen Schulzimmern in kalte Luft mußte. Die Grippe pflanzte sich in Magen, Gedärme, Gallgänge, kurz, in alle Schleimhäute fort und es entstand ein nervöses, schleichendes Schleimfieber. — In der Hälfte des April erklärte mich der Arzt, da jede alte und böse Fülle dahin war, für gesund und sagte, ich solle am ersten schönen Tage, aber nur, wenn mindestens 14 Grad Wärme sind, in die Luft gehen. Und ich mußte vier Wochen auf diesen Tag warten; denn stets war es kalt und hatte Regen oder Schnee. Da ich vier Monate schier nichts gegessen hatte, ging die Erholung sehr langsam. Der Arzt verordnete dann den Besuch eines hochgelegenen Nadelwaldes, der Granitwasser hat. Am 21. Juli kam ich hier in den Lakerhäusern an, und so übel auch fortan das Wetter ist, so ging die Wiedergenesung doch sehr sichtlich vorwärts. — Der Aufenthalt in dieser für mich entzückenden Gegend gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Eine engelsgute Gattin, deren Benehmen in dieser Krankheit ich nie werde vergelten können, versüßt mir durch Güte und unwandelbare Liebe diesen Aufenthalt . . ."

Die Freude über die „Wiedergenesung" war voreilig und unbegründet. Stifter fühlte sich zwar durch den Aufenthalt in seinem geliebten Walde, in dem er als Dichter seit jener märchenschönen Erstlingserzählung von dem holden Schwesternpaar Johanna und Klarissa so völlig daheim war, daß er Wald und Hochsee sein eigen nannte, und wo nun auch die Arbeit am Witiko ihn abermals zu bekannten Stätten leitete, körperlich gekräftigt und seelisch freier. Er freute sich, an dem Platze zu lustwandeln, wo nach der Geschichte auch sein wackerer, jugendlicher Held gelebt hatte; vergnügt schrieb er an seinen Freund Rosenberger: „Im Witiko steht Ihr Waldhaus prachtvoll als Eigentum eines bayrischen Ritters im Jahre 1138. Nun später ist es zerstört worden, es ist wieder Wald geworden und das jetzige erst in unseren Zeiten aufgebaut worden." —

Als nun aber der Winter kam, brach die Krankheit, die in seinem Körper nur geschlummert hatte, tückisch und mit erneuerter Heftigkeit wieder hervor. Für ihn, für seine Umgebung und für seine Freunde brachte dieser schwere Rückfall eine trübe, verzweiflungsvolle Zeit. Die quälende Krankheit drückte seine wenige Monate vorher noch hoffnungsfreudige Stimmung bis zu völliger Verzagtheit herab, der ehemals kräftige Mann verlor seine zuversichtliche Haltung und schlich gebeugten Hauptes, eine im Innersten gebrochene Gestalt, von allen Vorübergehenden voll Mitleid betrachtet, durch die Gassen, oder er lag auf dem Ruhebett in seinem Arbeitszimmer,

indes seine trüben Augen unstet in der Leere umherirrten. Unausgesetzt grübelte er über seinen Zustand nach, den er auf das genaueste in allen Einzelheiten zergliederte; kam einer seiner Freunde zu ihm, so sprach er über nichts anderes, als über das rätselhafte Leiden, das ihn mit jedem Tage tiefer herunterbrachte.

Unter solchen Umständen und in der Stimmung, welche dieselben zur Folge hatten, reifte Witiko, des Dichters letztes Werk, oft unterbrochen und nur langsam fortschreitend, allmählich der Vollendung entgegen.

* * *

Die auf langjährigen, geschichtlichen Studien ruhende, dreibändige Erzählung „Witiko", deren einzelne Teile in den Jahren 1865, 1866 und 1867 zur Veröffentlichung gelangten, zeigt uns Böhmens Vergangenheit und die Schicksale des Ahnherrn der in späterer Zeit überaus einflußreich und mächtig gewordenen Rosenberger in einem farbenreichen Kulturgemälde voll Kraft und Größe. Aber die Weitschweifigkeit, welche sich mit dem zunehmenden Alter des Dichters ins Ungemessene steigerte, und die schon der Verbreitung des „Nachsommers" so hinderlich war, daß eine zweite Auflage nicht mehr voll abgesetzt werden konnte, trat in dem historischen Romane noch peinlicher zu Tage und schreckte selbst die freudigsten und unerschütterlichsten Anhänger des vordem so viel gelesenen Schriftstellers ab. Die Aufnahme des umfangreichen, mühevollen Werkes war kühl, und der Vertrieb blieb hinter den bescheidensten Erwartungen weit zurück. Der Dichter wurde durch die Vorsehung vom irdischen Schauplatze abberufen, noch ehe der kleinste Teil des ersten Druckes aufgebraucht werden konnte; eine Neuauflage kam überhaupt nicht zu stande.

Bot uns Stifter im „Nachsommer", mit welchem die spätere geschichtliche Erzählung im Umfange und in der Form durchaus ähnlich ist, die Entwicklung eines stillen Lebensganges in lehrhafter Darstellung, so zeigt er uns im „Witiko" die in Kämpfen und Siegen erworbene Festigkeit eines aufstrebenden, tapferen Volksstammes, dessen natürliche Mitgift von Sitteneinfalt und Herbheit das Emporkommen fördert.

Die Frage, ob Stifter befähigt gewesen wäre, im historischen Romane Bedeutendes zu leisten, läßt sich nach dem einzigen vorliegenden Versuche mit Grund verneinen. Seinem beharrlich vom Selbsterlebten ausgehenden, in zarten Empfindungen schwelgenden Geiste lag das geschichtliche Gebiet ferne. Obgleich er sein letztes Werk auf die Ergebnisse zwanzigjähriger, angestrengter Quellenstudien stützen konnte, vermochte er schließlich doch

weder die angestrebte historische Treue zu erzielen, noch auch den poetischen Forderungen gerecht zu werden.

Wohl leitete ihn der geschichtliche Stoff wieder in die Gefilde der heißgeliebten Heimat zurück und führte ihn durch die für den träumerischen Knaben so ahnungsreichen Waldestiefen zur einsamen Hochwaldburg, deren Belagerung und Zerstörung er vordem in der Geschichte Johannens und Klarissens so rührend erzählte, wohl blieb ihm stets das harte, kernige Waldvolk, in dessen Mitte er den jugendlichen Erbauer der stolzen Veste



Ruine Wittinghausen. Seitenansicht.

stellen konnte, wie kein anderes von Kindheit auf vertraut, aber doch war die Wahl des Stoffes, mit welchem er darzutun gedachte, daß er auch dem Blutigen und Gewalttätigen nicht scheu aus dem Wege gehen wolle, eine nicht ganz freiwillige. Die Sturmglocke des Revolutionsjahres hatte ihn aus seiner träumerischen Idylle aufgescheucht, und die nergelnde Kritik, die ihn der Weichlichkeit beschuldigte, hatte ihn, so wenig er dessen geständig sein wollte, aufgestachelt, zu zeigen, daß für seine Ohren auch das Schmettern der Kriegstrompete Musik sei. „Etwas Handlungsreiches und mit erschütternden Lagen Erfülltes muß jetzt von meiner Feder kommen, daß des Idyllischen nicht zu viel wird," schreibt er, durch die ihn überzart findenden Rezensenten eingeschüchtert, an seinen Verleger.

und vertröstet diesen damit, daß die Leute in seinen Romanen schon „des Tragischen genug finden werden, von dem einige meinen, es sei allein Poesie“. Unmittelbar nach dem Abschlusse der „Studien“ wollte er mit mächtigen, ergreifenden Historienbildern hervortreten, und schon im Mai 1848 finden wir ihn „unter Kolben, Äxten und Schwertern“ im Linzer Museum mit dem Studium des Quellenmaterials beschäftigt. Die Größe und Frische des gänzlich unberührten Stoffes reizt ihn gewaltig, und es umfängt ihn mit seltsamem Zauber, den Helden des heimatlichen Waldes in das Kriegsgetümmel vergangener Jahrhunderte zu folgen, während gleichzeitig das Land durchbraust wird von dem tollen Lärm der Umsturzbewegung, dessen verbrandende Wellen in gedämpftem Aufrauschen an des Dichters Schreibtisch dringen. Aber das Gebiet, das er staunenden Blickes betritt, ist so weit und unermeßlich, daß er in Zweifel gerät, wo am sichersten zuzugreifen wäre. Zuerst fesselt ihn die Figur des mächtigen und geistvollen böhmischen Helden Zawesch, und er ist längere Zeit hindurch überzeugt, daß es ihm gelingen werde, denselben zum Mittelpunkte eines spannenden Romanes zu machen. Bald aber steht er völlig im Banne einer noch gewaltigeren Erscheinung, mit welcher ihn der Fortgang seiner Studien bekannt macht. „Böhmen hat eine der größten und merkwürdigsten europäischen Geschichten,“ so berichtet der von der Größe der vaterländischen Historie ergriffene Dichter an seinen Verleger, indem er diesem den Plan für die Reihenfolge seiner Arbeiten vorlegt. „In Palackys Geschichte von Böhmen steht ein Stoff, den ich gleich nach Zawesch, noch vor Kepler, bearbeiten will. Es ist der Untergang der Wrsowece und der ihres Feindes. Der Stoff liegt fast vollendet vor. Es kommt nur darauf an, die glühende, kraftvolle, rastlose, entsetzliche Seele Swatopluks zu entwickeln, die gewalttätigen Triebe seiner Zupane und Lechen zur Anschauung zu bringen, und den giftvollen Wacek und den fast großartigen Mutina und Bozey darzustellen. Es ist unbegreiflich, warum ich dieses Epos nicht längst gemacht habe, und ich zittere fast, daß mir dieser Stoff weggenommen wird. — Verraten Sie ihn niemanden. Nur daß Deutsche die böhmischen Geschichten so wenig studieren, mag Ursache sein, daß man an diesem nibelungenartigen Riesendinge vorüberging. Wäre es nicht besser, da Witiko älter ist als Swatopluk, Swatopluk aber den geschichtlich schon klaren Rosenbergern Wok und Zawesch weit an Alter vorgeht, ihn gleich nach Witiko kommen zu lassen? So würden die größten böhmischen Geschlechter vorgeführt.

Bei den Wrsowecen käme auch ein Rückblick auf ein uraltes böhmisches Geschlecht vor, welches zweihundert Jahre vor Swatopluk von den

Wrsowecen vernichtet worden ist, ein Geschlecht, dem der Bischof von Prag, Woytech (der heilige Adalbert), angehörte, das Geschlecht der Slawnike. Welche schaudererregende Vergeltung herrscht in diesen Dingen. Könnte nicht die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert, und ihre Gewaltplane wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend dargestellt



Rosenberg.

werden, daß die Menschen im Anblicke des Entsetzlichen, das in Folge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet? Ob ich aber das darstellen kann? Ich würde es versuchen, und dann wäre wohl auch die Neugierde zu verzeihen, zu erfahren, ob unser jetziges Geschlecht durch rauschende Kraft mehr zu erregen wäre als durch die stille, aber größere der Weisheit."

Der Dichter zaudert, von überreichem Stoff umdrängt. Zawesch, der Verfasser der Königinhofer Handschrift, nach Palacky der größte und geistreichste Mann seines Jahrhunderts, ist ihm schon so lieb geworden, daß

er für längere Zeit nach Hohenfurt reist, wo die Urkunden im Klosterarchiv viel über den reichbegabten Urahn der Rosenberger berichten; dort wird ihm auch eine Stelle in der Wand gezeigt, wo nach der Sage das Haupt des daselbst begrabenen Helden eingemauert ist. Tief in seine historischen Studien vergraben, formt Stifter im Geiste gleichzeitig die Entwürfe für einen ganzen Zyklus von vaterländischen Romanen, und er spricht von sechs bis acht Bänden, die alle der Geschichte der Rosenberger gewidmet sein sollen. Nun war noch die Frage zu lösen, ob mit der interessantesten oder mit der ältesten Partie des riesigen Stoffes begonnen werden sollte. „Der Zawesch wäre freilich besser, sein Stoff ist viel anziehender als Witiko; aber er kann der Zeit nach nur nach dem Witiko erscheinen," so beratschlagt der Dichter mit sich selbst, und es ist sehr zu beklagen, daß schließlich der philiströs-schulmeisterliche Zug seines Wesens die Oberhand behielt, nach welchem das dichterisch Bedeutungsvollere der nur für den Historiker bindenden chronologischen Ordnung aufgeopfert werden mußte. Würde Stifter geahnt haben, daß Witiko sein letztes Werk sein werde, und daß sein stolzer Plan, den Riesenzyklus der Rosenberger zu schaffen, niemals zur Ausführung gelangen könne, dann hätte er gewiß tiefer ins Volle gegriffen, statt an kargen Brosamen herumzuknuspern, und die köstlichsten Leckerbissen in den bei Seite gestellten und nie wieder eröffneten Vorratsschrank zu verschließen. Seine Entscheidung nach dem Gesetz der Zeitfolge fassend, freute er sich des Reichtums der für die Zukunft aufgesparten hochdramatischen Stoffe und verbohrte sich geduldig und emsig in die Geschichte des „schwarzen Knappen", der sich ihm unter den Händen bald in einen „grünen Knappen" verwandelte, um sich zuletzt als der leidenschaftslose Ledermann Witiko zu entpuppen.

Schon mit der Stoffwahl war das Schicksal des Werkes besiegelt. Denn was Stifter den Chroniken über die älteste Geschichte der Rosenberger entnehmen konnte, das erwies sich für einen mächtigen historischen Roman zu unbedeutend und zu dürftig, und der Dichter war zur Zeit, als er an die Ausarbeitung seines letzten Werkes ging, schon so sehr geneigt, die ungemessene Fülle nebensächlichen Details als vollwertigen Ersatz für kraftvoll fließendes Leben zu betrachten, daß er gar nicht daran dachte, die dürre Wirklichkeit phantasievoll ergänzend auszugestalten. Die „historisch-dichtende" Art, welche Stifter sich zurecht gelegt zu haben glaubte, bestand in Wahrheit darin, daß der Dichter willenlos und geknebelt am Gängelbande des Geschichtschreibers in der Nachhut der Kriegerscharen dahinschritt, eifrig bemüht, die Liste der Toten und Verwundeten, das Verzeichnis der Belagerer und der Belagerten lückenlos

und gewissenhaft zu führen. In der Sorge, etwas zu vergessen oder in irgend einem Punkte ungenau zu sein, war er ebenso unermüdlich in seinen Studien als in dem Bestreben, seine Phantasie gehörig im Zügel zu halten. Immer wollte er nur „den Körper des Mittelalters“ aus den alten Urkunden „konstruieren“, und jammernd versicherte er, wie schwer es ihm falle, „tagelang in der widerstrebendsten Sprache“ in einer „oft verzweifelten Weitschweifigkeit“ zu lesen, um nur „ein paar Züge“ zu erhaschen. Obwohl er bald einsehen mußte, daß „die wirklichste Wirklichkeit“ der ihm entgegentretenden geschichtlichen Personen „in der Kunst ungenießbar“ sein würde, zog es ihn doch immer nur zur verbürgten und verbrieften Wahrheit hin. „Finden“ wollte er, nicht „erfinden“. In vielen Stellen seiner Briefe an Heckenast wiederholt sich dasselbe Geständnis: „Der Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen ist für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geschichte als leichtsinniger junger Mensch über das Knie gebrochen, und sie dann in die Schubfächer meiner Phantasie hineingepfropft. Ich schäme mich jetzt beinahe jenes kindischen Gebarens. Jetzt steht mir das Geschehene fest wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist jetzt nicht mehr die: „was will ich mit ihm tun?“ sondern: „was ist er?“ Und die Antwort ist so schwer, daß, wenn ich sie nur zum Teile finde und geben kann, das Gegebene unendlich mehr ist, als das, was ich hätte machen können und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird, und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischeste Epos, und wenn Teile davon als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben, und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran. Wie viel ich an meinem ersten, bescheiden gewählten Stoffe verderben werde, mag Gott wissen. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen mischt das Ich stets einen Teil von sich unter die Wirklichkeit und tauft ihn Wirklichkeit .... Das Eine ist gewiß, daß ich die Arbeit mit großer Sorgsamkeit fördere. Besonders strebe ich, daß mir nichts die Einfachheit stört, durch die ich vielleicht eine Art Erhabenheit zuwege bringe; darum muß alles fort, was in Zerstreuung ausarten könnte .... Da es das erste Werk dieser Art ist,

das ich in Witiko versuche, so bin ich meiner Schritte nicht sicher, ich mißtraue mir öfter und bedarf des Rates von Freunden. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des historischen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geschichtlichem Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menschen oder einiger Menschen. Mir ist das nicht recht zu Sinn gegangen. Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am besten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Massen auftritt, wie z. B. in den „Presbyterianern". Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengesetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens sind Verklärungen dieses Gesetzes. Es hat das etwas geheimnisvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher im historischen Roman die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen die Nebensache; sie werden von dem großen Strome getragen und helfen den Strom bilden. Darum steht mir das Epos viel höher als das Drama, und der sogenannte historische Roman erscheint mir als das Epos in ungebundener Rede."

Es ist durchaus nötig, bei der Beurteilung des „Witiko" den Standpunkt ins Auge zu fassen, welchen der Dichter nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen starrsinnig festgehalten hat. Er, der nach seinen eigenen Worten sein Werk so eifrig fördern wollte, daß es „keine anderen Fehler habe", als jene, die aus der Unzulänglichkeit der schöpferischen Kraft entspringen, hat tatsächlich seinen Mißerfolg durch den Mangel an künstlerischer Einsicht selbst verschuldet. Denn da er nach dem schlecht verstandenen Beispiele Homers, in dessen Epen er die ältesten historischen Romane erblickte, daran gehen wollte, eine böhmische Iliade zu dichten, so legte er in dem Gefühle, daß in der Ilias weniger „Achilleus und sein Zorn", als vielmehr „das vielgliedrige, buntgestaltige, griechische Leben" so sehr in die Erscheinung tritt, daß man fast die „Stammtafeln griechischer Geschlechter" daraus ablesen könnte, sein ganzes Werk nur auf die Vorführung der Massen an.

Niemals hat der Dichter an einer Arbeit so viel herumgeklügelt und so wenig aus der frischen Eingebung geschöpft wie hier; wo ein freier Zug sich regen wollte, legte er sich doppelte Fesseln an und glaubte allen Ernstes einer beifallswürdigen Großtat sicher zu sein, indem er sich unablässig bemühte, seine Phantasie systematisch auszuhungern. Damit aber traf ihn der Fluch, den Grillparzer einmal in ein bezeichnendes

Wort faßte: „In der Poesie wird man immer unpraktisch, wenn man praktisch sein will.“

Um nicht in „Zerstreuung“ auszuarten, gestattet er seinem Helden nicht, Gefühle zu haben oder Gefühle auszusprechen, sondern er läßt ihn unbewegten Herzens die durch die geschichtliche Überlieferung kundgemachte Laufbahn vollenden, und obzwar das ganze Werk nach dem in sich gekehrten Mann im Lederwams benannt ist, tritt dieser doch nicht kräftiger hervor, als viele der übrigen böhmischen Helden. Dadurch gebricht es dem Buche an einer alles überragenden, kraftvollen Persönlichkeit, die uns nicht nur geschichtlich durch die Gewalt der Taten, sondern auch menschlich durch den Zauber des vor unseren Augen enthüllten Empfindungslebens zu fesseln und ernstlich zu interessieren vermöchte.

Was uns aber als Ersatz für den einzelnen wirklichen Helden geboten wird, die Gesamtheit der böhmischen Helden im Plural, nach deren im trockenen Tone des Geschichtslehrbuches aufgezählten Feldzügen jenseits der Gemarkung ihres Landes heute kein Hahn kräht, das läßt uns völlig kalt.

Bei dem massenhaften, zum Gang der Handlung kaum in oberflächlicher Beziehung stehenden Detail ist der Inhalt der auf den enormen Umfang von tausendeinhundertneunundsechzig Seiten zerdehnten Geschichte in wenigen Zeilen erzählt.

Witiko, der Sohn Woks und Wentilas, der als einer von den Mannen des Bischofs von Passau bei seiner verwitweten Mutter in Bayern lebte, zieht im Spätsommer des Jahres 1138 mit der Zustimmung des ihm wohlgesinnten Kirchenfürsten in sein Vaterland Böhmen, um daselbst seinem Herzoge Soběslaw zu dienen. In ein braunes Lederkleid gehüllt und eine dicke Lederhaube auf dem Haupte tragend, reitet er auf einem grauen Pferde durch die dichten, unwirtlichen Forste des böhmisch-bayrischen Grenzgebirges. Er kommt über den Kreuzberg nach Oberplan und nächtigt in einer Köhlerhütte an der Moldau. An dem auf diese Nacht folgenden Sonntagsmorgen steigt er durch den Urwald gegen den Dreisesselfels empor, und trifft auf einer Waldblöße mit Berta, der Tochter Heinrichs von Schauenberg, zusammen, deren wundersame Schönheit und deren entzückender Gesang sein Herz bewegen. Nach einer kurzen, aber innigen Unterredung führt sie ihn in das Haus ihres Vaters, wo er gastlich aufgenommen wird. Des nächsten Tages setzt er, von der festen Absicht geleitet, in der Welt „stets das Ganze zu tun“, seinen Ritt fort. Am Herzogshofe angekommen, wird er einer von Soběslaws Reitern. Aber der Herzog erkrankt bald darauf hoffnungslos und sendet,

auf dem Sterbebette ruhend, den als treu und zuverlässig erkannten Witiko zur Versammlung nach Prag, um Kunde zu erhalten, wen die Großen des Reiches nach seinem Ableben zum Thronfolger bestimmen. Witiko benimmt sich in der stürmisch bewegten Versammlung auf dem Wyšehrad als treuer, unerschrockener Diener seines Herrn. Nach Hostas Burg zu dem sterbenden Herzog zurückkehrend, kann er diesem berichten, daß die mächtigen Anführer ungeachtet des auf dem früheren Reichstage zu Sadska geleisteten Schwures nicht Soběslaws Sohn, sondern seinen Neffen



Dreisesselbergkuppe.

Wladislaw als den zukünftigen Herrscher des Landes erkoren haben. Die aus dem Erbfolgestreit sich ergebenden, zahllosen Unruhen und Kämpfe, welche das unglückliche Land in einem Zeitraum von vielen Jahren durchwühlen und erschüttern, bilden den geschichtlichen Untergrund der ganzen Erzählung. Witiko hält mit unerschütterlicher Treue dort aus, wo er das Recht erblickt, und wird schließlich durch die Zuwendung großer Ländereien und durch die Herrschaft über die sich ihm freudig unterwerfenden Waldleute reich belohnt. Er erbaut sich die Burg Witikohaus, führt Berta als Schloßherrin heim und begründet das mächtige Geschlecht der Rosenberger, der „Könige Südböhmens“.

Würde Stifter diesen einfachen Stoff, statt ihn durch ermüdende Wiederholungen, langatmige Reden und breite geschichtliche Abhandlungen auf drei starke Bände auszudehnen, in einen einzigen Band zusammengefaßt haben, dann hätte das Werk als Einleitung zu dem verheißenen Rosenbergerzyklus wohl eine freundlichere Aufnahme gefunden, als ihm bei dem stückweisen Erscheinen in monströser Gestalt zu teil werden konnte, und der Dichter wäre durch den Gewinn an Kraft und Zeit vielleicht obendrein in die Lage gekommen, wenigstens noch einige Bruchstücke des bereitgelegten, interessanteren Materials bearbeiten zu können.

Die Schönheiten des kraftvollen, markigen Werkes sind nicht so unbedeutend und auch nicht so spärlich verstreut, daß ihnen auf knapperem Raume nicht eine glänzende Wirkung sicher gewesen wäre. Stellenweise erhebt sich der Dichter zu einer Gewalt des Ausdruckes und zu einer Schärfe der Modellierung, welche an Shakespeares Königs-Dramen erinnern.

„Witiko ging an den Bewaffneten vorüber durch die hohe Tür, der Mann mit ihm, die Tür wurde hinter ihnen geschlossen und Witiko stand vor der Versammlung.

Es war ein sehr großer Saal. Der Saal war rückwärts und seitwärts ganz mit Menschen gefüllt. Nur wo Witiko stand, war ein größerer freier Raum. Er konnte auf alle sehen und alle konnten auf ihn sehen . . . .

Als er in den Saal getreten war, nahm er seine Lederhaube mit der linken Hand ab, neigte sich, strich mit der rechten seine Locken zurück, und stand dann da, seine Augen auf die Versammlung richtend.

Es war ein großes Gemurmel gewesen, als er in den Saal trat, wie es ist, wenn viele Menschen in einem Raume sind, und es ist größer geworden, da er eintrat. Manche erhoben sich, um ihn zu sehen, und rückwärts standen mehrere aufrecht, um besser nach vorwärts schauen zu können.

Als das Geräusch sich minderte, erhob sich ein Priester, der neben dem Bischofe gesessen war, trat in den freien Raum vor dem Tische, und rief: „Ich bin der Abt von Kladrau!"

Hierauf schwieg er, und da sich nirgends ein Widerspruch erhob, und da fast eine gänzliche Stille eingetreten war, hob er an: „Liebe, Mächtige und Wohlgesinnte! Wir haben heute in diesem Hause eine Versammlung, die so groß und ehrfurchterweckend ist, wie selten eine in diesem Lande stattgefunden hat. Viele treue Männer haben, als das Unglück zu drohen schien, welches nun nahe ist, ihre Worte ausgetauscht, was vorzubereiten ist, daß der Jammer nicht erscheine, der schon öfter bei

einem Wechsel auf dem Herzogstuhle in diese Länder gekommen ist: als aber die Nachricht unter die Menschen ging, daß es nicht mehr anders sein werde, als daß unser erlauchter Herzog Soběslaw zum ewigen Leben in der Gesellschaft seiner Brüder, seiner Eltern und Vorfahren werde einberufen werden, so kam eine große Zahl edler Herren dieser Reiche herein, sie offenbarten ihren Stand und ihren Besitz, und verlangten zu den Versammlungen gelassen zu werden. Der Rat zu ernster Erwägung der Dinge und zur Findung des letzten Ausganges ist nun heute in diesem Saale versammelt. Aber ehe er seinen Gegenstand pflegen konnte, ist ein Fall gekommen, dessen Schlichtung vorher not tut. Ein junger Reiter ist erschienen, den unser mächtiger Herzog Soběslaw gesendet hat, daß er ergründe, was die edlen Herren des Reiches beschließen, und es melde. Er will daher an die Versammlung die Bitte tun, daß sie ihn ihre Beratungen und Beschlüsse anhören lasse, damit er die Wahrheit berichten könne."

Da erhob sich in der Mitte der Versammlung ein Mann, der schwarz gekleidet war, auf seiner schwarzen Bärenhaube eine gerade Rabenfeder trug, und schwarze Haare und einen schwarzen Bart hatte. Er rief auf seinem Platze stehend: „Ich bin Bogdan!"

Nach einer Weile Wartens fuhr er fort: „Der ehrwürdige Abt von Kladrau hat uns gesagt, daß der Bote, welcher vor uns steht, gekommen ist, die Beschlüsse der Versammlung des Reiches zu ergründen, und sie dem Herzoge Soběslaw zu melden. Der Kundschafter im Kriege sucht die Stellungen und Absichten des Heeres zu erforschen, um sie dem Feinde zu hinterbringen. Der Kundschafter im Frieden sucht Meinungen und Beschlüsse zu erfahren, um sie irgend wohin zu melden, daraus Krieg und größeres Unheil als im Kriege entstehen kann. Darum sage ich: Werft den jungen Mann in den Turm, setzt ein Gericht über ihn zusammen, daß es einen Spruch fälle und verfahrt nach dem Spruche."

Als er diese Worte gesagt hatte, setzte er sich wieder nieder.

Nach ihm erhob sich einer in einem roten Gewande, welcher in den hinteren Bänken saß, auf der schwarzen Haube eine rote Feder trug und an dem Kinne einen starken grauen Bart hatte. Er rief: „Ich bin Domaslaw!"

Dann sagte er: „Der Bote vor uns will unsere Beschlüsse, wie wir vernommen haben, an den Herzog Soběslaw melden. Wir sind in der lauteren Absicht hier, zu beraten, was nach dem Tode unseres erhabenen Herzogs, welcher nahe bevorzustehen scheint, geschehen soll, damit unser Vaterland von den Übeln verschont bleiben möge, welche nach einem solchen

Falle eintreten können. Unsere Beschlüsse mögen wie gut immer sein, so kann es geschehen, daß sie dem Herzog Soběslaw mißfallen, und daß sein Geist, der von der Krankheit getrübt ist, Anordnungen trifft, die Verwirrung und Unglück im Lande erregen. Was der junge Bote offen anstrebt, ist daher Verrat an unserem Vaterlande. Wir können die Ausführung dieses Verrates verhindern, wenn wir den Abgesendeten von unserer Versammlung entfernen; dann bleibt aber noch der Versuch des Verrates übrig, in welchem er in diesem Augenblicke vor uns begriffen ist. Darum sage ich, daß man den Jüngling in Gewahrsam nehmen und dem künftigen Herzoge zum Gericht übergeben soll."

Sogleich stand in der Mitte der rechten Seite des Saales ein junger Mann auf. Er hatte blonde Locken und blaue Augen. Die schwarze Haube mit den weißen Reiherfedern hielt er im linken Arme, der ein braunes, golddurchwirktes Kleid zeigte. Er rief: „Ich bin Milhost!"

Dann rief er mit lauter Stimme: „Weil diese Versammlung das höchste Heil des Landes zu bewahren hat, so besitzt sie die größte Würde, die es in diesem Lande gibt. Soll sie aber ihren Zweck zu Ende führen, so muß sie die höchste Gewalt sein, der niemand widerstreben kann, die niemand zerwerfen kann, ohne sich selber zu zerwerfen. Darum sage ich: Lasset einen hohen Pfahl vor dem Wysehrad errichten, und hänget diesen jungen Mann auf den Pfahl, und lasset ihn zum Schreck und Beispiele hängen bis eine Stunde vorher, da der neue Herzog in Prag auf den Fürstenstuhl gesetzt wird . . ."

So folgen einander in langer Reihe ausführlich begründete Reden und Gegenreden, wobei es dem Dichter in bewunderungswürdiger Weise gelingt, die im Leser erregte Spannung nicht nur lebendig zu erhalten, sondern sie auch, wie das Blut der Versammelten sich allmählich erhitzt, unmerklich zu steigern. Eine große Zahl der Anführer spricht gegen Witiko, nur wenige für ihn, unter diesen der greise Bolemil, welcher sagt, der Knabe kenne nicht, um was es sich handelt, und wisse nicht, daß er nicht an diesen Ort gehört. Die Wissenden aber sollten ihn sanft entfernen, ihm sagen, daß seine Anwesenheit sich nicht gezieme, und ihm den Rat geben, zu seinen Angehörigen zu gehen und dort für die Zukunft zu reifen.

Gegen die ergrimmten Widersacher, welche den Boten unverzüglich vor ein strenges Gericht stellen wollen, setzt es endlich der Bischof Zdik von Olmütz in einer meisterhaft gefügten Rede durch, daß man Witiko zu der Versammlung zu sprechen gestatte.

„Als der Bischof dieses gesagt hatte, ging er wieder zu seinem Sitze und ließ sich auf demselben nieder.

Nach ihm erhob sich Ben, der zweite Führer der Versammlung, ging zur Glocke und tat einen Schlag auf dieselbe.

Dann rief er, bei dem Tische stehend: „Ich, Ben, der zweite Führer des Hauses der Versammlung, rufe diejenigen auf, welche nach dem hochehrwürdigen Bischofe Zdik zur Rede vor der Anhörung des Boten aufgezeichnet sind, daß sie reden.“

Es meldete sich kein Redner mehr, und die Versammlung blieb stille.

Nach kurzer Zeit rief Ben: „Wenn die übrigen Redner auf ihre Worte verzichten, so frage ich die Versammlung, ob sie es an der Zeit halte, daß der Bote gehört werde.“

Fast alle erhoben sich zum Zeichen der Zustimmung.

Nun wendete sich Ben an Witiko und sagte: „Junger Reiter, die edlen Herren des Reiches in dieser Versammlung wollen Dich hören, rede.“

Witiko blieb auf seinem Platze stehen, verneigte sich, richtete sich wieder auf und sprach: „Hohe, mächtige Herren! Ich bin ein Kind dieses Landes. Wir haben im Mittage ein kleines Eigen in Pric, noch ein kleines im Walde in Plan, und ein noch kleineres im Wengetschlage. Mein Geschlecht soll in uralten Tagen im großen Walde sehr mächtig gewesen sein. Aber wie es auch ist, jetzt sind wir nichts. Ich bin vor zweiundzwanzig Jahren im Lande geboren worden. Mein Vater starb bald. Meine Mutter war mit mir öfter in Bayern, öfter in unserem Eigen. Als ich reiten gelernt hatte, und die Waffen führen konnte, ritt ich von Bayern durch meine Heimat nach Prag, um Soběslaw, dem Herzoge unseres Landes, zu dienen. Es sind seither achtzehn Monde verflossen. Ich kam unter Männer, die als Reiter dienten. Als im vergangenen Jahre der Zug unseres Volkes in Verbindung mit dem deutschen Könige Konrad gegen die Sachsen war, und als ich einen Weg ausforschte, durch welchen unsere Schar eine bessere Aufstellung machen konnte, sah ich den Herzog, welcher mich belobte. Als der Herzog krank war, ritt ich auf Hostas Burg, um zu erfahren, wie schwer er leide. In dem vorigen Monate ließ er mich in sein Krankengemach rufen und sagte, ich solle nach Prag reiten, es seien auf dem Wysehrad Versammlungen, welche beraten, was nach seinem Tode sein wird. Ich solle ergründen, was sie sagen und vorhaben, und soll ihm die genaue Nachricht bringen. Zum Zeichen, daß ich nicht aus mir selber rede, hat er mir ein Kreuzlein gegeben, an welches geglaubt werden wird.“

Witiko brach hier ab, zog das Beutelchen hervor, nahm das Kreuzlein heraus, trat einige Schritte vor und reichte es dem Bischofe Zdik.

Dieser betrachtete das Kreuz und gab es dann an den Bischof Silvester. Der Bischof Silvester gab es in die Hände der Äbte und Priester, welche an seiner Seite saßen. Von diesen kam es an die übrigen Priester, und von den Priestern an die weltlichen Herren. Der Mann mit dem purpurnen weiten Gewande betrachtete es genau und gab es dann weiter. Die es besehen hatten, gaben es wieder weiter, und es kam immer mehr zurück. Dann kam es wieder vorwärts bis in die Hände des Bischofes Zdik. Zdik gab es Witiko. Dieser trat an seinen Platz zurück und barg es in seinem Fache und mit ihm in seinem Gewande . . ."

Die Edlen des Landes beschließen hierauf, der Anwesenheit Witikos zuzustimmen, und es wird nun in seiner Gegenwart zur Wahl des künftigen Herzogs geschritten. Die temperamentvollen Reden, welche der Abstimmung vorangehen, geben dem Dichter neuerdings Gelegenheit, eine wirksame dramatische Steigerung zu entfalten. Nachdem der Bischof Zdik die eindringliche Mahnung an die Versammlung gerichtet hatte, es möge zur Festigkeit des Herzogstuhles eine große Einigkeit erzielt werden, war es eine kleine Zeit still, als ob der Sturm des Tumultes sich erst sammeln müsse, um mit verdoppelter Macht hervorbrechen zu können.

„Dann stand in der Mitte des Saales ein Mann auf, der zum Oberkleide ein schwarzes Bärenfell und auf der schwarzen Haube eine blaue Feder hatte. Er rief: „Ich bin Rowno aus dem Mittage Böhmens, und bin auf dem Reichstage in Sadska gewesen. Dort war der Wille nicht frei. Die groß sind, erhielten Versprechungen, und wir, die Kleinen, fürchteten die Macht. Ich kann nicht für Wladislaw, den Sohn des erlauchten Herzogs Soběslaw, streiten."

Nach ihm stand ein Mann auf, der ein grobes schwarzes Oberkleid und eine Hahnenfeder auf der Bärenhaube hatte. Er rief: „Ich bin Diet von Wettern aus dem Mittage Böhmens und stimme mit meinem Landsmanne Rowno."

Nach diesen beiden Männern erhob sich Milhost und rief: „Jetzt ist wohl die Reihe der Rede an mir und ich sage: Es ist eine Schmach, daß Männer, welche Weiber und Kinder, Schwestern und Bräute haben, und welche die Waffen in der Hand tragen und auf ihren Höfen stehen haben, einem Herren dienen, ihm ihr Gut geben, wenn er es verlangt, ihr Blut lassen, damit er ihnen wieder befehlen und ihren Sinn beugen kann. Die hohen und niederen Herren des Landes Böhmen und Mähren sollten herrschen; denn sie sind das Land. Ich trage an, daß die Versammlung, die in diesem Saale ist, Satzungen entwerfe, die der künftige Herzog beschwöre, und die ihn durch unsere Macht binden, daß er, wenn

er auf dem Stuhle sitzt, nur unseren Willen zum Heile der Länder ausführen, unsere Kraft nicht brechen, und uns nicht zerstören kann, wie Swatopluk mit den Wrsen tat. So sage ich und weiche nicht davon."

Nach diesen Worten erhob sich in dem Saale ein tönender, vielstimmiger Beifallsruf.

Als er geendet hatte, stand Bogdan auf und sagte: „Ich bin in Sadska gewesen. Dort haben alle das Nämliche gesagt, und ein Einzelner konnte nicht anders sagen. Der Herzog hat unser Wort gebunden; aber wir sollten die voreiligen Bande zersprengen und frei wählen, wie unser Inneres gebietet."

„Es ist so, wir sollten frei wählen," riefen mehrere Stimmen.

Nun stand der rothaarige Benes auf und rief: „Ich spreche nur, daß der junge Wladislaw nie unser Herzog werden kann; denn Soběslaw hat uns immer unterdrückt, und endlich hat er uns nach Sadska gelockt, um uns dort unseren Willen zu rauben."

„Soběslaw hat uns unterdrückt, ja, er hat uns unterdrückt," rief eifrig und drohend eine Anzahl von Stimmen.

Da es ruhiger geworden war, stand Kochan auf und sprach: „Nicht bloß der Herzog Soběslaw hat den Herren des Landes entgegengehandelt, sondern alle Herzoge, darum stimme ich Milhost bei; aber nicht, daß Satzungen entworfen werden, die der Herzog beschwören muß, sondern daß gar kein Herzog sei, und wieder die Herren der Länder herrschen wie einstens . . . ."

Dieser Rede folgt großer Tumult. Viele wollen von der Wahl eines neuen Herzogs nichts mehr wissen. Andere aber schlagen diesen oder jenen Mann ihres Vertrauens vor.

„Nach dem alten Mireta stand ein Mann in den mittleren Jahren auf. Er trug ein sehr grobes, gelbgraues Wollkleid und eine Wolfsmütze. Er rief: „Ich bin Osel, aus dem Mittage Böhmens ein kleiner Besitzmann, und sage, daß wir lieber einem Herzoge mit Gut und Waffen steuern, als uns von einem oder mehreren Lechen quälen lassen."

„Das ist wahr," „ja, ja," riefen mehrere Stimmen, und langer Beifall tönte.

Nun erhob sich Silvester, der Bischof von Prag und sprach: „Ihr seht, daß meine Haare weiß sind, und mein Nacken gebeugt ist. Ich rede nicht aus Lust oder Unlust oder für eine Person, sondern als der, der zum obersten Seelenhirten dieses Landes erwählt ist. Die Versammlungen bestehen vor dem Auge Gottes nicht. Unser Herzog lebt, und ist in Hostas Burg schwer erkrankt. Die Arzneiverständigen sagen, daß er an dieser

Krankheit sterben werde; aber der den Lazarus erweckt hat, der zu dem Krüppel gesagt hat: Geh', und wandle, der kann ihn zu uns führen, und ihn für den Fürstenstuhl noch eine Reihe von Zeiten erhalten. Wenn aber auch in seinem Rate bestimmt ist, daß der Herzog in das selige Leben gerufen werden soll, so ist auch darnach der Herzog vorhanden; fast alle in diesem Saale, so weit meine Augen reichen, haben Wladislaw, den Sohn unseres erlauchten Herzogs Soběslaw, welchen der deutsche König Konrad vor zwei Jahren am zweiundzwanzigsten Tage des Monates Mai auf dem Fürstentage zu Bamberg mit der Herzogsfahne Böhmens belehnt hatte, auf dem Tage unserer Länder in Sadska am neunundzwanzigsten des Brachmonates desselben Jahres in diese Belehnung eingeführt. Es besteht demnach Wladislaw, der Sohn unseres guten Herzogs Soběslaw, als künftiger Herzog. Darum sage ich, und bitte euch in christlicher Demut: Sendet zu dem Herzoge Soběslaw und sagt: Wir sind in deiner schweren Krankheit zusammengekommen, um zu beraten, und haben als das Rechte erkannt, daß wir Gott bitten sollen, er möge dir die Genesung wieder schenken, und daß wir, wenn er dich einmal in sein Reich aufnimmt, deinem Sohne Wladislaw als unserem Herzoge dienen. So sage ich, und so halte ich es für Recht."

Als der Bischof diese Worte geredet hatte, stand ein Priester nach dem anderen und standen die Äbte auf, und verneigten sich tief vor ihm, und in Teilen des Saales brach ein freudiger Zuruf aus.

Als einige Zeit vergangen war, und die Versammlung wieder nach einem Redner schaute, stand der alte Bolemil auf und sprach: „Wie ich zu erkennen meine, neigen sich die Herren der Länder Böhmen und Mähren dahin, die Herzoge nach dem Tode der Vorgänger von nun an durch die Wahl zu bestellen. Es scheint glaublich, daß man durch die Wahl immer sollte den Besten erkiesen können; aber ich habe lange gelebt, und viele Menschen gesehen: wie wenige gibt es, die zu wählen verstehen, und wie wenige, die wählen dürfen. Wenn auch die Herren der Länder Böhmen und Mähren das Land sind, so sind doch auch die Bauern da und die anderen, derer sie gedenken müssen; aber auch, wenn sie ihrer gedenken, so ist die große Zahl der Menschen so, daß sie zuerst ihrer selbst gedenkt, und auch nicht recht ihrer selbst, sondern ihrer Lust. Die, welche nach dem Fürstenstuhle trachten, werden Versprechungen machen, und wenn der gewählte Herzog einigen zuwider handelt, so werden sie sich verbinden, einen neuen zu wählen, der gefügiger ist, und wieder einen andern, und dieses werden sie gerade desto mehr tun, je mehr sie durch Kriege, die diese Dinge begleiten, wild und begehrlich geworden sind. Ich muß daher

mit christlichem Glauben sagen: Haltet euer Versprechen, welches ihr Wladislaw, dem Sohne unseres Herzoges Soběslaw, gegeben habt. Wenn aber die Herrschaft dieses Wladislaw mit euch fest gegründet ist, dann verbindet euch mit ihm, und errichtet in langem und reifem Rate eine Herrscherfolge, daß das jetzige Unheil und alles künftige vermieden werde. So spreche ich, und kann in meinem Alter die Gedanken nicht mehr ändern."



Motiv aus Krummau.

Nach diesen Worten setzte sich Bolemil wieder nieder.

Heftiges Rufen und Tosen folgt diesen Ermahnungen; endlich kann sich der Bischof Zdik Gehör verschaffen:

„Ich habe nur weniges zu sagen; aber bedenket es. Als wir vor zwei Jahren in Sadska waren, haben wir ein gutes Werk vollbracht. Wir haben den künftigen Herzog vorbestimmt, daß bei dem Übergange der Herrschaft die Ordnung des Reiches gewahrt werde. Unser edler Herzog Soběslaw war noch nicht so alt, daß wir an seinen baldigen Hintritt hätten denken sollen, und wir erwarteten, daß er seinen Sohn Wladislaw,

den wir anerkannt hatten, unter seinen Augen zum festen Herrscher bilden werde, wie er selbst ist. Das ist aber anders geworden, unser Herzog ist dem Tode nahe, und sein Sohn Wladislaw ist erst einundzwanzig Jahre alt. Die Zeiten aber sind verwirrt, und die Meinungen wenden sich nach so verschiedenen Richtungen, daß ein junger Herzog sie nicht vereinigen wird können, daß er nach dem weichen Jugendherzen ihnen abwechselnd folgen wird, und daß wir dadurch Kriegen und Zerrüttungen entgegengehen. Wenn wir das Versprechen, welches wir in Sadska gegeben haben, nicht halten, so begehen wir keine Sünde; weil die Vorbedingung, welche wir uns alle bei dem Versprechen gedacht haben, nicht erfüllt worden ist. Durch die Haltung des Versprechens würden wir die Übel herbeiführen, welche wir durch das Versprechen beseitigen wollten. Daher ist mein Glaube, daß wir einen anderen Herzog wählen sollen, der jetzt schon auszuführen im stande ist, was wir erst in künftigen Zeiten von Soběslaws Sohne erwarten könnten. Ich weiß einen Mann, der es kann. Wählen wir Wladislaw, den Sohn unseres vorigen Herzogs Wladislaw zu unserem nächsten Herzoge, und setzen wir ihn, wenn in Kürze der Tod Soběslaws erfolgt, auf den Fürstenstuhl. Wenn es aber Gott dem Allmächtigen gefällt, unsern vortrefflichen erlauchten Herzog Soběslaw aus seiner jetzigen schweren Krankheit wieder zur Gesundheit zu führen, so soll der heutige Beschluß nichtig sein, und wieder das Versprechen in Sadska gelten. So rede ich, und ich bitte euch, beherziget es."

Die Worte des Bischofs Zdik üben einen so mächtigen Eindruck auf die Versammlung aus, daß der folgende Redner Načerat, welcher den Edlen des Landes den gleichen Mann zur Wahl empfiehlt, offene Herzen findet.

„Wladislaw, der Sohn unseres vorigen edlen Herzogs Wladislaw, ist gut und freundlich, er liebt unsere Kinder, teilt ihre Freuden und Leiden, hört ihre Meinungen, spielt ihre Spiele und scheut ihre Rechte, er hat Ehrfurcht vor ihren Vätern und dem Rate derselben."

Es entstand nun ein so starkes Rufen, daß es betäubend war: „Nicht der Sohn Soběslaws," „dein Wladislaw." „Wladislaw," „Wladislaw," „Wladislaw."

Der Sohn des Načerat hatte sein Schwert samt der Scheide aus dem Gürtel gelöset, und schwang es vor Freude jauchzend um sein Haupt. Die meisten der Anwesenden begannen mit ihren Händen an die Scheiden der Schwerter zu schlagen, daß es rasselte und klirrte . . ."

Als nun bei der Abstimmung sich eine ungeheure Mehrheit für den Sohn des Herzogs Wladislaws entscheidet, kann der Bischof von Olmütz den Abschluß der Wahl verkünden.

„Zdik rief mit lauter Stimme: „Wladislaw, der Sohn des letzten gestorbenen Herzoges Wladislaw, ist von den Herren der Länder Böhmen und Mähren für den Tod des Herzoges Soběslaw zum Herzoge dieser Länder gewählt worden. Die Wahl wird in die Pergamente eingetragen werden."

Ein Jubel entstand nun, der den Saal erzittern und die Luft beben machte . . ."

In der machtvollen Schilderung dieser Beratungsszene zeigt sich, wie Stifter die ernste Wucht des Stils der unvergleichlichen griechischen Epen, deren grandiose Plastik ihm stets als leuchtendes Vorbild erschien, im historischen Romane festzuhalten strebte. In gleicher Gewalt und Größe äußert sich sein an der Erhabenheit Homers geläuterter Schönheitssinn am Schlusse des ersten Bandes, als er die Schrecken des blutigen Kampfes wuterfüllter, mordgieriger Scharen vor uns aufrollt.

Da die Reichsversammlung in Prag Wladislaw, den Sohn des verstorbenen Herzogs Wladislaw, zum Herzoge erwählt hat, und Soběslaw gestorben ist, fallen diejenigen unter den Machthabern des Landes, welche am eifrigsten für den nunmehrigen Herzog eingetreten waren, bald wieder von ihm ab, da er ihnen nicht nach ihrem Sinne zu Diensten sein will; sie rufen hierauf Konrad von Znaim, der keine begründete Anwartschaft auf den Herrscherstuhl hat, zum Herzoge aus. Unter das Kriegsbanner des unrechtmäßigen Prätendenten begibt sich auch der Sohn Soběslaws, seine angestammten Rechte damit verwerfend. Auf diese Weise stößt er die Rechtlichgesinnten von sich ab und treibt sie in das gegnerische Lager. Die feindlichen Heere rücken gegeneinander zur Schlacht.

„Die Reihe der Feinde kam nun so nahe, daß man die Kleider sehen konnte, und daß man zwischen den Kleidern das Schimmern von Panzern zu erblicken vermochte. Sie erhoben jetzt ein großes Geschrei. Die Männer des Waldes waren ganz still, sie schlossen sich dicht aneinander, senkten die Schäfte wagrecht, hielten ihre Köpfe tief, daß sich die Pfeile an den dicken hereingezogenen Filzhauben fingen, und gingen wie überhaupt das Heer Wladislaws vorwärts, indem sie mit ihren schweren Stiefeln in die Erde drückten. Und wie der Zusammenstoß folgte, war das Herangehen der Feinde geendet, die Feinde waren nun selber ein Schild gegen die fliegenden Speere und Pfeile, nnd die Waldmänner drückten vorwärts.

Smil ragte in seinem Schmucke unter ihnen hervor und lenkte die Ordnung.

Gegen die Männer aus der Gegend des Plakahofes und des Waldsaumes links von Witiko, die nicht zu dem Gebete niedergekniet waren,

wurden von den Feinden keine Pfeile gesendet. Aber gegen Smil mehrte sich der Andrang, und es kamen Männer in Panzern zu Pferde, darunter der rothaarige Benes, der junge Bohus, der blonde Soben, der hochgewachsene Treba und der junge Stibor. Und sie wurden immer mehr. Aber Smil hielt sie mit seinen Reitern auf, und die zu Fuße neben ihm standen fest und ließen den Drang nicht vorwärts. Da flog hinter den Panzerreitern ein Pfeil hervor Smil in das Angesicht, daß er tot von dem Pferde fiel. Er wurde von zwei Reitern aufgefangen und hinter die Reihe getragen. Seine zwei Söhne ritten nun stürmend zur Rache vor; aber sie sanken schnell hintereinander zu Boden, daß die ledigen falben Pferde in die Reihen liefen. Jetzt kam Diet mit den Reitern der Waldpferde zu Hilfe. Die Pferde waren kleiner und schmächtiger, als die der Panzerreiter; es kam Rowno mit seinen Männern, Osel mit den drei Knaben, Wernhard von Ottau und Witiko mit mehreren Reitern. Die kleinen Waldpferde flogen sofort unter die Panzerreiter, und Stan, der Oheim Rownos, stach den blonden Soben vom Pferde, ein Reiter Diets durchbohrte den jungen Bohus, Treba fiel von der Lanze eines niederen Mannes, und Rowno schlug Stibor zurück. Benes wich, und es wurde der Platz frei, auf dem die jungen Söhne Smils lagen. Ihre Körper wurden aufgehoben und hinter die Reihe getragen.

Witiko ritt nun schnell zu Rowno rechts, und dann zu Diet und zu Wernhard und weiter bis zu Wyson von Prachatitz, und ermahnte zum Vorwärtsgehen und gab Zeichen zu denen von Winterberg und Bergreichenstein, daß sie vorwärts gehen.

Die Männer des Waldes, auf deren Angesichtern der Zorn zu erblicken war, gingen vorwärts, sie zerstießen nun noch mehr mit ihren schwerbeschlagenen Stiefeln den Boden und rannten nieder, was sich ihnen entgegen stellte, daß das Grün des Wysokaberges sich mit Blut tränkte und die zarten Gesträuche vom Blute rieselten.

Die rosenfarbene seidene Fahne, welche ihnen Wladislaw gegeben hatte, und welche ein starker Mann von Prachatitz trug, war schon tief unten gegen den Rand des Berges, und wie Witiko links schaute, sah er das rosenfarbene Banner bei Bolemil auch schon gegen den Rand des Berges, und dann das von Lubomir auch schon, und das von Zdik und von Diepold, und das große, seidene, rosige Banner des Herzogs ragte fast im Herzen des Feindes, und dann das von Chotimir und Diwis und so fort.

„Wir siegen, wir siegen,“ tönten mehrere Stimmen.

Da rief links von Witiko, wo die von der Gegend des Plakahofes und des Waldsaumes standen, welche nicht zu dem Gebete niedergekniet waren, eine laute Stimme, daß sie weithin vernehmlich war: „Rette sich, wer kann.“

Und die Reiter, welche an jener Stelle standen, flohen auf den Ruf der Stimme zurück oder zu den Feinden, die Fußgänger warfen die rote Fahne auf den Boden und rannten zu den Feinden.

Witiko rief: „Laßt sie fliehen, jetzt ist die Ehre erst rein, und die Waldleute werden sie wahren. Schmied von Plan, drücke unsere Leute links, Osel, rücket links, Rowno, Diet, schreit es weiter nach rechts zu denen von Ottau und von Attes und von Prachatitz und von Winterberg, daß sie links rücken, zieht euch auch ein wenig zurück, daß der Kreis kleiner wird, laßt die Reiter zuerst auf den Platz jagen, daß das Offene weniger sichtlich ist; alle Heiligen im Himmel hassen den Verrat; ich eile an den Rand der Lücke, um Hilfe zu holen.“

Und als er diese Worte gerufen hatte, flog er mit seinem grauen Pferde über das Grün des Berges durch Gesträuche und Unebenheiten, wie er das Pferd im Walde gelehrt hatte, daß die Zweige fast den Bauch des Tieres streiften, bis er zu Scharen Bolemils kam, von deren Seite sich die Verräter losgelöst hatten. Bolemil saß hoch in der offenen Sänfte, welche Pferde trugen, auf denen Reiter saßen. Er hatte den schönsten Schlachtschmuck an, trug ein Panzerhemd und schimmernde Steine auf der Haube. Die weißen Haare des Hauptes und des Bartes flossen auf das Waffenkleid.

„Bolemil,“ rief Witiko, „lasse Deine Leute gegen rechts gehen, Verräter haben einen Platz geräumt, der gefüllt werden muß, sende zuerst die Reiter und lasse die Fußgänger folgen . . .“

Witiko ritt nun zu Diepold und von da zu dem Herzoge. Um den Herzog, welcher in einem dunkelbraunen Gewande und in einem matten Waffenhemde und einer Spangenhaube ohne Feder auf einem schwarzen Rosse saß, waren Heinrich, sein Bruder, Otto, der Bischof von Prag, die drei Äbte und der Propst Daniel, Nemoy von Netolitz, der alte Milota, Bartholomäus, der alte Preda, Gervasius und Wsebor. Dem Herzoge gegenüber in den Reihen der Feinde war Konrad von Znaim, den die Mährer zum Herzoge von Böhmen und Mähren gewählt hatten, Wratislaw von Brünn, Otto von Olmütz, Spitihněw, der Sohn Bořiwoys, des Oheims des Herzoges, der alte Mikul, der alte Rodmil, Domaslaw mit roten Federn auf dem Haupte, Slawibor, Bogdan, Mireta, Strich und

Jurata. Sie hatten das große, weiße Banner ihres gewählten Herzoges bei sich.

Witiko kam auf seinem Pferde zu dem Herzoge geflogen und rief: „Herzog Wladislaw, die von der Gegend des Plakahofes und des Waldsaumes unter Sohen, die zwischen Smil und Bolemil standen, haben Dein Banner weggeworfen und sind zu dem Feinde gegangen. Es ist ein Raum geworden, der erfüllt sein muß. Smil ist tot und seine zwei Söhne sind tot; aber Rowno und Diet und Osel und ich und die andern halten die Waldleute zusammen, sie folgen uns und werden stehen; aber lasse rechts rücken, daß sie nicht von Dir getrennt werden."

„Witiko," sagte der Herzog, „wir haben schon die Kunde des Verrates. Nimm die zweihundert Reiter der blauen Fähnlein von mir, reite mit ihnen zu dem öden Platze und bedecke ihn mit rennenden Reitern, daß ihn die Feinde nicht fest mit Männern bestellen können, bis wir uns wieder geschlossen haben. Wir werden uns ohne die Zweihundert behelfen, wenn wir fest in dem engeren Raume sind. Mit Gott und dem heiligen Markus."

Witiko ritt zu den Reitern mit den blauen Fähnlein und dann an ihrer Spitze, was die Pferde zu laufen vermochten, dahin, und wies ihnen mit seinem grauen Pferde den Weg. Da lagen die hohen Reiter Bolemils tot und zerstreut auf dem Felde, und ihre Rosse und ihre Feinde lagen umher. Sie hatten die Aufgabe, den Platz der Plakaverräter rein zu erhalten, mit dem Verluste ihres Lebens erfüllt. Witiko ritt vorwärts gegen rechts. An die Stelle der Reiter, die gefallen waren, stellte er die Zweihundert mit den blauen Fähnlein.

Und wie sie geordnet waren, und wie die Glieder sich festigten, kam eine große Schar von Reitern aus den Feinden gegen sie und drängte nach vorwärts. Sie waren sehr schön gekleidet, hatten feurige Rosse, und es schimmerten viele Panzer.

„Ha, da kommen sie nun in größter Zahl und Pracht, daß sie den Platz mit Gewalt haben, den ihnen der Verrat zugedacht hat," rief Předbor, der in den blauen Fähnlein war, „haltet Stand!"

„Haltet Stand," rief Witiko.

Und als die Feinde näher kamen, und die Reihe des Herzogs geordnet sahen, hielten sie plötzlich an und warteten ein Weilchen. Es war ein Mann unter ihnen, der den größten Schlachtenschmuck hatte. Er war in ein gegürtetes Gewand von grauem Sammet mit silbernen Verzierungen gekleidet. Darüber trug er ein schimmerndes Panzerhemd und einen Gürtel mit Steinen, und von einem funkelnden Steine an der schwarzen Haube stieg

eine weiße Feder empor. Zu Seiten seiner Wangen sah man graue Haare. Er war Načerat.

Načerat rief herüber: „Bolemil, Du tust nicht gut, Du hast den Mann, der jetzt von euch Herzog genannt wird, in der Versammlung auf dem Wyšehrad verworfen und jetzt verwirfst Du den, welchen Du damals gewählt hast: Wladislaw, den Sohn Soběslaws."

„Načerat," antwortete Bolemil, „rufe nicht Dein Geschick. Der Herzog hat gesagt, es wird Dich ereilen, und wenn mein Enkel Dalimil nicht tot auf dem Felde läge, so hätte es Dich schon ereilt."

„Es wird ihn auch so ereilen, den verdammten Satansvater der Heuchelei und der Lügen, der ganz Böhmen haben möchte und Mähren," rief eine dröhnende Stimme aus den blauen Fähnlein.

Es war der großgewachsene schwarzhaarige Předbor, der gerufen hatte. Er richtete sich im Sattel empor und legte zum Fluge ein.

„Mit mir, ihr guten Reiter," rief er.

„Vorwärts mit dem heiligen Markus," rief Witiko, und in der nächsten Frist waren die Reiter an den Feinden, und die Schwerter waren handgemein.

Mit zornesrotem Angesichte und glühenden Augen stürmte Předbor vorwärts, er stürzte alles auf seinem Wege nieder, und war in wenigen Augenblicken bei Načerat.

Kaum zwei Hiebe wurden gewechselt, da sank der Arm Načerats, er wankte auf dem Pferde, und sein graues Gewand färbte sich von innen heraus rot.

„Gebt Raum," schrie Znata und eilte hinzu.

„Gebt Raum," schrie der Sohn Načerats und war auch da, und mit ihm waren Milhost und der junge Mikul.

Wie aus Entsetzen wich man zurück, und der Kampf ruhte einen Augenblick.

Die Männer nahmen Načerat von dem Pferde, senkten ihn gegen die Erde und beugten sich über ihn.

Er aber sagte nur die Worte: „Silvester, Silvester."

Dann trat Schaum und Blut vor seinen Mund und er starb.

Männer aus seinem Gefolge trugen ihn zurück, und wie der Raum von der Leiche frei war, begann wieder der Kampf. Znata sprang zu Pferde und stürmte wütend vorwärts. An seiner Seite war Drslaw. Dus, der Sohn Načerats, war auch schon auf dem Pferde und drang vor. Předbor verwundete Znata, daß er zurückgetragen werden mußte und stürzte Drslaw in sein Blut. Die übrig gebliebenen Reiter Bolemils hatten sich gesammelt und mordeten jetzt mit Wut und Rachgier in den Feinden . . .

Der Sohn Načerats drang gegen Zacharias, den Vordermann des Jünglings Urban. Da sah man eine eiserne Keule gegen seine Stirne fliegen. Dus, der Sohn Načerats, sank auf seinem Pferde gegen rückwärts, sein rosiges Antlitz ward aschfarb, und in diesem Augenblicke strömte das Blut auf seine schönen Kleider und auf die milchweiße Farbe seines Pferdes. Milhost und Mikul suchten ihn aufzufangen, er entglitt ihnen aber und stürzte auf die Erde. Da jetzt wieder an dieser Stelle der Kampf auf die Zeit eines Augenblicks ruhte, konnten die Seinen die besudelte und entstellte Leiche des Jünglings nach rückwärts bringen. Der Schmied holte sich seine Keule.

Die Waldmänner schlossen die Lücke ihrer Reihe, welche Dus, der Sohn Načerats, gemacht hatte, wieder und suchten sie jetzt fester zu erhalten. Der Kampf ging fort. Witiko leitete die Reiter mit den blauen Fähnlein und rief seine Befehle auf die Fußgänger rechts. Milhost, da er sich von der durch Dus gemachten Lücke ausgeschlossen sah, schrie: „Witiko, Du meineidiger Schurke, hätten sie Dich doch auf den höchsten Baum gehängt."

Als er diese Worte kaum vollendet hatte, stach ihn ein Waldschaft durch die Brust, Blut stürzte auf sein grünes, goldgewirktes Kleid, und er fiel über das Haupt seines Pferdes in das Gras. Der Jüngling Mikul wurde gleich nach ihm gestürzt. Jetzt kamen auch die kleinen Waldpferde Diets und Rownos. Zibota wurde noch gestürzt, mehrere Männer Načerats wurden noch gestürzt, und die glänzenden Reiter, jetzt auch ohne Führer, wendeten sich und flohen zurück . . ."

In keinem deutschen, historischen Romane finden wir ein so machtvolles, gewaltiges Bild wieder. Die Wirkung, welche davon ausgeht, erinnert an die vornehme Plastik und an den erhabenen Ernst der klassischen Reliefdarstellungen. Herbe Großzügigkeit und ein wenig auch von der starren Kälte des Bildhauers ist es, womit uns Stifter in dem ganzen Werke entgegentritt. Die Seelenlosigkeit, die hier inmitten der grauenvollsten Taten kaltblütig dahinschreitet, bleibt diesen im Innersten unbewegten Helden eigen, auch wenn sie aus dem gemütverhärtenden Schlachtgetümmel hinweg in die weiche Luft des Brautgemaches eilen. Wie mit der unveränderlichen Holzmaske der primitiven Schauspielkunst vor den verräterischen Zügen gehen die kaltherzigen Geschöpfe dieser Erzählung einher, nicht durch das leiseste Zucken auch nur die Spur einer seelischen Erregung verkündend. Bloß die Handlungen dieser Menschen zeigen zuweilen, daß sie auch von Gefühlen geleitet sind, und aus ihren Taten muß man ihr Empfinden ablesen. Aber daß es einem Schriftsteller von der genialen

Einseitigkeit Stifters gelang, ein so mächtiges Schlachtenbild zu entwerfen, da ihm doch nichts ferner lag, als Haß und Blut, und da für ihn nach seinem eigenen Geständnisse „jeder Krieg zwischen Menschen ein Scheusal" war, bleibt immer im höchsten Grade bewunderungswürdig.

Die schönsten Stellen des Werkes, zu welchen vor allem die früher besprochenen Beratungsszenen und die herrlichen Kampfbilder gehören, drängen sich in den ersten Band zusammen, wo uns schon bei dem an den Eingang des Buches gestellten Gebirgsritt des Helden die innige und zarte, wenn auch zurückhaltend kühle Liebesepisode mit einem eigenartigen Zauber herber Sprödigkeit und frischer Ursprünglichkeit umfängt. Hier klingen bereits durch den oft unterstrichenen Hinweis auf den reizvoll blühenden Heckenkranz in Bertas einfach gescheiteltem Haare die bedeutungsvollen Beziehungen an, welche sich in der seit Jahrhunderten beharrlich erhaltenen Vorliebe des Geschlechtes der Witiker für die Waldrose, und mit der Aufnahme dieser Blume in das Wappen der den Namen von der Schildzier ableitenden Rosenberger darstellen. Daß Stifter das Waldrosenmotiv immer und immer wieder geschickt in den Gang der Erzählung einflicht, ohne darum in plumpe Absichtlichkeit zu verfallen, zeigt, daß er auch im Alter trotz mancher Wandlungen vor allem der feinsinnige Dichter geblieben ist, welcher in seiner Jugend alle Herzen an sich riß.

Gleichwie im „Nachsommer" die Edelrose, so ist im „Witiko" die Waldrose ein mit dem Inhalt des Buches dauernd aufs Engste verknüpftes Symbol der Liebe und der Treue. Das Rosenwappen der Witiker, das in schöner Dreizahl vom Dachsims der Oberplaner Kirche auf den stillen Marktplatz des Ortes herableuchtet, hat aber schon die Phantasie des dichterisch veranlagten Kindes beschäftigt, wenn es, von seinen Spielen aufblickend, das Auge gegen den hochragenden Turm richtete.

Im Zeichen der Rose begegnen sich die keuschen, jugendlichen Herzen:

„Trägst du die Rosen aus Eingebung?" fragte der Reiter.

„Das weiß ich nicht," entgegnete das Mädchen. „Meine Eltern haben von hier weiter oben ein Haus. An dem Hause ist ein Garten, wo die Sonnenseite ist, und in dem Garten stehen viele Blumen. Und an der Hinterseite des Hauses geht ein Riegel gegen die Tannen, auf welchem viele Waldrosen stehen, und diese nehme ich oft."

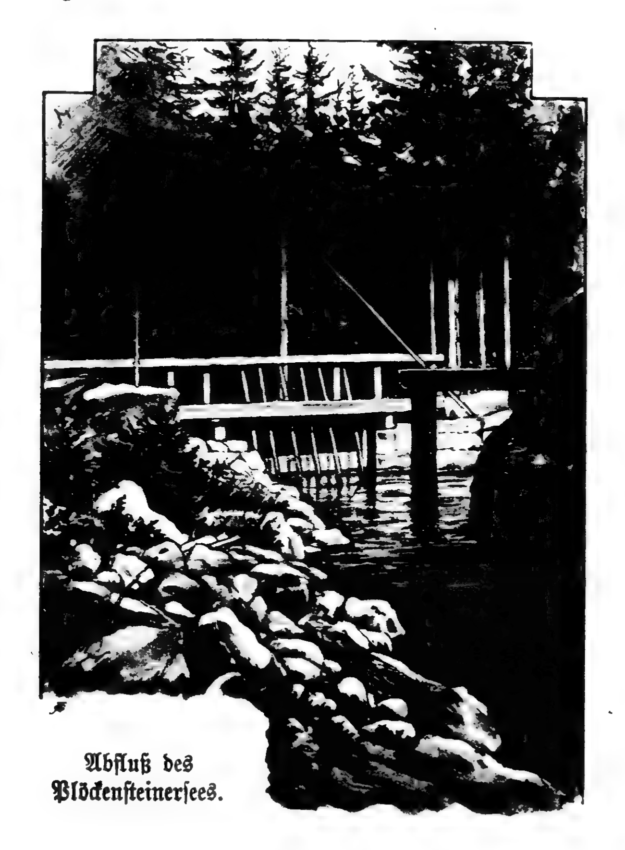
„Hast du die Rosen heute aus Eingebung genommen? Sie sind mir ein Zeichen, daß meine Fahrt gelingen wird," sagte der Reiter.

„Ich habe einen Metallring, in welchen die Rosenstiele passen," sagte das Mädchen, „habe heute Rosen genommen, habe sie in den Ring

gesteckt und den Ring auf das Haupt getan .... Jetzt sagt mir aber auch etwas von euch."

„Mein Geschlecht ist dunkel," antwortete er, „es ist aber nicht immer so gewesen."

„Und wo werdet ihr dann hingehen, wenn ihr morgen von hier fortreitet?" fragte sie.



Abfluß des Plöckensteinersees.

„In das Land Böhmen," antwortete er.

„In das Land Böhmen?" fragte sie, „warum geht ihr denn nicht zu dem neuen Könige Konrad oder zu unserem Herzoge Heinrich?"

„Das ist so:" entgegnete er, „im Mittage des Landes Böhmen haben meine Vorfahren im Walde gelebt. In alten Zeiten vor vielen hundert Jahren, da es noch gar kein Deutsches Reich gegeben hat, da in dem Lande der Franken, das sehr groß war, die tapferen Hausmeier der alten Könige geherrscht haben, ist ein Mann aus dem Stamme der Fürsten Ursini

in Rom, der auch Witiko wie ich geheißen hat, wegen Verfolgung eingedrungener Feinde mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit seinen Anverwandten und mit einem kriegerischen Gefolge in das Land gegen Mitternacht gegangen und bis an die Donau gekommen. Von dort wollte er in das Land Böhmen einbrechen. Aber Wonen, der Herzog Böhmens, der erstgeborne Sohn des Herzogs Mnata, der noch heidnisch war, und die Christen haßte, zog ihm mit einem Heere entgegen, und tötete in einer Niederlage, die Witiko erlitt, fast alle seine Leute. Da trug Witiko dem Herzoge Wonen ein Bündnis an, er wolle sich ihm unterwerfen und die Marken Böhmens gegen die Fremden verteidigen, wenn ihm der Herzog in den waldigen Bergen, in welche er eingedrungen war, eine Wohnung geben wolle. Der Herzog gab sie ihm, und nun wohnte er an einem Berge in dem Walde. Sie breiteten sich aus, wurden mächtig und gründeten das Christentum, daß sich vierzehn Lechen vom Mittage Böhmens lange vor der Zeit, da Bořiwoy der erste christliche Herzog Böhmens war, in Regensburg taufen ließen. Dann nahm das Geschlecht wieder ab, wurde unbekannt, und ich bin der letzte davon. Witiko hatte auf dem Berge an seiner Wohnung Waldrosen gepflanzt, wie auf einem Berge neben seiner Wohnung in Rom Waldrosen gestanden sind. Alle Vorgänger des alten Witiko, welche in die Zeiten hinauf reichten, da noch gar kein Christ auf der ganzen Welt war, hatten Waldrosen gepflanzt, weil noch keine anderen waren, und alle Nachfolger haben Waldrosen gepflanzt."

„Es wird doch eine Eingebung gewesen sein, daß ich die Rosen genommen habe," sagte Berta.

„Nimmst du oft Rosen?" fragte Witiko.

„Ich nehme sie zuweilen," sagte Berta.

„Und daß es in dieser Jahreszeit noch Rosen gibt, ist schon ein Wunder," sagte Witiko.

„Ich habe diese auch nur heute im Waldschatten gefunden und in meinen Ring gesteckt," entgegnete Berta.

„Siehst du," sagte Witiko.

„So mögen sie euch ein Zeichen sein," erwiderte Berta, „und möget ihr recht viel Glück haben . . ."

Und als dann drei Jahre nach diesem Gespräche die kampfbereiten Söhne des gleichen Mutterlandes, zur Schlacht gerüstet, einander gegenüber stehen, sieht der streitbare Held die Rose fast abergläubisch als das Zeichen an, in welchem er den Sieg zu erringen hofft:

„Die Völker unten am Rande des Berges, welche dieselben Kleider hatten, dieselben Vorfahren zählen, dieselben Gesichtszüge trugen, wie die auf dem Berge, rückten nun langsam vor.

Witiko trat zu dem Haupte seines Pferdes, liebkoste es, wie man ein vertrautes, vernünftiges Geschöpf liebkoset und sagte: „Nur heute bleibe treu."

Dann nahm er den Schild von dem Sattel und fügte ihn an den linken Arm. Er war weiß und hatte in der Mitte eine dunkle, fünfblätterige Waldrose. Witiko sagte laut, daß es seine Nachbarn hörten: „Wenn es wahr ist, Rose, daß du schon einmal geblüht hast, so blühe wieder . . ."

Die gleiche Einfachheit und maßvolle Schönheit finden wir auch in manchen Teilen des zweiten und des dritten Bandes. Da ist das sanfte Fortspinnen der ritterlich keuschen Liebe Witikos zu Berta, die poetische Kahnfahrt des jugendlichen Helden donauabwärts bis Wien, sein Aufenthalt in der heiteren Stadt der Geselligkeit, sein Verweilen in den schimmernden Fürstenzimmern auf dem Kahlenberge und endlich Barbarossas kühner Römerzug, womit der Dichter uns den Blick erschließt in eine reichbewegte, glänzende Welt, zu welcher ein schärferer und wirkungsvollerer Gegensatz kaum gedacht werden kann, als das ernste, einfache, dürftige Leben der schlichten Waldleute in den finsteren, unwegsamen, böhmischen Forsten. Aber unsere Freude an diesen Bildern, die unser Auge fesseln und ergötzen, wie farbenbunte, goldschimmernde Initialen in mittelalterlichen, schwer entzifferbaren Pergamenten, ist keine ungetrübte; denn Stifters übermäßiger „Respekt vor der Realität" zwingt uns, Zeuge der vielen Kämpfe und Wirrnisse zu werden, welche aus den Streitigkeiten in Böhmen unter den sich geltend machenden Einflüssen des deutschen Kaisers und der Markgrafen von Österreich hervorgehen, wobei das unbedeutendste Detail in trockener, chronikenhafter Schilderung vorgeführt, und uns die Bekanntschaft zahlloser, höchst uninteressanter Menschen aufgezwungen wird, die weder in der Geschichte noch im Leben Witikos irgend eine wesentliche Rolle spielen.

Daß diese doppelt erschwerten Geduldproben durch eine ermüdende, abstoßende Form oft bis ins Unerträgliche gesteigert sind, beweise das nachfolgende Beispiel:

Hierauf wendete sich Lubomir gegen die Männer, die an der Tür standen, und indem er auf den ersten wies, sagte er: „Das ist Rastislaw, mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann wies er auf den zweiten und sagte: „Das ist Widimir, mein Sippe, der mir auch in meinen Obliegenheiten hilft."

Dann wies er auf den dritten und sagte: „Das ist Wentislaw, mein Sippe, der mir gleichfalls in meinen Obliegenheiten hilft.“

Dann wies er nach der Reihe auf die Folgenden, und sagte: „Das ist Kodim, das ist Momir, das ist Dis, das ist Derad, das ist Wazlaw und das ist Hostiwil.“

Und bei jedem fügte er bei: „es ist mein Sippe, der mir in meinen Obliegenheiten hilft . . .“



Schutzhütte im Urwald.

Von allen diesen so sehr verdienstvollen Männern, welche uns einzeln mit ihren Namen und „Obliegenheiten“ vorgeführt werden, taucht kein einziger im Verlauf der ganzen Geschichte jemals wieder auf!

Ähnlich kurzweilig wird Witikos Auszug in den Krieg geschildert:

„Am fünften Tage darnach war Witiko gerüstet. Er und sein Pferd waren in den nötigen Stand gesetzt, die Reise zu erneuern, und er hatte Vorsorge getroffen, daß ihm von seiner Habe, was er brauchte, gefördert werde. An diesem Tage waren auch die Männer, die ziehen wollten, bereitet. Da war Christ Severin, der Wollweber, mit einem Ahornschafte,

dem Packe der Nahrungsmittel und einem Sacke für die Beute, Stephan, der Wagenbauer, mit Schwert und Spieß, dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sack für die Beute, David, der Zimmerer, mit Schwert und Streitaxt, dem Packe der Nahrungsmittel und dem Sacke für die Beute, ebenso Paul Joachim mit einem Spieße, Jakob mit Spieß und Schwert, Tom Johannes der Fiedler, mit einem Spieße und einem großen Sacke für die Beute, ingleichen Max Albrecht mit einem Ahornschafte, dann Peter Laurenz, der Schmied, mit einer Eisenstange und einer eisernen Wurfkeule, dann Urban, Zacharias, Lambert und Wolfgang mit Ahornschäften, Gregor Veit mit Schwert und Spieß . . ."

Die in die äußerste Manieriertheit ausartenden, oft ganz sinn- und zwecklosen Wortwiederholungen, welche dem Stil des ganzen Werkes einen fatalen Stempel aufdrücken, werden häufiger, je weiter die Erzählung fortschreitet. Der dritte Band wimmelt davon; in demselben findet sich auch eine charakteristische Stelle, in welcher auf dem engen Raume von einundzwanzig Zeilen siebzehn Male dasselbe Wort vorkommt.

„So danken wir Gott zuerst, daß unser Vaterland wieder in Ruhe ist," sprach Wentila, „und dann danken wir, daß du nur einmal eine geringe Verletzung erlitten hast, das ist eine Gnade von dem Herrn, und dann danken wir, daß er dich hat wirken lassen, wie du immer nach deinem besten Sinne wirst gewirkt haben, und endlich danken wir, daß du geehrt und belohnt worden bist, was eine Sache ist, die vor den Menschen gilt und die dir zu Gute kömmt."

„Wir haben Gott, dem hohen Herrn, für seinen Beistand in dem Unglücke unseres Vaterlandes gedankt auf dem Schlachtfelde, wir haben ihm feierlich auf grüner Heide gedankt, weil in Mähren noch der Bann ist, und keine Kirche offen steht, wir haben ihm in der Kirche des oberen Planes gedankt, und haben ihm bei Plan unter dem offenen Himmel gedankt," sprach Witiko, „und ich habe ihm gedankt, daß er mich erhalten hat, ich habe ihm gedankt, daß er mir in meinem guten Willen geholfen hat, und ich habe ihm gedankt, was er dem gütigen Herzoge für mich eingegeben hat. Und so danke ich ihm noch, und werde ihm zu jeder Zeit danken. Und immer danke ich auch dabei, daß er mir eine so gute Mutter geschenkt hat."

„Wir haben ihm auch gedankt, Witiko," sagte die Mutter, „und danken ihm noch, und werden ihm wie du zu jeder Zeit danken. Und ich danke ihm auch, daß ich einen guten Sohn habe . . ."

Zu dieser verzweifelten Manieriertheit gesellt sich ein unnatürlich geschraubter Ton in den übermäßig zahlreichen und übermäßig langen

Ansprachen, der zu lächerlich ist, um den beabsichtigten Anschein von Würde zu erwecken:

„Gehe wieder auf deinen Platz, Witiko," sagte die Mutter, „und erweise der hohen Frau, die dich vor ihr Angesicht gerufen hat, deine Verehrung."

Witiko aber blieb auf seiner Stelle stehen und sprach: „Ja, die Verehrung, welche der erhabenen Frau gebührt, die Verehrung, welche sich gegen die Tochter des denkwürdigen Kaisers Heinrich geziemt, die Verehrung, welche der Mutter des deutschen Königs Konrad zukömmt, die Verehrung, welche ich der Mutter Gertruds, der Gattin Wladislaws, des Herzogs von Böhmen und Mähren, zolle, die bei der Belagerung von Prag eine Heldin geworden ist, die Verehrung, welche ich gegen die Frau hege, die in ihren Söhnen und Töchtern auf geistlichen und weltlichen Stühlen und auf den Kriegsfeldern und im Fürstenrate waltet, und die Verehrung, die der Jüngling der Frau bringt."

Ein schwerer Mangel des Werkes besteht auch darin, daß alle Personen, ohne eine Spur von Individualität zu verraten, sich der gleichen, halb gezierten, halb hoheitsvollen, stets ein bißchen langweilig gemessenen Ausdrucksweise bedienen. Bei Priestern und Kriegern, bei Fürsten und Bauern, bei Frauen und Kindern finden wir dieselben Worte, dieselben Redewendungen. Was die Menschen in Witikos Umgebung, in Bertas Familie, am Herzogshofe in Prag und im Palaste des Bischofs von Passau reden, ist stets voll Güte, voll Rechtschaffenheit, voll Weisheit, voll Tugend und so ganz und gar der Ausfluß der immer gleichen Sinnesart, daß man jeden Ausspruch unbedenklich jeder beliebigen Person der Erzählung in den Mund legen könnte. Die einzige originelle Figur neben dem gleißnerischen Načerat, der halb wahnwitzige, halb prophetische Hausverweser Huldrik ist eine etwas abgeblaßte Wiederholung des tollen alten Kastellans aus der Narrenburg.

Angesichts der zahllosen Geduldproben, welche die unbefangene Würdigung der wahrhaft großen und dichterischen Schönheiten dieses seltsamen Werkes so sehr erschweren, muß es jeden Leser auf das Äußerste befremden, zu sehen, wie der Dichter, der zuerst nach Homers Dehnmanier sich mit unendlichem Behagen ins Breite verliert, den Faden der Geschichte gegen das Ende des letzten Bandes hastig abhaspelt und die schlechte Ökonomie der Stoffverteilung dadurch am deutlichsten verrät, daß er plötzlich, als sei er selbst des ziellosen Ausspinnens überdrüssig geworden, seinen Roman mehr abbricht als abschließt, ohne durch die angemessene Beleuchtung des zur Höhe gelangten Helden das notwendige Gleichgewicht herzustellen.

Daß es dem Dichter trotz seiner mit unsäglichem Fleiße und unersättlicher Gründlichkeit durchgeführten Quellenstudien schwer wurde, Verstöße gegen die von ihm so hoch gehaltene, unbedingte Wahrhaftigkeit zu vermeiden, beweist der Umstand, daß nach allen Korrekturen noch grobe, auffallende Fehler in der Auflage stehen blieben. So speist Witiko im Haunzenberge „mit Messer und Gabel," der Abgesandte aus Hostas Burg, welcher dem Helden den Gürtel des Herzogs Soběslaw überbringt, trägt ein „baumwollenes Oberkleid", und die Versammlung der Lechen und Wladyken in Prag erfreut sich einer parlamentarischen Ordnung und Wohlanständigkeit, welche selbst in unseren Tagen als Muster politischer Gesittung dienen könnte.

Bei dem stets mehr und mehr gesteigerten Widerwillen des Dichters, Gefühle und Gedanken auszusprechen, begegnen wir der Reflexion nur selten. Doch enthält auch dieses Werk einige geistvolle Denksprüche:

„In der Jugend ist man bei seinen Eltern, in späteren Jahren bei seinen Kindern und im Alter allein."

„Die Macht und die Kronen sind Dinge, welche tauglich sind, mit ihnen Gutes zu tun, sonst sind sie nichtig."

„Verräter verraten einander wieder."

„Von dem Gemüte aus heilt man den Körper oft leichter als mit Salben und Mitteln."

„Die Menschen lernen nicht gerne aus dem Schicksale anderer."

„Es sollten alle Reiche unseres Erdteiles ihre Angelegenheiten gemeinsam schlichten; so würde keines von einem anderen besiegt, und keines würde die Beute eines entfernten Feindes."

Wie sehr Stifter zu grenzenloser Weitschweifigkeit durch die Absicht verleitet worden ist, sein ungeheures Studienmaterial, das er in vieljähriger Arbeit aufgehäuft hatte, mit Stolz vorzuweisen, beweist eine eingeschobene Abhandlung über die Geschichte der Normannen, die gar nicht zur Sache gehört: „Es ist der Mann Tankred gewesen, der in der Normandie gehauset hat. Er ist auch nur ein edler Mann gewesen, und sein Geschlecht hat einiges Ansehen gehabt. Er hat die edle Jungfrau Moriella geheiratet, und sie hat ihm Töchter und fünf Söhne geboren. Und da sie gestorben war, hat er die edle Jungfrau Fresende geheiratet, und sie hat ihm Töchter und sieben Söhne geboren. Und sie hat die Töchter und die Söhne erzogen. Und die Jünglinge waren in allen Tugenden der Männer und Ritter geübt. Da sagte der Vater: Wenn meine Habe unter euch geteilt wird, so hat jeder wenig, wenn sie aber einer bekömmt, so kann er sein Geschlecht in Ansehen fortführen, und wenn die

übrigen sich Ruhm und Habe erwerben, so könnt ihr alle bedeutsam sein. Da gingen drei Söhne, Wilhelm, Drogo und Humfried, nach Italien, und verdingten sich dem Fürsten von Kapua. Als der Fürst kargte, gingen sie in den Dienst des Fürsten von Salerno. Derselbe übergab sie dem griechischen Kaiser Michael, und sie schlugen mit den Männern der Normandie, die nachgekommen waren, für ihn ein sizilisches und sarazenisches Heer auf der Insel Sizilien. Die Griechen aber betrogen sie um die Beute und waren arglistig, und die Männer mußten nach Italien fliehen. Dort erraunten sie im Sturme die Stadt Malfi, machten aus ihr eine Veste, und sie sollte gemeinschaftliches Eigentum sein, und was man erobern würde, sollte geteilt werden. Wilhelm wurde als Haupt erkannt. Er führte sie gegen die Griechen, welche bestrebt waren, die Eindringlinge aus dem Lande zu werfen, und besiegte die Griechen. Aber er starb. Da wurde Drogo das Haupt, und es kamen wieder sieben Söhne Tankreds zu ihm . ."



Rathausgasse in Krummau.

In diesem Tone geht es viele Seiten lang fort. Offenbar fand der Dichter diese geschichtlichen Exkurse während der Arbeit ganz anregend, ohne zu bedenken, daß es ihm bei solcher Darstellung niemals gelingen könne, das für ihn selbst Interessante auch für den Leser interessant zu machen; die durch die Ödigkeit solcher Stellen verursachte Abspannung greift verdüsternd auch auf die glänzenderen Partien des Buches über. Und dabei ist Stifter noch streng gegen sich gewesen, denn er sagt selbst, das, was er vom Witiko weggeworfen habe, würde, wenn es gedruckt worden wäre, sieben bis acht Bände füllen! —

Mit welcher Gründlichkeit Stifter bei den Änderungen verfuhr, die ihn bei diesem Werke noch mehr als sonst beschäftigten, lehrt mich das

Bruchstück einer alten Witikohandschrift aus dem Besitze der Frau Berta Swoboda in Prag, welches mit den zehn dieselbe Partie behandelnden Druckseiten des Buches nur in einem einzigen vier Zeilen langen Satze wörtlich übereinstimmt, im übrigen aber die größte Verschiedenheit aufweist.

Das tragische Geschick, dem wir im Leben und im Schaffen des Dichters so oft begegnen, läßt ihn das der Verherrlichuug der Rechtlichkeit gewidmete Werk, an das er eine Riesensumme von Zeit und Kraft verwendete, nicht zu der erhofften Wirkung und Bedeutung bringen. Der Abgeschmacktheit seiner Manier selber unbewußt, glaubt er zu Zeiten neben dem Höchsten und Erhabensten in Ehren bestehen zu können, und die Größe seiner Arbeit erfüllt sein Gemüt so ganz, daß ihm alles, was er liest oder was er im Theater sieht, daneben „völlig kindisch" vorkommt; aber bald macht sich doch wieder die ewig quälende Zweifelsucht geltend, die ihn an dem Buche so lange „feilen, bohren, grübeln und nergeln" heißt, bis er, zu später Besinnung gelangt, nach seinem eigenen Geständnisse einsehen muß, daß er sich „verbüffelt" habe. Diese Wahrnehmung bedrückt ihn umso schmerzlicher, als ihn nicht nur die Sehnsucht, „etwas der Hoheit der Dichtkunst nicht Unwürdiges zu erschaffen," sondern auch die freundschaftliche Empfindung anspornt, dem Verleger, der für ihn „getan hat, was die Großen oder Mächtigen dieser Welt hätten tun sollen", durch ein bedeutendes Werk Freude und Gewinn zu geben. Da der „Nachsommer" einen weit geringeren buchhändlerischen Erfolg gehabt hatte, als der Dichter zuversichtlich erwartete, so schlossen sich alle Hoffnungen in dem Wunsche zusammen, daß die „oberflächliche" Lesewelt an der „stoffreichen" geschichtlichen Erzählung mehr Gefallen finden werde.

Das drängende Verlangen Heckenasts, der Dichter möge den vertragsmäßigen Verpflichtungen durch die Vorlage neuer Manuskripte gerecht werden, sucht der letztere mit der Nachricht zu beschwichtigen, er habe Dank der Fülle des mit unendlichem Fleiße aufgesammelten Stoffes „acht Bände in der Fabrik", und wenn jetzt auch Witiko so „schwer geboren" werde, so kämen später dessen Nachkommen umso leichter zur Welt, „da die Studien nicht anders als zu allen zugleich gemacht werden mußten". Er habe „eine Leidenschaft für diese Arbeit", so versichert er wiederholt, und man müsse ihn „von den Papieren wegjagen", damit ihm nicht „Spinnenweben auf dem Kopfe wachsen". Man müsse „Gestalten machen, nicht Worte", und wenn auch Witiko langsamer fortschreite, als alle seine früheren Arbeiten, so könne er doch das Gefühl nicht abweisen, daß er sich „eher zerreißen" ließe, als daß er an dem Werke „sudelte". Da ihn Krankheit verhindert, den Roman zu fördern, wird er von schweren Weinkrämpfen

befallen. Aber auch nach der Besserung seines Befindens wagt er es nicht, die Fortsetzung sogleich in Angriff zu nehmen: „Witiko berühre ich erst, wenn ich meiner vollkommen sicher bin; ich möchte dieses Werk auf einer gewissen Höhe halten. — Es wäre doch zum Verzweifeln, wenn ich so viel Lebenskraft an ein Werk wende, und es nicht abschließen könnte!" —

Aber je mehr seine körperlichen Kräfte abnehmen, umso tiefer sinkt auch seine Begeisterung. Schließlich bleibt fast nur noch das bittere Gefühl des Zwanges zurück, welches aus dem Bewußtsein der an Heckenast abzutragenden Schuld hervorgeht. Zum ersten Male verwandelt sich ihm die ehemals so beseligend empfundene poetische Schaffenslust in harte, knechtische Arbeit, und man vernimmt aus seinen Äußerungen das schmerzliche Aufstöhnen des mit dem Schwinden der Gesundheit auch geistig zusammenbrechenden Mannes. Der durch tausend Verpflichtungen müde gehetzte Dichter keucht unter der Last des ihn schwer bedrückenden historischen Stoffes, mit welchem er seinen armen Schultern mehr aufgebürdet hatte, als sie zu jener Zeit noch zu tragen vermochten.

Der Schluß mache ihm, so ruft er verzweifelnd aus, „eine fürchterliche Arbeit" und die letzten Bogen kleben, während der Setzer unwirsch auf ihn wartet, „wie Pech" an seinen Fingern. Er habe sich abgemüht, „wie noch nie" und gezogen „wie ein Pflugstier". Seine heißesten Wünsche und seine täglichen Gebete erflehen, es möge ihm Unheil oder Sorge nur so lange fern bleiben, bis er sein Werk vollendet hat. „Ich bin in großer Angst," so schreibt er an Heckenast, „daß Du über die Verzögerung des Witiko ungeduldig sein wirst. — Mein Geist war ein halbes Kind geworden. — Ich habe mich sehr angestrengt, und mit schwimmenden und flimmernden Augen lege ich die letzten, erst heute wieder neu geschriebenen Blätter zu. — Fast alle Quellen jener Zeit mit ihrem wunderlichen Latein lagen um mich herum, ich ertrank beinahe in der Fülle der Taten. Der Geschichtsmann wird in einer Zeile erkennen, welche Quellenarbeit in ihr liegt, der andere Leser kaum, die meisten gewiß nicht. — Mein Kopf ist fast wüst. — O, welch eine bessere Stimmung täte der Rundung dieses dritten und wichtigsten Teiles not! Ich möchte oft bitter klagen . . ."

Mit einer zitternden, angstvollen Erwartung schickt er endlich sein Schmerzenskind in die Welt: „Wenn doch die letzten Tage meines Lebens einzig der Kunst könnten gewidmet werden! Vielleicht baut mir Witiko eine Stufe, allein wer weiß das?"

Die zeitgenössische Kritik blieb die Antwort auf diese Frage nicht lange schuldig. Das Urteil lautete vernichtend. Mit Ausnahme des die Muse Stifters von Anbeginn schwärmerisch verehrenden Schriftstellers

Hieronymus Lorm, welcher es mit Freude begrüßte, daß der Dichter der Studien in folgerichtiger Erweiterung seines allzusehr im Idyllischen befangenen Stoffgebietes zur Darstellung großer, historischer Begebenheiten vorgedrungen sei, fand der Chor der Rezensenten kein einziges Wort des Lobes.

Karl von Thaler schrieb, Stifters Witiko, in finsterer Lebensdämmerung entstanden, führe uns in langen Reihen die „richtigen Baummenschen“ vor, „Geschöpfe mit regelmäßigem Astwerke, ohne Leidenschaft, ohne Sinnlichkeit, beinahe ohne Geschlecht,“ und Rudolf Gottschall fand das in „primitiver Syntax“ aus dem „Gänsemarsch von lauter Hauptsätzen“ ohne jede Unterordnung der Teile, ohne die geringste Spur von Perspektive aufgebaute Werk aller Anschaulichkeit bar, ganz zusammengesetzt aus „leeren Äußerlichkeiten“, und alle Figuren darin „Automaten, die mit dem Kopfe nicken“, in der Mitte derselben der Held „wie eine Marionette, die an den Drähten des Autors an uns vorübertanzt“. — In der Hauptsache damit übereinstimmend und ausnahmslos abfällig äußerten sich alle übrigen Kritiker. Sie verurteilten das Werk als einen „barbarischen Rückfall“ in den „öden Chronikenstil“ vergangener Jahrhunderte, sie bedauerten den „gänzlichen Mangel psychologischer Vertiefung“ und hielten das Liebäugeln mit „altväterischen Manieren“ für so verkehrt, als ob ein moderner Maler, die Fortschritte der neuzeitlichen, technischen Errungenschaften verleugnend, sich die Darstellungsweise der Schule des van Eyck, des Lukas Kranach, des Memling oder des Quentin Metsys zum Vorbilde nehmen und solchergestalt „die Kunst zu ihren Anfängen zurückschrauben“ wollte.

Angesichts dieser vernichtenden Urteile fanden nur wenige Leser den Mut, die nicht unbedeutenden Kosten an die Erwerbung des mit Warnungssignalen umstellten Werkes zu wenden, und die spärliche Zahl der Beherzten schmolz bald auf eine kleine, aber unerschütterliche Reihe beharrlicher Parteigänger zusammen, als auch im Publikum sich die Kunde verbreitete, daß die Lektüre des Buches nur von denjenigen zu Ende gebracht werden könne, die den schwersten Anforderungen in Bezug auf Geduld und Ausdauer gewachsen seien.

Was nützte es, daß Johannes Nordmann sagte, in keiner anderen Produktion spiegle sich die Spezialität Stifters in so typischer Weise wieder, und daß Heckenast erklärte, bei Stifter seien alle Figuren treu studierte Erscheinungen der Geschichte; wo der künstlerische Organismus einer Phantasiefigur bedürfe, da sei diese Figur so meisterhaft in das Gewebe der Zeit hineingewirkt, daß die Einheit des historischen Gemäldes nie ver-

letzt werde; diese Äußerungen hatten ebenso wenig Wirkung, wie der Ausspruch der Baronin Binzer, das Buch sei voll Ernst und Größe, oder wie das Bekenntnis Aprents, es hätten ihn bei der Lektüre heilige Schauer ergriffen, und eine große, starke, eindringliche, erschütternde Wirkung sei davon in sein Gemüt eingezogen wie von der Erhabenheit der homerischen Gesänge.

Das Wohlwollen der treugesinnten Freunde änderte nichts an der allgemeinen schroffen Ablehnung, welche die letzte Gabe des müden Dichters zurückwies.

Zu den Leiden, die seinen Körper durchwühlten, zu der Trauer, welche seit den schweren Schicksalsschlägen sein Gemüt düster umfing, und zu der Resignation, die das Fehlschlagen seiner goldenen Zukunftsträume in ihm erwecken mußte, gesellte sich nun der nagende Schmerz, daß er, den einst die Volksgunst jubelnd umbraust hatte, nun im Alter ein Halbvergessener geworden war.

* * *

Die letzten Lebensjahre Stifters gingen noch stiller und gleichmäßiger dahin, als die ganze übrige Zeit seines Linzer Aufenthaltes. Zwar trug er sich mehrere Sommer hindurch mit der Absicht, eine Reise nach Prag und eine Fahrt nach Passau und nach Nürnberg zu unternehmen, um den Schauplatz seines Geschichtsromanes wahr und anschaulich darstellen zu können; aber der Gedanke an das dazu nötige „höllische Geld“, das er in Menge für seine Krankheit hatte „unnütz hinauswerfen“ müssen, hielt ihn stets von der Ausführung ab. Nachdem sein Befinden sich „unzählige Male“ verbessert und wieder verschlimmert hatte, trat im März 1865 eine beunruhigende nervöse Aufregung mit heftiger Fieberhitze so bedrohlich auf, daß er um Dr. Aitenberger, welcher vordem in Wien sein Hausarzt war, telegraphierte. Der zu jener Zeit berühmte Heilkünstler lag jedoch selbst unpäßlich darnieder, und es wurde daher der Hausarzt des Barons Hackelberg in Linz, Dr. Essenwein, an das Krankenlager des Dichters berufen; dieser vermutete in dem tückischen, schleichenden Übel zunächst ein „verlarvtes Wechselfieber“ und stellte die baldige, vollständige Genesung in nahe Aussicht. Da jedoch die Zeit verstrich und alle Mittel nichts fruchten wollten, erkannte der Arzt auf Grund wiederholter Untersuchungen, daß eine bedenkliche Leber- und Gallenstörung vorhanden sei, und bestand darauf, daß der Dichter, sobald das Frühjahr etwas weiter vorgeschritten sein werde, sich nach Karlsbad zur Kur begebe.

Um ganz sicher zu sein, fuhr Stifter zunächst am 18. April 1865 nach Wien, wo er gleichzeitig die Erwirkung eines neuerlichen, ausgiebigen Krankheitsurlaubes persönlich betreiben wollte, und ließ sich nacheinander von sechs Ärzten untersuchen; bei allen lautete die Diagnose fast wörtlich übereinstimmend. Sowohl sein alter Arzt Dr. Aitenberger, welchem er volles Vertrauen schenkte, als auch die Professoren Braun und Oppolzer bezeichneten Karlsbad als den einzigen Ort, wo eine vollständige Heilung versucht werden könnte.

In dem nachfolgenden, bisher nicht veröffentlichten Briefe an Dr. Essenwein, welchen ich der Güte der Frau Marie Swoboda geb. Baronin Leon verdanke, berichtet Stifter über seinen Wiener-Aufenthalt:

„Hochgeehrter Herr und Freund!

Ich bin gestern nach Wien gereist. Oppolzer hat heute verreisen müssen. Er hat mir auf morgen seinen Besuch angekündigt. Übermorgen geht er nach Frankreich. Doctor Aitenberger hat mich heute eine Stunde lang untersucht. Seine Aussage stimmt mit der Ihrigen vollkommen zusammen. Karlsbad, sagte er, sei auf das Entschiedenste angezeigt.

Ich eröffnete ihm erst nach dieser seiner Aussage Ihre Ansicht, seine Ansicht hat er also vollkommen unabhängig ausgesprochen. Karlsbad räth er gleich mit Beginn des Mai an. Alles Nähere mündlich.

Mit größter Liebe und Hochachtung

Ihr ergebenster Freund

Adalbert Stifter.

Wien, am 19ten April 1865.

Außen: Wien.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Carl Essenwein, Dr. der Arzneikunde. Abzugeben bei H. Baron von Hakelberg in der Baumbachgasse in

Linz.“

Nun mußte die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel gesichert werden. Zagend und mit schwerem Herzen wendete sich Stifter an seinen Freund Heckenast; es war ihm dies umso peinlicher, als er durch die Verschleppung der Termine an den Verleger bereits stark verschuldet war: „Ich kann tun, wie ich will, ich bringe das Geld nicht auf. Nur diese bittere Not zwingt mir die Bitte auf, die ich sonst im Hinblicke auf alle Verhältnisse nicht getan hätte. Können Sie mir 200 Gulden außer

unserem laufenden Geschäfte für Karlsbad zuwenden? — Ich kann ein Anlehen, das ich nicht durch Arbeit, sondern bar zurückzahlen muß, nicht machen, weil ich eben der Rückzahlung nicht sicher bin, da ich jeden Gulden, den ich haben werde, nach dem Karlsbader Aufenthalte auf lange Zeit hin bitterlich brauchen werde. Die Winterrechnung des Arztes läuft schon wieder über 100 Gulden hinauf . . . Nach langem Kranksein weiß man erst, was Gesundheit ist, und verlangt ängstlich dahin, wo man sie wieder ganz zu gewinnen hofft."

Da es auch Freiherrn von Kriegs-Au, dem im Staatsministerium die Leitung der Unterrichtsangelegenheiten anvertraut war, gelang, für Stifter einen Krankenkostenbeitrag von 300 Gulden zu erwirken und überdies die „deutsche Schillerstiftung" die Summe von 200 Talern beisteuerte, so waren die Kurkosten gedeckt, und Stifter reiste auf dem zu jener Zeit bequemsten und kürzesten Wege mit seiner Frau, mit der Nichte Katharina und mit seinem Hündchen von Linz mit der Bahn über Passau nach Regensburg und Mitternich und von dort mit Pferden über Eger nach Karlsbad, wo er am 4. Mai im Laufe des Nachmittags ankam. — Dort besuchte er sogleich den Kurarzt Dr. Seegen und mietete dann eine Wohnung auf dem Kirchenplatze im Hause „Zu den zwei Prinzen" mit wunderschöner Aussicht über den Sprudel auf die alte und neue Wiese und die Wälder. Täglich auf den wohlgepflegten Spazierwegen der herrlichen Umgebung ziellos dahinschlendernd, fand er Karlsbad bald reizend, und es bereitete ihm einen besonderen Genuß, den Spuren Goethes nachzugehen, zu dem er sich „wie mit Zauber" hingezogen fühlte. Der Gedanke, „in diesem Zimmer hat er gewohnt, auf diesem Wege ist er gegangen, an jener Stelle ist er gesessen," erfüllte ihn mit Ehrfurcht, wobei er aber auch den Groll nicht unterdrücken konnte, daß die Menschen „so gar nichts getan haben", die Spuren Goethes, Schillers, Beethovens kennbar zu machen und sie zu erhalten, wo doch auf Schritt und Tritt die Bezeichnung einer „Ruhe", eines „Sitzes", einer „Promenade" an irgend einen Prinzen oder Machthaber erinnert. „Wann wird denn einmal die Menschheit sich in ihrer Größe und in ihren Fehlern zu erkennen anfangen?" —

Das regelmäßige Kurleben, die Vermeidung jeder geistigen Anstrengung, der Aufenthalt in freier Luft und die äußerste Mäßigkeit während der bescheidenen Mahlzeiten, bei welchen „ein Stückchen gebratenen Rindfleisches" das Hauptgericht war, äußerten bald eine so vortreffliche Wirkung, daß die peinigenden Seelenzustände, welche das Leiden so furchtbar machten, allmählich verschwanden. Tiefe Niedergeschlagenheit, gänzliche Mutlosigkeit, Verzweifeln am Genesen, Unruhe, daß man auf keinem Platze bleiben

kann, gegenstandlose Angst, Gemütsschwäche bis zum lauten Weinen, Gereiztheit und die beständige Sorge, dem Wahnsinn zu verfallen — alle diese Zeichen gänzlicher Nervenzerrüttung, welche der Dichter früher an sich wahrnehmen mußte, wichen einer stillen Heiterkeit und dem wiederkehrenden, wohligen Behagen.

Sehr befriedigt schrieb der Dichter am 3. Juni 1865 an Frau von Fritsch: „Ich trinke Schloßbrunnen, die Frau gegen Leber und Galle Mühlbrunnen, die Nichte gegen Milzauftreibung Mühlbrunnen, der Hund gegen Durst reines Wasser. So ist alles versorgt. Der hiesige Arzt Dr. Seegen heißt mein Übel Magenkatarrh und hat nach dem Fortgange der Kur die Überzeugung ganz gewisser Heilung, welche Überzeugung ich nach meinem Befinden teile."

Die freudige und zuversichtliche Stimmung Stifters erfuhr eine wesentliche Steigerung durch die anerkennenden und manchmal selbst begeisterten Urteile, welche ihm in den Briefen seiner Freunde über den mittlerweile zur Versendung gelangten Roman Witiko entgegengebracht wurden. Namentlich taten seinem Herzen die aufmunternden Worte des edlen von Kriegs-Au, des scharfsinnigen Aprent und der geistvollen Baronin von Handel sehr wohl. Kriegs-Au schrieb, die Stimmung und Farbe, welche das Buch weise, sei wundervoll, der Eindruck des Ganzen großartig und beruhigend, der Ton der Zeit getroffen, Sitte und Gewohnheit jener Epoche, welche den ersten Kreuzzug vorbereitete, gar prächtig zur Anschauung gebracht, getreu gemalt und doch dem Geschlecht von heute näher gestellt. Die lapidare Beredsamkeit sei bewundernswert, sowie die sittliche Hoheit und die klare, reine Art, zu erzählen. Aprent fand, im Witiko zeige sich überall das Streben, auf die einfachste Form des Ausdrucks zurückzugehen und alles sprachliche Beiwerk fallen zu lassen. Daß aber auch so, bei völligem Mangel alles rhetorischen Schmuckes, großartige Wirkungen hervorgebracht werden können, das zeige deutlich die Versammlung der böhmischen Großen vor dem Mailänder Zuge, eine Szene, welche gewiß zu den lebendigsten und anschaulichsten gehöre, die jemals gedichtet worden sind.

Gegen Ablauf der Kur berichtete Stifter über den deutlich wahrnehmbaren Erfolg in einem Schreiben an Dr. Essenwein:

„Hochverehrter theurer Freund!

Zu meiner tiefsten Betrübniß erfahre ich durch unsere Marie, daß ich eine Rükſichtslosigkeit gegen Sie begangen habe, die ich zeitlebens bereuen würde, wenn sie in dem Maße wahr wäre, als es den Anschein hat, obwohl ich noch immer anzuklagen bin, und mich selber bitter an-

klage, da doch ein Ungeschik und wahrscheinlich von meiner Seite mit untergelaufen ist. Ich wollte Ihnen eine kleine Überraschung bereiten, und mein Gedächtniß sagt mir, ich habe meiner Marie aufgetragen, sobald die Bücher meines Witiko in Linz und gebunden wären, eines zu Ihnen zu tragen, und es Ihnen in meinem Namen zu überreichen. Die Widmung, sagte ich, würde ich Ihnen nach meiner Zurükkunft einschreiben, weil ich die Bücher nicht mehr in Linz habe erwarten können. Nun schreibt mir aber die Marie, Sie seien etwas ungehalten, daß Sie kein Witikobuch von mir bekommen haben. Ich erschrak sehr. Entweder hat sie den Auftrag vergessen, oder ich war der Meinung, ich habe ihn ihr schon gegeben, ohne daß es so war. Es ist nicht mehr zu ermitteln, welches von beiden richtig ist. Bin ich Schuld, so rechnen Sie es meiner Verworrenheit in den Tagen der Wiener- und Karlsbaderreise, nicht meinem Herzen an das Ihnen ja als meinem größten Wohlthäter und Freund vom Grunde aus und auf das Innigste zugethan ist, das Sie liebt, und zeitlebens lieben wird. Habe ich eine Verwirrung angerichtet, so verzeihen Sie mir selbe mit dem gleichen edlen Gemüthe, mit dem Sie alle Jämmerlichkeiten und Verkehrtheiten meiner Krankheit getragen und gemildert haben. Wie sehr ich Ihnen dankbar bin und Sie liebe, müssen Sie ja doch wohl in der langen Zeit her gesehen und erkannt haben. Nehmen Sie das nachzüglerische Büchlein gütig an, und möge es Ihnen manche etwas vergnügte Minute machen. Ich will Ihnen meine ganze Schwäche bekennen, es hat mich bereits zu schmerzen begonnen, daß Sie mir nicht schreiben und das Büchlein nicht ein wenig loben, ich dachte mir, Sie hätten eben viel zu thun, und hätten es noch nicht ausgelesen. Nun ist es aber anders. — — Just, da ich schreibe, fällt mir auch noch ein Dintentropfen auf das Papier, ich kann nicht von vorne anfangen, sonst geht dieser Brief noch später fort, ich bitte, verzeihen Sie auch den Dintentropfen.

Nun auch etwas von meinem Befinden. Ich trank 5 Wochen den Schloßbrunnen, zulezt 4 Becher. Die lezte Woche war die wirkendste. Es stellten sich viele Erscheinungen des Wassers ein, besonders das Schweigen geistiger Regsamkeit, ich wurde völlig eine Pflanze ohne Verstand und Gedächtniß mit schweren Füssen und völliger Mattigkeit. Eine Woche bin ich nun ohne Heilwasser, und es ging rasch vorwärts. Mitunter war ich schon ganz gesund; aber es kommen wieder Nervenzustände, besonders nach viel Reden, Schauen und Herumtreiben. Ich kann mir hier die Menschen nicht aussuchen, und habe nicht die lieben Freunde wie in Wien, deren Angesichter und Reden mir so wohlthaten. Fremde, die meine frühere Körperfülle nicht kannten, sagen, ich sehe gar nicht krank aus. Gott füge

alles immer besser, und es trete die Nachwirkung ein, die alle in Karlsbad mir weissagten. Aber Stille, reine edle Luft und gleiches edles Wasser brauche ich dringend. Mit wahrer Freude denke ich daran, im nächsten frühesten Frühjahre wieder nach Karlsbad zu gehen, so lieb ist mir das Heilwasser und Alles andere geworden. Ich werde dann mit viel mehr Zuversicht und also auch Erfolg daran gehen als heuer. Schreiben Sie mir doch einige liebevolle Worte, ich bedarf ihrer, und besonders von Ihnen, den ich so verehre.

Wir senden Ihnen tausend herzliche Grüße, die Frau und Katharina befinden sich wohl, die Wirkung wird wohl auch da nicht ausbleiben, und so sei Karlsbad gesegnet, und der, der uns dahin gesendet hat. Möge Ihnen Gott die rüstige Gesundheit erhalten, und Sie gut bleiben

Ihrem
Sie aufrichtig liebenden Freunde
Adalbert Stifter.

Prag, 18ten Juni 1865.
Gasthof zur Stadt Wien.

Außen: Prag.

Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Carl Essenwein,
Doctor der Arznei- und Augenheilkunde
bei H. Baron Hakelberg abzugeben in
Linz,
Oberösterreich."

Noch ehe der Dichter Karlsbad verlassen hatte, war ein heftiger Rückfall eingetreten, welchen Heckenast unbedacht verschuldete. In einem mit Rücksicht auf die freundschaftlichen Verhältnisse der beiden Männer, die sich damals schon mit dem vertraulichen Du anredeten, schwer begreiflichen Ungestüm forderte der Verleger die wiederholt in Aussicht gestellte Ablieferung weiterer Manuskripte, indem er fast ängstlich auf die schon mehrere tausend Gulden betragende Höhe der noch unbedeckten Vorschüsse hinwies. Wäre dieses ungeduldige Drängen einem Dichter gegenüber, der mit den Studien und den bunten Steinen überreich verzinsliche Verlagsartikel geliefert hatte, zu allen Zeiten mindestens unzart gewesen, so mußte es dem durch die Krankheit überempfindlichen und zu unfreiwilliger Untätigkeit verurteilten Manne im höchsten Grade verletzend erscheinen.

Auf das Äußerste bestürzt und in bitterem Unmute antwortete Stifter sogleich: „In Hinsicht der „Dimensionen", wie Du es nennst,

habe ich Dir ja in zwei Briefen so ausführlich geschrieben, daß ich meinte, das sei abgetan. Ich habe, als die Krankheit kam, in einer Art Verzweiflung, daß ich nun gehemmt bin, nur für Dich, nicht aus Rücksicht für die Arbeit selbst, die ich, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, während der ganzen Krankheit hätte ruhen lassen, doch fortgearbeitet. — — Nur ich weiß, daß das, was ich da tat, fast über menschliche Kräfte geht, und ich rang es mir ab, weil, wie ich sagte, sonst fast Verzweiflung über mich gekommen wäre. Daß es für meine Krankheit nicht gut war und die Heilung verzögerte, ist für sich klar. Während der Krankheit ist durchaus eine Berechnung nicht so möglich, wie für gesunde Zustände. Für den Fall eines unvorhergesehenen Todes hättest Du Deckung genug; denn es ist noch an Handschriften (wenn auch nicht ausgefeilt) in meiner Lade, daß es eine erkleckliche Summe machen würde. Und der Zauber des Todes, der für jeden Mann öffentlichen Wirkens eintritt, würde rascher Nutzen bringen, als es das Leben kann. — Witiko und die Mappe werden die „Dimensionen" wohl ziemlich kürzen .... Ich muß, so knapp meine Mittel sind, was meine Bekümmernis auch sehr mehrt, doch von hier nach Prag, weil ich zu Witiko und Zawesch die Stadt und ihre Lage studieren muß. Dann gehe ich in die Lakerhäuser, und bleibe bis zum Winter dort. Die Billigkeit an dieser Stelle wird die jetzigen Wunden wieder etwas heilen müssen ...."

Heckenast bemühte sich, den üblen Eindruck seiner Worte abzuschwächen, aber dem Dichter war es unmöglich, die erlittene Kränkung rasch zu verwinden. „Ich habe Deinen Brief erhalten. So lieb seine Worte sind, so bestätigt er mir doch von Neuem, was ich seit länger als einem Jahre weiß, und was sich nach und nach zu immer größerer Deutlichkeit entfaltete. Du bist in einer leidenschaftlich befangenen Stimmung gegen mich, die Du nicht auszurotten vermagst. — — Ich setzte Dir in Briefen die Lage auseinander, zeigte Dir, daß ich von dem heißesten Verlangen beseelt bin, die Sache zu Ende zu bringen, und dennoch sprach jede Deiner Antworten wieder ein Drängen nach der Handschrift aus .... Mein Inneres ist so, daß ich mit Liebe und Begeisterung an einer Arbeit sein muß, um sie so gut zu machen, als ich kann. Kommt von nahe oder ferne, deutlicher oder leiser, eine Art äußeren Zwanges dazu, so erlahmt die Begeisterung, ich fühle mich gekränkt, und die Sache wird mir fremder. Ja, wenn das Drängen eine bestimmte Höhe erreicht, könnte ich an einer Arbeit erhungern, ohne sie vollenden zu können. Durch mich erleidest Du keinen Verlust; denn was so scheint, ist nicht so. Nicht die Dichter selbst, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt. Als

ich krank war, faßte mich das bitterste Gefühl, daß nun die Arbeit leidet, es faßte mich das bitterste Gefühl um Dich, und ich tat, wie ich Dir schrieb, das Übermenschliche (lies doch den Brief nach) und machte die zwei Bände Mappe fast fertig, weil ich an Witiko nicht arbeiten konnte, und zerstörte vielleicht wieder, was der Arzt gut machte, und verzögerte die Genesung. Du schriebst lange nicht, und als Du endlich schriebst, erkannte ich Deine gegen mich eingenommene Stimmung, und suchte sie durch Darlegung der Sache zu zerstreuen; aber es gelang mir nicht, und nun bin ich ohne weitere Verteidigungswaffe, und erwarte, was immer kommen mag . . . ."

Von jener Zeit an ist das schöne, herzliche Vertrauen, welches so viele Jahre hindurch den fast einzig dastehenden Verkehr zwischen Stifter und seinem Verleger auszeichnete, in seiner vollen Innigkeit nicht wieder zurückgekehrt.

Von Karlsbad ging der Dichter für einige Tage über Königswart nach Prag und dann über Furth im Walde mit einem Abstecher nach Nürnberg in seinen geliebten bayrischen Wald. Die Ergebnisse seiner Studien in Prag und in Nürnberg befriedigten ihn auf das Höchste, und der Anblick der Stadt, die ihm als „das trefflichste altdeutsche Meisterstück" erschien, bereitete ihm unsäglichen Genuß. Das „Ding" war ihm „wie feenhaft", er selbst erschien sich wie eine Gestalt auf einem Dürerschen Bilde und die herrliche Stadt empfand er „in ihrer Ganzheit als ein wahrhaftiges Kunstwerk".

Da Stifter fühlte, daß Berg- und Waldluft, sowie reines Granitwasser sich für seinen Zustand sehr günstig erwiesen, so blieb er bis gegen den halben Oktober in den Lakerhäusern; das Wetter war herrlich, viele Wochen hindurch gab es nur heitere, warme Tage. Er berichtete an seinen Freund und Gönner von Kriegs-Au, daß ihm diese Zeit ungemein geholfen habe, und daß er, den Aufenthalt in Linz und die Nebel der Niederung fürchtend, beschlossen habe, den Winter in dem tausend Meter hoch gelegenen Badehause von Kirchschlag zu verbringen, „wo keine Dunstschichten sind und auserlesenes Wasser und unvergleichliche Luft ist". Zur Amtsübernahme fühle er sich nicht fähig. Wenn er auch manchmal glaube, fast völlig gesund zu sein, so komme doch plötzlich wieder „einer der düstersten Tage ohne Veranlassung", und er werde in unerklärlicher Weise von Schwermut und Unruhe befallen. Besonders quälend sei ihm der Gedanke an die Unsicherheit seiner Zukunft, da er wisse, daß ihm bei andauernder Dienstuntauglichkeit nach dem damaligen Pensionsgesetze die Versetzung in den Ruhestand mit einem Drittel des Gehaltes bevorstehe.

„Wäre es denn nun gar so unbescheiden von mir, wenn ich dächte, daß eine gute Hand ein sanftes Kissen unter mein Haupt legen möge, das vielleicht bald zu denken aufhört. Und ist mein Verdienst auch nicht zureichend, an dem Himmlischen dieser Erde habe ich doch gearbeitet und habe es zu verbreiten gesucht, wie mein Herz mich geheißen hat. — — Mein jetziger unbestimmter Zustand ist bis zum Entsetzlichen peinigend. Ich muß wieder um Urlaubsverlängerung einschreiten und harren, was wird, und dann, wenn der Urlaub abläuft? Der Referent Hermann hat mir gesagt, es seien zwei Schulräte, von denen einer so lange diente, wie ich, in Hinsicht ihrer Stellung als wissenschaftliche Staatsdiener mit ihrem Gehalte pensioniert worden. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung es mir gäbe, wenn man das für mich ausspräche. Es wäre vielleicht halbe Gesundheit, vielleicht jenes sanfte Hauptkissen, von dem ich oben sagte, wenn mir der Tod bevorsteht. Ich selber kann das Ansuchen ämtlich nicht stellen. Das bringe ich nicht über mein Gemüt. Ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, daß ich, wenn ich vollkommen gesund werden sollte, mich sogleich wieder dem Staate zur Verfügung stellen würde . . . ."

Am 12. Oktober nahm Stifter von seinem Freunde Rosenberger und von seinem lieben „Laden-Stöcklein" beim Jokel Hiesel Abschied. Am 13. kam er nach Linz; da sich aber noch am selben Tage Druck auf der Brust und Ängstlichkeitsgefühle einstellten, welche Zustände ihn in der Stadt nicht mehr verließen, so fuhr er am 16. nach Kirchschlag. Schon in Wildberg schwand der Druck; auf der Höhe angekommen, war der Dichter heiter und frei von allen Beschwerden. Die Familien des Baumeisters Metz und des Buchhändlers Haslinger aus Linz, welche ihre Landhäuser auch im Winter bewohnten, nahmen ihn mit offenen Armen auf, und in dem pensionierten Professor einer militärischen Bildungsanstalt, Hauptmann Baron Marenholz, fand er einen geistvollen, anregenden Gesellschafter. Der Ausblick aus seinen Fenstern über die ganze Alpenkette vom Dachstein bis zum Schneeberg erfüllte seine Seele mit sanfter Hoheit. Unter solchen Umständen war sein Entschluß bald gefaßt. „Ich werde bis zum Frühlinge auf dem Berge bleiben, bis zu dem Tage, an dem ich wieder nach Karlsbad gehe. Gott gebe seinen Segen. Nervenleiden sind etwas Entsetzliches und nun dauern sie bei mir schon so lange! —"

Drei Wochen nach seiner Ankunft in Kirchschlag wurde ihm die letzte große Glücksempfindung seines Lebens bereitet. Er erhielt die Nachricht von seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand, welche unter den ehrendsten Umständen erfolgt war.

Anfangs November hatte sich der Statthalter von Oberösterreich auf die Erklärung Stifters, nicht in die Amtsstube zurückkehren zu können, veranlaßt gesehen, die im Nachfolgenden wörtlich angeführte Eingabe an das Ministerium zu richten:

„Hochlöbliches k. k. Staatsministerium!

Wie dem hochlöblichen k. k. Staatsministerium bekannt, ist der hiesige k. k. Schulrath Adalbert Stifter bereits seit Anfang des Jahres 1864 wegen Krankheit seinem dienstlichen Berufe gänzlich entzogen. Bereits wiederholt wurden demselben Urlaubsbewilligungen ertheilt, und der ihm zuletzt mit dem hohen Erlasse vom 17. Mai l. J., Z. 4449, K. U. M. bewilligte sechsmonatliche Urlaub ist mit Ende vorigen Monates auch bereits abgelaufen, ohne daß in dem Befinden des Schulrathes Stifter eine derartige Besserung eingetreten wäre, welche es ihm ermöglichen würde, seine dienstliche Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Derselbe hat daher das im Anschlusse mitfolgende Gesuch überreicht, worin er um weitere Belassung in dem Ruhestande und in der Entfernung von Amtsgeschäften bittet.

Ich sah mich infolge dessen veranlaßt, ihm die Dienstesdokumente abzuverlangen und ihn der ärztlichen Untersuchung durch den Landes-Medizinalrath Dr. Meisinger unterziehen zu lassen.

Nach dem von letzterem auf dem ärztlichen Zeugnisse des ordinierenden Arztes Med. Dr. Essenwein nach vorausgegangener ärztlicher Untersuchung beigefügten Parere ist der Gesundheitszustand des Schulrathes Stifter noch gegenwärtig ein derartiger, daß selbst eine jahrelange Enthaltung von Amtsgeschäften, ja selbst von dem anstrengenden geistigen Berufe des Schriftstellers denselben kaum in den Stand setzen dürfte, seinen Dienst wieder anzutreten oder geistige Produkte zu schaffen, deren Ertrag ihn vor Nahrungssorgen sichern und zur Bestreitung der für seinen Zustand erforderlichen Kurmittel hinreichen würde.

Mit Rücksicht auf diesen Gesundheitszustand des Schulrathes Stifter, welcher nicht erwarten läßt, daß derselbe so bald wieder geeignet sein wird, den Dienstposten eines Schulrathes und Schul-Inspektors zu versehen, andererseits aber die Möglichkeit seiner Genesung und seines Rücktrittes in irgend eine seinen Kräften entsprechende dienstliche Thätigkeit nicht ganz ausschließt und in Übereinstimmung mit dem von ihm selbst geäußerten Wunsche glaube ich auf die Versetzung des Schulrathes Stifter in den zeitlichen Ruhestand den Antrag stellen zu sollen, und erlaube mir zu diesem Behufe die mit den Dienstdokumenten belegte Dienst-

tabelle vorzulegen, in welcher die näheren Daten über seine Dienstleistung enthalten sind.

Wie in dieser Tabelle näher begründet ist, glaubte ich in Anbetracht der hervorragenden schriftstellerischen Verdienste des Schulrathes Adalbert Stifter für denselben die Belassung des vollen Aktivitätsgehaltes per 1890 Gulden ö. W. als Ruhegenuß bis zu seiner etwaigen Wiederanstellung in Antrag bringen zu sollen. Ich war hiebei von der Überzeugung geleitet, daß Stifter des ungeschmälerten Bezuges seines dermaligen Einkommens bedürfe, um die Besserung seiner Gesundheit und hiemit die Wiederbefähigung zu seiner geistigen Thätigkeit zu erlangen, und daß es eine Ehrensache der österreichischen Regierung sei, einen Mann, der einen so hohen Rang unter den Dichtern und Schriftstellern Österreichs und Deutschlands einnimmt, in seiner Krankheit nicht der Sorge um seinen Unterhalt und der Entbehrung preis zu geben.

Was die Versehung der vom Schulrathe Stifter früher besorgten Geschäfte anbelangt, so wurden diese Geschäfte seit der Erkrankung desselben mit Genehmigung des hochlöblichen Staatsministeriums von dem k. k. Schulrathe Kurz nebst seinen sonstigen Amtsobliegenheiten anstandslos besorgt.

Ich bin der Ansicht, daß dieses Verhältnis auch fernerhin ohne Bedenken fortbelassen und dem Schulrathe Kurz, welcher sich hiezu auch bereit erklärt hat, daher auch fernerhin die Inspizierung der Volksschulen in Ober-Österreich und Salzburg überlassen werde.

Die Zahl der Volksschulen in Ober-Österreich beläuft sich auf 476 und sammt der Zahl der im Herzogthum Salzburg zu inspizierenden Volksschulen beläuft sich die Gesammtzahl der Volksschulen sicher auf 600, die der Schulrath untersuchen soll.

Es ist klar, daß selbst, wenn für die Inspizierung dieser Schulen ein zweiter Schulrath aufgestellt wäre, diese Inspizierung nicht einmal alle fünf Jahre geschehen könnte. Überdies ist die Dotation für die Inspizierungsreisen so gering bemessen, daß schon aus diesem Grunde eine öftere Bereisung der Schulen unterbleiben muß und die Dotation heuer z. B. nicht einmal für die Bereisung eines einzigen Schulrathes ausreichte.

Hiezu kommt noch, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung, vermöge welcher die nächste Einflußnahme auf die Volksschule der Geistlichkeit eingeräumt ist, diese Untersuchungen der Volksschulen durch den Schulrath von keiner nachhaltigen Wirkung sind, da es immer von dem

Ermessen der Seelsorger und Schuldistriktsaufseher abhängt, ob und inwiefern sie den Bemerkungen und Rügen des Schulrathes folge geben wollen, da eine Kontrolle diesfalls nicht besteht.

So weit daher unter den gegebenen Verhältnissen der Zweck des Bestandes der Schulräthe überhaupt erreichbar ist, genügt nach meiner Ansicht die schon jetzt faktisch bestehende Einrichtung, daß die Volksschulen in Ober-Österreich zugleich von dem für die höheren Lehranstalten Ober-Österreichs und Salzburgs und für die salzburgischen Volksschulen bestellten Schulrathe Johann Kurz, so gut dies nach obigen Verhältnissen thunlich ist, inspiziert werden, und erscheint es nicht nothwendig, den Dienstposten des Schulrathes Adalbert Stifter anderweitig zu besetzen.

Hiebei muß ich es dem hohen Ermessen des hochlöblichen Staatsministeriums anheimstellen, in wieferne dem Schulrathe Kurz für die fragliche außerordentliche Dienstleistung eine besondere Entschädigung zu gewähren wäre.

Linz, am 3. November 1865.

Spiegelfeld m. p.“

Die in dieser Eingabe erwähnte Diensttabelle enthält nebst der Hinweisung auf die einzelnen Bestellungsdekrete die Angabe, daß Stifter während der Dauer von vier Jahren, acht Monaten und neun Tagen als provisorischer und während der Dauer von zehn Jahren, acht Monaten und sieben Tagen als wirklicher Schulrat in Verwendung stand; er war somit im ganzen fünfzehn Jahre, vier Monate und sechzehn Tage in Staatsdiensten. Nach Anführung dieser Zahlen wird in der Tabelle darauf hingewiesen, daß dem Schulrate Stifter in Anbetracht der nachgewiesenen Dienstzeit von nur fünfzehn Jahren und vier Monaten der Ruhegenuß eines Dritteiles seines Aktivitätsgehaltes per 1890 fl., das ist der Betrag von jährlich 630 fl., gebühre. Im Anschlusse an diese Darlegung heißt es: „Nachdem derselbe jedoch, abgesehen von seiner früheren lobenswerten Dienstleistung als Schulrat sich bekanntlich durch seine schriftstellerischen Arbeiten um die deutsche Literatur und Sprache und das Kunstfach die hervorragendsten, in ganz Österreich und Deutschland und selbst in außerdeutschen Ländern rühmlichst anerkannten Verdienste erworben hat, und nachdem derselbe wegen seines gegenwärtigen Leidens dermalen nicht im stande ist, sich als Schriftsteller einen Nebenverdienst zu verschaffen, vielmehr auf sein Einkommen aus dem Gehalte angewiesen ist, so dürfte demselben um so mehr der ganze derzeitige *Aktivitätsgehalt per 1890 fl. als Ruhegenuß vorläufig zu belassen sein*, als es sich eben nur

um die Belassung im Ruhestande bis zu seiner Wiedergenesung handelt, sein gegenwärtiger Krankheitszustand außergewöhnliche Auslagen für die ärztliche Behandlung, den Gebrauch des Bades und dergleichen erfordert, und als die Schmälerung seines gegenwärtigen Bezuges bei der Beschaffenheit seines Leidens und seinem hiedurch hervorgerufenen Gemütszustande nicht verfehlen würde, auf ihn den nachteiligsten Einfluß zu üben und der Wiederherstellung seiner Gesundheit hinderlich zu sein."

Auf Grund dieser die Verdienste des vaterländischen, wahrhaft patriotischen und loyalen Dichters so warm anerkennenden Berichte des oberösterreichischen Statthalters sah sich der damalige Staatsminister Graf Belcredi veranlaßt, bei Sr. Majestät in einem alleruntertänigsten Vortrage die Versetzung des Schulrates Adalbert Stifter in den Ruhestand zu beantragen und aus diesem Anlasse eine besondere Auszeichnung des hochverdienten Mannes in Vorschlag zu bringen. Der Entwurf dieses für die Wertschätzung, welche der bedeutendste Prosaist Österreichs bei der höchsten Unterrichtsbehörde des Staates gefunden hat, überaus bezeichnenden Aktenstückes lautet:

„Allergnädigster Herr!

Der Schulrath und Volksschul-Inspektor für Ober-Österreich Adalbert Stifter ist seit Anfang des vorigen Jahres durch fortdauernde Krankheit seinem dienstlichen Berufe entzogen. Einem schweren, entzündlichen Schleimfieber, das ihn wiederholt befallen hatte, folgte ein hartnäckiges Leber- und Magenleiden, welches durch den Gebrauch der Karlsbader Kur und die Kunst der renommiertesten Ärzte bisher nicht behoben werden konnte. Der Kranke hält sich auf ärztlichen Rath gegenwärtig im Orte Kirchschlag bei Linz, 3000 Fuß über dem Meere, auf, wo er von der hohen Luft und dem reinen Wasser einige Erleichterung seines Leidens erhofft.

Da der letzte, dem genannten Schulrathe mit der Allerhöchsten Entschließung vom 19. Mai des Jahres allergnädigst bewilligte Urlaub mit Ende Oktober abgelaufen ist, so bittet er Zeuge der ehrfurchtsvoll angeschlossenen Verhandlung die Staatsregierung um weitere Schonung, indem er zugleich seinem Schmerz über die andauernde Dienstunfähigkeit und der Sorge um die Mittel für seine weitere Subsistenz einen ergreifenden Ausdruck gibt.

Die hierüber vom Statthalter veranlaßte Untersuchung des Zustandes Stifters durch den Landes-Medizinalrath hat herausgestellt, daß selbst eine jahrelange Enthaltung von Amtsgeschäften und anderen geistigen Arbeiten denselben kaum in den Stand setzen dürfte, seinen Dienst wieder

anzutreten. Daraufhin beantragt der Statthalter die Versetzung Stifters in den zeitlichen Ruhestand, indem die Möglichkeit der Wiedergenesung und des Rücktrittes desselben in irgend eine dienstliche Thätigkeit durch das ärztliche Superarbitrium nicht gänzlich ausgeschlossen ist. Dabei befürwortet der Statthalter auf das wärmste für Stifter, obwohl derselbe nur fünfzehn Jahre lang im Staatsdienste steht, die Belassung des ganzen Aktivitäts-Gehaltes von 1890 fl. als Pension, von der Überzeugung ausgehend, daß Stifter in seiner traurigen, unverschuldeten Lage des ungeschmälerten Bezuges seines bisherigen Einkommens bedürfe, und daß es eine Ehrensache der österreichischen Regierung sei, einen Mann, der einen so hohen Rang unter den Dichtern und Schriftstellern Österreichs und Deutschlands einnimmt, in seiner Krankheit nicht der Sorge um seinen Unterhalt und der Entbehrung preiszugeben. Für diese günstige Behandlung Stifters macht der Statthalter den weiteren Grund geltend, daß dessen Dienstposten, sowie er in der letzten Zeit von dem jeweilen für Ober-Österreich und Salzburg systemisierten Schulrath zur Zufriedenheit mitversehen wurde, auch weiterhin versehen werden könne, sonach nicht wieder zu besetzen wäre, auf welche Weise dem Staatsschatze durch die Pensionierung Stifters auch vorübergehend keine Mehrauslage erwüchse — es wäre denn, daß dem anderen Schulrathe für die vermehrte Dienstleistung noch eine besondere Entschädigung zuerkannt werden würde. — Stifter verdient es auch meines Erachtens im vollsten Maße, daß das erhabene Herz Eurer Majestät für sein unverschuldetes Unglück angerufen werde. Er ist im Jahre 1805 geboren, sonach bereits 60 Jahre alt. Als Sohn eines Leinwebers aus dem südlichen Böhmen hat er sich durch vielseitige gründliche Studien zu einem hervorragenden Gelehrten und Schriftsteller, zu einem verdienten Staatsdiener emporgeschwungen. Nicht bloß Rechts- und Staatswissenschaften, auch Philosophie, Geschichte und ganz besonders Naturwissenschaften hat er auf das eifrigste betrieben, und sein reiches Wissen in mehreren Druckschriften niedergelegt, welche eine erhebende Anerkennung in ganz Deutschland, ja auch durch veranstaltete Übersetzungen selbst in England und Frankreich gefunden haben. Er zählt mit vollem Rechte zu den ersten Dichtern Österreichs, das ihn mit Stolz seinen Sohn nennen darf. Von reiner Religiosität und Humanität durchdrungen und mit der reichsten Kenntnis der Natur und ihres stillen Lebens ausgerüstet, hat er, Zeichner und Maler zugleich, in seinen Werken insbesondere Naturgemälde geliefert, die in Bezug auf Originalität, Treue, einfachschöne Sprache und Schwung der Darstellung unter allen neueren Dichtern ihresgleichen suchen. Das größte Verdienst seiner dichterischen

Arbeiten liegt aber vorzugsweise darin, daß sie durchwegs das Hohe und Sittliche anstreben, und dadurch segenvoll auf wahre Bildung weiter Kreise der Menschheit wirken. Stifter hat als Schriftsteller und Privatlehrer gelebt, bis bei der Neugestaltung des vaterländischen Unterrichtswesens das Auge des damaligen Ministers Grafen Thun auf ihn gefallen war, und er, ohne darum angesucht zu haben, im Jahre 1850 als Schulrath und Volksschul-Inspektor für Ober-Österreich berufen wurde. Schon diese Berufung trug in sich den Beweis von ungewöhnlicher Begabung dieses Mannes für den Dienst des öffentlichen Unterrichtes. Stifter hat sich auch dem Schulrathsamte mit ganzer Hingebung gewidmet und insbesondere für die Verbesserung des Sprachunterrichtes, sowie für eine tüchtige Bildung des Lehrstandes an den Volksschulen Ober-Österreichs sehr erfolgreich gewirkt, bis er zu kränkeln begann und später das schwere Leiden seinem ernsten Streben vollends ein Ziel setzte. Mit Allerhöchster Entschließung vom 22. April 1854 haben ihn Eure Majestät durch die allergnädigste Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens auszuzeichnen geruht. Seine Liebe zum Vaterlande und dem Allerhöchsten Kaiserhause, die aus seinen Werken laut spricht und die er bei seinem urbiederen österreichischen Charakter im Leben stets bekundete, hat er auch deutlich bethätigt, daß er für die Dauer des italienischen Krieges von seinem Gehalte jährlich 120 fl. dem Staate zur Verfügung stellte. — Wenn die unmittelbare Staatsdienstzeit Stifters auch nur 15 Jahre zählt, so hat dieser Mann dennoch vereint mit seinem schriftstellerischen Wirken, dessen edle Früchte noch kommende Geschlechter genießen werden, dem Vaterlande mehr genützt, als viele Staatsdiener durch eine vierzigjährige und längere Dienstzeit es vermögen, und er hat auf den Dank desselben einen vollbegründeten Anspruch. — Er besitzt kein Privatvermögen und konnte sich auch seit der Berufung zum Schulrath durch schriftstellerische Arbeiten füglich nicht viel verdienen, während sein gegenwärtiger Zustand einen sehr vermehrten Aufwand erforderlich macht. Die Versetzung Stifters in den Ruhestand ist unvermeidlich, und ich glaube mich unbedingt für den bleibenden Ruhestand aussprechen zu sollen. Aus ganz verläßlicher Quelle ist mir bekannt, daß für die Wiedergenesung desselben wenig Hoffnung vorhanden sei, zumal bei der Natur seines Leidens auch sein Gemüth auf das tiefste bedrückt ist.

(Pro domo: Diese verläßliche Quelle bin ich. Stifter hat Tag und Nacht keine Ruhe. Ihn peinigt der Gedanke, daß er, normalmäßig behandelt, nicht mehr zu leben habe. Seine Krankheit aber ist unheilbar. Kriegs-Au m. p.)

Sollte ihm die Vorsehung die Gesundheit wieder schenken, so wird er in seinem schon vorgerückten Alter durch schriftstellerische Arbeiten über Volkserziehung und Unterricht, die er auf Grund der praktisch gemachten Erfahrungen vor geraumer Zeit bereits begonnen hat, dem vaterländischen Unterrichtswesen weit mehr als durch eine fortgesetzte Amtsthätigkeit nützen. — Indem ich zugleich in Übereinstimmung mit dem Statthalter auf die gnadenweise Belassung des ganzen Gehaltes von 1890 fl. als Pension für Stifter ehrerbietigst antrage, glaube ich bei den dargestellten besonderen Verhältnissen ebenso den a. g. Absichten Eurer Majestät zu entsprechen als den Rücksichten für den Unglücklichen gerecht zu werden, der es in so hohem Maße verdient hat, für den voraussichtlich kurzen Rest seines der Sittigung der Menschheit und den speziellen Interessen des Volksschulunterrichtes gewidmeten Lebens darüber beruhigt zu werden, daß ihm und den Seinigen das bisherige Einkommen in dem nothwendig eingetretenen Ruhestande nicht geschmälert werden wird.

Nebstdem, daß die Beruhigung dem aus dem Staatsdienste scheidenden Schulrathe Stifter gewährt werde, dürfte es dem landesväterlichen Herzen Eurer Majestät gewiß gefallen, demselben bei solchem Anlasse noch ein besonderes Zeichen der Allerhöchsten Huld zu theil werden zu lassen, das sein schwer gedrücktes Gemüth erheben, den Rest seines Lebens verschönern und zugleich seinen geschilderten Verdiensten um das Vaterland eine entsprechende öffentliche Anerkennung geben möge. In dieser Beziehung glaube ich die alleruntertänigste Bitte wagen zu dürfen, daß ihm Eure Majestät den Titel eines Hofrathes taxfrei allergnädigst zu verleihen geruhen.

Hinsichtlich der Versehung des Dienstpostens nach Stifter vereinige ich mich vollkommen mit dem Einrathen des Statthalters dahin, daß jedenfalls für so lange, als Stifters Pension den Staatsschatz belastet, dieser Dienstposten nicht besetzt, sondern von dem anderen systemisierten Schulrath, dermalen Johann Kurz, weiterhin mitversehen und auch seinerzeit eingehend erwogen werde, ob nicht mit einem Schulrath für Ober-Österreich und Salzburg, wo das Schulwesen gegenwärtig in den meisten Beziehungen schon geregelt ist, bleibend das Auslangen zu finden sei. Den Dienstanforderungen wurde durch den Schulrath Kurz in der Zeit seit der Erkrankung Stifters vollkommen genügt, und es wird auch seinerzeit zunächst nur darauf ankommen, eine gleich geeignete Persönlichkeit für diese vereinigten Dienste wieder zu finden. Ob und inwiefern dem Schulrathe Kurz eine besondere Entschädigung für die vermehrten Arbeiten zu gewähren sei, behalte ich mir vor, nach Herablangung der Allerhöchsten Ent-

schließung über den gegenwärtigen allerunterthänigsten Vortrag in beson dere Verhandlung zu nehmen, wobei übrigens, da jeder Staatsdiener seine ganze Kraft dem Allerhöchsten Dienste zu widmen berufen ist, vorzugsweise nur die Rücksicht wird maßgebend sein können, ob Kurz vermöge der allgemeinen Direktiven auf die Bewilligung einer mäßigen Personalzulage schon dermalen einen vollbegründeten Anspruch habe oder nicht.

Unter den dargelegten Verhältnissen, wo durch die günstigere Pensionsbehandlung des Schulrathes Stifter dem Staatsschatze bei Wahrung der Dienstbedürfnisse vorläufig keine reelle Mehrauslage erwächst und in der Folge noch eine Ersparnis zu gewärtigen steht, hat zu derselben auch der im kurzen Wege einvernommene Herr Finanzminister durch die Mitfertigung des gegenwärtigen allerunterthänigsten Vortrages vom finanziellen Standpunkte anstandslos die Zustimmung ertheilt.

Der Resolutions-Entwurf wird ehrfurchtsvoll beigeschlossen.

Wien, am 12. November 1865.

Hermann m. p.
Kriegs-Au m. p.
Belcredi m. p."

Die Allerhöchste Entschließung lautet:

„Ich genehmige die Versetzung des Schulrathes Adalbert Stifter in den bleibenden Ruhestand mit Belassung seines vollen letzten Aktivitätsgehaltes jährlicher eintausend achthundert neunzig Gulden als Pension und verleihe ihm bei diesem Anlasse taxfrei den Titel eines Hofrathes.

Die Anzeige hinsichtlich der weiteren Versehung des schulräthlichen Dienstes in Ober-Österreich und Salzburg dient mir zur Kenntnis.

Schönbrunn, den 25. November 1865.

Franz Joseph m. p."

Der Staatsminister schickte den erledigten Akt an den Statthalter von Ober-Österreich mit der Bitte, „wegen der Einstellung des Aktivgehaltes, Flüssigmachung der Pension und entsprechender Verständigung Stifters" das Erforderliche zu veranlassen, und demselben bei dieser Gelegenheit die „volle Theilnahme an seinem fortdauernden Leiden" und die „lebhafte Freude über die ihm Allerhöchst verliehene Auszeichnung" auszudrücken.

Nun war dem Dichter, der gleich nach den ersten Anzeichen der Krankheit die Meinung beharrlich festhielt, daß das Leiden eine Folge seiner dienstlichen Stellung sei, die so schwer vermißte Freiheit wieder-

geschenkt worden. Als ihn im Jahre 1855 das schwere Nervenleiden überfiel, welches ihn zwang, in seinem geliebten Waldhause am Fuße des Dreisesselberges Erholung zu suchen, konnte er schon den Gedanken nicht abwehren, daß der Arzt die Krankheit doch nicht genau erkenne, und daß der größte Einfluß auf sein Übel von dem Schmerz ausgehe, an „ein unersprießliches Amt gekettet“ zu sein, während er sich doch „zu höheren Dingen berufen glaube“.

Da er jetzt seiner Kunst wiedergegeben war, konnte er den Rest seines Lebens, auf welchen er mitten in aller Trübsal stets die größten Hoffnungen gesetzt hatte, ganz der Erfüllung seiner großen Ideen widmen. Aber es war zu spät. Seine Lebensfrische war dahin und wenn es ihm auch noch vergönnt sein sollte, sich des reich bemessenen Ruhegenusses zwei Jahre lang zu erfreuen, so war es doch mit seiner Schaffenskraft vorbei. Wohl schien die Nachricht von der ihm erwiesenen Gnade, welche ihm am 27. November 1865 auf seinem einsamen Berge von Kirchschlag überbracht wurde, wie ein stählender Jungbrunnen auf seine zitternden Nerven zu wirken. Voll Entzücken schreibt er eiligst an seine geliebte Gattin:

„Mit einem eigenen Boten sende ich Dir die Beilage dieses Briefes, und zwar in dem Augenblicke, da ich ihn gelesen habe. Der Kaiser hat mich zum Hofrate ernannt und mir den vollen Gehalt als Pension gewährt. Nun ist Ruhe in meinem Herzen, und die Gesundheit ist die sichere Folge. Ich drücke Dich mit heißen Tränen im Geiste an meine Brust und teile Dir als der ersten diese Nachricht mit. Ach, daß ich Dich nicht in Wirklichkeit an mein Herz drücken kann, um die erste Freude mit Dir zu teilen.“ — —

Durch einen zweiten, in das eine Wegstunde von Kirchschlag entfernte Hellmonsödt entsendeten Boten ließ sich der Dichter einen geschlossenen Wagen bestellen, mit welchem er noch an demselben Abend nach Linz fuhr. In den darauffolgenden Tagen hatte er die Abschiedsbesuche der Lehrkörper entgegenzunehmen, sich selbst vom Statthalter und der Beamtenwelt zu verabschieden und seine Kanzlei räumen zu lassen. Dankbar erkannte er, wie reich er bedacht worden war:

„Die jetzige Staatsregierung hat eine Handlung der Großmut an mir geübt, die ich erst zu verdienen suchen muß. Mein Freund Kriegs-Au stellt mich in seinem letzten Schreiben neben Grillparzer, was ich nicht zugeben kann. Grillparzer ist weit über mir, ja er dürfte für jetzt der größte deutsche Dichter sein. Diese Handlung der Regierung hat mir eine solche Ruhe und Zuversicht gegeben, daß diese Dinge eine bessere Arznei sind, als alle bis jetzt gebrauchten Mittel. Jetzt kann ich ohne Sorge und

nur in Berührung mit edlen Menschen, die ich mir suche, und in der Erhabenheit der Natur meinen höheren Bestrebungen und meinen teueren und mich lohnenden Arbeiten leben. Mein Nachsommer hat begonnen — — —."

Diese Stimmung spricht sich auch in dem Briefe aus, welchen er nach Erlangung des Pensionsdekrets an den Hofrat von Kriegs-Au richtete:

„Ich weiß und ermesse es, daß Sie die bewegende Seele des Ganzen gewesen sind, wenn ich auch nicht verkenne, daß die wohlmeinende Anschließung der anderen das Werk mächtig gefördert hat. Es ist zum Abschlusse gediehen, und das Gefühl des Dankes lebt in meiner Seele und wird leben, so lange diese lebt. Noch mehr aber als für die Tat neigt sich mein ganzes Wesen für den Sinn zu Ihnen hin, in welchem Sie die Tat aufgefaßt haben.

Was Sie mir gegeben haben, ist für mich von großem Inhalte. Die Anerkennung geht wie ein Lichtstrahl in mein Gemüt, wenn sie auch über meinem Werte steht, so wie die Sonne selbst dem traurigen Fels, wenn sie ihn trifft, ein sanftes Lächeln abgewinnt. Um meines geliebten Österreich willen ist sie mir wert, daß sie draußen sehen, daß es geistiges Verdienst ehrt, selbst wenn dieses, wie bei mir, sich mehr in einem hohen Streben als in künstlerisch vollendeter Leistung kundgibt."

Die wonnigen Empfindungen, welche des Dichters Brust im Bewußtsein der wiedergewonnenen Freiheit durchströmten, wurden noch gesteigert durch den günstigen Einfluß der Höhenluft, und es war ihm, als ob der herrliche Berg an seinem Körper Wunder bewirke. Während die Niederung in nassem Dunst vergraben lag, umschwebte ihn Tag für Tag eine verschwenderische Fülle von Licht und Sonnenglanz, so daß er sich mit Behagen im Freien erging, um die wogenden Nebel zu beobachten, welche die Stadt in der Tiefe verhüllten. Stundenlang lustwandelte er in dem nahegelegenen Nadelwalde; oft machte er auch einen Spaziergang nach Wildberg, nach Glasau oder nach Hellmondsödt. Von dem kristallklaren Granitwasser des Berges hielt er so große Stücke, daß er, wo es anging, durch einen Boten einige Flaschen davon an seine Gattin nach Linz schickte.

Bewegten Herzens berichtete er an Heckenast von dem Glücke, das ihm durch die Befreiung von den Amtsfesseln zu teil geworden war. Nun habe sein Nachsommer begonnen; er fühle sich leicht und froh auf seinem Berge und erkenne deutlich, daß man durch Luft, Wasser, Licht und Nahrungsmittel weit sicherer gesund werde, als durch die Apotheke.

An seine Gattin hat Stifter im März einen ausführlichen Bericht über seine tägliche Lebensweise in Kirchschlag gesendet, welchem ich die nachfolgende Stelle entnehme: „Ich beschloß schon gestern, daß ich heute Vormittag malen werde, und zwar an meiner Steinstudie. Ich habe Dir schon geschrieben, daß ich mir Steine in die Stube schleppen ließ, und daß ich sie male. Um 4 Uhr erwachte ich nach einem festen Schlafe, mich schon des kommenden Tages freuend. Um 5 Uhr sah die erste Morgendämmerung mit einem ganz heiteren Himmel bei meinen Fenstern herein. Ich läutete, ließ mir einheizen, und stand um halb 6 Uhr auf. Ich kleidete mich schnell an, nahm meinen Kaffee und ging in das Freie, um den Sonnenaufgang zu sehen. Wir hatten Ostwind und 6 Grad Kälte. Doch war der Spaziergang angenehm und der Sonnenaufgang prachtvoll. Die Alpenkette glühte und funkelte. Um 7 Uhr saß ich an der Staffelei und malte bis 10 Uhr. Dann ging ich wieder ins Freie. Ich ging langsam im Schnee, durch den sich ein Pfad schlängelt, bis gegen die Glasau und wieder zurück. Durch Sonne und Luft gestärkt, aber durch den Höhenglanz fast schneeblind, kam ich um 12 Uhr nach Hause. Ich aß mein Mittagsmahl, legte mich auf das Sofa, nahm Goethe in die Hand, und schlief mit Goethe ein; ich schlief sehr sanft und süß eine Stunde. Dann putzte ich Pinsel und Palette. Um 5 Uhr nahm ich meinen Kaffee, dann rauchte ich auf meinem Waldrandwege eine Zigarre, dann ging ich herauf, und jetzt begann erst das Fest, nämlich das Schreiben an Dich, und bei diesem Schreiben sitze ich nun...“

Am 26. April 1866 fuhr Stifter zum zweiten Male nach Karlsbad und von dort nach beendeter Kur am 3. Juni in den bayrischen Wald. Die Wirkung des heilkräftigen Wassers zeigte sich wieder auf das Günstigste, aber der Ausbruch des Krieges erschütterte den Dichter so heftig, daß sich die bösen Nervenerscheinungen mit aller Gewalt neuerdings einstellten. Wenn er auch, um alle Aufregungen von sich fern zu halten, nicht nur kein Zeitungsblatt zur Hand nahm, sondern sogar den strengen Auftrag erteilte, daß niemand aus seiner Umgebung über die traurigen Zeitereignisse zu ihm rede, so drang doch das Kriegsgetümmel an sein Ohr, und es gelang nicht, die Kunde von der Niederlage seines innig geliebten Vaterlandes von ihm fernzuhalten. Drückende Beklemmung im Herzen, zog er sich abermals nach Kirchschlag zurück, um dort den Abschluß des Waffenstillstandes abzuwarten. Es betrübte ihn tief, daß Menschen „zur Schlichtung ihrer Händel raufen müssen, und daß diese Menschen noch dazu Brüder desselben Volkes sind“, mehr aber schmerzte ihn der Ausgang des Krieges, von welchem er sicher erwartet hatte, daß das Ende

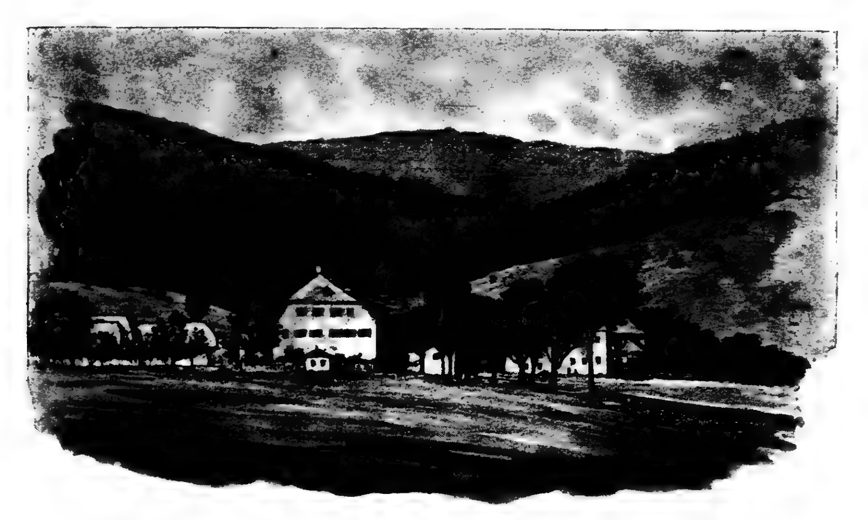
nicht anders als mit einem Siegesfest in Wien gefeiert werden würde. Nach der Niederlage von Königgrätz war er „wie vernichtet", und in der Verzweiflung seines Gemütes hätte er „weinen mögen wie ein Kind". — Der preußischen Machthaber konnte er nur mit unverhohlener Erbitterung gedenken. „Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das ganze an sich, dann wächst Deutschtum dem Preußentum über das Haupt und es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt."

Nach dem Friedensschlusse kehrte Stifter auf dem Umwege über Oberplan in die Waldeinsamkeit der Lakerhäuser zurück, wo er ein großes Bild zu malen gedachte. Da unterdessen in verschiedenen Gegenden Österreichs die Cholera zu wüten begonnen hatte, so wollte er bis in den tiefen Herbst im Walde wohnen und das Erlöschen der Seuche abwarten. Im Oktober schrieb er von dort aus an Heckenast: „Eine schwere Zeit ist indessen über Österreich und Deutschland gegangen. Mich hat sie unsäglich ergriffen. An den Widersinn eines Krieges, wie er bevorstand, glaubte ich durchaus nicht, bis er eintrat. Dann glaubte ich nicht entfernt an die Möglichkeit eines solchen Ausganges. Die Nachwehen des Krieges brachten auch die Seuche der Brechruhr, und ich ängstige mich um Dich und so manchen Freund. Wenn die Cholera, davon bis jetzt in Linz nur ein paar Fälle vorgekommen sind, sich dort ausbreiten sollte, gehe ich nicht hin, und bleibe hier, bis sie dort vorüber ist."

Die Seuche trat bald da, bald dort auf, manchmal gelinder, manchmal heftiger; immer, wenn man sie fast erloschen glaubte, kamen wieder einige Fälle vor, die zu einem raschen Tode führten. Die Cholerafurcht des Dichters steigerte sich bis zum Entsetzlichen, als die Krankheit sich auch in Linz mehr auszubreiten begann.

Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, trat ein unwirscher Spätherbst ein. Frau Stifter, welche in den trüben Regentagen schwer an Heimweh litt, so daß sie fast gemütskrank wurde, ließ sich nicht länger im Waldhause halten und fuhr am 29. Oktober nach Linz zurück. Stifter aber beschloß, in den Lakerhäusern auszuharren. Er betrachtete es als eine Folge seines hypochondrischen Leidens, daß ihn jetzt die Brechruhr ängstigte, die er bei ihrem öfteren Erscheinen in Wien nie beachtet hatte. Würden die Zeitungen berichten, in Linz sei der Typhus, so ginge er „wahrscheinlich ganz gelassen" dahin. „Solche Dinge sind ebenso töricht, als sie quälend sind. Ich wäre heuer ohne den Krieg und die Seuche vollständig gesund geworden."

Nach dem abscheulichen Regenwetter stellten sich einige herrliche Nachsommertage ein, welche Stifter eifrig zur Vollendung seines Bildes benützte; wenn ihm der Himmel nur noch vier oder fünf lichte, sonnige Tage schenke, schrieb er am 10. November an seine Frau, so sei er völlig im Reinen und könne sogleich abreisen. Seine Sachen seien schon eingepackt. Der Cholerafurcht trotzend, wollte er jetzt rasch nach Hause eilen, da ihn die mittlerweile eingelangte Nachricht von der Erkrankung seiner Gattin noch mehr beunruhigte, als die Sorge um seine eigene Sicherheit.



Das Rosenbergergut, genannt zum Jokel Hiesel in den Lakerhäusern.

Aber da er eben zum Verlassen des Ortes gerüstet war, machte ihn ein Schneesturm, welcher plötzlich mit einer nie erlebten elementaren Heftigkeit zu wüten begann, zum Gefangenen. Durch acht volle Tage strömte ein so unendlicher Flockenwirbel vom Himmel nieder, daß an kein Fortkommen zu denken war. Die Erscheinungen des seltenen und erschreckenden Schauspiels hat Stifter in den Briefen an seine Gattin und in der Erzählung „Aus dem bayrischen Walde“ mit lebensvoller Anschaulichkeit dargestellt. Nach der Mitteilung des Dichters erhob sich in der Nacht von Sonntag den 18. auf Montag den 19. November ein Wind, der Morgens zum Sturm wuchs. Als es graute, sah er, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah er auch, daß es heftig schneie. Um 12 Uhr Mittags kam der bestellte Wagen, welcher ihn abholen sollte; aber der Kutscher sagte, die Schneeverwehungen seien so

arg, daß die Pferde bis auf den Bauch einsanken, und daß Männer den leeren Wagen halten mußten, damit er nicht stürze. — Von nun an erlebte der Dichter ein Naturereignis, wie er nach seiner eigenen Versicherung nie eines gesehen hatte, das er in solcher Art nicht für möglich gehalten hätte, und das er niemals wieder vergessen konnte. Es wurden Schneestürme mit ungeahnten Wirkungen, deren erster zweiundsiebzig Stunden ununterbrochen fortdauerte. „Es war ein Gemische da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das sich unaufhörlich regte und durcheinandertobte, alles verschlang, unendlich groß zu sein schien, in sich selber bald weiße, fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Ballen und andere Gebilde, und sogar in der nächsten Nähe nicht die geringste Linie oder Grenze eines festen Körpers erblicken ließ. Selbst die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erscheinung hatte etwas Furchtbares und großartig Erhabenes ... Des nächsten Morgens beim ersten Tagesschimmer sahen wir, daß es draußen gedauert habe wie gestern und daß es noch dauere. An den Mauern des Hauptgebäudes sahen wir jetzt das Emporwachsen des Schnees. Vor unseren Fenstern war ein Berg desselben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der schon höher war als das Gartenhaus, die Tür des Hauptgebäudes war verschneit, so daß, als eine Magd sie von innen öffnete, der Schnee auf sie hinein fiel, daß sie mit hölzernen Schaufeln ausgeschaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß und von allen Vorsprüngen und Dächern hingen die vielgestaltigsten Schneeungetüme nieder. Ich konnte nichts tun, als immer in das Wirrsal schauen. Das war kein Schneien wie sonst, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige Flocke war zu sehen, sondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, strömte ein weißer Fall nieder, er strömte aber auch gerade empor, er strömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, von allen Seiten gegen alle Seiten, und dieses Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenster wegging, sah man es im Geiste, und man ging lieber wieder zum Fenster. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Von Ausschaufeln, selbst zu dem einige Schritte entfernten Gasthause, war bei diesem Sturme keine Rede. — — Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche. Der Sturm tönte, als wollte er den Dachstuhl des Hauses zertrümmern. — Es kam Mittwoch. Das Tageslicht zeigte die gleiche Erscheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt vor meinen Fenstern stand, reichte bis zu mir herauf. Der Schnee-

wulst im Garten war emporgewachsen, daß er in gleicher Höhe mit den Fenstern des ersten Stockwerkes stand. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort. Was anfangs furchtbar und großartig erhaben gewesen war, zeigte sich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte fast sinnbestrickend und man konnte dem Zauber nicht entrinnen...“

Eine Pause des dreitägigen Unwetters benützend, ließ Stifter einen Weg ausschaufeln und alles zur Flucht vorbereiten. Aber die Mühe erwies sich als vergeblich, denn bald erneuerte sich der Schneesturm mit derselben Heftigkeit, wie in den früheren Tagen... „Das Flirren war nun geradezu entsetzlich, und es riß die Augen an sich, wenn man auch nicht wollte. — — Die Alleebäume sahen mit ihren Kronen wie Gesträuche aus dem Schnee.“

Da wieder einige Tage vergangen waren, konnte es der Dichter in der entsetzlichen Schneeöde nicht länger aushalten; er ließ Männer kommen, welche mit Schneereifen in die haushohen Massen einen Weg stampften: „Es ging so langsam, daß ich kaum in jeder Sekunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die stechenden Nadeln, die wagrecht in der Luft daher flogen, spannte ich den Regenschirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schneewülste, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß...“

Ein interessanter, bisher ungedruckter Brief, welchen Stifter über diese Erlebnisse an Dr. Essenwein richtete, wurde mir von der Schwägerin des genannten Arztes, Frau Marie Swoboda, freundlichst überlassen; derselbe lautet:

„Mein hochverehrter theurer Freund!

Der Sie sich schon so oft großmüthig, gütig und besonders engelhaft geduldig gegen mich, und als einen wahren Freund meiner Gattin, besonders in ihrer lezten Krankheit, erwiesen haben, nehmen Sie die folgenden Zeilen wieder freundlich auf, und beantworten Sie mir dieselben in der gegen mich so oft geübten Großmuth. Ich bin im Juni fast vollständig gesund gewesen, ja ich kann sagen, g a n z  g e s u n d. Ich aß und trank mäßig aber hinreichend ohne alle Beschwerde, und ging täglich zum Vergnügen von hier nach Schwarzenberg und nach kurzer Rast wieder zurük. Für mein langsames Gehen ist Schwarzenberg eine gute Wegstunde von hier entfernt. Ich trank nach der Zurükkunft zu meiner Suppe und mitunter einem Stükchen Fleisch ein Glas Bier, schlief sehr gut und war sehr heiter. Nur die Nerven hatten noch immer eine bedeutende Reiz-

barkeit. Da kam der Krieg und versezte mich in unruhige Spannung der Erwartung. Sofort waren die Verrichtungen des Körpers schon nicht mehr so regelmäßig. Mir schmekte das Essen nicht mehr so, und die Heiterkeit wich. Ich ging am 6ten Juli nach Linz zu meiner so unaussprechlich geliebten Gattin, um ihr in Nöthen nahe zu sein. Allein die Unruhe in Linz hätte mich närrisch gemacht, wie so viele Leute fast närrisch waren. Ich ging nach Kirchschlag, und wies dort 12 Tage alle Nachrichten von mir ab. Da wurde ich sehr ruhig, und Essen und Schlaf war gedeihlich. Nach Abschluß des Waffenstillstandes ging ich wieder nach Linz und am 9ten August wieder hieher. Das Unglük des Krieges drükte mich wohl; aber dennoch stellte sich fast die ganze Gesundheit wieder ein. Meine Gattin besuchte mich hier am 16ten September, und blieb bis 28ten Oktober. In dieser Zeit ergrif mich die Cholerafurcht lächerlich heftig. Ich wollte meine Gattin nicht nach Linz lassen, und mußte doch sehen, wie sich dieselbe in der Einsamkeit wie in einem Gefängnisse fast verzehrte. Dieser Zwiespalt drükte mich ungeheuer. Die Nachricht: Linz ist nun cholerafrei machte mich jubeln, und sie reiste dahin. Ich zauderte noch, und verzeichnete mir den Gang der Seuche nach der Linzerzeitung. Am 18ten Oktober wurde die lezte Erkrankung gemeldet, und am 27ten Oktober, daß Linz ganz frei ist. Von da bis 15ten November, also 20 Tage, meldete die Zeitung nichts mehr über Linz. Die Blätter vom 16ten und 17ten kamen mir nicht zu. Die späteren meldeten auch von Linz nichts. Auch unter den Verstorbenen fand ich nichts. Die Zeitung vom 11ten meldete einen Erkrankungsfall vom 6ten in der Zizlau. Die vom 21ten den des Besizers der Zündhölzchenfabrik, der nach Linz gebracht wurde, und die Zeitung, die ich heute bekam, vom 23ten, sagt: seit 16ten d. sind in Zizlau 11 neue Erkrankungen vorgekommen, davon sieben tödtlich endigten.

In meiner Ruhe, daß Linz cholerafrei ist, wurde ich aufgerüttelt durch die Krankheit meiner Gattin. Ich litt durch mehrere Tage eine große Angst. Am 19ten wollte ich von hier nach Linz abreisen. An diesem Tage brach ein Schneesturm aus, der hier noch nicht erlebt wurde. Er dauerte 3 Tage. Die Schneemasse und die Verwehungen waren außerordentlich. Ich ließ am Donnerstage von hier bis gegen Schwarzenberg ausschaufeln. Allein am Freitage kam meine Reisegelegenheit von Aigen nicht. Am Samstage heftiger Schneesturm, der Alles wieder zulegte. Gestern war es ruhig, heute ist wieder Schneesturm. Ich habe beschlossen am ersten schönen Tage nach Schwarzenberg zu gehen. Denn das Gehen ist auf dem festen Pfade, der auf der Höhe des nassen Schnees getreten ist,

gut, und meine Sachen auf einem Ziehschlitten hinüber bringen zu lassen. Von Schwarzenberg ist immer Bahn nach Aigen. Dort bin ich dann nicht mehr so ein Gefangener. Diese Dinge haben meine Nerven sehr aufgeregt, daß ich nach keinem Essen und Trinken verlange. Wenn ich esse, schmekt es mir; aber es macht mir gleich große Unruhe und Wallung. Nun kömmt die heutige böse Choleranachricht aus Zizlau dazu. Wie steht es nun in Linz? Von Kleinmünchen ist die Cholera nicht nach Linz gekommen, wird sie auch von Zizlau nicht hinkommen? Ich will nun in Schwarzenberg solange bleiben, bis ich Ihre Antwort habe. Ich bitte, trösten Sie mich, und schreiben Sie mir wahrheitgetreu den Stand in Linz. Bei mir ist es besser, ich bleibe fern, bis Alles sicher ist, und doch verlangt es mich schon heftig nach meiner Gattin und nach meinem Hause. Das ist ein höchst unerquiklicher Stand. Aufgeregt, daß ich nicht essen kann, bin ich erst zwei Tage, seit Samstag, da wieder der Sturm kam. Ich glaube, wenn ich einmal in Schwarzenberg bin, dann wird es besser. Dort ist auch ein geschikter Arzt.

Meiner Gattin habe ich über meine Gesundheit gar nichts geschrieben. Und den Schneefall habe ich als Sache des Wartens dargestellt. Ich bitte, ihr daher von diesem Schreiben nichts zu eröffnen, daß sie nicht unruhig wird.

Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so plage und antworten Sie mir in Ihrer großen Güte.

Ich zeichne mich mit inniger Liebe und Hochachtung

Ihren wahren treuen Freund
Adalbert Stifter.

Lakerhäuser, Post Schwarzenberg, 26ten November 1866.

Außen: S. Hochwohlgeboren Herrn Carl Essenwein, Dr. der Medicin und Augenarzt. Abzugeben bei H. Baron von Hakelberg, Baumbachgasse in Linz."

Dieses Erlebnis wirkte so übel auf Stifters Gesundheit ein, daß er sich während des ganzen Winters nicht davon erholen konnte. Zu der nervösen Überreizung, welche durch das entsetzliche Schneewetter und durch die Anstrengung der angstvollen Reise hervorgerufen worden war, gesellte sich später noch die beständige Sorge um die gesteigerten Erfordernisse des Tages. Es machte ihm schweren Kummer, daß die vielen Krankheiten, die Auslagen für den Doktor und die Apotheke, die vom Arzt verordneten Landaufenthalte und die Karlsbader Reisen mehr Geld verschlangen, als

er jemals früher in einem gleich großen Zeitabschnitte verausgabt hatte, und daß dabei seit seiner Pensionierung die Einnahmen geringer geworden waren, als früher: „Oft ist es, als wollte mich bitterer Kleinmut beschleichen, wie ich denn das verdient habe, da ich so sparsam und häuslich lebe, nie ein Gasthaus oder dergleichen besuche, und keiner Leidenschaft ergeben bin ... Der geringste Anlaß zu Besorgnis, Trauer oder Zorn jagt die Nerven wieder empor. Essenwein ist daher ein ständiger Besucher in meinem Hause. In der Einsamkeit von Kirchschlag könnte ich im heurigen Winter nicht sein. Ich darf an den Schnee in den Lakerhäusern gar nicht denken, ohne daß ich Aufregungen bekomme ...“

Der Winter ging in angestrengter Arbeit an Witiko dahin, welches Werk nun um jeden Preis abgeschlossen werden sollte; aber so tief es den Dichter schmerzte, und so kurwidrig es auch der Arzt fand, mußten doch die letzten Bogen zur Vollendung nach Karlsbad mitgenommen werden, wohin sich Stifter im anbrechenden Frühling zum dritten Male begab. Mit den Worten: „Ich hoffe heuer zum letzten Male nach Karlsbad zu gehen,“ trat er die Reise an. Wie sehr er trotz seiner Leiden und trotz der ihn bedrückenden Arbeitslast bestrebt war, dem Wirken verwandter Geister mit Anteil zu begegnen, beweist der nachfolgende, bisher unveröffentlichte Brief seiner Hand, welchen er im April an den Schriftsteller Andreas Obsieger in München richtete, denselben zu dem geistvollen Buche „Der Weltreformator des 19. Jahrhunderts“ beglückwünschend:

„Hochgeehrter Herr!

Ihr Werk hat mir große Freude gemacht. Es geht durch dasselbe der Hauch der höchsten Gesinnungen und Empfindungen. Es ist eine Fülle großer, schöner, wahrer Gedanken in ihm, und diese Fülle regt mannigfach zu gleichen Gedanken und Empfindungen an, und ruft neue hervor, die wieder weiter wirken und Nachkommenschaft hervorbringen. Der Geist dieses Werkes legt sich tief in die Seele und spricht an ihre Kräfte. Möge das Werk in großen Kreisen die Würdigung, welche es verdient, finden, und möge das Gute, das es zu stiften vermag, mindestens zum Theil noch in unserer gedankenleeren, oberflächlichen, sinnlichen Zeit zur Erscheinung kommen.

Lassen Sie es sich nicht gereuen, das Werk aus der Tiefe Ihres Innern auf das Papier gebracht zu haben; es war eine Genugthuung für Ihren Schaffungsgeist und ist nach Außen hin eine That.“

Die Heilquellen von Karlsbad taten auch diesmal die gehoffte Wirkung, wenn auch das Frühjahr sich so rauh anließ, daß der Dichter mit

seiner Familie selbst beim geheizten Ofen kaum der alles durchdringenden Kälte entgehen konnte. Die Kur dauerte vom 1. Mai bis zum 4. Juni; nach Beendigung derselben versicherte Dr. Seegen den Dichter, daß er vollständig genesen sei; der Magenkatarrh sei gehoben, die Nervenzustände würden sich mit der Erstarkung des Körpers bessern, und alles würde vollständig gut werden; eine Wiederholung der Karlsbader Kur werde nicht mehr nötig sein. Ähnliches berichtete Stifter in dem nachfolgenden, bisher ungedruckten Briefe an Dr. Essenwein:

„Mein sehr theurer hochverehrter Freund!

Obwohl ich weiß, daß Sie rastlos in Ihrem Berufe beschäftigt sein werden, und daß Ihre Zeit auch noch durch Geschäfte, die mit der Ankunft Ihrer Frau Gemahlin verbunden sind, in Anspruch genommen ist, so richte ich doch einige Zeilen an Sie, deren Lesung Ihnen wieder Zeit nimmt, deren Beantwortung ich aber durchaus nicht beanspruche. Die Freundschaft, mit der Sie mich und meine Frau beehren, ermuthigt mich dazu, und gibt mir die Gewißheit, daß Sie diese Zeilen mit Antheil lesen werden.

Wir sind am 27ten April von Linz abgereist und sind an diesem Tage nach Passau gefahren. Am 28ten fuhren wir nach Regensburg, am 29ten nach Eger und am 30ten nach Karlsbad. Ich trank am 1ten Mai die ersten 3 halben Becher Schloßbrunnen. An diesem Tage untersuchte uns der Profeßor Seegen sehr genau und mich besonders in allen Theilen auf das Sorgfältigste. Die Leber meiner Frau fand er schon in der gehörigen Größe. Ich sagte ihm, daß Sie ihr Leiden Polycholie nennen. Er antwortete: das ist es auch. Er verordnete ihr Theresienbrunnen. Er hat die Hoffnung der völligen Hebung des Uebels, da seit einem Jahre eine solche Besserung eingetreten ist. Der Milztumor Katharinens, der bei unserer vorjährigen Ankunft in Karlsbad noch so groß gewesen ist, hat sich fast ganz verloren, so daß der Arzt in völliger Verwunderung war. Sie trinkt auch Theresienbrunnen. Die Frau trinkt jetzt noch 3, Katharina 2 Becher. Bei mir sagte er, es sei Alles in Ordnung, der Magencatarrh sei fast völlig geschwunden, der Magen aber etwas erweitert. Daß ich täglich auch während der Cur nach dem Essen etwas doppeltkohlensaures Natron nehme, gab er zu, da das Wasser dasselbe Salz enthalte. Ich trinke jezt 3 Becher. Das Wasser macht mir nicht die geringste Aufregung. — Wahrscheinlich werden wir fünf Wochen trinken. Morgen bin ich über die Hälfte. Ich gehe mit Freuden hierher, mit größeren aber wieder weg. Die ersten fünf Maitage waren naß und kalt, die nächsten zehn heiß und heiter, und heute haben wir wieder schon den 3ten kalten

und nassen Tag. Und Karlsbad kann durch die Dünste der warmen Wässer in kalten Tagen eine recht erklekliche Feuchtigkeit entwikeln. Der Zudrang der Fremden ist schon sehr groß, und Karlsbad scheint sich heuer überfüllen zu wollen. Wir leben sehr abgeschieden in unserer gewöhnlichen Wohnung, gehen fleißig spazieren, und sehen aus unseren Fenstern der alten Wiese entlang auf die grünen Berge des Hirschensprunges. Unsere Hausleute sind sehr gefällig, freundlich und zuvorkommend.

Die Kost in Karlsbad ist schlecht, sie heißen das curgemäß; ob aber ein Stük Rindfleisch bis zur Gestalt gezupfter Leinwandfäden ausgebraten curgemäß ist, wage ich nicht zu behaupten. Es wird ein Fest sein, wenn wir wieder in Linz an unserem Tische sizen. Von alten Bekannten ist der Lehrer Penz aus Altmünster hier und die Frau von Arnemann. Ich habe aber diese Dame noch nicht gesehen. Puz und Narrheit wird hier viel zur Schau getragen. Wir lachen darüber, sind aber nicht geneigt, diese Dinge zu theilen.

Der Schluß Witikos klebt mir noch immer wie Pech an den Fingern; aber es ist das lezte Tröpfchen, nnd ich glaube es in den nächsten Tagen los zu sein.

Von Marie bekamen wir einen Brief, der uns benachrichtigte, welchen neuen Liebesdienst Sie uns erwiesen haben. Wir sind sehr erschroken; denn die Sache muß eine nicht gar schwache Halsentzündung gewesen sein. Sie haben sie wieder der Gesundheit zugeführt. Wir danken Ihnen recht von Herzen, und werden unseren Dank nach unserer Rükkunft persönlich erstatten. Sie sind der Gesundheits- und Trostesschuzgeist unseres Hauses geworden, was wir nie vergessen werden, besonders ich nicht, der Sie oft so geplagt hat.

Ihre Frau Gemahlin ist nun in Linz, und wir nehmen großen Antheil an diesem Ereignisse. Möge ihr unsere herrliche Oberösterreicher Luft sehr wohl bekommen. Wenn wir sie auch noch nicht kennen, so bitten wir doch, ihr unsere hochachtungsvollsten Empfehlungen zu melden, sie ist uns ja als die Gattin unseres verehrten Freundes nicht so ferne.

Möge Ihnen Gott in Ihrem schönen Berufe Gesundheit und Kraft erhalten. Wir senden Ihnen die herzlichsten Grüße, und ich zeichne mich mit Achtung und Liebe

Ihren treuergebenen Freund
Adalbert Stifter.

Karlsbad, 17ten Mai 1867.

Außen: Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Carl Essenwein, Dr. der Medicin und Augenarzt
in Linz an der Donau
Baumbachgasse bei H. Baron Hakelberg."

Von Karlsbad ging der Dichter auf dem kürzesten Wege in seine Stadtwohnung zurück, in welcher er den ganzen Sommer über eifrig an der „Mappe" arbeitete, und die er nur im September wegen eines mehrtägigen Ausfluges nach Kirchschlag verließ. Es duldete ihn nicht mehr fern von seinem Hause. Quälende Unruhe trieb ihn nach kurzer Abwesenheit wieder heim. Je gesünder er werde, so sagte er nach der Rückkehr zu seinen Freunden, desto weniger fühle er das Bedürfnis nach Höhen, zu denen es ihn während seines Krankseins immer hinzog, und desto mehr empfinde er den Mangel des gemütlichen Behagens, dem er doch überall ausgesetzt sei. — Wenn es der Herr des Himmels gütig fügen wolle, so werde ihm doch noch ein heiterer, milder Nachsommer beschieden sein. — „Wir leben still und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hauswesen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So lösen sich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung ist mein Königreich.... Ich bin jetzt fast völlig gesund und fühle mich am wohlsten zu Hause, unter dem, was mein ist, und am allerwohlsten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein ist. Witiko, gottlob, ist fertig, und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine Wohltat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die größere Reife und Läuterung zeigen."

Aber dieser letzte matte Flug des Hoffens war eitle Täuschung. Denn schon hielt der Todesengel mit schwarzem Fittich an der Seite des müden, siechen Mannes Wacht, bereit, ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten.

Der dem hohen und reinen Geiste Stifters wie kein zweiter innig verwandte Dichter Rosegger, den die Verehrung des erhabenen Vorgängers im Dienste der Musen trieb, zu Fuß von Graz nach Linz zu wandern, um den Großmeister von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen Ruhmeskranz zu erben ihm späterhin gegönnt sein sollte, kam gerade noch in letzter Stunde.

„Über der Donaustadt," so erzählte Rosegger über die Begegnung, „lag der sonnigste Vormittag; Stifter saß in seiner Wohnung. — Das erste von seiner Seite war nur die Entschuldigung, daß er mich im Haus-

kleide — er stak in einem dichtgefütterten Schlafrocke — empfangen müsse, er sei leidend. Dann warf er einen wehmütigen Blick hinaus in den Sommertag. — — Ich sah die Blässe und die feinen Furchen und eine Art von Harm auf seinem Antlitze; das war nicht das heiter behäbige, volle Gesicht, welches den „Studien“ als Titelkupfer beigegeben ist. Ich sah die Silberfäden in seinem Backenbarte und in den Locken des Hauptes, auf welches eben die Sonnenstrahlen fielen. — Aber die Strahlen taugten ihm nicht, er ließ die Fensterrollen nieder. Und nun wir eingehüllt waren und keinen Sommer mehr sahen, hub er an, recht von dem Sommer zu sprechen. — Ich folgte ihm am rauschenden Wildbache hin zum Waldsee. Jeder Tropfen spricht ein Geheimnisvolles von den Wundern der Quelle und des tiefen Sees; jede Blume am Ufer ist lebendig und ihre Farbentöne klingen zu unserem Herzen; im Dunkel der hohen Tannen spinnen Sonnenfäden. Und über alles liegt die stille Himmelsglocke und über den fernen blauen Bergen schifft ein Wölklein hin. — Auch Menschen ziehen durch den Wald, edle liebenswürdige Menschen: ernste Männer, Sonderlinge voll geheimnisvoller Verschlossenheit, voll Humor zugleich und tiefer Güte im Kern. Und es ziehen Kinder voll Leben und Liebreiz und unvergleichlich schöne Traumbilder. Alles gewinne ich lieb und aus allem sehe ich, wie auch das Kleinste in der Welt seine Bedeutung haben kann. Nie zuvor auf meinen einsamen Wegen habe ich die Natur in solcher Schöne geschaut, als hier in der Stube des alten Mannes, dessen Worte mich wie ein Zauberglöcklein in den Traum wiegten ...“

Stifters letzte Ausfahrt war ein Gräberbesuch. Zum Allerseelenfeste sollte die Ruhestätte der unvergeßlichen Mutter nicht ungeschmückt sein. Einer Anregung des Dichters folgend, hatten die Geschwister in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen, deren Aufstellung in Oberplan an der äußeren Kirchenmauer zu Häupten des Grabes nun zu besorgen war. Stifter reiste im Oktober nach seinem Heimatsorte und befehligte, eine letzte, stille, wehmütige Freude im Herzen, die Arbeiten der Werkleute. Nach seiner Rückkehr fand er seine Gattin an einer bösartigen Grippe erkrankt, die so heftig war, wie er „nie eine gesehen“ hatte. Er erschrak, und da er fürchtete, es möchte etwa „ein tödlicher Keim“ in diesem Leiden verborgen sein, so war er im Gemüte „unsäglich ergriffen“. Aber sie genas nach zwei Wochen, und obschon sie, da er sie das erste Mal ausführen durfte, „wie ein Schatten“ war, erholte sie sich doch schnell und sichtlich.

Aber nun wurde der Dichter anfangs November selbst von dem Übel erfaßt. Die Krankheit zunächst nicht weiter beachtend, pflegte er

teilnehmenden Freunden gegenüber scherzweise zu äußern: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ists wieder gut. Es ist doch ganz anders, als früher; ich behalte diesmal meine Eßlust.“ — Da jedoch einige Zeit vergangen war, ohne daß eine Besserung eintrat, da ihn zudem eine starke Heiserkeit befiel und sein Körper kein Verlangen nach Nahrung zeigte, wurde er sehr ängstlich; wenn man ihn trösten wollte, erwiderte er klagend: „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen; es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!“ Gegen Weihnachten trat eine ungünstige Wendung in seinem Befinden ein; der behandelnde Arzt verlangte, daß er für einige Tage zu Bette gebracht werde. Aber aus den Tagen wurden Wochen, und sein Zustand gestaltete sich immer bedenklicher. Fieber und Nachtschweiße zehrten in kurzer Zeit die letzten Kräfte auf.



Porträt Adalbert Stifters.
Nach einer Photographie aus seinem letzten Lebensjahre.

Aprent, der in den Leidenstagen sein bester und aufopferndster Freund war, weilte oft an seinem Krankenlager. Mit den wenigen Zeilen, die er in den Weihnachtstagen an seinen stillen Tröster richtete, hat der Dichter den Griffel für immer aus der Hand gelegt: „Meine Leute sagen mir, daß Du in diesen Tagen schon zweimal bei mir warst, und daß sie Dich nicht zu mir hereingelassen haben, weil der Arzt es verboten hat. Ich weiß nicht, haben sie es vergessen, daß ich gesagt habe, daß man Dich immer hereinlasse, oder habe ich vergessen, es zu sagen, aber es ist mir sehr peinlich, daß es geschehen ist. Ich bitte Dich also, laß Dir den Gang nicht zu viel werden und komme sehr bald. Ich bin zwar so heiser, daß ich fast nichts reden kann; aber ein Weilchen kannst Du doch bei meinem Bette sitzen, wir reden ein Weniges, und dann gehst Du wieder. Der Arzt sagt, es geht zu Ende, und dann ist alles auf einmal gut...“

Es ging zu Ende. Aber das Schicksal hatte für den unglücklichen Dichter noch vier Wochen des grauenvollsten Martyriums aufgespart. Die Störungen in den Atmungswegen waren nur einleitende Nebenerscheinungen gewesen. Das langjährige, rätselhafte Leiden Stifters, das von den Ärzten als Magenkatarrh mit Gallenstörung bezeichnet worden war, und das durch die Karlsbader Heilquellen wohl vorübergehend ge-




Adalbert Stifters Wohn- und Sterbehaus in Linz.
Nach einer Photographie.

lindert, aber nicht dauernd geheilt werden konnte, bestand in einer krebsartigen Wucherung der Leber. Die innere Zersetzung griff nun mit unheimlicher Schnelligkeit um sich, von wütenden Schmerzanfällen begleitet.

Sobald dem Dichter ein kurzer Augenblick der Ruhe geschenkt war, ließ er sich das Manuskript der „Mappe" reichen, an deren Umarbeitung und Vollendung ihm so viel gelegen war, um darin zu blättern und den Text um einige Sätze weiter zu führen. Die Anfälle steigerten sich jedoch, und die Pein ging endlich in eine einzige, ununterbrochene, überwältigende

Schmerzempfindung zusammen. — Von schwarzen Todesahnungen erfüllt, legte Stifter eines Tages mit tränenumflortem Auge sein letztes, unfertiges Manuskript müde aus der Hand, indem er die kaum hörbaren Worte hauchte: „An diese Stelle wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben."

Aber es war ihm ein größeres Maß des Duldens zugedacht. Noch ging eine schreckliche Zeit dahin, und an jedem folgenden Tage schien die ausgesuchte Grausamkeit sich zu steigern, womit ein unerbittliches Verhängnis diesen erbarmungswürdigen Körper heimsuchte. Der Dichter wälzte sich Tag und Nacht wimmernd und stöhnend auf seinem Schmerzenslager und betete inbrünstig zu Gott um die Erlösung von seinen Leiden.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Jänner 1868 stiegen die grauenvollen Qualen zu so betäubender Macht an, daß die rasende Folter des Dichters Sinne verwirrte. Wie von plötzlichem Wahnsinn erfaßt, tastete er — die Uhr hatte eben die erste Stunde nach Mitternacht verkündet — in einem unbewachten Augenblicke mit zitternden Händen nach dem Tischchen, in welchem sein Rasiermesser verwahrt lag, ergriff es und brachte sich in der Raserei des unerträglichen Schmerzes einen furchtbaren Schnitt am Halse bei. Ein dunkler Blutstrom quoll hervor und ergoß sich über das Linnen des Bettes und über die Kissen. Als Frau Stifter nach wenigen Augenblicken das Leidensgemach wieder betrat, fand sie ihren Gatten röchelnd und mit dem nahen Tode ringend. — Mit einem gräßlichen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Es entstand nun eine entsetzliche Verwirrung in dem Hause. Die Nichte Katharina und die Magd eilten jammernd herbei, und da sie völlig ratlos waren, riefen sie die Hausbesorgerin, Frau Göbel, zu Hilfe, indes der Mann derselben rasch in die Kleider schlüpfte, um einen Arzt und einen Priester aufzusuchen. — Der Lärm des Umherlaufens brachte auch die Familie des Inspektors der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Gerbert von Hornau, in der Wohnung des unteren Stockwerkes zum Erwachen, wo sogleich der Gedanke rege wurde, der schwerkranke Hofrat liege im Verscheiden.

Nach wenigen bangen Minuten erschien hastig der dem Stifterschen Hause seit vielen Jahren eng befreundete Domherr Josef Schropp, welcher von der nahen Pfarrkirche nur ein kurzes Wegstück zurückzulegen hatte; er konnte dem Verscheidenden noch die erhabenen Tröstungen der Religion bringen; nach der Darreichung der heiligen Sterbesakramente spendeten seine Hände dem langsam erkaltenden Körper des unglücklichen Dulders die letzte Ölung.

Der voll Entsetzen herbeigeeilte Arzt aber fand nichts mehr zu helfen und konnte dem Freunde nur noch die Augen zudrücken. —

Wie über alle Vorstellung gräßlich muß die Pein gewesen sein, unter welcher dieser stets so glaubensstarke Geist zerrüttet und selbstvergessen in sich zusammenbrach, unfähig der eigenen, oft verkündeten Lehre zu gedenken, die das Ausmaß des Duldens dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes anvertraut . . .



Adalbert Stifters Totenmaske.

Als am nächsten Morgen der Sohn des Bildhauers Rint erschien, um die Gesichtsmaske des dahingeschiedenen Dichters abzunehmen, mußte er einen starken Papierstreifen um die blutstarrende Halswunde legen, ehe er daran gehen konnte, sein trauriges Werk zu beenden.

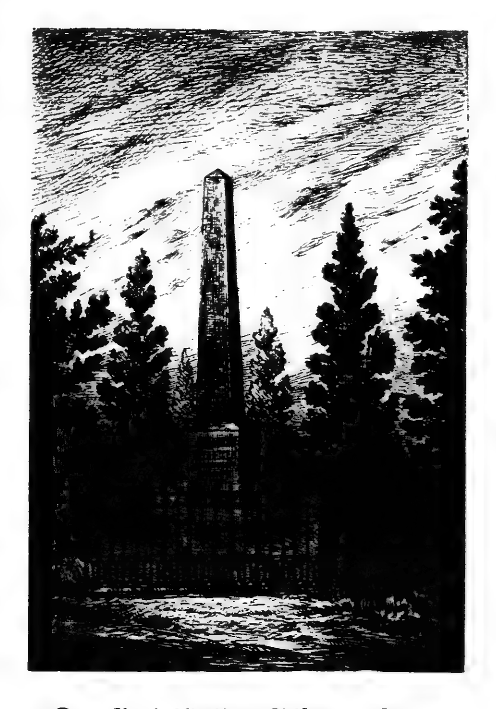
Am 30. Jänner 1868, um 10 Uhr Vormittags, wurde die entseelte Hülle des Dichters zu Grabe getragen. Die Schuljugend der k. k. Normalschule, des Gymnasiums und der Realschule schritt in Begleitung der Lehrer und der Professoren dem Sarge voran; ein großer Teil seiner einstigen Amtsgenossen gab dem verblichenen Schulrat das Geleite bis zum Orte des ewigen Friedens.

„Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ hatte er einst gesagt, als er freudig daran gehen wollte, seine Träume von höherer Menschenbildung in heiß erstrebter Wirksamkeit lebendig zu gestalten, und einige der letzten Worte, die er auf seinem Sterbelager niederschrieb, drückten die Hoffnung aus, daß mit der Jugend wieder Begeisterung für Edles in die Menschheit kommen werde. „Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen und in sich fortzunähren.“ Seine letzten Empfindungen, seine letzten Gedanken, ehe die an Wahnsinn grenzende Raserei des Schmerzes sein verwirrtes Haupt erfüllte, gehörten dem werdenden Geschlechte, von welchem nun so viele tränenden Auges seinen Sarg umstanden.

Als sich die unabsehbare Kinderschar, welche der entseelten Hülle des verehrten Schulrates voranschritt, der die Jugend so sehr geliebt und ihr in seinen Schriften das herrlichste Vermächtnis hinterlassen hatte, den Friedhofsmauern näherte, fielen leise und dicht unendliche Schneemassen vom Himmel nieder und umhüllten den Sarg mit einem weißen Schleier; die feinen Flöckchen kamen in tausendfacher Menge und legten sich eil-

fertig, geräuschlos und sanft auf das schwarze Bahrtuch, wie als wollte die Natur von ihrem Liebling und getreuen Sänger mit zahllosen zarten Küssen den letzten Abschied nehmen.

So berührten sich der Anfang und das Ende in der gleichen Erscheinung. Da Stifter in dem stillen Orte des deutschen Böhmerwaldes eben zur Welt gekommen war, begrüßte ihn ein unendlicher, wirbelnder Flockentanz, und im dichtesten Schneetreiben hatte man nun den unerreichten Schilderer der winterlichen Gewalten in die frosterstarrte Erde gesenkt.



Das Grab Adalbert Stifters auf dem Friedhofe in Linz.
Nach einer Kupferradierung von A. R. Hein.

Zwei Jahre nach dem Begräbnisse pilgerte Rosegger wieder nach Linz, um die letzte Ruhestätte des verehrten Toten aufzusuchen. Der am Eingange des Leichenhofes stehende Totengräber wußte jedoch nichts von dem Grabe des Dichters. Nach langem Suchen wurde endlich der Platz gefunden, wo der Schöpfer der „Studien" beerdigt worden war. „Ein hölzernes Kreuz, wie sie auf Dorfkirchhöfen stehen, ragte über dem kahlen Hügel; auf demselben stand, daß Stifter Schulrat gewesen, und daß Gott seiner Seele gnädig sein möge . . . ."

In jenen Tagen war der Dichter völlig vergessen; verschwunden und verschollen war das Geschlecht, das die „Studien" vergötterte und sie von Hand zu Hand gehen ließ. Die Lärmpropheten des Augenblicksgenusses hatten den bescheidenen, sinnigen Sänger aus der Gunst der Herzen verdrängt, und Rosegger konnte mit Recht wehmutsvoll ausrufen: „Seine Dichtungen wehen hin durch die wildbewegten Zeiten, wie ein vereinsamter weißer Schmetterling in der Dämmerung des Sturmes."

Im Herbste des Jahres 1872 begrüßte mich bei einem Friedhofsbesuche in Linz der einfache und würdige Leichenstein, welchen teilnehmende

Freunde zum Andenken an den verewigten Dichter zu Häupten des Grabes errichtet hatten: ein dunkler, glattgeschliffener Obelisk mit einer kurzen Inschrift und einem metallenen Lorbeerkranze auf der schief heraustretenden Basis. Die milden Sonnenstrahlen eines späten Nachsommers spielten um das Grab, und flatternde Marienfäden legten sich um den starren Granit des Denkmals; zu Füßen desselben blühten Feldblumen in reichem Flor, umgeben von dem Funkeln und Glänzen bunter Steine.

---

VII.

# Der Nachruhm.

Das ist der Vorzug edlerer Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Goethe.



Die Nachricht vom Tode Stifters verbreitete sich rasch durch die deutschen Lande, ohne jedoch als erschütternde Trauerkunde empfunden zu werden. Man besann sich allenthalben ein wenig mühevoll darauf, daß dem heimgegangenen Poeten einmal eine vielumjubelte Glanzzeit beschieden war. Die wackeren Linzer selbst hatten weit eher das Gefühl, den verblichenen Hofrat mit den seiner Rangklasse zukommenden Ehren zu Grabe bringen zu müssen, als an der Bahre eines der größten vaterländischen Dichter zu stehen. Das Leichenbegängnis wäre in völlig gleicher Form veranstaltet worden, auch wenn Stifter bloß der mit dem obersten Schulreferat des Landes betraute Statthaltereibeamte gewesen wäre. Nur ein die Bahre zierender Kranz der Wiener Schriftstellergenossenschaft Konkordia verkündete durch die Aufschrift an seinen Schleifen, daß die dem Toten nachgesendeten letzten Grüße einem Manne der Feder galten.

Die von der Gattin des Dichters, von den Brüdern Anton, Martin und Johann Stifter, sowie von dem Stiefbruder Jakob Mayer und von der Schwester Anna, verehelichten Schopper, ausgegebene Todesanzeige enthielt die Worte: „Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, meinen innigstgeliebten Gatten, beziehungsweise unseren Bruder, Herrn **Adalbert Stifter**, k. k. Hofrath . . . (folgt der längere Titel), in ein besseres Jenseits abzuberufen. Er entschlief nach Empfang der heil. Sterbesacramente am 28. Jänner dieses Jahres um 8 Uhr Morgens am Zehrfieber in Folge chronischer Leberatrophie im 63. Lebensjahre . . . ."

Die erschütternden Begebnisse, welche dem Ableben des unglücklichen Dichters vorangegangen waren, blieben, den kleinen Kreis jener Personen abgerechnet, die aus eigener Anschauung darum wußten, vollständig unbekannt; die Eingeweihten aber bewahrten das düstere Geheimnis umso sorgfältiger, als nach den zu jener Zeit in Oberösterreich herrschenden Anschauungen ein kirchliches Begräbnis und die Bestattung Stifters in geweihter Erde ohne diese Rücksicht gewiß fraglich gewesen wäre. Kurze

Notizen in der „Linzer Zeitung" und in der Linzer „Tagespost" berichteten, daß die Hauptstadt Oberösterreichs nicht nur um eine „schriftstellerische Berühmtheit", sondern auch „um einen hochachtbaren Biedermann ärmer geworden", daß in den hinterlassenen Schriften nebst der unvollendet gebliebenen „Mappe" ein paar „kleinere Erzählungen" im Manuskripte vorhanden sein dürften, daß außer dem durch die Ewertsche Buchhandlung in Linz besorgten Lorbeerkranze des Schriftsteller-Vereines Konkordia noch ein zweiter von der in Linz bestehenden Gesellschaft „Die Namenlosen", zu deren Gründern Stifter zählte, gespendet worden war, und daß die Witwe wegen der wenig günstigen Lage, in der sie sich befinde, gezwungen sein werde, den Intarsienschrank und den Delphinschreibkasten, sowie die wertvollsten Gemälde aus dem Nachlasse ihres Gatten zu veräußern. — Die Linzer Zeitung veröffentlichte am 31. Jänner und am 1. Feber zwei Gedichte, welche das Andenken Stifters in ebenso ungelenker als überschwenglicher Weise ehrten.

Kurze Zeit nach dem Begräbnisse wurde der Landessitte gemäß an Freunde und Bekannte ein „Totenbildchen" verteilt, welches auf einer Seite die Darstellung des heiligen Rochus und auf der anderen Seite die nachfolgende Aufschrift enthält:

„Christliches Andenken an den wohlgeborenen Herrn Adalbert Stifter, k. k. Hofrath, Ritter des kaiserl. österr. Franz Josef-Ordens, Besitzer der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und des Ritterkreuzes I. Classe des großherz. Sachsen-Weimar'schen Falken-Ordens, Mitglied mehrerer gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften, geboren den 23. October 1805, gestorben den 28. Jänner 1868 nach langem Leiden, versehen mit den heil. Sakramenten der Sterbenden.

Ich blickte gegen den Himmel . . . Die Feierlichkeit traf mich erhebender, und die Pracht des Himmels war mir eindringender, als sonst . . . Es war eine Weihe und eine Verehrung des Unendlichen in mir."

Die Nekrologe in der Wiener Presse und in den Zeitungen des Auslandes zeigten einen gedämpften, zurückhaltenden Ton und verrieten, daß zu jener Zeit an die dauernde Bedeutung der Werke Stifters nicht geglaubt wurde; der Referent eines großen Wiener Blattes sprach die Meinung aus, die Trauer um den Dichter würde größer gewesen sein, wenn dieser uns als letztes Vermächtnis statt des verfehlten Witiko ein besseres Werk hinterlassen hätte.

In seinem Testamente, dessen Abschrift ich der Güte des Herrn Dr. Viktor Gerbert von Hornau in Linz verdanke, setzte Stifter seine Gattin zur Universalerbin ein. Das Schriftstück lautet:

„Leztwillige Anordnung.

Im Namen Gottes, des Allmächtigen, erkläre ich mit dieser meiner eigenhändigen Schrift und meiner eigenhändigen Unterschrift meine geliebte Gattin Amalie Stifter, geborene Mohaupt, zu meiner Erbin.

Linz, am 24ten November 1858.

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath für Oberösterreich.“

Nachtrag.

Das Abzeichen des mir von Seiner Majestät verliehenen Franz Josefs-Ordens bitte ich meinen Testamentsvollstreker nach meinem Tode an die k. k. Ordenskanzlei einzuschiken.

Linz, 24. November 1858.

Adalbert Stifter,
k. k. Schulrath für Oberösterreich.“

Als Verwandte sind in der Todfallsaufnahme außer der Witwe angeführt:

die zweibändigen Geschwister

Anton Stifter, Lederhändler in Linz,

Johann Stifter, Sattler in Oberplan,

Martin Stifter, Schmiedmeister in Veitsau bei Pottenstein, Niederösterreich,

Anna Stifter, verehelichte Schopper, Webersgattin in Oberplan,

und der einbändige Bruder

Jakob Mayer, Ingenieur in Eggenburg, Nied.-Öst.

Der Nachlaß wies eine bedeutende Überschuldung aus; er wurde der Witwe mit der Einantwortungs-Urkunde des k. k. städtisch-delegierten Bezirksgerichtes Linz vom 28. November 1868, Zahl 11.519, jure credite eingeantwortet.

Da die Aktiven nur 1337 Gulden 58 Kreuzer, dagegen die Passiven 3758 Gulden 24 Kreuzer betrugen, so ergab sich ein Defizit von 2420 Gulden 66 Kreuzer.

Die Verhältnisse der Witwe zeigten sich umso mißlicher, als auch die von Heckenast geleisteten Vorschüsse während der langen Krankheit des

Dichters infolge des durch dieselbe verursachten Mehraufwandes eine so beträchtliche Höhe erreicht hatten, daß eine ausreichende Deckung in den nachgelassenen Schriften kaum gefunden werden konnte. Bei den Werken aus Stifters späterer Zeit war überdies wegen des erlahmenden Interesses der Lesewelt das Bedürfnis nach Neudrucken sehr gering geworden, und die am meisten einträglichen „Studien“ hatte der Dichter schon vor seiner Ernennung zum oberösterreichischen Schulrate samt dem Rechte auf alle folgenden Auflagen gegen die einmalige Abfindungssumme von 6000 Gulden verkaufen müssen.

Aber der Verleger erwies sich gegen die Witwe seines besten Freundes nicht hartherzig; er erwarb die Briefe, welche Stifter an seine Gattin gerichtet hatte, um den Betrag von 800 Gulden und schloß überdies, wie F. Neumann hierüber mitteilt, mit ihr am 8. April 1868 einen Vertrag, nach welchem alle Erzählungen, Aufsätze 2c., ob bereits abgedruckt oder im Original-Manuskripte vorhanden (mit Ausnahme jener Briefe, die als Eigentum des Empfängers zu betrachten sind), in sein Eigentum oder in das seiner Rechtsnachfolger überzugehen hätten, wogegen er erklärte, die seit dem Monat Juli 1853 bis 15. Feber 1868 geführte Rechnung in der Gesamtsumme von 18.894 Gulden 92 Kreuzer Ö. W. als beglichen und quittiert zu betrachten; außerdem verpflichtete sich Heckenast in einer auch für seine Erben bindenden Weise, an Frau Amalie Stifter eine jährliche Leibrente von 400 Gulden Ö. W. in vierteljährigen Raten, vom 1. Jänner 1868 an gerechnet, auszubezahlen, welche Verpflichtung nach Heckenasts Ableben von seinem Rechtsnachfolger C. F. Amelang übernommen und bis zum Tode der Witwe aufrecht erhalten wurde.

Zeichen der Teilnahme und der Hilfsbereitschaft traten allerorts hervor.

Der Kaiser erhöhte die normalmäßig nur 420 Gulden betragende Witwenpension mit Allerhöchster Entschließung vom 24. April 1868 auf jährliche 600 Gulden, der Vorstand der Schillerstiftung, Freiherr von Münch-Bellinghausen, übersendete ein Beileidsschreiben, in welchem die Mitteilung enthalten war, daß der Verein in Anerkennung der schriftstellerischen Verdienste des Verstorbenen um die deutsche Nation beschlossen habe, der hinterbliebenen Witwe eine Ehrengabe von 150 Talern zu widmen, die kunstsinnige Mutter unseres Kaisers, Frau Erzherzogin Sophie, welche immer das lebhafteste Interesse für Stifters literarische Tätigkeit an den Tag gelegt hatte, spendete der Witwe am 7. April 1868 „zur Erleichterung ihrer Subsistenz bis zur Erlangung der normalmäßigen Pension eine momentane Beihilfe von 150 Gulden“, und die Fürstin

Eleonore zu Schwarzenberg kaufte den reich eingelegten Kleiderschrank und den auf einem Delphingestell ruhenden Schreibkasten um den Betrag von 1300 Gulden für die Kunstsammlung des Schlosses Frauenberg. Diese beiden prächtigen Stücke, von welchen der Intarsienschrank auf der Rückseite die Inschrift trägt: „Restauriert im Jahre 1853 von Adalbert Stifter, Dichter, und Michael Müller, Tischler", befanden sich damals in Wien „zur Ansicht"; der Schreibkasten im fürstlich Metternichschen Palais am Rennweg, der Kleiderkasten bei Direktor Eitelberger im k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie am Stubenring. In der Einleitung zu dem XIV. Bande von Stifters „Vermischten Schriften" hat Horcicka drei den Verkauf der beiden Kästen behandelnde Briefe der Witwe des Dichters veröffentlicht, von welchen der interessanteste hier eine Stelle finden möge:

„Euer Durchlaucht!

1300 fl. sind so ziemlich die Summe, welche die Kästen gekostet haben, denn wir hatten zu ihrer Ausbesserung einen Tischler durch $1\frac{1}{2}$ Jahre unausgesetzt und dann noch einige Male durch mehrere Wochen im Hause. Die unsägliche Mühe, die sich mein Gatte, der die Arbeiten selbst leitete, mit der Herbeischaffung und dem Zusammenstimmen der Hölzer gab, ist dabei freilich nicht im Anschlag gebracht. Da ich also bei diesem Preise keinen Verlust erleide, so bin ich bereit, sie Euer Durchlaucht um denselben zu überlassen. Wenn ich einige Jahre warten könnte, so wäre es vielleicht möglich einen höheren zu erlangen, aber ich kann nicht warten; denn die beständigen Sorgen, welche durch die langjährige Krankheit meines seligen Gatten entstanden sind, würden mich ja aufreiben; und es könnte sogar geschehen, daß ich sie doch zuletzt noch einem Händler um noch weniger überlassen müßte, und dann vielleicht bald darauf den Schmerz hätte zu erfahren, daß er sie viel theurer verkauft hat. So weiß ich wenigstens, daß sie in den edelsten Händen und in der schönen Heimat meines Gatten sind, die er so sehr geliebt hat.

Ich bitte also Euer Durchlaucht sie, sobald es gefällig ist, abholen zu lassen, weßhalb ich auch noch heute an den Direktor des Museums schreibe.

In tiefster Ehrerbietung zeichnet

Euer Durchlaucht unterthänigste

Amalie Stifter,
k. k. Hofrathwitwe.

Linz, am 1. Februar 1870."

Beileidstelegramme und teilnahmvolle Briefe trafen in großer Zahl aus vielen Gegenden Österreichs und Deutschlands ein; wiederholt kamen, wie die Linzer Zeitung vom 17. April 1868 mitteilte, Familien aus dem Deutschen Reiche zur Ruhestätte des Dichters, um vom Grabhügel Erde mitzunehmen und dieselbe später an seine Verehrer im Auslande zu verteilen.

Unter den Beileidsschreiben, welche uns erhalten geblieben sind, ist jenes des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der dem Dichter freundschaftlich zugetan war, der ihn durch die Verleihung des Falken-Ordens auszeichnete und wiederholt brieflich mit ihm verkehrte, wohl am meisten bemerkenswert:

„Lassen Sie Mich Ihnen, werthe Frau Hofrath Stifter, den aufrichtigen Schmerz ausdrücken, mit dem Mich die Nachricht von dem Ableben Ihres vortrefflichen Gatten erfüllt hat, und der in diesem Falle durch den Abbruch der mir sehr werthvollen Beziehungen, in denen Ich zu dem Verstorbenen stand, welcher Mich stets von den neuen Plänen und Erzeugnissen seines dichterischen Schaffens in Kenntnis erhielt, zu einem wahrhaft persönlichen wird, ganz abgesehen von dem großen Verlust, den die deutsche Literatur durch den Tod dieses ausgezeichneten Vertreters erleidet.

Möge Gott der Herr Ihnen beistehen mit Seinem allmächtigen Schutz und Ihnen Kraft verleihen, um Ihren gerechten Schmerz zu ertragen; mit diesem recht innigen Wunsche bleibe Ich, werthe Frau,

Ihr Ihnen wohlgeneigter

Karl Alexander.

Weimar, 15. Februar 1868."

Die Durchsicht der nachgelassenen Schriften, womit die Witwe im Einverständnisse mit Heckenast Stifters langjährigen Freund Aprent betraut hatte, zeigte, daß der Dichter zur Ausführung seiner zahlreichen Lieblingspläne im steten Drange der Geschäfte nicht gekommen war. Außer der umfangreichen, aber unvollendeten Handschrift, welche die Ergänzung und den Abschluß der „Mappe" bringen sollte, waren nur ältere Fassungen umgearbeiteter Werke, unzusammenhängende Bruchstücke und unverwendbare Entwürfe aus der Jugendzeit vorhanden. Zur Bearbeitung Robespierres, Keplers, der Rosenberger, Swatopluks, der Nausikaa und des lange geplanten Lustspieles hatte es immer an Zeit und Stimmung gefehlt; war es doch manchmal kaum möglich gewesen, dem Nächstliegenden

gerecht zu werden. Daß der Dichter außer den genannten Stoffen auch die Geschichte eines Landmannes aus der ganz nahe bei Oberplan liegenden Ortschaft Stuben bearbeiten wollte, der ebenfalls Stifter hieß und eine Chronik des Dorfes Stuben geschrieben hatte, in welcher über die wundersame Entdeckung des Stubener Graphitlagers durch einen Wildschützen viel Interessantes berichtet wird, hat des Dichters Neffe Anton dem Schriftsteller Camillo Morgan erzählt, und über einen anderen, die reichste Fülle närrischer Absonderlichkeiten enthaltenden Stoff gibt uns der folgende, aus einem der letzten Lebensjahre Stifters stammende Brief an seinen alten Freund Friedrich Uhl Kunde:

„Seit Jahren trage ich mich mit einem Stoffe, der sich jetzt auf meinen Spaziergängen, die ich meinem Leibe zu Liebe machen muß, allgemach gestaltet. Ich möchte die Erzählung in Ihrem Blatte niederlegen. Ich will Ihnen den Stoff kurz angeben.

Ein Mann vom „Stande" hält sich für den größten Staatsmann. Er hat eine Staatsgestaltung gefunden, die weit über alle Monarchien, Konstitution, Republik u. s. w. an Trefflichkeit hinausgeht und überhaupt nicht mehr übertroffen werden kann. Er ist auch in der Kriegswissenschaft über alles Bisherige weit hinaus. Aber weder gelingt es ihm, im wirklichen Staatsdienste seine Ansicht etwa als allmächtiger Minister und Umformer zu verkörpern, noch kann er Jemand schriftlich oder mündlich zu seinen Meinungen bekehren. Er verachtet endlich das Geschlecht, das ihn nicht versteht, und beginnt in einer Schrift einer erleuchteten Nachwelt seinen Schatz niederzulegen und sie wieder zu erleuchten. Aus Verbissenheit gegen die Menschen, und insbesondere gegen die Weiber, hat er auch seine schöne Base, die er sehr liebt, und die ihn liebt, nicht geheiratet.

Er hat einen jüngeren Bruder, der eine sehr folgsame Natur besitzt, aber auch durch den kann er seine Gedanken nicht ausführen, weil er ihm nicht den nötigen Geist zutraut. Dieser Bruder hat zwei wunderschöne Knaben, deren Vormund der Oheim nach dem frühzeitigen Tode der Eltern wird. Da nun durch ein Naturspiel diese Knaben ihm ähnlich sehen, vermutet er seinen Geist auch in ihnen, und beschließt, sie zur Ausführung seiner Gedanken zu erziehen, und den unsäglichsten Ruhm noch in seinem Alter zu ernten. Der Eine soll ein Staatsmann, der Andere ein Feldherr werden. Die Knaben sind von ihrem Vater her sehr folgsam und fügen sich in alles, was der Oheim will, sie haben aber auch den Eigensinn des Oheims und tun auch immer andere Dinge, als der Oheim

will. Der Eine macht aus allem, was weich ist, Gestalten, und der Andere läuft in allen Blumengärten herum. Die Erziehung zu den Zwecken des Oheims mißlingt, und als die Jünglinge volljährig sind, tritt gänzliche Trennung zwischen ihnen und dem Oheim ein. Sie leben endlich in einer kleinen Landstadt. Der Ältere hat ein verwaistes Bürgermädchen geheiratet, und der Jüngere zieht auf einem Acker viele Tausende von Rosen und nur Rosen. Er hat eine heimliche Liebschaft mit dem Töchterlein des Bürgermeisters. Der Ältere wohnt mit seiner närrischen Frau in einem Gemeindehause, das einmal ein Zehentmagazin war und dann nach Aufhören des Zehents zum Wohnen eingerichtet worden ist. Er läßt Niemand zu sich, außer nur in eine einzige Stube. In der Stadt weiß man hundert verrückte Dinge von ihm, und seine Dummheit und die seiner Frau ist das Gespräch der Bürger im Wirtshause, bei Bällen, Schießen, Schlittenfahrten u. s. w.

Da kömmt es auf, daß er die großen Tragebalken der Zimmerböden und die hölzernen Stützsäulen des von ihm bewohnten Gemeindehauses nach und nach schändlich verunstaltet habe. Er soll alle möglichen Gestalten: heidnische Götter und Göttinnen, Tiere, Blumen, Früchte, Laub u. s. w. in sie geschnitten haben, daß kein glattes Stückchen mehr zu sehen ist. Man dringt auf Untersuchung, sie hat obrigkeitlich statt und der Frevel ist wirklich. Jetzt entsteht ein greulicher Gerichtsstreit über die Angelegenheit, indem die Gemeinde Vorschlag über Vorschlag ersinnt und der Inwohner erst recht seine Verrücktheit zu Tage bringt. Der Streit kommt in die Zeitungen, Reisende strömen in das Städtchen zu der seltsamen Sache, und der Oheim hat doch nun die klägliche Genugtuung, daß sein Neffe im ganzen Deutschen Reiche genannt wird. Kommissionen folgen auf Kommissionen, endlich kommt die Sache in höhere Kreise, Künstler eilen herbei und zuletzt geht die ganze Schnitzerei um eine sehr große Summe nach England. Die Gemeinde will den Schnitzer bei sich behalten, damit viele Leute kommen und Geld da verzehren; Aufträge über Aufträge fließen dem jungen Manne zu; er weist aber alles ab und lebt der Kunst in Italien.

Der andere Bruder besiegt endlich den Widerstand des Bürgermeisters, weil seine Rosen so berühmt sind, wie die Schnitzerei des Bruders und um viel Geld in die ganze Welt gehen. Der Oheim wird von Jedermann seiner Neffen wegen gefeiert. Der Ruhm ergießt sich in Hülle und Fülle über ihn; er besucht bald den Einen, bald den Anderen und sagt: Die allgemeinen Grundsätze und Gedanken, die er in die Knaben gelegt hat, hätten diese Ergebnisse mit Notwendigkeit herbeigeführt, und wenn es zu

seiner Zeit Mädchen gegeben hätte, wie die Weiber seiner Neffen sind, so hätte er auch geheiratet. Der Schluß des Buches enthält den Rat, wenn man nach * kommt, den Steinmeister, und wenn man zur Rosenblüte nach * kommt, den Rosenzüchter zu besuchen ja nicht zu verabsäumen.

Linz, 4ten April 1865.

Adalbert Stifter."

Man muß es beklagen, daß die in rohen Umrissen skizzierte Idee nicht zur Ausführung gekommen ist; der Stoff enthält vieles, was Stifter gewiß mit viel Liebe und Behagen ausgestaltet hätte; groteske Absonderlichkeiten besaßen immer etwas Reizendes für ihn. Wahrscheinlich fürchtete der Dichter bei manchem mehr hervorstechenden Zug zu sehr in Wiederholungen zu verfallen; in der Tat erinnert der Staatsmann an den alten Hagestolz, das Rosenmotiv an den Nachsommer, die künstlerische Verbohrtheit des Bildschnitzers an die Nachkommenschaften, und das wunschlose Aufgehen in ländlichen Verhältnissen an die in den meisten Novellen Stifters gepredigte Weltflucht. So ist es auch hier, wie bei vielen schönen Plänen des Dichters, vielleicht aus abmahnender Erwägung, vielleicht aus hindernden Abhaltungen beim skizzierten Projekt geblieben.

Obzwar der handschriftliche Nachlaß wenig Neues enthielt, gelang es dem Herausgeber durch sorgfältiges Sammeln der im Laufe der Jahre da und dort in verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut erschienenen Erzählungen und Aufsätze, sowie der zahlreichen Briefe des Dichters, die bis dahin vierzehn Bände zählende Heckenastsche Ausgabe der Werke Stifters um sieben Bände zu bereichern.

Im Jahre 1869 erschienen die gesammelten „Erzählungen" in zwei Bänden und die durch eine Vorrede und eine kurze Lebensgeschichte des Dichters aus der Feder Aprents eingeleiteten „Briefe" in drei Bänden; im Jahre 1870 folgten sodann als letzter Rest des Stifter-Vermächtnisses die zweibändigen „Vermischten Schriften".

* * *

In den „Erzählungen" finden wir Arbeiten aus den verschiedensten Schaffensperioden des Dichters; einzelne derselben, wie „Der späte Pfennig" oder „Die drei Schmiede ihres Schicksals" gehen bis in die erste Zeit von Stifters öffentlichem Auftreten zurück, andere, wie „Der Waldbrunnen" und „Der Kuß von Sentze" stammen aus seinen letzten

Lebensjahren. Die Arbeiten aus der früheren Zeit hat Stifter absichtlich in keine seiner beiden auserlesenen Sammlungen aufgenommen, späterhin wäre er wohl nicht abgeneigt gewesen, die „Mappe", wenn ihm das Schicksal deren Vollendung vergönnt hätte, in zwei selbständigen Bänden herauszugeben, und die durch deren Entnahme in dem Gefüge der „Studien" verursachte Lücke mit einer Auswahl aus den bereitliegenden Erzählungen auszufüllen. Berücksichtigt man die Entstehungszeit, was Aprent bei der Anordnung der von ihm zusammengestellten Bände nicht getan hat, so ergibt sich für die „Erzählungen" die nachfolgende Reihe: Der späte Pfennig (1843), Die drei Schmiede ihres Schicksals (1844), Ein Gang durch die Katakomben (1844), Zuversicht (1846), Der Waldgänger (1847), Prokopus (1848), Der Waldbrunnen (1864), Nachkommenschaften (1864), Der Kuß von Sentze (1866), Aus dem bayrischen Walde (1867). Für die kleinen Erzählungen „Der fromme Spruch", „Zwei Witwen", „Die Barmherzigkeit" und „Der Tod einer Jungfrau" vermag ich die Entstehungszeit nicht anzugeben.

Die Mehrzahl der Erzählungen stammt also aus der allerersten Zeit; später folgt eine sechzehnjährige Pause, in welcher neben der bedrückenden Amtstätigkeit mit der äußersten Anstrengung gerade nur die knappe Zeit für die großen Arbeiten an den Bunten Steinen, am Nachsommer und am Witiko aufgebracht werden konnte. Die angeführten Ziffern sind sehr lehrreich. Vom Tage seines Amtsantrittes bis zum Beginne des der Pensionierung vorangehenden Urlaubes hat der Dichter nur die kontraktlich mit dem Verleger vereinbarten größeren Werke, aber nicht eine einzige kleinere poetische Erholungsarbeit geschrieben! — Wenn man bedenkt, wie sehr durch das Wesen der amtlichen Beschäftigung auch die Geistesfrische, die Schaffensfreudigkeit und die schöpferische Kraft des Dichters herabgemindert werden mußten, was man dem manchmal müden und farblosen Stil der Arbeiten dieser Periode deutlich genug anmerkt, so läßt sich ermessen, welchen Verlust Stifters geistige Knechtschaft für die Literatur bedeutet.

Verblendetes Österreich! Übergesegnet durch die Hervorbringung schöpferischer Talente wußtest du so selten den rechten Mann an rechter Stelle dir zum Vorteil, zum Heile und zur Ehre in der Entfaltung seiner Vollkraft zu beglücken! —

Die bedeutendsten unter den „Erzählungen" sind „Der Waldgänger", „Nachkommenschaften" und „Prokopus".

Im „Waldgänger" („Iris", 1847) schildert der Dichter in ergreifenden Worten den tiefen, unstillbaren Herzenskummer eines kinderlosen Paares, und indem er dabei die bedeutungsvollste Frage des Ehelebens aufrollt, läßt er uns einen tiefen Blick tun in sein eigenes, durch ein neidvolles Schicksal verarmtes Gemüt. Wie immer in seinen besten Werken entwickelt Stifter auch hier die leitende Idee aus einem persönlichen Bekenntnisse. Atemlos horcht er in sich hinein, um seinem beklemmten Herzen die sehnsuchtsvollen Empfindungen abzulauschen, die der Schmerz seines hoffnungsleeren Ehebündnisses sind.

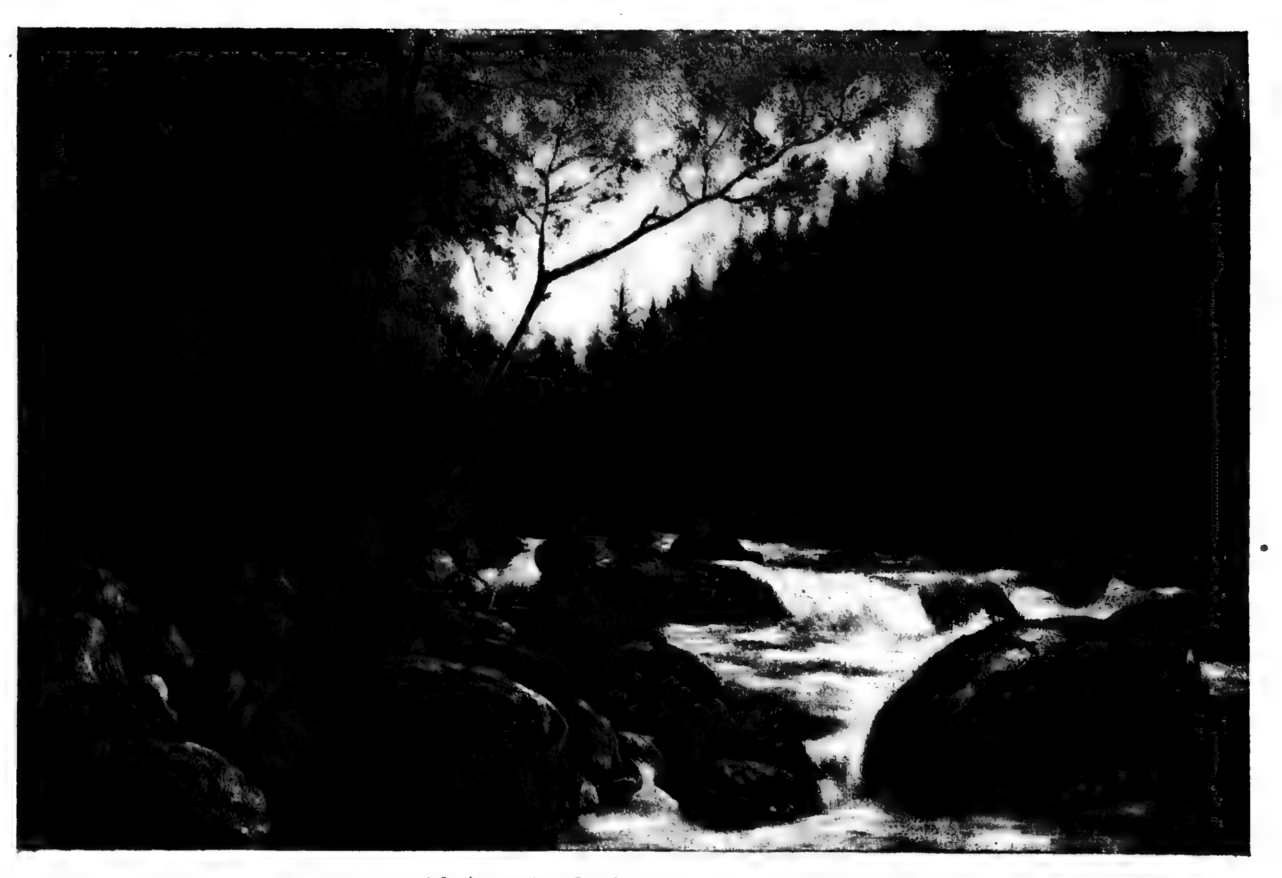
Die Schilderung des Schauplatzes mit seinen stillen, schweren Wäldern, den durchsichtigen, zwischen einem Gewirre von Granitblöcken zu Tale eilenden Bächen und der unendlichen Einsamkeit seiner Berge, seiner Triften und seiner Moore ist eine herrliche Probe vollendeter Heimatkunst. Sowohl der Titel der Erzählung, als auch die Überschrift ihrer drei Abschnitte „Am Waldwasser", „Am Waldhange", „Am Waldrande" zeigen, daß uns der Dichter, seiner beständig regen Neigung folgend, wieder wie schon so oft in die Abgeschiedenheit seiner geliebten Wälder geleitet. Dort lernen wir Georg, den weltflüchtigen, greisenhaften Waldgänger, in der Gesellschaft von Holzknechten, Hegern und Waldleuten am Abend seines Lebens kennen; erst später wird uns in der Art der rückbauenden Gruppierung, die für Stifter so viel ansprechendes hatte, die Jugend des Helden, sein Leben in der Universitätsstadt, seine Tätigkeit als Baukünstler, seine Liebe zu Corona, das Glück seiner Ehe und endlich das kleinmütige Verzagen geschildert, welches nach langem Schmerze über das Ausbleiben des Kindersegens zur freiwilligen und einverständlichen Auflösung des einst so beseligenden Bundes führt. Wie heiß und innig auch die Liebe gewesen war, welche die beiden Herzen in ihrer Jugend zusammengeführt hatte, dem leise und immerfort nagenden Vorwurf der Unfruchtbarkeit ihres Daseins können ihre Gefühle nicht standhalten. Mit überzeugender Begründung macht uns der Dichter glaubhaft, daß auch eine feste, gediegene, in jahrelanger Gemeinschaft treu geführte Ehe durch andauernde Kinderlosigkeit schließlich in trostloser Öde enden könne. Aber wie zu eigener Beschwichtigung führt er in dem Verlaufe der Erzählung den Gedanken aus, daß die Kinder, wenn sie einmal erwachsen sind, doch immer vom Hause fort streben, „sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten". — In der Erkenntnis, daß demnach auch der Kindersegen nicht vor einem vereinsamten Alter bewahre, bereut Georg zu spät,

sich von seiner treuen Gattin getrennt zu haben, und der Dichter entläßt uns mit den mahnenden Worten, die ihm gewiß die Erfahrungen des eigenen Ehelebens eingegeben haben: „Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen,' aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode."

Gleichwie der Dichter das Problem der Erzählung aus der Betrachtung seiner eigenen Lage geholt hat, gibt er uns auch in den einzelnen Figuren und Episoden viel Selbstgeschautes und Selbsterlebtes.

Da ist vor allem die liebevolle Schilderung des Marktfleckens Friedberg, die ihn in die schönsten Tage seiner Jugend zurückführt, da sind die Sitten und Bräuche der bedürfnislosen, einsamen Waldleute, — „die Einsamkeit war alle Tage die nämliche, so wie die Sonne alle Tage die nämliche und einsame war, welche auf das Dach der Wohnung niederschien und abends stets dieselbe Stelle des Kirchturmknopfes vergoldete", — da ist der Knabe Simi, der aus Steinchen und Holzstückchen Hohenfurt baut, — sowie der kleine Adalbert immer Schwarzbach gebaut hatte, — dazu aus einem Gebetbuche, das er nicht versteht, die Worte lesend: „Burgen, Nagelein, buntes Heidlein", da ist das Auferstehungsfest in der Kirche zu Hohenfurt, dessen unermeßlicher Lichtschimmer und dessen Fahnengepränge das Herz des Kindes mit den heiligen Schauern der Andacht erfüllen, da ist endlich das wohlgetroffene Porträt der unaufhörlich säubernden und fegenden Gattin des Dichters: „Kein Stäubchen, kein Fleckchen, kein Hauch einer Unordnung war durch alle Zimmer zu sehen. Sie ordnete immer, und die schönen Geräte oder Kunstsachen, wie etwa Geschirre, Gemälde oder dergleichen reinigte sie stets selbst; denn sie hegte zum Beispiele ihre Tische so, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinste Ritzung geschändet werden durfte."

Eine Wanderung längs des Laufes der Moldau gibt dem Dichter Gelegenheit, sich als den erprobten Meister landschaftlicher Schilderung zu erweisen: „Wie es meistens geschieht, wenn das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Wasser aufhalten, und daß der schmale Raum des Bettes dasselbe auch schneller zu fließen zwingt, so ist es auch hier: die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei



Motiv an der Teufelsmauer bei Hohenfurt.

Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinschaut, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold der überstürzenden Stellen und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen und zwischen ihnen kommt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander und muß durch, sie muß auch dem mächtigen, grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum und braust und ächzt wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurt gebaut wurde, da er in Gefahr geriet, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken."

* * *

In der zuerst in Pustets „Heimgarten" erschienenen Erzählung „Die Nachkommenschaften" bietet uns der Dichter eine lustige Künstlergeschichte.

Als ob die Gelegenheit, einmal recht vom Herzen frohe Malergefühle ausschwärmen zu können, die gewohnte stille Beschaulichkeit seines Wesens in leuchtende Heiterkeit aufzulösen vermöchte, wird der die ganze Novelle erfüllende schalkhaft tändelnde Humor zeitweise zu fast übermütig toller Laune gesteigert.

Die Erzählung macht uns mit den Geschicken und Absonderlichkeiten des ebenso weitverzweigten als „närrischen" Geschlechtes der Roderer bekannt. Ein junger Maler dieses Namens trifft an dem Lüpfermoore,

wohin er in der Absicht gereist war, „Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung“ und sodann vom Fenster des Lüpfwirtshauses aus „Moor im Regen“ und womöglich auch „Moor im Nebel“ abzubilden, mit einem gleichnamigen alten Verwandten zusammen, den er nicht kennt und von dem er nie etwas gehört hat. Sie verkehren anfänglich als Fremde mit einander. Beide sind — bei Stifters Helden nichts ungewöhnliches — unermeßlich reich. Während aber der junge Roderer seinen Reichtum dazu benützt, um sich mit ganzer Seele der Malerei zu ergeben, was für ihn umso vergnüglicher ist, als er das Glück hat, kein Bild verkaufen zu müssen, und sich daher ohne Gewissensbisse den Spaß machen kann, alle mißglückten Malversuche zu verbrennen, verwendet der alte Roderer sein Geld dazu, wüste Landstrecken in der Umgebung seines Schlosses Firnberg, zu welchen auch das Lüpfermoor gehört, anzukaufen, um sie in mühevoller Arbeit ertragfähig und nutzbringend zu machen. Viele Arbeiter sind unausgesetzt am Werke, das Moor trocken zu legen, umso eifriger aber ist der Maler daran, den ganzen Tag über, ohne sich auch nur die nötige Essenszeit zu gönnen, den landschaftlichen Zauber des Fiebergrundes auf der Leinwand festzuhalten, ehe derselbe durch die Kulturtätigkeit seines Verwandten ganz aus der Welt geschafft ist. „Da bin ich,“ so berichtet der junge Held der Icherzählung, „in dem Lüpfingertale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor und den daranstoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüberliegenden Weidenhügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald und die hinter diesem Fichtenwalde emporstehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft und läßt so viele Steine und Erde in das Moor führen und so viele Gräben von ihm hinweg ziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein bißchen Gras und sehr schlechten Hafer auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirtin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede wert, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede wert, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz und dann ist gar nichts zu malen.“

Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verleugnet hier ihre Art und Weise, und sie schäumt und rauscht fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinschaut, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold der überstürzenden Stellen und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen und zwischen ihnen kommt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander und muß durch, sie muß auch dem mächtigen, grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum und braust und ächzt wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurt gebaut wurde, da er in Gefahr geriet, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken."

* * *

In der zuerst in Pustets „Heimgarten" erschienenen Erzählung „Die Nachkommenschaften" bietet uns der Dichter eine lustige Künstlergeschichte.

Als ob die Gelegenheit, einmal recht vom Herzen frohe Malergefühle ausschwärmen zu können, die gewohnte stille Beschaulichkeit seines Wesens in leuchtende Heiterkeit aufzulösen vermöchte, wird der die ganze Novelle erfüllende schalkhaft tändelnde Humor zeitweise zu fast übermütig toller Laune gesteigert.

Die Erzählung macht uns mit den Geschicken und Absonderlichkeiten des ebenso weitverzweigten als „närrischen" Geschlechtes der Roderer bekannt. Ein junger Maler dieses Namens trifft an dem Lüpfermoore,

wohin er in der Absicht gereist war, „Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung" und sodann vom Fenster des Lüpfwirtshauses aus „Moor im Regen" und womöglich auch „Moor im Nebel" abzubilden, mit einem gleichnamigen alten Verwandten zusammen, den er nicht kennt und von dem er nie etwas gehört hat. Sie verkehren anfänglich als Fremde mit einander. Beide sind — bei Stifters Helden nichts ungewöhnliches — unermeßlich reich. Während aber der junge Roderer seinen Reichtum dazu benützt, um sich mit ganzer Seele der Malerei zu ergeben, was für ihn umso vergnüglicher ist, als er das Glück hat, kein Bild verkaufen zu müssen, und sich daher ohne Gewissensbisse den Spaß machen kann, alle mißglückten Malversuche zu verbrennen, verwendet der alte Roderer sein Geld dazu, wüste Landstrecken in der Umgebung seines Schlosses Firnberg, zu welchen auch das Lüpfermoor gehört, anzukaufen, um sie in mühevoller Arbeit ertragfähig und nutzbringend zu machen. Viele Arbeiter sind unausgesetzt am Werke, das Moor trocken zu legen, umso eifriger aber ist der Maler daran, den ganzen Tag über, ohne sich auch nur die nötige Essenszeit zu gönnen, den landschaftlichen Zauber des Fiebergrundes auf der Leinwand festzuhalten, ehe derselbe durch die Kulturtätigkeit seines Verwandten ganz aus der Welt geschafft ist. „Da bin ich," so berichtet der junge Held der Icherzählung, „in dem Lüpfingertale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor und den daranstoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüberliegenden Weidenhügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald und die hinter diesem Fichtenwalde emporstehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft und läßt so viele Steine und Erde in das Moor führen und so viele Gräben von ihm hinweg ziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein bißchen Gras und sehr schlechten Hafer auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirtin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede wert, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede wert, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz und dann ist gar nichts zu malen."

Bei seiner Feldstaffelei am Rande des Moores sitzend, lernt der junge Maler Susanna Roderer, die schöne Tochter des Schloßherrn von Firnberg kennen. Beide finden Gefallen an einander, und da sie späterhin wiederholt auf dem Waldwege, der gegen das Moor hinausführt, zusammentreffen, werden sie sich ihrer gegenseitigen tiefen Neigung bewußt. Bei der Verlobung wird das auf einen fernen Urahn zurückgehende Verwandtschaftsverhältnis kund, und als bald darauf die Vermählung gefeiert wird, kann Peter Roderer, der Vater Susannens, das Glas zu folgendem Trinkspruche erheben: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanne hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzutun; heute haben wir beide ehelich zusammengefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen als von andern Roderern — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwegegebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

Bei aller Dürftigkeit des Stoffes — ein glatt verlaufendes Liebesverhältnis zwischen entfernt Verwandten, in welches ein unbedeutender, „nankinggelber" Graf kaum oberflächlich störend eingreift, macht den gesamten Inhalt aus — scheint mir doch diese Geschichte die humorvollste von allen Erzählungen Stifters und zugleich eine seiner liebenswürdigsten Schöpfungen zu sein. Der magere Stoff hat den Dichter wohl deshalb zur Ausführung gereizt, weil zwei Seiten desselben ihm besonders sympathisch waren: der Freund aparter Menschen hatte es da gleich mit einer ganzen Sippe von Sonderlingen zu tun, und noch dazu war einer aus dieser Sippe ein Maler! — Es dreht sich alles um die Kunst, welcher die köstlichsten, teils heiteren, teils ernsthaften Betrachtungen gewidmet sind; die Liebe läuft nur nebenher. Die prächtigen, tollen Käuze des seit Jahrhunderten mit unschädlicher Narrheit erblich belasteten Roderergeschlechtes wirken durch ihre Absonderlichkeit erfrischend und nehmen dabei unsere ganze Sympathie gefangen, da sie doch allesamt das Herz auf dem rechten Flecke haben.

Von der erquickenden Munterkeit des Tones, in welchem diese Erzählung vorgetragen ist, mögen einige der einleitenden Sätze Zeugnis geben: „So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder gerät, welch eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an; und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern

unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden!

Ich rede hier gar nicht von verschämten Töchtern, welche in Wasserfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgend ein bekränzter Krug steht, an dessen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten soll; ich rede ferner nicht von den Erzeugnissen, welche reisende Frauen oder Mädchen von dem Dampfschiffe oder dem Fenster ihres Gasthauses aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landschaften, welche Schönschreibmeister in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinschulen verfertiget werden, unter denen sich viele Landschaften mit Bäumen befinden, auf denen Handschuhe wachsen — wenn man das alles hinzuzählte, so wären wir mit Landschaften überschüttet und die Menschen müßten verzweifeln. Nun, es sind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen versehenen Landschaften schon genug. Und ich will nun auch noch so viele Landschaften in Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hineingehen. — — Das Malen ist mir lieber, als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte, als das Malen. — — Wenn man mir mein Tun nimmt, hat mein Leben gar keinen Wert und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringsten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geistesbefriedigung, Daseinsabschluß und dergleichen nennt, ist für mich dann nicht mehr, als das Stäubchen, das in der Sonne spielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt. — — Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, mein Vater ist sechsundfünfzig, mein Großvater achtundachtzig und beide sind so rüstig und gesund, daß sie hundert Jahre alt werden können; mein Urgroßvater, mein Ururgroßvater und deren Großväter und Ururgroßväter sind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch so alt werde und stets Landschaften male, so gehören, falls ich sie alle am Leben lasse und sie einmal in Kisten sammt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweispännige Wagen mit guten Rossen dazu, wobei ich noch so manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann. — — Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche sich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich die Verzeichnisse neugemachter Bücher ansah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn schon so viele vorhanden sind. Ja, wenn man eine neue, erstaunliche Erfindung

macht, so mag man dieselbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man bloß etwas erzählen will, da schon so unendlich viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser als mit einer in Öl gemalten, in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter können herausgerissen werden und die Teile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen" . . . .

* * *

Die für den Jahrgang 1848 der „Iris" geschriebene Erzählung „Prokopus" zeigt uns den Dichter wieder in seinem gewohnten, sinnigen Ernste. Wie im „Waldgänger" rollt er auch hier das Bild des verfehlten Ehelebens vor uns auf, aber während dort die Kinderlosigkeit den tragischen Abschluß nach sich zieht, ist es in „Prokopus" die Ungleichartigkeit der Gatten, welche es zu keinem vollen, dauernden Einklang kommen läßt. Die holdselige Gertraud, um welche der ritterliche Nachkomme aus dem Geschlechte der Grafen von Scharnast, ein junger Mann von einer Schönheit, „die fast zur Bewunderung hinriß", in glühender Liebe jahrelang geworben, und die er endlich in stolzem Zuge als sein angetrautes Weib mit sich auf die väterliche Burg Rotenstein geführt hat, ist ihrem gelehrten Ehegemahl geistig nicht ebenbürtig. Es wird nirgends gesagt, aber man kann es immerhin durchfühlen, daß eben darin die Quelle alles künftigen Leides liegt. Freilich, wer seelische Beziehungen nicht zu erraten weiß, wird aus der dargebotenen, verschleierten Begründung nicht recht klug werden. Psychologische Motivierung war niemals Stifters starke Seite, hier aber hat er sich mit der allerdürftigsten Skizze begnügt. Das geht schon aus der sehr ungleichen Ausdehnung der Abschnitte hervor. Die Erzählung zerfällt in die Teile „Morgen", „Mittag", „Abend", wovon der erste fast dreimal so groß ist, wie die beiden folgenden zusammengenommen. Nun aber enthält der erste Teil nichts als die Schilderungen des glänzenden Hochzeitszuges durch das schöne Gebirgstal der Perniz, der behaglichen Raststunden beim Wirte Romanus in der grünen Fichtau und der abendlichen Einkehr auf dem luftigen Bergschlosse. Mit einer schönen, poetischen Szene auf dem hoch über den Abgrund hinausgebauten Söller der einsamen Burg endet der erste Tag der ehelichen Gemeinschaft. „Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurückgegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Inneren lauter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinaus-

getreten und lehnte sein Haupt an eine der eisernen Stangen, an denen der Samtbau befestiget war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rotensteines schon Abschied genommen, nur in dem äußersten Abende, wie es im Sommer zu sein pflegt, war noch ein schwaches Rot, das aber sogleich in jenen blassen Schein des Himmels überging, der nur noch durch das matteste Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fortgenommen hatte . . . .

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichsam wie in einem sanften Rauche schwimmend von dem Schlosse aus sehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit seinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, stand ganz allein in der ihn umgebenden, beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf so stand und wie die fernen Stimmen schwächer wurden, war es, als regte sich etwas — — er wendete sich um und sah von der Finsternis des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen, und von dem dunklen Samte, der die Saaltür bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Gestalt — es war seine Gattin Gertraud . . . .

Prokopus, da er sie erblickt hatte, ging in den Saal hinein und nahm sie, ohne zu sprechen, bei der Hand, die zitterte. — Prokopus zog sie sanft gegen sich und führte sie auf den Balkon hinaus, auf dem sie in der Beklommenheit bis an den Rand hinvorgingen.

„Siehst Du," sagte er, „wie gut es nun ist, daß wir hier stehen, wir ganz allein, daß die Menschen abgefallen sind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt sie uns auch sind, sie sind uns dennoch fremd — Du hast mir heute nicht angehört — ich habe nur selten Dein liebes, süßes, holdes Auge sehen können und durch den grünen Schleier nur manchmal Dein teuer verehrtes Angesicht erblickt . . . . Wie seltsam es in der Welt ist, da stehen die stillen Sterne vor uns — sie haben schöne Namen, siehst Du, die sieben, die da an dem Rande des Samtes stehen, sind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichsel, dort sind die Petrusstäbe, diese da sind gar das Haar eines schönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde sie Dir einmal sagen — da stehen die stillen Sterne; dort unten, wo das trübe, rote Licht sich durch die Bäume stiehlt, sind einige Menschen, die sich vergnügen, weil sie Wein trinken, andere liegen schon in dem starren, unempfindlichen Schlafe und wir zwei sitzen hier oben mit unserem Glücke . . . ."

„O, wie bist Du schön, Prokopus!“ sagte Getraud.

„Und wie bist Du gut,“ erwiderte er — „und wie ist es glücklich, daß es so gekommen ist, daß wir uns besitzen, und welche unabsehbaren Tage des Glückes werden kommen!“

Sie antwortete nicht, aber sie folgte dem leisen Zuge seiner Hand, die sie gegen sich zog, gleitete gegen ihn, da er sie umfaßte, schlang beide Arme um seinen Nacken, da er sie an sich drückte und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie sprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterschein, der unten an den Bäumen des Kastellanhäuschens gesehen worden war, war erloschen, auch derjenige, welcher von dem Speisesaale dämmerig herübergekommen war, war nicht mehr da und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben sich und gingen wie zwei selig schüchtern Liebende in den Saal hinein . . . .“

In den glückverheißenden Stunden des kaum begonnenen Ehelebens verlassen wir das in stille Liebesträume versunkene Paar, um es gleich darauf an der eigenen Zukunft verzweifelnd wiederzufinden. Was in den jungen Seelen vorgegangen ist, wird uns nicht gesagt; wir können nur ahnen, daß Gertraud den Geist ihres Gatten unfaßlich, die weitläufigen Bauten des Rotensteinerschlosses unheimlich, die in dem Geschlechte der Scharnast herrschenden Ansichten und Gebräuche widersinnig findet, und daß ihrem Empfinden, — denn sie war „eine tiefe, stille Natur“, der alles „klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein“ — vieles, was an neuen Eindrücken auf sie einstürmte, fremd war. Vergebens versucht ihr der phantasievolle, ausgreifende, nach den Sternen verlangende Gatte klar zu machen, daß es schön sei, wenn man „im Niederstrom des Mondlichtes durch die Male der Vergangenheit“ dahinwandle, und daß das, was seine Voreltern auf dem Berge schufen, „groß und schwunghaft“ gewesen sei. Dafür hatte sie kein Verständnis und lebte fremd an seiner Seite. Wenn Prokopus Nachts den Lauf der Sterne verfolgte, saß sie an ihrem Bett und weinte.

„Prokopus hatte den seltsamen Turm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und sogar mit Hausrat eingerichtet. Hieher ging er nun immer und schaute, mit einem Pelze angetan, nach den Sternen. Auch noch etwas anderes Sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Turmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen saß,

mehrere sehr dicke und mit goldenem Drahte übersponnene Saiten bis an die Pflastersteine des Bodens nieder, auf dem der Turm stand. Diese Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg in mächtigen, wenn auch oft in leisen und eindringenden Tönen... So ging die Zeit dahin. — Gertraud saß in ihrem Zimmer und weinte über die Ungeratenheit ihres älteren Sohnes, den sie, da der jüngere sich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. — — Endlich legte sich das tränenschwere Haupt zur Ruhe. Prokopus härmte sich so bitter und furchtbar um sie, daß er ihr bald zur Grube folgte."

Die Enttäuschung des Ehelebens und der Tod der beiden unglücklichen Gatten bilden den Inhalt der beiden letzten, kurzen Abschnitte. Zeigt uns aber der erste Teil wenigstens eine, wenn auch übermäßig breit ausgeführte Begebenheit, den Durchzug der Hochzeitsgesellschaft, woran sich Neugier und Schaulust der abgeschiedenen Gebirgsbewohner entzünden, so suchen wir in den letzten Teilen vergeblich nach Ereignissen. In dieser Erzählung gibt es keine sogenannte Handlung; wir leben eine Leidensgeschichte mit, in der die Personen völlig passiv sind. Umso anziehender mußten diese unglücklichen Wesen für den ergründenden und zergliedernden Seelenmaler sein. Aber Stifter verliert sich nicht gern in die düsteren Labyrinthe des Herzens; er scheint sich vielmehr weitaus wohler als auf der seltsamen Grafenburg bei den einfachen Wirtsleuten, Ziegenhirten, Kalkbrennern und Holzknechten in der grünen Fichtau zu fühlen, und wird nicht müde, von dem selbstgefälligen Wirte Romanus, von seiner sanften Ehefrau Ludmilla, von der schönen Wirtstochter Lenore, von Tiburius, dem Hirten, von Gervas, dem Anbauer und von Eberhard, dem Schmied, zu erzählen. Nachdem uns der Dichter von jedem einzelnen mitgeteilt hat, woher er kam, wohin er zu gehen beabsichtigt, mit welcher Erfrischung er sich bewirten läßt und welche Worte er zu Romanus und zu den Gästen spricht, dürfen wir nach getanem Tagewerk alle Bewohner der Fichtau der Reihe nach zur Ruhe begleiten und erfahren, wie Ludmilla die Decke bis ans Kinn emporzog, wie Romanus den Schlüsselbund auf den Tisch legte und das Käppchen abzog, wie endlich das Töchterlein Lenore in das weiße Nachtkleid schlüpfte, in einem Winkel des Fensters kniend seine Gebete sagte und dann in das enge Bettlein stieg. Sich schwer und widerwillig von diesen einfachen Bildern stillen Glückes losreißend, sagt der Dichter resigniert: „Nun müssen wir von der stillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentschuldigbarer Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Tun zu lange aufgehalten haben, Abschied nehmen und dem Zuge folgen."

„Prokopus," im Jahre 1848 in der „Iris" erschienen, ist eine Ergänzung und Erweiterung der aus dem Jahre 1843 stammenden „Narrenburg". Beide Erzählungen haben als gemeinsamen Schauplatz die Burg Rotenstein und das Tal der Fichtau beide behandeln die Schicksale der gräflichen Familie Scharnast, und das Leben und Treiben im Wirtshause an der Perniz hat in beiden eine so große Ähnlichkeit, daß dadurch fast der Eindruck einer Wiederholung hervorgerufen wird.

Im Ganzen kann man die Empfindung schwer los werden, daß der Dichter den ihm lieb gewordenen romantischen Schauplatz der sagenumwobenen, halbverfallenen Burg gerne ein zweitesmal habe benützen wollen, ohne sich doch mit der Geschichte des dahin versetzten unglücklichen Paares ganz zurechtfinden zu können, weshalb er seine Erzählung nach einer langausgesponnenen Einleitung unvermittelt abbrechen mußte.

Die Musik der volltönenden Sprache und die herrlichen Naturbilder gehören noch ganz dem Dichter der „Studien" aus den Jahren der freudigen Entwicklung an.

* * *

Die übrigen nach dem Tode des Dichters von Aprent herausgegebenen Erzählungen sind neben den drei hier besprochenen Werken erst in zweiter Linie zu nennen. So weit dieselben in die Vierzigerjahre fallen, kann das eigene Urteil Stifters über diese Arbeiten einschließlich der beiden Stücke „Waldgänger" und „Prokopus", die aus derselben Zeit stammen, aus dem Umstande abgelesen werden, daß er keine davon für so bedeutend hielt, ihr einen Platz in den „Studien" oder in den „Bunten Steinen" einräumen zu wollen. Warum der Dichter gegen den „Waldgänger" so hart verfuhr, ist nicht ersichtlich; „Prokopus" aber konnte schon aus dem Grunde nicht in den „Studien" stehen, weil die Übereinstimmung mit vielen Teilen der „Narrenburg" am gleichen Platze peinlich hätte auffallen müssen. Die übrigen Erzählungen hielt er selbst nur für kleinere Gelegenheitsarbeiten, welche seinen Geist so wenig beschäftigten, daß er ihrer in seinen Briefen mit keiner Zeile gedachte und sie bald nach der Vollendung völlig in Vergessenheit sinken ließ.

„Die drei Schmiede ihres Schicksals" erschienen in der „Wiener Zeitschrift" im Jahre 1844. In dieser heiteren, frisch vorgetragenen Geschichte, welche im Stoff und in den Charakteren hinreichend absonderlich ist, um unseren Dichter zu reizen, wird mit Geschick ausge-

führt, daß im Leben jedes Menschen der Einfluß des Waltens äußerer Mächte die vollständig freie Selbstbestimmung zu nichte macht.

Da die Naturschilderung gänzlich zurücktritt, die Darstellung der menschlichen Charaktere und der sich drängenden Begebenheiten aber den ganzen Raum einnimmt, so würden wir die für Stifter am meisten bezeichnenden Züge nicht finden, wenn nicht der Mangel an Weltkenntnis, die übergroße Kindlichkeit in der Beurteilung hochstehender Gesellschaftskreise und die gerade bei der bedenklichen Verfänglichkeit des Stoffes doppelt deutliche strenge Sittlichkeit unverkennbare Merkmale böten.

„Der späte Pfennig" ist eine kleine, anspruchslose, sinnige Parabel, in welcher der Dichter sein Bedauern ausspricht, wegen der Krankheit seiner Frau einen von ihm verlangten größeren Beitrag für ein Werk der Wohltätigkeit nicht bieten zu können.

Gleichfalls — um mit Stifters eigenen Worten zu reden — ein „kleinwinziger Zentukel", ein Geschichtchen vom Umfange weniger Seiten ist „Zuversicht", worin gezeigt wird, daß in dem sanften Menschenherzen eine tigerartige Anlage verborgen schlummere, die in Zeiten allgemeiner Erregung oft ungeahnt hervorbreche und zu grauenvollen Taten führe.

Mehr Gelegenheit, seine besondere Eigenart zur Geltung zu bringen, findet Stifter in der Erzählung „Der Waldbrunnen", welche 1864, wenige Jahre vor seinem Tode, entstanden und zuerst im Düsseldorfer Künstler-Album erschienen ist. Schon die Wahl des Schauplatzes — Klafferstraß, die Lakerhäuser, das Gebiet des Dreisesselberges — läßt ihn wieder ganz bei den schönsten Erinnerungen seines Lebens Einkehr halten.

Da er in seinen Heimatgefilden umherwandert, wo er jeden Stein, jede Quelle und jeden Baum kennt, gewinnt auch die Naturschilderung einen breiten Raum. Das wilde, braune Mädchen, das er schon früher einmal in den „Bunten Steinen" geschildert hatte, nimmt hier nebst den Zügen seiner Pflegetochter Juliana auch deren Namen an. In der Zeichnung der mit bunten Blumen, Bändern und Federn, mit Glasperlen und Muscheln geschmückten, halbblödsinnigen Großmutter des Mädchens kommt der alte romantisch-phantastische Hang des Schöpfers der Narrenburg wieder zum Vorschein. — An dieser Dichtung der Spätzeit gewahren wir manchen liebenswürdigen Zug, der uns an die sonnigen Tage des jungen Stifter erinnert.

„Der fromme Spruch" hebt mit einer umständlichen Unterredung der Geschwister Dietwin und Gerlint an, die wohl das förmlichste,

abgeschmackteste und langweiligste ist, was jemals in einem Unterhaltungsbuche zum Ausdrucke gelangte. Man weiß ja aus manchen Zwiegesprächen im Nachsommer und im Witiko, wie ermüdend Stifter in dem Aneinanderreihen inhaltsleerer Redensarten und in seinem Streben nach gespreizter, höfischer Ziererei werden kann. Was er aber in dieser Hinsicht im „frommen Spruch“ geleistet hat, macht jede Möglichkeit eines Vergleiches zu schanden; dazu kommt, daß diese Erzählung fast nur aus einer endlosen Folge von Zwiegesprächen besteht, wodurch die Lektüre derselben zu einer peinvollen Geduldprobe wird. Der in ermüdenden Dialogen verzettelte Stoff würde eher für einen Schwank oder für eine Humoreske, als für eine ernsthafte Erzählung passen. Die beiden an der Grenze des Greisentums angelangten Geschwister glauben sich, von einem verspäteten Johannistriebe geäfft, von ihren um ein halbes Menschenalter jüngeren Blutsverwandten geliebt, indes in Wahrheit Neffe und Nichte gegenseitig in Liebe entbrannt sind. Zum Schlusse tritt die von Anfang her selbstverständliche natürliche Lösung ein. Da die Helden der Geschichte Barone und Grafen sind, die auf ihren ländlichen Besitzungen leben, so ergibt sich das für Stifter charakterische Beiwerk von Viehzucht, Landwirtschaft und Blumenkultur von selbst. Der Rosenpflege wird, gleichwie im Nachsommer, im Witiko und in verschiedenen kleineren Schriften, mit besonderer Vorliebe gedacht.

Frischer im Ton, wenn auch keineswegs frei von leeren Formalitäten ist die Geschichte „Der Kuß von Sentze“ („Gartenlaube für Österreich“, 1866) in welcher der Dichter erzählt, wie ein junges, in der Großstadt erzogenes Mädchen, das zuerst sein Herz an Putz und Flitter gehängt hatte, in der Einsamkeit des Böhmerwaldes sich zu schlichter Einfalt und zu einem innigen Anschlusse an die Natur bekehrt, wodurch es der Liebe würdig und für ein glückliches Eheleben gewonnen wird. Ob und auf welche Weise sich diese sprunghafte Bekehrung vorbereitet, und welche Erwägungen der plötzlichen Weltflucht der stolzen Gesellschaftsdame vorangehen, wird so wenig angedeutet, daß uns die unglaubliche Selbstbezwingung wie ein Wunder erscheint. Der Hunderte von Moosarten in sein einsames Waldhaus zusammentragende Naturforscher grüßt uns als alter Bekannter aus der Verwandtschaft Heinrichs von Scharnast, des Waldgängers und des den Geheimnissen der Schöpfung nachspürenden Jünglings im Nachsommer.

„Zwei Witwen“, „Die Barmherzigkeit“, „Der Tod einer Jungfrau“ sind kleine moralische Geschichtchen, in denen die

Absicht, sittigend und erziehlich zu wirken, in ihrem aufdringlichen Hervortreten den poetischen Gehalt zu sehr beeinträchtigt.

Die beiden Schilderungen „Aus dem bayrischen Walde“ und „Ein Gang durch die Katakomben“ gehören nicht zu den Erzählungen und hätten von Aprent den „Vermischten Schriften“ beigesellt werden sollen. Die erstgenannte Skizze ist eigentlich ein Tagebuchblatt, in welchem der Dichter seine Erlebnisse und seine Beobachtungen während des unermeßlichen, furchtbaren Schneefalles festhält, der ihn in seinem Waldhause zum Gefangenen macht, und die Wanderung durch die unterirdischen Begräbnisstätten des alten Friedhofes zu Sankt Stephan gehört dem Inhalte nach zu den Bildern aus dem alten Wien. Aus der Mitte der Vierzigerjahre stammend, vereinigt diese meisterhafte Schilderung alle Vorzüge in sich, durch welche die glänzendste Zeit von Stifters poetischem Schaffen ausgezeichnet ist. Auf seiner grausigen Wanderung von dem Moder vergangener Jahrhunderte umringt, schwingt sich die Seele des Dichters zur Ahnung der Unendlichkeit empor, vor der alles Irdische in wesenlosen Staub zerfällt. „Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönig Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg tat, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes und ließ dann die Wässer wieder darüber wegrollen — ja, endlich tötete man die, die um das Werk wußten und es machen halfen, damit niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — aber eines Tages wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Überschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinauswerfen auf den Anger der Heide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja, hätte er sie alle einst gezählt und auf Karten getragen und zählte sie heute wieder und sieht seine Karten an, so fehlt keiner und so prachtvoll wie immer glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie

auch von seinem Untergange nichts, ja, sie wissen nichts von unserem ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen . . .

Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Wert geben, ja, wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht alles gleich und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir uns hienieden bemühen, wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Tote dahingebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weils ihm ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurecht, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine mutwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht und wieder hinwirft . . . .

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfnis und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Szene noch tragischer und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind, die anderen zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen die da bauen, welche da vor uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herumgeworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in anderer Herzen strahlte und um die der schwärmende, wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin vorausschleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum und beide sind sie eine wertlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich ferne hielten und nun selber ärmer und ekler sind, als das Tier des Berges, welches in die Felskluft stürzte

und dort in der Mittagsonne dörret und von den Winden der Nacht getrocknet wird — — sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Taten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist alles vorüber und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben dieser ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich diese verschwindet und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen . . . “

* * *

Zu den schönsten und intimsten Zeugnissen der im besten Sinne wahrhaft vornehmen Geistesart Stifters gehören seine Briefe.

Die von Aprent veranstaltete Sammlung derselben reicht nur bis in das Jahr 1832 zurück; es fehlen demnach die Dokumente der ersten Zeit, von welchen, mit Ausnahme der später aufgefundenen Briefe an die Jugendgeliebte, wohl kaum eine Zeile erhalten geblieben ist. Wären diese Briefe dem Herausgeber auch zur Verfügung gestanden, so bleibt es noch immer zweifelhaft, ob er dieselben zum Abdrucke gebracht hätte, da ihm aus seinem täglichen Verkehr mit Stifter bekannt gewesen sein muß, daß der Dichter die Veröffentlichung dieser Schriftstücke nicht wünschte. Stifter hat seinen Widerwillen gegen die Verbreitung eines Teiles der von ihm herrührenden Handschriften wiederholt ausgesprochen; auf das Bestimmteste äußerte er sich seinem Freunde Adalbert Markus gegenüber, welcher mir über diese Unterredung folgende Mitteilung machte: „Im November 1867 erzählte mir Stifter, daß er Ende Oktober in Oberplan gewesen sei, um am Grabe seiner lieben Mutter eine Gedenktafel zu setzen. Auf meine Frage, ob er wohl auf der Durchreise in Friedberg die Greipl Nani besucht habe, antwortete er, er habe aus Besorgnis für seine Frau, die er in Linz krank verlassen, die Reise so schnell als möglich gemacht, sei in einem Tage von Linz nach Oberplan, und auch wieder in einem Tage zurück nach Linz gefahren, ohne wo anders als in Leonfelden zum Mittagmahle auszusteigen. Der Greipl Nani, sagte er weiters, muß ich ohnehin nächstens schreiben, und da werde ich sie um Entschuldigung bitten, daß ich sie nicht besuchen konnte. Die Nani muß von früheren Jahren her eine Menge Briefe von mir haben, die an ihre Schwester Fanny, an ihren Bruder Matthias rc. gerichtet waren.

In manchem dieser Briefe kommt viel närrisches Zeug vor. Ich möchte nun nicht haben, wenn ich einmal gestorben bin, und man Briefe von mir sammelt und veröffentlicht, daß man jedes Wort, welches ich einmal im jugendlichen Übermute geschrieben habe, der Nachwelt zu lesen gebe. Ich will deshalb die Nani bitten, daß sie mir alle Briefe, die sich von mir im Greiplschen Hause vorfinden, auf einige Tage leiht, damit ich diejenigen bezeichne, welche ich nicht veröffentlicht wissen will. — Bei dieser Gelegenheit sprach Stifter mit großer Wärme von seiner Heimat, von Friedberg, von Sankt Thoma und von Wittinghausen. Er zeigte mir ein von ihm in seinen jungen Jahren gemaltes Bild der Ruine Wittinghausen und teilte mir sein Vorhaben mit, im nächsten Sommer ein paar Wochen in Friedberg und in St. Thoma zuzubringen, um seinen lange gehegten Wunsch einmal auszuführen, die Ruine, welche ihn in seiner Kindheit schon angezogen und in deren Mauern er als Jüngling so oft verweilet, auf einem großen Bilde in Öl zu malen."

Die wenige Tage später eintretende Todeskrankheit Stifters machte all diesen Plänen ein Ende. Viele der erwähnten Jugendbriefe gingen bei dem Brande Friedbergs in Flammen auf; die Elemente brachten dem Wunsche des Dichters Erfüllung. Die wenigen Schriftstücke, welche verschont blieben, wurden bei ihrer Auffindung als kostbarste Schätze begrüßt und veröffentlicht; bei einer Neuauflage der Briefe werden sie sicherlich an geeigneter Stelle eingereiht werden. — Auch die Briefe aus seinen späteren Jahren wollte Stifter gesichtet wissen; er fürchtete, daß durch die schrankenfreie Veröffentlichung „ein Kreis von Inhaltlosigkeit" um ihn gezogen werden könnte. Dabei ließ er freilich außeracht, daß die andächtige Hegung auch des geringfügigsten Vermächtnisses einer teuren Hand einen Gradmesser der sich äußernden, gesteigerten Wertschätzung bedeutet, und daß der anscheinend unbedeutendste Zettel umsomehr an Interesse gewinnt, je näher der Verfasser desselben dem Herzen des Volkes steht. — Viele Briefe, welche Aprent bei der rigorosen, aber damals von manchem Kritiker doch noch zu wenig streng befundenen Auswahl unberücksichtigt ließ, werden heute mit dem größten Eifer hervorgesucht, um durch ihren wenn auch oft nur knappen und scheinbar alltäglichen Inhalt das Gesamtbild des Dichterlebens zu ergänzen.

Manche von den Briefen lassen uns die persönlichen Verhältnisse Stifters deutlich erkennen, die Lektüre derselben macht uns zu Teilnehmern an seinen Schmerzen und Wonnen.

Eine stattliche Anzahl derselben aber, den Wechselfällen des Tages weit entrückt, leitet uns empor zur Betrachtung der bedeutungsvollsten

Probleme der Menschheit. Überall begegnen wir einem gesunden, ehrlichen, unzweideutigen Urteil, ein schlichter, gerader Verstand sucht für jede Frage die einfachste Lösung, Rechtlichkeit, Sitteneinfalt, Herzensgüte, Begeisterung für alles Große, Edle und Wahre spricht sich in jedem Worte aus. Mit Recht nennt Hermann Bahr Stifters Briefe „den reinsten Ausdruck aller österreichischen Kultur". Von allem, was zu jener Zeit die Herzen der vaterländischen Dichter und Denker bewegte, finden wir einen lebhaften Abglanz in diesen treuherzigen Mitteilungen an Freunde, an Gleichgesinnte, an Strebegenossen. Über Kunst und Literatur, über Religion und Unsterblichkeit, über Staatsform und Weltordnung, über Freundschaft und Liebe, über Völkerrecht und Gemeinwohl gibt es da mannigfaltige Aussprüche von dauernder Geltung, und da auch zahlreiche, offenherzige Bekenntnisse über des Dichters eigenes Schaffen in den ausführlichen Mitteilungen an den Verleger niedergelegt sind, so besitzen wir in diesen inhaltsreichen Briefen den besten Kommentar zu Stifters Werken. Bedauerlicherweise hat Aprent bei der Auswahl willkürliche Kürzungen vorgenommen, mehrmals, wie ich aus dem Vergleiche mit den Originalhandschriften ersehen konnte, das Datum unrichtig eingesetzt, und die Übersicht durch das Weglassen einer fortlaufenden Numerierung und eines wohlgeordneten Registers unnötig erschwert. Die für die kritische Gesamtausgabe der Werke Stifters ins Auge gefaßte, vervollständigte Neuauflage der Briefe wird wohl an diesen Übelständen bessern, was jetzt zu bessern noch möglich ist.

* * *

Die wichtigsten Partien der kleineren Bruchstücke, welche Aprent in den zweibändigen „Vermischten Schriften" zusammengefaßt hat, sind nebst den unvollendeten Ergänzungsblättern zur „Mappe" und den Aufsätzen „Aus dem alten Wien" die geistvollen Abhandlungen über bildende Kunst, über Poesie, über kirchliche Bauwerke, über Schule und Schulbildung.

Der Plan zu einer Umarbeitung und erweiterten Ausgestaltung der zuerst in den Jahrgängen 1841 und 1842 der „Wiener Zeitschrift" erschienenen Erzählung „Die Mappe meines Urgroßvaters" beschäftigte Stifter seit der Zeit seiner frühesten Erfolge. Schon dem zweiten Abdrucke in den „Studien" ging eine durchgreifende Umformung voran. Aber auch diese Neugestaltung befriedigte den Dichter, für welchen der Stoff dieser Erzählung viel anziehendes enthielt, nicht dauernd; er

beschloß das Werk auf eine breitere Grundlage zu stellen, und dem energischen, tatkräftig eingreifenden Augustinus den schwärmerischen, weltscheuen Träumer Eustachius als wirksamen Gegensatz in ausgleichender und ergänzender Freundschaft zu verbinden. Dem in Phantastereien und „Hirngespinsten" verlorenen Eustachius sollte die sinnige, zarte, poetisch veranlagte Christine an die Seite gestellt werden, wodurch bei dem schon in dem ersten Entwurfe klar entwickelten, ruhigen, großzügigen, strengen Wesen Magaritas und der vornehmen Würde und Ausgeglichenheit des alten Obristen eine reiche Schattierung der verschiedenartigsten Charaktere zu lebendiger Erscheinung gebracht werden konnte.

Sich mit diesen Plänen während der Dauer eines Vierteljahrhunderts beschäftigend, begann Stifter in seinen letzten Lebensjahren einzelne Szenen und Abschnitte des groß angelegten Werkes niederzuschreiben; sein tragisches Ende setzte der Arbeit vorzeitig ein Ziel, als eben der Anfang des zweiten Bandes in Vorbereitung war. — Sehr bemerkenswert ist die erquickende Frische, welche einzelne Teile des in düsterer Todesdämmerung verfaßten Fragmentes auszeichnet. So gehört das Kapitel „Von den zwei Bettlern" zu den humorvollsten Darstellungen des Dichters, und man kann es deutlich merken, daß die frohen Erinnerungen an die Studentenzeit in ihm stets lebendig geblieben sind. Auch sonst erkennen wir aus vielen Stellen, wie leuchtend und prangend das Andenken an die glänzenden Jugendtage in dem greisen Herzen sich erhalten hatte; mit wonniger Rührung führt er uns an bekannten Plätzen herum, altvertraute Menschen treten an uns heran. Klafferstraß, Freiung, Rosenberg, Krummau, der Dreisesselwald, Wittinghausen, Oberplan, Friedberg, das ist der Umkreis, in dem wir uns bewegen, und einmal wird auch das Greiplhaus samt seinen Bewohnern zum Greifen nahe vor uns hingestellt: „Es steht mit seiner Vorderseite gegen den Marktplatz, hat einen schön geschweiften, zieratreichen, hohen Giebel von zwei Stockwerken. Von dem, der das Haus gebaut hat, und der nicht mehr lebt, hat mir mein Großvater viel erzählt. Er war ein Mann, der in dem Walde geboren war und alle Leute des Waldes kannte. Er begann Weibern und alten Mütterlein, die spannen, ihre Gespinste, so weit seine Mittel reichten, abzukaufen, Linnenweben anfertigen zu lassen, selbe zu bleichen, zuzurichten, und in entfernte Gegenden zum Verkaufe zu fördern. Er baute sich das Haus, führte darin eine bürgerliche Wirtschaft und hinterließ alles seinem Sohne. In dieses Haus war ich schon als Schüler der Hochschule gekommen, und kam jetzt auch in dasselbe und wurde freundlich aufgenommen. Es war eine wirtliche Gattin

in dem Hause, ein Sohn, der wie sein Vater und Großvater Matthias heißt und zwei Töchter, Franziska und Josefa. Man machte, wenn ich kam, ein wenig Musik, oder zeigte Bilderbücher vor, oder sprach etwas; wenn noch andere da waren, wurde oft ein Menuet getanzt, und zweimal gingen wir auch ein ganzer Zug auf den Waldstern, und in der Nacht mit Fackeln durch den Tannenwald herab. Ich dachte schon zuweilen, ob mir denn Gott nicht eines der zwei Mädchen etwa zu meinem Eheweibe bestimmt hat, vielleicht die heitere Franziska mit den dunklen Augen und den lichten Blicken ...."

Durch die Erweiterungen wurde die „Mappe" dem „Nachsommer" in dem Ernste der ganzen Haltung und in der ruhigen Größe, welche beide Werke auszeichnet, noch ähnlicher, als dies schon vorher der Fall gewesen war. Stifter vermutete mit Recht, daß die „Mappe" das Hauptwerk seines Lebens werden könnte, und sie wäre es, nach den Bruchstücken zu urteilen, die wir davon besitzen, auch sicher geworden, wenn der Tod die Vollendung des zweiten Bandes nicht verhindert hätte. Sie wäre es durch den noch größeren, starken und tiefen sittlichen Gehalt geworden, der in diesem Buche mächtiger ist, als in irgend einem anderen Werke des Dichters. Die hohe und reine Sittlichkeit im „Nachsommer" krankt an dem Übel, von welchem wenige Dichtungen Stifters völlig frei sind. Dort schwelgt noch, sorglich umhegt, die egoistische Selbstbeglückung auserlesener Naturen in der Befriedigung des eigenen Geistes, ohne der Außenwelt Zutritt zu gestatten oder derselben den kleinsten Anteil zu gewähren. Wie unendlich höher gesteigert ist diese allerdings minder schwärmerische Sittlichkeit in der „Mappe", in welcher ein unausgesetzter, emsiger Tätigkeit geweihtes Leben in der Aufopferung für das Wohl der Mitwelt segensreiche Erfüllung findet. Während Stifters Helden sonst mehr auf sich und die Ungestörtheit ihrer erhabenen Geistesfreuden bedacht sind, vollzieht sich in der „Mappe" nicht die kleinste Handlung ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl. Hier sind die führenden Geister eifervoll darauf bedacht, durch Verbesserung der Wege und Anlage neuer Straßen, durch Hebung der Viehzucht, durch Sammlung und Anpflanzung heilkräftiger Gewächse, durch Brückenbauten, durch die Heilung, Bekleidung und Beherbergung bresthafter Bettler und durch werktätiges Eingreifen in fördersame Gemeindeunternehmungen die Lebensbedingungen der Mitbürger zu verbessern. Doktor Augustinus, der eigentliche Held des Buches, geht in seiner Selbstaufopferung so weit, daß er, da die Nervenfieberseuche einen großen Teil der Bewohner des Waldlandes erfaßt, wochenlang sein Bett nicht aufsucht und nachts in den

Kleidern auf einem kleinen Lederpolster ruht, damit er jeden Augenblick zur Hilfe bereit sei, wenn jemand nach ihm begehre. Er verliert seine Verlobte, alle seine Angehörigen werden von der Seuche dahingerafft, aber da es ihm nach unsäglicher Bemühung gelungen ist, einen Kranken vom Tode zu retten, der allen anderen und ihm selbst unheilbar erschienen war, ruft er, seines eigenen Schmerzes nicht gedenkend, voll innerer Befriedigung aus: „Ich aber hatte nun den schönen Wald wieder, der mir bisher gleichsam verfinstert gewesen war. — In mein Herz kam eine Freude, wie ich nie geahnt hatte, daß ich eine solche Freude noch auf Erden zu empfinden vermöchte."

* * *

Stifters Kunstschriften, welche Aprent verstümmelt, bruchstückweise zusammengeschweißt und in oft willkürlicher Weise abgeändert herausgegeben hat, erfuhren in der im Jahre 1901 von Dr. Adalbert Horcicka veranstalteten Ausgabe (Adalbert Stifters sämtliche Werke, XIV. Band, Verm. Schriften, Prag, J. G. Calve) durch sorgfältige Aufsammlung der in den Linzer Blättern zerstreuten Aufsätze eine bedeutende Bereicherung und nebst der gewissenhaften Wiederherstellung des ursprünglichen Textes eine kritische Bearbeitung von so erschöpfender Gründlichkeit, daß hier auf dieselbe ohne weitere Beifügung verwiesen werden kann. Erwähnt muß nur werden, daß bei aller Trefflichkeit und Unanfechtbarkeit der von Stifter ausgesprochenen allgemeinen ästhetischen Ansichten die ihm eigentümliche Überschwenglichkeit im Urteil — er stellt Geiger über Rubens, Löffler neben Raffael, und Piepenhagen, den er mit Ruisdael in eine Linie bringt, über die besten Landschaftsmaler unserer Zeit — nicht selten entschiedenen Widerspruch herausfordert. Ähnlich ergeht es ihm, wenn er vom Theater spricht: neben der Schröder und der Rettich will er nicht leicht eine neuere Schauspielerin gelten lassen. Persönliche Vorliebe raubt ihm allzu leicht die ruhige Unbefangenheit.

* * *

Der zweite Band der von Aprent herausgegebenen „Vermischten Schriften" enthält außer einer Reihe von kleineren Aufsätzen, unter welchen die tiefreligiösen Betrachtungen über das Weihnachtsfest und über den Silvesterabend als schöne Darlegungen eines edlen Gott-

vertrauens hervorleuchten, die gelehrten, den Vorzügen des geliebten Höhenluftkurortes begeistert das Wort redenden „Winterbriefe aus Kirchschlag", die bereits an anderer Stelle erwähnten Abhandlungen über „Die Schule und die Schulbildung" und die herrlichen Schilderungen „Aus dem alten Wien", welchen dem Inhalte nach der schon früher besprochene „Gang durch die Katakomben" und die Beschreibung der „Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842" beizuzählen sind.

Die Bilder aus dem alten Wien, welche uns von der luftigen Einsamkeit auf dem hochragenden Auslug des Stephansturmes, von der lauschigen Gemütlichkeit des Praters, von allerlei drolligen Streichmachern, von der übermütigen Fröhlichkeit im Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten, von dem geheimnisvollen Trödel und Plunder am alten Tandelmarkte, von dem andächtigen Ernste der Wiener Charwoche, von geputzten, blendenden, reichgeschmückten, verführerischen Warenauslagen und verlockenden Ankündigungen, vom launenhaften Wiener Wetter, sowie von beliebten, vergnügten, freudenreichen Ausflügen und Landpartien in die herrlichen Umgebungen der Großstadt berichten, gehören gewiß zu dem allerbesten und bei vollendet treuer Wahrhaftigkeit doch auch dichterischesten, was jemals über Wien geschrieben worden ist. Man weiß nicht, was man an diesen prächtigen Skizzen in dankbarem Entzücken inniger bewundern soll, die in süßem Wohllaut dahinfließende, unvergleichlich klangvolle Sprache, den köstlichen, in gesunder, urwüchsiger Fröhlichkeit lachenden Humor, die in jedem Detail das bewußt zergliedernde Malerauge verratende, scharfe, bis ins Kleinste gewissenhafte Beobachtung, oder die Fülle tiefsinniger Gedanken, in welchen sich eine hochgestimmte Seele unbeirrt von dem Brausen der Großstadt auslebt, allüberall das ineinandergreifende Gefüge machtvoller Eindrücke mit einem dichten Netze ahnungsschwerer Reflexionen überspinnend. Wie von einem zauberischen Traume umfangen gibt sich der Geist des Dichters auf einsamer Turmhöhe dem Zuge der magisch ins Weite führenden Ideen hin.

„Wenn man auf dem Turm hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im einzelnen gewahrend, sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblickend, die von der leichten, sternflimmernden Himmelsglocke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe, irdische

Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Größe darstellen will, als Tand. — —

Durch Teile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer größer, und streckt ihre Glieder, sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Täler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rotgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wieder wie ein stiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es sind Fenster, an denen sich die Glut des Morgenhimmels fängt. In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich zu regen, und dort und da brauset es sanft wie Atemzüge eines Erwachenden. — —

Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so groß und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute Nacht war es in diesen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, so unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute streiften sie zum ersten Male über die seinen, und da saß er auf seiner Stube, und hielt sich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's festhalte, ja, daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entschwinde. Das Kind entschlief, im Arme eine neue fast fabelhaft schöne Puppe. Dem Dichter erschien in der trunkenen Sommernacht sein Ideal zum erstenmal sichtbarlich, und der Astronom zählte die Sterne. Eine Mutter besuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihren rosenroten, schlummernden Engel, Geizhälse zählten das Geld, Träume zuckten durch tausend Herzen, der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei anderen nach Hause, und was da ruhte im sorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgestickte Traumteppich gewoben, daß sie sanken und schwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie greulich immer: heute war es auch in dieser Stadt. Der Tod ging in hundert Häuser und zerdrückte überall ein Herz. Tausend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unserer Turmuhr, und die Wächterin schlief neben ihnen. Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Brustbilde des schönen, falschen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt; verschmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben schlägt leichtsinnig darunter. Auf sorgenvoller Armut liegt der Schlummer wie Blei, und die Lusttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein. Das Laster martert seinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle schreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden, die Träume legen heiße Steinhüllen

darüber, indessen oben die Sterne ruhig glitzern .... Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich alles harmlos fröhlich, und ist harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge ...."

Fast noch herrlicher ist die Schilderung der Sonnenfinsternis, welche der Dichter auf einer Warte der Stadt betrachten konnte, von welcher sich eine Übersicht bis zum fernsten Horizonte auftat. Tausend Sonnengläser wurden in Bereitschaft gehalten, von allen Seiten waren Instrumente der Beobachtung gegen das emporsteigende Tagesgestirn gerichtet, „nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß Einer dankt. Zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel — empfing sie den sanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort. Die erste, seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Sekunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. — Indes nun alle schauten, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein. Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde. — — Hatte uns früher das allmähliche Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen, und bloß mißfärbig gewesen waren, machten sich nun geltend, und schauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinander brechend — das

Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau gesäumt. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern zittern macht .... Was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Tröbel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsternis," wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen ...."

* * *

Von den Gedichten Stifters hat Aprent eine kleine Anzahl den Erzählungen angereiht; eine größere, zum Teile nur bruchstückweise mitgeteilte Auswahl gab Helfert seinem bereits mehrfach erwähnten Aufsatze „Studie über den Dichter der Studien" bei, und außerdem veröffentlichte Dr. Anton Schlossar im Morgenblatt der „Neuen Freien Presse" vom 25. Jänner 1903 aus dem der Enkelin Dr. Anton Mugerauers, Fräulein Antonie Braun, gehörigen Hefte, welches seinerzeit Helfert vorlag und von welchem auch ich eine Abschrift besitze, einzelne Gedichte, die ihm für seine Zwecke hinreichend bedeutungsvoll erschienen. Dieses Heft enthält 54 Gedichte aus dem Zeitraum vom Feber 1823 bis Dezember 1831, darunter auch die von J. K. Markus im Jahre 1870 in seiner topographischen Arbeit „Markt Friedberg" veröffentlichte „Erinnerung an die Heimat" und „Das Freudenfest am Trauerdenkmale", letzteres von dem jugendlichen Verfasser im Jahre 1824 am Gymnasium zu Kremsmünster nach der Preisverteilung öffentlich vorgetragen, und späterhin von Aprent, wesentlich verkürzt und vielfach abgeändert, unter dem Titel „Die Gründung von Kremsmünster" seiner kleinen Auswahl beigesellt. Sieben Gedichte, welche Stifter während der Ferienzeit in Friedberg verfaßte, befinden sich gegenwärtig im Besitze der Frau Berta Swoboda in Prag, welche mir dieselben freundlichst zur Abschrift und zur Veröffentlichung überließ, und weitere sieben zum Teile überaus schwärmerische, zum Teil philosophisch grübelnde lyrische Ergüsse sendete der überschwengliche Poet in einem Briefe am 7. Feber 1836 an seinen Freund Adolf

Freiherrn von Brenner; die gefühlstrunkene Schreibart der letzteren möge eine kleine Probe zeigen:

„Im klaren See hier spiegelt sich der Himmel,
Und seine Bläue deckt des Wassers Schwärze,
Als wär er von Kristall, von Diamant.
So ohne Riß, so ohne schreckend Krachen
Erträgt er eine ungeheure Last,
Der Felsen und der Berge schwere Masse,
Der großen alten Rüstern schwer Gewicht,
Und solchen Laubwerks Wucht und leicht Gewölk,
Das überall die Bilder leise streift.
Die grüne Anhöh mit den grünen Gräbern
Und mit dem offnen Grabe hängt verkehrt
Wie in der Luft in diesem Zauberbilde,
Und jenes Toten traurige Bestattung,
Die jetzt da draußen laut und grell geschieht,
Geschieht hier drinnen zart und himmlisch schön. —
Der Spiegel sei ein Spiegel Deiner Seele,
So leis empfange sie die Weltgestalten,
So leicht ertrage sie das draußen Schwere,
So sanft verkläre sie das draußen Bange,
So rein enthalte sie das draußen Schöne,
So still bewahre sie die offne Klarheit!

Wie ernstlich sich der jugendliche Poet mit Gedanken über Metrum und Strophenbau beschäftigte, beweist ein mit dem Titel „Das elegische Versmaß“ überschriebenes Gedicht, welches in dem aus dem Nachlasse Dr. Mugerauers stammenden Hefte enthalten ist:

Juni 1831.

„Distichen! kommet mir vor wie muntere Kinder im Spiele,
Führet den hüpfenden Tanz, trollet euch, reket und küßt.
Kommet Hexameter, ihr, Schaar freundlich erblühender Mädchen,
Stürzet Pentameter, ihr, polternde Knaben, herein.
Möchte das zarte Geschlecht gern ordnen und bilden und fügen:
Macht ihr in wirrendem Scherz reizendes Chaos daraus.
Also erneuert sich stets sanft schwellend die erste Gestaltung
Und in der zweyten sogleich stürzet es taumelnd zurük;
Wieder von Neuem hinauf zu schwellen und wieder zu stürzen,
Also im ewigen Tanz wiegt sich harmonischer Klang.“

Die mir von Frau Berta Swoboda übergebenen, bisher ungedruckten, und daher weiteren Kreisen nicht bekannten Gedichte dürften schon aus dem Grunde ein lebhafteres Interesse verdienen, als sie sämtlich in Friedberg entstanden sind, wo sie Frau Franziska Greipl nach ihrer

eigenen Angabe am 14. Juni 1890 unter den Schriften ihres Mannes gefunden hat. Diese lyrischen Ergüsse zeigen, wie alle Empfindungen des jugendlichen Schwärmers sich zu einer Verherrlichung der Geliebten zusammenschlossen. Das letzte dieser Gedichte „Dort und hier" entstand nach der Vermählung Schifflers mit Maria Blechinger in Christianberg, bei welcher auch Fanny Greipl unter den Gästen war. Die Zahlen, welche den Gedichten vorgesetzt sind, lassen vermuten, daß Stifter seiner Gewohnheit gemäß den größten Teil derselben wieder vernichtet hat. Ich bringe diese Gedichte, so weit sie uns erhalten geblieben sind, unverändert und in der Reihenfolge zum Abdrucke, wie sie in der Handschrift stehen:

3. Ihr Bild.

Blick ich in den Mond, so seh ich ihr Bild;
Schau ich in den See, dann lächelt so mild
Ihr Angesicht her in blauer Gluth
Und winkt mir hinab in die kühlende Fluth.

Und was der Frühling an Blüthen gebar,
Ich flecht es zum Kranz für ihr dunkles Haar.
Sanft wehender Abendwind, eile zu ihr,
Spiel um ihre Wangen, hauch Grüße von mir.

4. Der Liebende.

Wie bin ich so glücklich in diesem Thal,
Der Wald und die Flur und der See sind mein All!
Sie schliessen auf Erden den Himmel mir ein,
Ich dünke mir einer der Selgen zu sein —
Ich habe ja Liebe im Herzen.

Ihr Wellen des Sees, ihr Fluthen so tief!
Wenn dunkel die Nacht und Alles schon schlief,
Da trugt ihr mich oft zum Liebchen hin,
Saht zu jenen blauen Bergen mich ziehn,
Ich habe ja Liebe im Herzen!

Oft ragte mein Nachen auf silberner Bahn
Der Windhauch schwellt voller den Segel mir an;
Und wenn es dann stürmte mit tosender Wuth —
Der Fischer blieb ruhig auf drohender Fluth —
Er hatte ja Liebe im Herzen!

5. Rastlose Liebe.

Der Ort wo Du geweilet,
Er wird zum Tempel mir,
Dort will ich beten, träumen
Ja träumen dort von Dir.

Die Spuren will ich suchen
Von Deiner Lichtgestalt,
Und Blumen sollen sprießen,
Da wo Dein Fuß gewallt.

### 9. Entsagung.

Du klagst so bang um Deine Liebe,
Von Vorwurf ist die Brust beengt;
Du zürnst des Herzens leisem Triebe,
Der Dich so hold zu mir gedrängt.

Neigt sich die Rose doch zur Rose
So freundlich sinnend und so mild;
Der Thau in ihrem Blüthenschoße
Er spiegelt der Geliebten Bild.

Und ich sollt selbst das Glück nicht theilen,
Das ich so herrlich sah erblühn?
Konnt ich in Deiner Nähe weilen
Und nicht in Liebe Dir entglühn?

O ängste Dich nicht mehr vergebens
Ich hab schon schweigend Dir entsagt.
Den schönsten Lichtblick meines Lebens
Ich taucht ihn selbst in finstre Nacht.

Die Rose welkt, die jüngst noch blühte,
In heitrem stillen Frühlingstraum
Und jedes Blatt, so dunkel glühte
Bleicht — und verweht im weiten Raum.

Den 14. August 1832.

### 25. Leztes Lied.

Liebte Dich, liebte Dich
Innig und treu;
Röslein im Tod verblich;
Hin ist der Mai.
Hin ist hin!
Todt ist todt!

Lebe wohl, lebe wohl!
Mein Mädchen mild.
In meinem Busen soll
Nie verglühn Dein Bild.
Hin ist hin!
Todt ist todt!

Schlummre still, schlummre still,
Ewig hinfür.
Ich auch bald ruhen will
Ruhen bei Dir.
Hin ist hin!
Todt ist todt!

Den 15. August 1832.

## 40. Die Rose.

Die Knospe hat sich klar entfaltet
Der erste Duft quoll draus empor —
Da ist die taube Nacht gekommen,
Die sie zum Opfer sich erkor.

Verhüllend ihres Busens Glühen
Neigt sie verschämt ihr schönes Haupt.
Meinst Du vielleicht sie sei gewelket
Die Blüthenfreude ihr geraubt?

Sie birgt nur ihre milden Düfte
In Kelches Wölbung eng vereint
Um liebend sanft sie auszuhauchen,
Wenn schönrer Tag ihr scheint.

Still und gebeugt sieht man sie stehen,
Wenn Abendröte sie bescheint;
Gebeuget bei den Morgenstrahlen,
Wenn sie des Thaues Perlen weint.

Den 12. Juli 1833.

## 41. Dort und hier.

Im Hause wogt der wilde Tanz
Sie feiern Hochzeittag.
Wie kommts, daß bei der Freude Glanz
Ich froh nicht werden mag?

Mich drängts voll süßer Wehmuth Lust,
Ins Freie drängts hinaus,
Dort wird sie wieder leicht die Brust
Im Mondenscheine draus.

Da kam ich auf den Friedhof hin
Dort ist es einsam, still.
Mocht auch die Wange fiebrisch glühn,
Nun ist sie wieder kühl.

Recht daß ihr hier nicht länger bliebt
Ihr müden Schläfer ihr
Habt auch wohl einst gelebt, geliebt
Gelitten so wie wir.

Hier aber blutet manches Herz,
Dem Untreu Wunden reißt
Und doch tönt Freude allerwärts —
Die Lieb nur steht verwaist.

Wie sie auch wohl dem Jubel drin
Frei lassen seinen Lauf
Und tobt ihr Leben noch so kühn
Euch weken sie nicht auf.

Hab zwar zu wirken Manches noch
In nächster Zukunft Reich,
Vor allem reinster Friede doch,
Den fand ich unter euch.

Im Hause wogt der wilde Tanz,
Drin ist es gar so schwül.
Hier webet feuchter Mondenglanz.
Die Todten schlummern still.

Die bereits früher veröffentlichten Gedichte sowie auch die hier mitgeteilten Proben zeigen deutlich, daß Stifter schon frühzeitig von glühenden Empfindungen, von ungestümer Begeisterung und von einer tiefen Schwärmerei für die Natur erfüllt war. Der seit den Tagen der Kindheit in ihm wohnende Schaffensdrang machte sich in einer Unzahl von unbehilflich stammelnden Versen Luft, wovon uns wohl nur der allerkleinste Teil erhalten geblieben ist. Von den mir vorliegenden 82 Gedichten erhebt sich kaum ein einziges über die übliche gymnasiale Durchschnittsreimerei. Wenn aber auch diese dichterischen Erstlingsversuche nur von sehr geringem Werte sind, so bleiben sie doch für die Beurteilung Stifters dadurch interessant, daß sie zeigen, wie schon in frühester Zeit des Dichters Eigenart, die später auf einem anderen Gebiete zu so bedeutender Geltung gelangen sollte, sich zwar unbeholfen, aber doch voll Innigkeit äußerte.

* * *

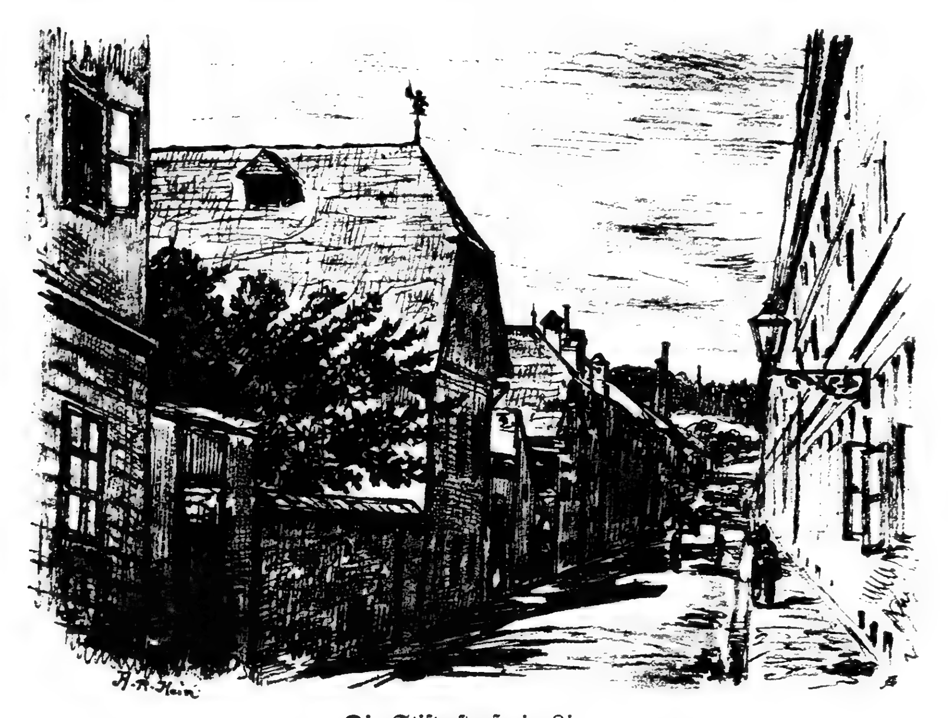
Die Teilnahmslosigkeit des deutschen Volkes, über welche sich Stifter schon zur Zeit der Herausgabe seiner letzten großen Werke oft beklagt hatte, erfuhr nach seinem Hinscheiden noch eine weitere Steigerung. Seine nachgelassenen Schriften fanden kein Lesepublikum und unter der heranwachsenden Generation kannten selbst viele der Gebildeten kaum den Namen des Dichters. Mit Mühe gelang es seinen persönlichen alten Freunden in Linz, an deren Spitze der ihm von Jugend auf in unveränderlicher Treue ergebene Studiengenosse Sigmund Freiherr von Handel stand, die für die Errichtung eines bescheidenen Grabdenkmals erforderlichen Mittel aufzutreiben, was endlich durch die Mit-

wirkung hochstehender Gönner aus früheren, besseren Zeiten gelang. Die dem Dichter stets wohlgeneigte Erzherzogin Sophie spendete hundert Gulden zu diesem Zwecke, der Kammerherr und Kabinettssekretär Graf von Wedel schickte im Auftrage des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar hundert rheinische Taler. — Der das Grabmal schmückende, unweit des Eingangs rechts von dem Hauptwege aufgestellte, vier Meter hohe Granitobelisk, ein Werk des Bildhauers Rint, enthält auf der Vorderseite die einfache Aufschrift: „Adalbert Stifter, geb. am 23. Oktober 1805, gest. am 28. Jänner 1868." Im Jahre 1883 wurde nach dem Tode der Witwe auf Grund ihrer besonderen Verfügung vor dem Obelisken eine polierte, nach vorne geneigte Granitplatte mit einem darauf ruhenden Lorbeerkranze aufgestellt, unter welchem zu lesen ist: „Hier ruht die wohlgeborene Frau Amalie Stifter, geborene Mohaupt, mit ihrem Gatten, dem k. k. Hofrathe, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Besitzer der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, Ritter des großherzl. Sachsen-Weimar'schen Falken-Ordens, geb. 10. Juli 1811, gest. 3. Februar 1883."

Die Nachricht von dem Hinscheiden des Dichters war kaum nach Oberplan gelangt, als auch schon die Bürger dieses Marktfleckens beschlossen, das Geburtshaus Stifters mit einer Gedenktafel zu schmücken. Am 25. August 1868 erfolgte die Enthüllung dieser Gedenktafel; in einem festlichen Zuge, an welchem sich die Musikbande aus dem benachbarten Bergwerksorte Mugrau, die Schulkinder mit ihren Fahnen, weißgekleidete Mädchen, die Genossenschaften, die Musikbanden aus Oberplan, Studenten, Lehrer und Professoren, der Schulausschuß, die Gemeindevertretungen von Aigen und Oberplan, das Festkomitee und die k. k. Beamten beteiligten, gingen die Teilnehmer an der Feier durch den fahnengeschmückten Ort zum Stifterhause. — Das mir vorliegende, zierlich geschriebene Festprogramm lautet: „Programm bei der feierlichen Enthüllung der Gedenktafel: 1. Fest-Ouverture, 2. das deutsche Lied, 3. Ouverture, 4. Festrede und Volkshymne, 5. Ouverture, 6. Potpouri, 7. Fest-Cantate, Original-Komposition, eigens zu diesem Feste komponiert von Johann Habert aus Oberplan, Organist in Gmunden." — Aus der gehaltvollen, von Dr. J. Kadelburg gesprochenen Festrede entnehme ich folgende Stelle: „Kaum sind es sieben Monden, daß das kühle Grab die Leiche des Verstorbenen beherberget, und schon glänzt strahlend sein Name auf dem Geburtshause — es bedurfte nur der schwachen Anregung, und alle Aufgeforderten fanden sich bereit, dem Rufe zu folgen und nach Kräften das Werk zu unterstützen. — Auf dieses edle Werk kann Ober-

plan mit Recht stolz sein, denn meines Wissens ist diese Gedenktafel die erste, welche Bewohner des Königreiches Böhmen deutscher Zunge ihrem gefühlvollen deutschen Sänger gesetzt haben."

Ein Jahr nach dem Tode Stifters erinnerte sich auch die Stadt Linz, von welcher er oft in gekränktem Stolze behauptet hatte, daß er daselbst als wohlhabender Seifensieder weit mehr Beachtung gefunden hätte,



Die Stifterstraße in Linz.

der unsterblichen Verdienste des einstigen Mitbürgers; mit dem Beschlusse des dortigen Gemeinderates vom 20. Feber 1869 erhielt eine Gasse der Stadt den Namen „Stifterstraße". Diesem Beispiele folgte zunächst die Stadt Budweis, woselbst in der am 8. Juni 1875 abgehaltenen Gemeindeausschußsitzung einhellig beschlossen wurde, die sechste Quergasse des II. Stadtbezirkes „Prager Vorstadt" mit dem Namen „Stiftergasse" zu bezeichnen, und späterhin die Stadt Wien, wo zufolge Stadtratsbeschlusses vom 17. Feber 1899, Z. 1567 die Straße zwischen Brigittenauerlände und Jägerstraße im XX. Bezirke die Bezeichnung „Adalbert Stifterstraße" erhielt. In Prag gibt es seltsamerweise bis heute weder einen Stifter-

platz noch eine Stiftergasse. Auch in Karlsbad unterließ man es, durch ein Gedenkzeichen an den wiederholten Aufenthalt des größten heimatlichen Prosaisten zu erinnern. Auf eine Anfrage an das dortige Bürgermeisteramt erhielt ich das nachstehend angeführte Schreiben: „Weder eine Gasse noch eine Örtlichkeit trägt den Namen Stifters. Landesgerichtsrat Wenzel Mayer hat die Anbringung einer Gedenktafel am Hause „Zwei Ringe" angeregt, doch starb er mittlerweile; ich will dies jetzt neuerdings versuchen, hoffentlich mit Erfolg. Gelingt es mir, erhalten Sie sofort Nachricht. Mit kollegialem Gruß Prof. Dr. K. Ludwig. Stadt-Archivar. Karlsbad. 22. Jänner 1902." — Bis jetzt scheint die Stadtvertretung Karlsbads sich mit dieser Angelegenheit nicht weiter beschäftigt zu haben.

Im Jahre 1869 konstituierte sich der „Verein der Deutschen aus dem südlichen Böhmen in Wien", welcher sich vom Tage seiner Gründung an die Aufgabe stellte, berühmten Landsleuten in ihrer Heimat monumentale Denkzeichen zu errichten. Den Bestrebungen des Vereinspräsidenten Jordan Kajetan Markus ist es zu danken, daß schon ein Jahr später die Gedenktafeln des Kontrapunktisten Simon Sechter, des großen Physikers und nachmaligen Ministers Andreas Freiherrn von Baumgartner und des verdienten Schulmannes Joh. Nep. Maxandt an den dereinstigen Wohnstätten dieser Männer in Friedberg enthüllt werden konnten.

Die von Markus zu gleicher Zeit angeregte Idee, ein würdiges Denkmal für Adalbert Stifter in seinen Heimatbergen zu errichten, konnte nicht so rasch zur Verwirklichung gelangen. War man sich anfangs über die Art der Ausführung nicht völlig klar, so floßen auch die erforderlichen Geldmittel zunächst nur spärlich ein. Markus wollte ursprünglich Stifters Leichnam im Linzer Friedhofe ausheben und an dem Gestade des schwarzen Hochsees beisetzen lassen. „Dann wäre," so schrieb er, entzückt über die Kühnheit seiner Idee, „der ganze Hochwald sein Grabeshügel, die Waldblumen sein Totenkranz, die Felswand sein Grabstein, der Waldsee der Weihbronn, der Harzgeruch des Fichtenwaldes der Weihrauch, und der Chor der Waldsänger sänge seinem Lieblinge das Grablied. — Könnten wir ihn doch fragen, den Priester des Waldes, ob er es zugeben würde, daß Menschenhand seinen Namen eingrabe an der Felswand mit großen Runen, daß er weit sichtbar sei über den See hin . . . ." Eine Reise, welche Markus im Herbst des Jahres 1870 mit dem Bildhauer Rint in das Gebiet des Hochwaldes unternahm, um an Ort und Stelle zu beraten, wie die Glättung der ungeheuren Seewand und die Eingravierung und Vergoldung turmgroßer Riesenlettern

in der schwindelnden Höhe bewerkstelligt werden könnte, ergab die Unmöglichkeit der Ausführung dieses gigantischen Projektes.

Markus faßte hierauf den Plan, eine riesige granitene Spitzsäule auf dem Gipfel der Seewand zu errichten. Dieser Gedanke wurde nach mühevollem Sammeln der erforderlichen Geldsummen und nach mehrjährigen Vorbereitungen endlich verwirklicht. Der fast fünfzehn Meter hohe Obelisk, zu welchem der Architekt Heinrich Ritter v. Ferstel die Zeichnung geliefert hatte, wurde von dem Steinmetz Adolf Paleczek in den Hirschbergen während des Verlaufes der Sommermonate von 1876 und 1877 an Ort und Stelle gemeißelt. Die Fürsten Johann Adolf und Adolf zu Schwarzenberg bewilligten nicht allein die Errichtung des Denkmals auf dem Plöckenstein, sondern auch das zum Baue notwendige Gerüstholz. Die mächtige Steinnadel trägt folgende Inschriften:

Vorderseite:
„A. Stifter.
Dem Dichter des Hochwald.“

Rückseite:
„Errichtet
1876—1877.“

Links:
„Auf diesem Anger,
An diesem Wasser
Ist der Herzschlag
Des Waldes.“

Rechts:
„Lieg' in hohes
Gras gestrecket,
Schaue sehnend
Nach der Felswand.“

Am 26. August 1877 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals auf dem eine imposante Fernsicht bietenden Plateau der Seewand statt. Schon am Vorabend veranstaltete das aus den Herren Philipp Stifter, Dr. Herrle, Postmeister Baar, J. Gabriel 2c. bestehende Festkomitee einen Fackelzug mit Lampionbeleuchtung in dem reich mit Guirlanden, Kränzen, Fahnen, Inschriften und Ehrenpforten geschmückten Geburtsorte des Dichters unter Vorantritt der Mugrauer Bergkapelle, welcher der Oberplaner Gesangverein, der dortige Veteranenverein, dann die erschienenen auswärtigen Gäste, darunter der Reichsratsabgeordnete Dr. Nitsche, Professor Dr. Pangerl aus Prag, Professor P. Paulus vom Stifte Kremsmünster, Professor Hübler von Budweis, Professor Bernhard Schaufler von Hohenfurt für die deutsch-akademische Burschenschaft „Moldavia“ in Wien, Bergdirektor Balling von Schwarzbach mit der Mugrauer Gewerkschaft, Stifters einstiger Studiengenosse Verwalter Franz Nowak, der Schriftsteller Anton Edlinger aus Wien als Berichterstatter der „Deutschen Zeitung“ und zum Schlusse die

Oberplaner freiwillige Feuerwehr folgten. Vor dem Geburtshause wurde Aufstellung genommen, worauf der wohlgeschulte Gesangverein drei der feierlichen Stimmung des Abends angepaßte Chöre vortrug. Der bejahrte Bruder des Dichters Johann Stifter dankte hierauf als Bewohner des Stifterhauses und als Vertreter der Familie voll Rührung in herzlichen, einfachen Worten.



Das Stifterdenkmal auf dem Plöckenstein.
Nach einer Photographie.

Nach der Serenade brachte Dr. Herrle aus Oberplan am Schlusse einer kurzen Ansprache ein dreifaches Hoch auf Adalbert Stifter aus. Der Abend vereinigte die Festgäste bei einem feierlichen Kommers im großen Saale des Gasthauses „Zum Grünweber". Am nächsten Morgen fuhren die Festteilnehmer in einer langen Wagenreihe, umdrängt von einer zahllosen Menge von Fußgängern, welche prozessionsweise aus den umliegenden Ortschaften zusammenströmten, über die Salnauer Stahlschmiede und über Neuofen bis zur ersten Wiese im dichten Urwalde, von wo der Aufstieg zum See und zur Seewand unternommen wurde. Nach dem Vortrage des Chores „Das ist der Tag des Herrn!" und nach der darauffolgenden Verteilung der Festschrift hielt der Obmann des Denkmalkomitees Jordan Kajetan Markus eine längere Rede, in deren Verlauf er das Denkmal „sämtlichen Bewohnern des Böhmerwaldes" übergab. Die Feier schloß in Oberplan mit einem Festkonzerte und mit einem Tanzkränzchen, das bis zum Morgengrauen währte.

An den bisher geschilderten Kundgebungen war außer der Hauptstadt Oberösterreichs eigentlich nur die engere Heimat des Dichters beteiligt. Wie wenig diese Ehrungen seines Andenkens in weitere Kreise drangen, und wie spärlich zu jener Zeit selbst in Linz die Anhängerschaft

Stifters vertreten war, das konnte man deutlich wahrnehmen, als im Jahre 1883 nach dem Tode der Witwe des Dichters der gesamte Nachlaß zur Versteigerung gelangte. Die Liste der auszubietenden Gegenstände wies lächerlich geringe Schätzungsbeträge auf; da aber die Beteiligung an der Lizitation eine sehr schwache blieb und daher an ein lebhaftes Hinaufsteigern der Mitbietenden nicht zu denken war, so gingen Originalgemälde und Zeichnungen Stifters, Handschriften, kostbare Geräte, eingelegte Schränke und viele vorzügliche Werke der Kleinkunst um unglaublich niedrige Preise in die Hände der wenigen Kauflustigen über. Manche der Handschriften konnten überhaupt keinen Käufer finden; sie wurden späterhin im Stifterhause in Oberplan den Besuchern blattweise als Andenken mitgegeben und auf diese Weise in alle Winde verzettelt.

Die Lektüre der Werke Stifters nahm zu jener Zeit immer mehr ab, und außer der Schuljugend, welche den Dichter durch die in den Lesebüchern enthaltenen Stilproben kennen lernte, beschäftigte sich nur selten jemand mit seinen Schriften.

Manchmal erinnerte sich wohl noch einer der altgewordenen Schwärmer aus den Tagen des Vormärz der goldenen Jugendzeit, in welcher er voll Rührung und Entzücken der in innig-gläubiger Empfindung zuhorchenden Braut die schönsten Stellen aus dem „Hochwald" vorgelesen hatte, und einem solchen wehmütig schönen Nachgefühle dürfte auch die etwa um die Mitte der achtziger Jahre gestiftete Gedenktafel an dem „Stifterbaume" in Hinterhainbach ihre Entstehung verdanken. Der seither verstorbene Wirt des Hainbacher Gasthauses, Ottillinger, erzählte hierüber folgendes: „Es war ein sehr nobler alter Herr mit schon ganz weißen Haaren hier (nach einer späteren Vermutung Hofrat Prof. von Kerner aus Wien) und eine alte Dame, jedenfalls seine Frau, und jüngere Männer und Frauen waren mit ihm. Wir mußten ihm unter dem Nußbaume decken; und ich hörte ihn lebhaft erzählen, daß „sie" oft dagesessen sind, und daß hier „Adalbert" gedichtet hat. Der alte Herr erklärte mir dann die Sache, sagte, er werde eine Gedenktafel schicken, und nahm mir das Versprechen ab, daß ich sie an dem Nußbaume befestige. Es vergingen Wochen, ich hörte nichts und dachte schon, der alte Herr habe das Ganze vergessen. Da brachte eines Tages ein Bote die Tafel, war aber, ehe ich ihn nur noch um den alten Herrn fragen, und ehe ich ihm eine Stärkung und ein Trinkgeld bieten konnte, verschwunden. So ist nun die Tafel hier und ich weiß nicht, von wem sie stammt." Die an dem knorrigen, dichtbelaubten Nußbaume befestigte Tafel trägt

die Worte: „Hier hat Adalbert Stifter im Mai 1835 die Erzählung Feldblumen entworfen."

Etwa um dieselbe Zeit, in der die Hainbacher Gedenktafel gestiftet wurde, regten die Oberplaner Bürger Josef Baar, Karl Pechmann und Eduard Kohn die Gründung eines „Stifterparkes" auf dem



Der „Stifterbaum" in Hinterhainbach.

Gutwasserberge an. Zu diesem Zwecke schenkten, wie ich aus einer freundlichen Mitteilung des dortigen Steuereinnehmers Andreas Bojar ersehe, die Grundbesitzer an der Berglehne ihre Äcker, Waldparzellen und Hutweiden dem Unternehmen, einige Grundstücke — zumeist von ärmeren Besitzern — wurden zugekauft und so der Flächenraum für die Anlage geschaffen. Gleichzeitig wurden Geldsammlungen veranstaltet, welche über

1000 Gulden ergaben; Herr Notar Alois Brunnbauer verfaßte kostenlos sämtliche Schenkungs- und Kaufverträge, und es wurde sodann die ganze Anlage der Gemeinde Oberplan grundbücherlich als Eigentum übergeben. Ein eigener Ausschuß, bestehend aus den Herren Franz Wenzl, Matthias Chyna und Andreas Bojar, leitet die Arbeiten zur Anpflanzung, Instandhaltung und Erweiterung des Parkes.



Im Stifterpark bei Oberplan.

Auch die hier erwähnten Ehrungen gingen so wie die im ersten Dezennium nach dem Tode des Dichters veranstalteten Liebesbeweise zumeist auf einen kleinen Kreis von Bewunderern der Muse Stifters oder von engeren Heimatgenossen zurück. In weiteren Schichten kaum bekannt werdend, änderten sie nichts an der Wertschätzung des Dichters, welche sich nicht in nennenswerter Weise heben zu wollen schien.

Da trat, als im Jahre 1898 die dreißigjährige Schutzfrist des ausschließlichen Verlagsrechtes zu Ende ging, und die Werke Stifters „frei“ wurden, mit einem Schlage ein von den intimen Verehrern des Dichters stets erhoffter, aber in solchem Umfange kaum vorhergesehener Umschwung ein. Gleichzeitig mit dem Inslebentreten einer großen Zahl neuer Stifterausgaben hoben sich neuerdings das Verständnis und die Begeisterung für den Dichter bis zu einer niemals vorher erreichten Höhe. Als ob Ver-

säumtes plötzlich gut gemacht werden sollte, trat gleichzeitig an vielen Orten das Bestreben zu Tage, das Andenken des Dichters zu festigen, seine Verdienste um die Menschheit zu feiern.

Wohl das bedeutsamste Zeichen des neuerwachten Verständnisses für die Vorzüge des großen Prosaisten ist das herrliche, überlebensgroße Stifterdenkmal in Linz. Einer Anregung Folge leistend, welche Herr Adalbert Markus 1894 in der Generalversammlung der Bundesgruppe Linz des deutschen Böhmerwaldbundes aussprach, übernahm der Ausschuß die Verpflichtung, die vorbereitenden Schritte für das Zustandekommen eines Stifterdenkmals zu veranlassen. Bei einer am 21. Mai 1896 im Saale des kaufmännischen Vereines in Linz abgehaltenen Versammlung von Männern aus allen Gesellschaftskreisen wurde ein eigener Stifterdenkmal-Ausschuß gewählt, welchem die Herren Oberst Gustav Bancalari, Dr. Karl Beurle, Dr. Adolf Dürrnberger, Emil Fink, Dr. Karl Ritter von Görner, Heinrich Haas, Josef Huster, Adalbert Markus, Karl R. v. Mathes, Franz Poche, Karl Reininger, Josef Sames und Professor Edward Samhaber angehörten. Nach dem am 26. Oktober 1896 erfolgten Tode des ersten Obmannes des Denkmalausschusses wurde Herr Adalbert Markus zum Obmanne gewählt, während sich der Ausschuß durch die Wahl des Vizepräsidenten des Museum Francisco Carolinum, Herrn Konservator Josef Straberger, ergänzte.

Die von diesem Ausschusse eingeleitete Sammlung von Geldmitteln weist folgende namhafte Spenden aus: Vom Kaiserpaare 1000 Kronen, vom Fürsten Johann Liechtenstein 600 Kronen, von der allgemeinen Sparkasse Linz 3200 Kronen, vom oberösterreichischen Landtag, von der Verlagsbuchhandlung Amelang, vom Fürsten Adolf zu Schwarzenberg, vom Bürgermeister Franz Poche, vom Verein deutscher Böhmerwäldler in Wien je 200 Kronen, vom Fürsten Kamillo Starhemberg, vom Freiherrn von Lipperheide, vom Bürgermeisteramt Oberplan je 100 Kronen. Die Sammlung in Linz von Haus zu Haus ergab nach dem Rechenschaftsberichte einen Betrag von 8000 Kronen.

Um die Ausführung des Denkmals nicht zu lange hinausschieben zu müssen, beschloß der Ausschuß in der Sitzung vom 23. Feber 1899, dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht die Bitte um Zuwendung eines größeren Betrages aus dem Kredite für Kunstzwecke zu unterbreiten. Am 3. Juli 1899 erklärte sich das Unterrichtsministerium prinzipiell geneigt, „die geplante Errichtung eines Adalbert Stifterdenkmals in Linz in der vom Denkmalkomitee gewünschten Weise zu fördern, nämlich einer-

seits einen Teil der Kosten des Denkmales auf Rechnung der für Kunstzwecke zur Verfügung stehenden staatlichen Kredite zu übernehmen, andererseits den Auftrag zur künstlerischen Herstellung des Denkmales zu erteilen, sowie überhaupt die ganze Angelegenheit im steten Einvernehmen mit dem Komitee zu leiten und durchzuführen." Als Aufstellungsplatz wurden die Anlagen auf der Promenade vor dem Statthaltereigebäude, wo Stifter



Das Stifterdenkmal in Linz. Von Hans Rathausky.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ernst Fürböck.

dereinst seiner amtlichen Tätigkeit oblag, bestimmt. Daraufhin widmete das Unterrichtsministerium „für dieses Unternehmen einen Staatsbeitrag im Höchstbetrage von zehntausend Kronen" und lud die Bildhauer Sterrer, Strasser, Bitterlich, Rathausky und Schimkowitz zum Wettbewerb ein. Nachdem vom Denkmalausschusse unter vierzehn Photographien der Modellskizzen diejenige, welche Stifter auf einem Felsblocke in sitzender Stellung zeigt, nach übereinstimmendem Urteile als die vor-

züglichste bezeichnet worden war, teilte der oberösterreichische Statthalter Freiherr Viktor von Puthon in einer Zuschrift vom 10. April 1901 dem Ausschusse mit, daß der Unterrichtsminister, das Urteil des Ausschusses anerkennend, dem Schöpfer jener Skizze, Bildhauer Hans Rathausky in Wien, die Ausführung übertragen habe.

Im Verlaufe des Jahres 1901 wurde das naturgroße Tonmodell und der Gipsabguß im Atelier des Künstlers in Wien fertiggestellt und von den dazu berufenen Persönlichkeiten begutachtet. Ende April 1902 langten sowohl die Steine für den sockelartigen Aufbau als auch die in der k. k. Kunst-Erzgießerei hergestellte Bronzefigur in Linz ein. — Am 24. Mai 1902 um 11 Uhr vormittags fand die feierliche Enthüllung des Denkmales statt. Unter den Festgästen befanden sich: Der Unterrichtsminister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, der Statthalter von Oberösterreich Graf Bylandt-Rheidt, der Landeshauptmann Dr. Ebenhoch, der Bürgermeister Eder von Linz, die Hofräte Dr. Nusko, v. Grimburg, Ramsdorfer und Messerklinger, der Divisionär FML. Babic, die Abgeordneten Böheim, v. Dierzer und Taschek, der Chefredakteur der kaiserlichen Wiener Zeitung Regierungsrat Dr. Guglia, Schriftsteller Rudolf Holzer aus Wien, Prof. Dr. Horcicka als Vertreter des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bürgermeister Gabriel von Oberplan, mehrere Vertreter der deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft, eine Abordnung der Künstlervereinigung „Hagenbund“ aus Wien, bestehend aus den Herren Lefler, Germela und Konopa, zwei Söhne des in Veitsau lebenden greisen Bruders von Stifter, eine Nichte Stifters aus Oberplan u. s. w.

Nachdem die Liedertafel „Frohsinn“ unter der Leitung des Dirigenten Göllerich den Chor „Die Ehre Gottes“ vorgetragen hatte, hielt der Landtagsabgeordnete und Vizepräsident der oberösterreichischen Handels- und Gewerbekammer Karl Reininger eine schwungvolle, tiefempfundene, begeisternde Festrede, deren markanteste Stellen lauten: „Den größten und nachhaltigsten Sieg als Führer in das Naturheiligtum bezeichnet ein Name, dessen Träger Oberösterreich zwar nicht durch Geburt, aber durch seine Jugendbildung und die Manneszeit seines Wirkens angehört: Adalbert Stifter, der große Sohn des deutschen Böhmerwaldes, der wie kein zweiter das Gold der Natur zu lebenatmenden Bildern gestaltet hat und dessen Name zugleich das Höchste bezeichnet, was unsere Literatur in der Kunst der Erzählung erreicht, ein „Höhepunkt, weit hinaus sichtbar und berühmt“. — — — Zu den Leuchten der Menschheit zählt auch Adalbert Stifter, dessen unsterbliches Andenken zu feiern die Aufgabe dieses Tages ist. Adalbert Stifter,

der Liebling und Stolz des deutschösterreichischen Volksstammes, der bis an die Gestade der Nordsee heimische Sänger der Studien, jener seelenvollen, wald- und naturfrischen Novellen, die jeden Menschen entzücken und beglücken . . . ."

Nach Beendigung der Festrede sang die Liedertafel folgenden, von Edward Samhaber gedichteten, von Hans Wagner vertonten Festgesang:

Horch, horch, was flüstert der murmelnde Bach,
Und der Bienen Gesurr um das blühende Dach,
Was flüstern die Veilchen der Halde?

Des Bergsees Nacht, der Heide Traum,
Die Lerche, streifend der Wolke Saum,
Was flüstern die Tannen im Walde?

„Wer ist das seltsame Menschenkind,
Das um sich lauscht und vor sich sinnt,
In der Hand die leuchtende Rolle?

Gelehnt an moosiges Felsgestein,
Was gräbt er Blatt um Blatt doch ein?
Der Zaubergeheimnisvolle?

Wir sind erlöst durch des Sängers Mund,
Die Wunder, er gab sie alle kund,
Die uns bisher umsponnen.

Des Volkes Dank sei Dir geweiht,
Du gabst ihm, wie auch stürmt die Zeit,
Des Friedens Zauberbronnen."

Nachdem die feierlichen Klänge verhallt waren, übergab der Obmann des Denkmalkomitees, Herr Adalbert Markus, in einer Ansprache an den Bürgermeister das Denkmal in das Eigentum und in den Schutz der Stadtgemeinde Linz. Unter den Kränzen, welche zu Füßen des Denkmals niedergelegt wurden, sind besonders zu erwähnen jene der Gemeindevertretungen von Linz und von Oberplan, vom Wiener Schriftstellerverein Konkordia, vom deutschen Böhmerwaldbund, von den Turnvereinen in Budweis und Oberplan, vom Verein deutscher Böhmerwäldler in Wien 2c.

Die geniale Schöpfung Hans Rathauskys, welche uns den Dichter im besten Mannesalter zeigt, wie er eben auf einem Granitblocke seines geliebten Heimatwaldes sinnend ausruht, gereicht dem phantasievollen Bildhauer zu hoher Ehre. Der meisterhaft modellierte, durchgeistigte Kopf ist nach den besten Stifterbildnissen geformt und von vollkommenster Ähnlichkeit. Überaus günstig wirkt der gerade für den Hochwalddichter so

bezeichnende Unterbau der Figur, der aus echtem Böhmerwaldgestein, aus moosbewachsenen, unbehauenen Granitblöcken so natürlich zusammengesetzt ist, daß man die Nachhilfe der ordnenden Künstlerhand kaum gewahr wird. Das Denkmal erhebt sich auf grünem Rasen, welcher mit Farrenkräutern, Gebirgssträuchern, Birken, Föhren und allerlei Hochwaldpflanzen besetzt ist.

Die vom Denkmalausschuß herausgegebene Festschrift, welche mit einem schwungvollen Gedichte Edward Samhabers eingeleitet wird, enthält einen von Dr. Karl von Görner verfaßten Rechenschaftsbericht und „Beiträge zur Kenntnis Adalbert Stifters als Schulmann" aus der Feder des Landesschulinspektors Dr. Wilhelm Zenz.



Der Kopf Stifters auf dem Denkmale von Hans Rathausky. Nach einer Photographie.

Nach der Denkmalenthüllung fand ein Festmahl zu neunzig Gedecken im großen Saale des kaufmännischen Vereinshauses statt. Der Obmann Markus sprach den Kaisertoast, Bürgermeister Eder trank auf das Wohl der Gäste, Chefredakteur Dr. Karl Ritter von Görner erhob sein Glas auf den Unterrichtsminister, der es möglich gemacht hatte, das Werk so rasch zu vollenden. In seiner Erwiderung sagte der Unterrichtsminister Dr. Ritter von Hartel nach einigen einleitenden Sätzen: „Ich habe es dankbar empfunden, daß Sie mich eingeladen haben zu diesem Familienfeste, welches Sie heute zu einem Freudenfeste gestaltet haben, das doppelt wohl berührt in dieser herrlichen, vom Frühling umzauberten Stadt, in welcher Sie einen Dichter feiern, den Sie den Ihrigen nennen können, nicht bloß deshalb, weil er in dem alten berühmten Stifte seine erste Ausbildung und bleibende Eindrücke für das Leben empfangen, sondern weil er hier in den reifsten Jahren geschaffen und gewirkt hat; allerdings, das hätte ihm leicht gefährlich werden können, daß er hier so als Schulmeister oder Schulmann gewirkt hat, das ist jene Kategorie, welche am wenigsten geeignet ist, für den Augenblick Popularität zu verschaffen . . . . Das Echte dringt immer durch; so auch das, was echt und groß war an Stifter. Er hatte das Glück, in einer Zeit zu wirken

und zu schaffen, wo die überschüssige Kraft eines jeden strebenden Jünglings sich auf andere Dinge konzentrierte, als auf welche sie heute in der Regel konzentriert zu werden pflegt. Nicht Politik, nicht große soziale Fragen waren es, die ihn erfüllten, sondern er ging in sich, er führte ein tiefes, inneres Leben, er reifte aus und dann kam er erst dazu, aus sich zu schaffen. Daher erklärt es sich, daß zu keiner Zeit Österreich so reich war an so großen Talenten, an ausgezeichneten, unsterblichen Dichtern als in jener Zeit, wo eben das Dichten, das stille Auf-sich-besinnen die einzige Form der geistigen Betätigung gewesen ist. Und so kam denn Stifter, dem Drange seines Inneren folgend, dazu, als Dichter wahr zu sein, was nicht alle Dichter gerade sein wollen und können . . . Darauf beruht die große Wirkung der echten Kunst, diese dringt zur Geltung, es mögen ihrem Anfange welche Hindernisse immer entgegenstehen. Und so sehen wir es auch bei Stifter, wo nicht der Ruhm im Laufe der Zeit sich gemindert hat, sondern immer mehr wächst und wachsen wird . . ."

Es toastierten noch Dr. Nicoladoni auf Rathausky, dieser auf den Denkmalausschuß, Landeshauptmann Dr. Ebenhoch auf den deutschen Böhmerwald und der Obmann des Deutschen Böhmerwaldbundes Taschek auf die Fortdauer der Sympathien zwischen Oberösterreich und den deutschen Böhmerwäldlern. Zum Schlusse trug Professor von Lychdorff ein launiges Gedicht auf den Bildhauer Rathausky vor.

Drahtgrüße liefen ein vom Sektionschef Stadler von Wolffersgrün und vom Ministerialrat Ritter von Wiener aus dem Unterrichtsministerium, vom ehemaligen oberösterreichischen Statthalter Freiherrn von Puthon, vom Fürsten Schwarzenberg, von den Abgeordneten Dr. Beurle und Dr. Löcker, von den Professoren Lambel, Schönbach und Walz, vom Vorstand der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, von den Schriftstellern Ferdinand v. Saar, Wilhelm Kienzl, Dr. Matosch, Franz Keim, Anton Schlossar und vielen anderen.

Rosegger schrieb aus Krieglach: „Aus steirischem Walde grüße ich alle, die sich hochgemut versammelt haben, um unseren unvergleichlichen Adalbert Stifter zu ehren. Ich gedenke dankbar derer, die sein Denkmal errichtet haben und lese zur Feier des Tages sein „Heidedorf". So bin ich bei Euch und bei ihm."

Hermann Bahr schrieb aus Wien: „Aus Salzburg zurückgekehrt, wo ich meine Mutter begraben habe, finde ich eben erst Ihre Einladung zur Enthüllung des Denkmals, das Sie unserem teueren Stifter

gewidmet haben, bei mir vor. Lassen Sie mich Ihnen dafür herzlichst danken und aufrichtig bedauern, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, diesem schönen Feste beizuwohnen. Ich kann sagen, wenn ich ein Inventar meiner Seele mache, daß es nach den Alten und neben Shakespeare und Goethe Stifter und Stelzhamer sind, denen ich meine ganze geistige Existenz recht eigentlich verdanke."

ADALBERT STIFTERS WOHN- UND STERBE-HAUS.

Gedenktafel am Wohn- und Sterbehause Adalbert Stifters in Linz.
Nach einer Photographie.

Am Vorabend der Denkmalsenthüllung wurde in einer vom Festkomitee zu Ehren der fremden Gäste veranstalteten gemütlichen Begrüßungsfeier im Hotel „Zum goldenen Löwen" der Gedanke von mir angeregt, an Stifters Wohn- und Sterbehaus eine Gedenktafel anzubringen. Diese Idee fand sofort begeisterte Zustimmung und eine von dem Konservator des Linzer Museums, Herrn Josef Straberger, eingeleitete Sammlung ergab binnen wenigen Minuten die vollständige Deckung der voraussichtlichen Auslagen, umsomehr, als Bildhauer Rathausky sich bereit erklärte, das Porträtmedaillon für diesen Zweck ohne jede Entschädigung anzufertigen und Herr Fabrikant Josef Stegmann aus Budweis überdies den unentgeltlichen Guß des Reliefs in Bronze auszuführen versprach, so daß der zusammengelegte Betrag der Hauptsache nach für die Anschaffung der Steinplatte und für die Gravierung der Inschrift verwendet werden konnte. Nachdem die von Herrn Straberger bestellte 124 *cm* hohe und 64 *cm* breite Platte aus poliertem, schwarzem, schwedischem Granit samt der vergoldeten Aufschrift vollendet und seitens der Direktion der k. k. pr. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft

in Wien die Erlaubnis zur Anbringung der Gedenktafel erteilt worden war, konnte diese am 20. Juli 1903 an dem Wohnhause Stifters, der ehemaligen Dampfschiffahrts-Agentie auf dem Elisabeth-Kai angebracht und enthüllt werden. Dem hierüber vom Denkmal-Komitee erstatteten Berichte entnehme ich folgende Stelle: „Der Stifterdenkmal-Ausschuß, welcher es als Ehrenpflicht übernommen hatte, auch die Herstellung der Tafel durchzuführen und deren Anbringung zu veranlassen, hat somit diese seine Schlußaufgabe gelöst. Angesichts der großen Feierlichkeit, welche im Vorjahre bei der Enthüllung des Stifterdenkmales abgehalten wurde, hat er es unterlassen, auch bei dieser Gelegenheit eine Festlichkeit zu veranstalten, umsomehr, als die vorgerückte Zeit hiefür weniger geeignet, und hätte man warten wollen, die Enthüllung der Tafel verzögert worden wäre. Der Ausschuß aber legte Wert darauf, daß die Tafel sobald als möglich Stifters Wohnhaus schmücke, um den zahlreichen Fremden, welche im Sommer Linz besuchen und sich an dem schönen Stifterdenkmal erfreuen, auch die Stätte zu kennzeichnen, an welcher der Dichter gelebt und gestorben."

Gleichfalls im Sommer 1903 erfolgte die Aufstellung einer Ehrentafel bei dem Aufgange zur philosophischen Fakultät der Wiener Universität, auf welcher inmitten der Männer der Wissenschaft unter anderen die Namen der österreichischen Dichter Bauernfeld, Grillparzer, Grün, Hamerling, Lenau, Seidl und Stifter verzeichnet sind.

Die Stadt Wien besitzt bis jetzt kein Denkmal des Dichters; auch ist meines Wissens, obzwar Stifter so viele Jahre in der Reichshauptstadt lebte und daselbst seine beliebtesten und am eifrigsten gelesenen Werke schrieb, keines der einst von ihm bewohnten Häuser mit einer Inschrift versehen. Es wäre in der Tat an der Zeit, wenn in Wien neben der Grillparzer-Gesellschaft eine Stifter-Gesellschaft entstünde, um manche alte Ehrenschuld an die Manen des Dichters abzutragen. Gewiß ist es abgeschmackt, sich die Erhabenen und Seligen im Jenseits gierig nach einem steinernen oder erzenen Wahrzeichen der Bedeutung, die sie im Leben für uns gehabt haben, zu denken, und sie dadurch mit der Kleinlichkeit unseres Empfindens über das Grab hinaus zu verfolgen. Wenn schon, da jeder Wirkende und Schaffende das Bewußtsein seines Wertes in sich trägt, niemand im Ernste daran glauben wird, daß ein Mann an dem Gefühle innerer Bedeutung gewinnt, wenn ihm ein Titel oder ein Kreuzchen zu teil wird, so ist für den Verstorbenen vollends alles eitel. Stifter selbst hat sich über die prunkenden Zeichen des Nachruhms abfällig genug geäußert: „Das Vergöttern der Toten, die man im Leben gekreuzigt

hat und noch immer kreuzigt, ist zu empörend .... Wie oft denke ich an den großen Sternkundigen Kepler, der auch in der Stadt Linz gequält wurde, da er seine Planetengesetze fand, und dem sie jetzt eine Tafel auf sein Wohnhaus und ein Denkmal in seiner Geburtsstadt setzen ....."

Die Pflege des Nachruhms ist nur eine Sache für die Überlebenden; sie ist die Befriedigung andachtsvoller Gemüter, Altäre bauen zu dürfen. Unsere großen Toten bedürfen der Denkmäler nicht; wir selbst brauchen sie, um uns daran geistig aufzurichten.

Für die heranwachsende Generation sollte als Mittel zur Erhebung Österreichs edelstem Denker im Herzen des Vaterlandes ein würdiges Denkmal begründet werden. Zwar hat man vor einigen Jahren in einer Sitzung des staatlichen Kunstrates beschlossen, das Andenken an eine Reihe von weniger bekannten österreichischen Dichtern durch die Aufstellung von Porträtbüsten aufzufrischen, bei welcher Gelegenheit auch daran gedacht wurde, Stifter in die bescheidene Liste aufzunehmen. Es dürfte aber doch nicht gut angehen, den größten Prosaisten Österreichs mit Joh. Nep. Vogl, mit Joh. Gabriel Seidl, mit Castelli oder mit der Karoline Pichler in eine Reihe zu stellen. Ein solcher Vorgang würde umso weniger passend erscheinen, als sich eben jetzt das kleine Örtchen Oberplan dazu rüstet, bis zum Jahre 1905, das ist bis zur Jahrhundertfeier der Geburt Stifters, auf dem höchsten Punkte des Gutwasserberges ein weithin sichtbares stattliches Denkmal zu errichten. Aus dem kürzlich zur Versendung gelangten Aufrufe „an alle, die zu diesem Ehrenmal für einen der Edelsten unseres Volkes eine Spende beisteuern wollen", entnehme ich folgende Stelle: „Stifter ist ein Heimatdichter, einer von denen, die die Grundstimmung ihrer Jugend durchs ganze Leben begleitet. Was dem Friesen Storm die graue Stadt am Meer und die nordische Heide ist, das und noch mehr bedeutet für Adalbert Stifter der Böhmerwald ...."

Mit Rücksicht auf das von Tag zu Tag gesteigerte Interesse, welchem der Name Stifters jetzt allerorts begegnet, muß die seitens der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen durchgeführte Begründung eines Stifterarchivs als eine überaus verdienstliche Tat gepriesen werden. In diesem Archiv sollen nach dem verlautbarten Programme alle bereits im Besitze der genannten Gesellschaft befindlichen Gegenstände aus dem Nachlasse Adalbert Stifters, insbesondere alle von ihm herrührenden oder sich auf ihn beziehenden Papiere (die Handschriften seiner Werke, Briefe von

ihm und an ihn, Tagebücher, Dokumente ꝛc.), die Bildnisse von ihm und seiner Familie, Zeichnungen und Gemälde von seiner Hand u. s. w. vereinigt und zur Aufstellung gebracht werden, wobei der Erwartung Raum gegeben wird, daß sich „im Laufe der Zeit durch Widmung, Ankauf oder zeitweilige Überlassung alles wird angliedern lassen, was sich von Stifters Wirksamkeit noch erhalten hat".

Ein noch bedeutsameres Zeichen der stetig wachsenden Wertschätzung des Dichters ist die von der oben genannten Gesellschaft veranstaltete kritische Ausgabe von Stifters sämtlichen Werken (Kommissionsverlag k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung J. G. Calve in Prag). Zunächst erscheinen in Band 1—4 die von Prof. Dr. August Sauer herausgegebenen Studien und in Band 14—15 die von Prof. Dr. Adalbert Horicka herausgegebenen vermischten Schriften. Diese zwanzig Bände umfassende Ausgabe soll sich nach dem Prospekte von allen früheren durch die Vollständigkeit, in der sie die Werke in allen ihren verschiedenen Fassungen bringen wird, sowie durch einen kritisch durchgesehenen, auf Grund aller erreichbaren Handschriften und Drucke hergestellten Text und durch reichen bildlichen Schmuck unterscheiden. Neben den bekannten Werken des Dichters sollen hier zum ersten Male seine ungedruckten oder weitzerstreuten kunstkritischen, pädagogischen und literarischen Aufsätze gesammelt werden; knappe Einleitungen, sorgfältig gearbeitete Anmerkungen und ausführliche Register werden nach der in der Anzeige ausgesprochenen Versicherung die Brauchbarkeit dieser Ausgabe erhöhen.

Handelt es sich hier um ein monumentales Werk, dessen Vollendung erst nach einer Reihe von Jahren erwartet werden kann, so beeilen sich im Augenblicke viele Verlagshandlungen in verdienstlichem Wetteifer, um an einer möglichst raschen Weiterverbreitung der Werke Stifters gleichzeitig mitzuarbeiten. Mir liegen gegenwärtig Neudrucke von Dichtungen Stifters vor aus den Verlagsbuchhandlungen von C. F. Amelang in Leipzig, von Wilhelm Braumüller in Wien, von C. Daberkow in Wien, von Walter Fiedler in Leipzig, von Freytag und Tempsky in Prag (Dr. K. Fuchs), von Otto Hendel in Halle an der Saale, von Max Hesse in Leipzig, vom Landes-Lehrerverein für Oberösterreich in Linz, von E. Mareis in Linz, von Philipp Reclam jun. in Leipzig, von Wilhelm Reuter in Dresden, von Cesar Schmidt in Zürich, von Schulze & Comp. in Leipzig, von M. Warschauer und A. Weichert in Berlin (Stößl Otto), von Bernhard Wehberg in Osnabrück und von Leopold Weiß in Wien. Mit

J. G. Calve in Prag zusammen gibt das nicht weniger als anderthalb Dutzend Verlagsfirmen, deren Neuausgaben fast ausnahmslos aus den allerletzten Jahren stammen!

Und schon wird wieder an der Vorbereitung einer neuen Ausgabe gearbeitet. Das Stifterdenkmalkomitee in Oberplan faßte in der am 3. Jänner 1904 abgehaltenen Sitzung, einem Antrage des Obmannes des Böhmerwaldbundes Josef Taschek Folge gebend, den Beschluß, einen Adalbert Stifter-Fond anzulegen, aus welchem unter anderem aus Anlaß der Denkmalsenthüllung im Jahre 1905 zur Popularisierung der Werke Stifters eine billige Volksausgabe seiner Dichtungen veranstaltet werden wird.

Als hätte man von den verschiedensten Seiten nur sehnsuchtsvoll auf das Erlöschen der dreißigjährigen Schutzfrist gewartet, kommen nun Stifterausgaben in allen Formaten, in reicher und einfacher Ausstattung und in allen Preislagen auf den Büchertisch. Die großen, billigen Sammelwerke brachten und bringen von Zeit zu Zeit ein ausgewähltes Stück aus den Studien oder aus den Erzählungen, so Reclams Universalbibliothek, die Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft, Daberkows Allgemeine Nationalbibliothek und Hendels Bibliothek der Gesamt-Literatur des In- und Auslandes; andere Verleger säumten nicht, mit mehr oder weniger vollständigen Ausgaben von Stifters Werken hervorzutreten, so Amelang, Hesse, Mareis, Reclam, Schulze und Weichert. Die Bücherkataloge führen jetzt allgemein unter den sogenannten „Klassikerausgaben" neben Goethe, Schiller, Lessing und Herder auch die Werke Stifters an; in mancher dieser Ausgaben wurde auch schon als äußeres Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zu dem erlesenen Kreise die uniforme Klassikereinbanddecke über die Schriften unseres Dichters gelegt.

So wurde der dreißigste Gedenktag der Beerdigung Stifters für Deutschland die stille Geburtsfeier eines neuen Klassikers.

Um mir über die Verbreitung von Stifters Werken volle Klarheit zu verschaffen, wendete ich mich an alle mir bekannten Stifterverleger um Auskunft über die erzielten Vertriebsresultate. Meine Anfrage wurde von allen Seiten in dankenswerter Bereitwilligkeit erschöpfend beantwortet. Die Zahlen, welche mir mitgeteilt wurden, geben überraschende Aufschlüsse über die steigende Beliebtheit, deren die Werke unseres Dichters in täglich höherem Maße teilhaftig werden.

Aus Amelangs an mich gerichteten Briefen entnehme ich, daß dessen Bestreben in erster Linie darauf gerichtet war, Stifter in Norddeutschland einzubürgern, „was in stets aufsteigender Linie gelungen ist". Auch seine von Kallmorgen und Hein illustrierte Studienausgabe hat die

Lesewelt „mit großem Beifalle aufgenommen". Von den eleganten, illustrierten, in Halbfranz mit Goldschnitt gebundenen Miniaturausgaben der Erzählungen Abdias, Brigitta, Hagestolz, Hochwald, Heidedorf, Narrenburg und Weihnachtsabend wurden viele Neudrucke hergestellt und „dabei von Auflagebezeichnungen ganz abgesehen". Die dreibändige Ausgabe der „Ausgewählten Werke" erlebte bis jetzt 17 Auflagen, die zweibändige Studienausgabe ebenfalls 17 Auflagen, die Bunten Steine 13 Auflagen, die Erzählungen 7 Auflagen und sogar der so lange vernachlässigte und gering geachtete Nachsommer brachte es in der letzten Zeit auf 5 Auflagen!

Max Hesse teilte mir mit, daß seine neue Klassikerausgabe der Werke Stifters binnen kurzem in mehreren tausend Exemplaren abgesetzt worden sei, und daß sie nach der Meinung der Sortimentsbuchhändler „zur Zeit die am meisten gekaufte" sein dürfte.

Die vom oberösterreichischen Landeslehrerverein herausgegebene Jugendbibliothek enthält bis jetzt von Stifter die Erzählungen Bergkristall, Katzensilber und Granit. Die erste Auflage vom Bergkristall umfaßte 4000 Exemplare, nach deren Absatz man eine zweite zu 5000 Exemplaren veranstaltete. Katzensilber wurde in 5000, Granit in 6000 Exemplaren verbreitet. Die hübsch ausgestatteten, mit guten Abbildungen versehenen Bändchen gingen nach Deutschösterreich, nach Deutschland und nach der Schweiz. „Während sich aber," so mußte in dem mir vorliegenden Berichte mit Bedauern hervorgehoben werden, „viele Schulbehörden des Auslandes der Verbreitung dieser herrlichen Dichtungen Stifters wärmstens annahmen, verhielten sich die Schulbehörden Österreichs völlig teilnahmslos."

Die von E. Mareis in Linz veranstaltete billige Volksausgabe in einem Bande enthält außer Witiko und den vermischten Schriften sämtliche Werke des Dichters nebst einer vorzüglich geschriebenen Einleitung von Rudolf Holzer. Der mit einigen Abbildungen versehene stattliche Band — eine echte Stifterbibel für die Masse der Unbemittelten — wurde in einem Zeitraume von zwei Jahren in mehr als 10.000 Exemplaren abgesetzt.

Auch Philipp Reclam findet den Absatz seiner Klassikerausgabe der Stifterschen Werke „durchaus befriedigend", ebenso wie den Verkauf der Einzelbändchen der „Universalbibliothek", „von denen Hochwald am besten gegangen ist, nächstdem die Bändchen Abdias, Bergkristall und Brigitta".

A. Weichert hat seit vier Jahren seine Ausgabe von Stifters Werken in 6000 Exemplaren verkauft; der Hauptabsatz ging nach Öster-

reich, dann folgte die Schweiz und schließlich Süddeutschland. Norddeutschland hat sich nach dem mir übermittelten Berichte Weicherts als „schwer zugänglich für den feinsinnigen Dichter" erwiesen. „Berlin macht allerdings hiervon eine angenehme Ausnahme." — „Ich bin überzeugt," so äußert sich der Verleger in seinem Briefe, „daß Stifters Arbeiten, gerade durch die billigen Ausgaben, noch einer weiten Verbreitung fähig sind".

Was würde aber Stifter zu der seltsamen Art des Verschleißens seiner dem hastenden Tagesgetriebe so sehr entrückten, stillbeschaulichen Dichtungen gesagt haben, wenn er es hätte ahnen können, daß dieselben, wie dies eben jetzt geschieht, in den Heften der „Grünen Bibliothek" als Reiselektüre „vollständig in einem Bande zum Preise von zehn Kreuzern" von den Stationsdienern und Türhütern der Bahnhöfe ausgeboten und von dem fahrenden Publikum massenhaft gekauft werden würden? — Stifters Werke als Reiselektüre! Die in dieser Zusammenstellung versuchte Verquickung weit auseinanderliegender Begriffe kann selbst in unserer an Gegensätzen so reichen Zeit nicht mehr überboten werden.

Die angeführten Zahlen sprechen deutlicher als seitenlange Abhandlungen. Wenn seitens der einzelnen Verlagsgeschäfte auch keine so imposanten Ziffern angegeben werden konnten, wie sich solche etwa nach der Herausgabe eines neuen spannenden Sensationsromanes oder einer aktuellen Flugschrift herausstellen, so beweist doch das allmähliche und stetige Anwachsen des Interesses weitverbreiteter Volkskreise für die Werke Stifters, daß die dauernde, tiefe Bedeutung dieser gehaltvollen, ernsten Dichtungen täglich sicherer erkannt wird.

Alljährlich scharen sich um die allerorts errichteten Stifteraltäre viele Tausende von neuen Bekennern. Gemach fängt an Stifter das Dauernde zu wirken an, das was er uns Neues und Positives hinterlassen hat, das, womit er die Literatur für alle Zeiten bereicherte. Stifter besitzt vieles, was nur ihm allein angehört. Er ist niemals ein sklavischer Nachahmer gewesen, und seinen Pfaden sind keine sklavischen Nachahmer gefolgt. Trotzdem war er anfangs von äußerer Beeinflussung nicht frei; die Spur seines geistigen Wirkens aber ist heute unverwischbarer als je.

Wie tief Jean Paul und Goethe, wie tief die Romantiker, wie tief die Alten auf seine Entwicklung eingewirkt haben, das wurde wiederholt ausführlich erörtert. Mehr noch als er empfing, hat er jedoch gegeben, und zahlreich sind die Mitstrebenden und die Nachstrebenden, welche den Stempel seines Geistes tragen. Er ist nahe verwandt mit Leopold Schefer, dessen südliche Farbenglut seinen Werken, Abdias etwa ausge-

nommen, im ganzen allerdings fremd bleibt und mit Charles Sealsfield, dessen Naturschilderungen aber weniger an der Scholle hängen und einen großen kosmopolitischen Zug verraten. Die echt österreichische Bilderlust, welche namentlich in seinen Erstlingsarbeiten verschwenderischen, nach den Lehrsätzen von Klaus Groth kaum mehr recht zulässigen Luxus treibt, hat er gemeinsam mit Lenau, Beck und Grün.

Manche der literarischen Erscheinungen der zweiten Jahrhunderthälfte wären ohne Stifters Vorbildlichkeit kaum zu denken.

Die Natur in Wald und Heide, in Flur und Gefilde wurde mehr und mehr ein bevorzugter Gegenstand weihevoller, eingehender Betrachtung. Eine Gattung naturwissenschaftlicher Beschreibung entstand, die sich Stifters gemütvolle Innigkeit des Schauens und ersichtlich je nach Kräften auch seinen musikalischen Wohllaut der Sprache anzueignen strebte. Die Schriften von Schleiden, Bratranek und Kerner von Marilaun, die Naturstudien von Hermann Masius und die Stifter gewidmeten, fein empfundenen Baum- und Feldstudien in „Natur und Gemüt" von Karl von Hippel, einem Großneffen des klassischen Humoristen, weisen in zahllosen stilistischen Wendungen direkt auf das zur Nachahmung reizende Vorbild des unerreichten, wortgewaltigen Sprachkünstlers hin.

Auch die lyrische und die erzählende Dichtung wird von dem neuen Geiste reichlich befruchtet. Vor allem geben sich die schreibenden Frauen dem ihrem Wesen verwandten Zauber edler Sanftheit gefangen, Stifters sinnige Naturfrömmigkeit zu ihrem eigenen Glauben erwählend. In manchen Fällen führt die begeisterte Anpassung zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen, die dem bescheidenen Dichter stille Herzenswonne und freudige Genugtuung bringen. Voll Rührung die geistige Verwandtschaft und Gefolgschaft erkennend, sieht er befriedigt Betty Paoli, Annette von Droste-Hülshoff, Ottilie Wildermuth, Elise Polko und andere in den von ihm vorgezeichneten Bahnen wandeln.

Bald erzählt auch der Wald, welchem Stifter vorerst die Sprache verliehen, dem aufmerksam zuhorchenden und das Mysterium eilfertig verratenden Dichter Putlitz seine Geheimnisse, und zahlreiche Schriftsteller der Folgezeit ergeben sich beglückt der Freude an dem Ausmalen poesieerfüllter Gegenden, dem Behagen breiter Landschaftsschilderung und dem berauschenden Stimmungszauber einer träumerischen, romantischen Waldlyrik. Adolf Böttger beseelt in seinem „Frühlingsmärchen" die duftigen Gebilde der blumigen Fluren und ruft tausend bewegliche Naturgeister wach, Otto Roquette durchbummelt in studentischer Wanderung die Reize der Rheintäler, Gottfried Kinkels landschaftliche Naturmalerei ergeht sich

in idyllischen Arabesken, die vielgelesene Amaranth von Oskar von Redwitz, die formvollendeten Novellen von Hermann Grimm, Eduard Mörikes gemütvoll treuherzige Schöpfungen mit ihren Ausblicken in die Natur und mit ihren Einblicken in die einsame Werkstätte selbstzufriedener Kunstboßler — sie alle gehören zur vielverzweigten Verwandtschaft Adalbert Stifters, zu welcher in jüngeren, teilweise weiter abstehenden Linien auch Paul Heyse, Hermann Hölty, Wilhelm Heinrich Riehl, Friedrich Spielhagen, Heinrich Seidel, Edmund Hoefer, Josef Rank, Gottfried Keller, Ferdinand von Saar, J. J. David und, wie schon die Aufschriften der Werke „Waldjugend", „Der Waldvogel", „Erdsegen", „Sonnenschein", „Die Schriften des Waldschulmeisters", „Waldgeschichten" und „Waldheimat" verraten, auch P. K. Rosegger, der gefeierte Waldsänger der grünen Steiermark, zu rechnen sind. — Es wäre eine interessante und lohnende Aufgabe, die sich hier ergebenden, oft auffälligen und oft halb verborgenen Parallelen im Einzelnen zu verfolgen. — Zu den früher genannten Dichtern kommt dann noch die große Zahl der Neueren und der Neuesten, welche gegenwärtig, oft von Stifters Wegen ausgehend, eine Renaissance der Romantik anbahnen.

Am deutlichsten kann man Stifters Einfluß in den stimmungsreichen Novellen von Theodor Storm erkennen. Beide sind leidenschaftslose Naturen, deren sorgliche Zurückhaltung und vereinsamende Abkehr dem heiligen Drange nach tiefster Verinnerlichung entspringen. Den Widerschein der sozialen, der politischen und der geistigen Kämpfe des Tages wird man bei beiden Dichtern vergebens suchen, da ihre Helden weitab vom sausenden Webstuhl der Zeit stille Bahnen wandeln, in ängstlicher Sorge stets nur darauf bedacht, ihre Gemütssphäre von allen äußeren Störungen frei zu halten. Stifters und Storms Gestalten sind wie die beiden Dichter selbst mit passiver Wehleidigkeit belastet; mimosenhaft verschließen sie sich dem ihre sensiblen Nerven beleidigenden Toben großer Leidenschaften und lassen ihre Schicksale mehr durch den Zwang äußerer Begebenheiten, als durch die befreiende Gewalt der eigenen beherzten Tat bestimmen. Die einsame, „in sich selbst selige" Schönheit zu suchen und ihr lautlos zu dienen, gilt diesen kontemplativen Naturen als höchster, ja fast als einziger Lebenszweck. In dieser andachtsfrohen Stille wird man vergebens nach dem bitteren Ringen der Volksseele lauschen. Gleichwie Storm, dessen Produktion durch Stifters „bilderfrohe Erstlinge" die bestimmende Anregung erhielt, die Garteneinsamkeit die Mutter seiner meisten Schöpfungen nennt, holte sich auch der große Böhmerwalddichter seine Impulse in der grünenden Landschaft, in der schattigen Ruhe des heimlichen Forstes und in der

erhabenen Öde der lichtdurchfluteten Heide. Und wie fast alle bedeutenden Menschen mit großer, reicher Innerlichkeit ziehen die beiden, einander so nahe verwandten Dichter die Einsamkeit der Natur dem geselligen Getriebe der Menschen vor. Ihre eigene Vorliebe impfen sie auch den Gestalten ihrer Phantasie ein.

Cowpers geflügeltes Wort „God made the country and man made the town — Gott erschuf die Natur und die Menschen machten die Stadt" ist das Evangelium vieler unserer neueren und neuesten Dichter geworden, die in der Weltflucht das beste Heil erblicken. Tolstojs Widerwillen gegen die Stadt ist ein durchaus modernes Gefühl, welches heute von den meisten hochstehenden Geistern lebhaft mitempfunden wird. Je riesiger die Städte anwachsen, desto schmerzlicher wird die Natursehnsucht der für den größten Teil der Lebenszeit von dem Verkehr mit Gottes freier Schöpfung ausgeschalteten gebildeten Stände. Diese ungestillte Sehnsucht drängt in der Kunst nach lebendigem Ausdruck, wie denn überhaupt die Kunst in ihren Werken mehr dem unbefriedigten Sehnen als der selbstsicheren Freude am wohlgeborgenen Besitz das Wort redet. Auch Stifter spricht mehr von dem, was er gern möchte, als von dem, was er sein eigen nennt.

Niemals sind die Triumphe der Landschaftsmalerei größer gewesen, als in unserer Zeit, in welcher der Kulturmensch nur in spärlich bemessenen kurzen Erholungswochen sich mit eigenen Augen davon überzeugen kann, wie wunderbar das herrliche Grün der Alpentriften, die zaubervoll tiefe Bläue des Hochsees und die in violettem Schimmer abendlich verdämmernde Gebirgswand jahraus jahrein, Tag für Tag in einsamer Abgeschiedenheit ungemessene Herrlichkeiten entfalten, ohne daß sich die weitab in dumpfer Niederung wohnenden Menschen daran erfreuen. Und mit den Landschaftsmalern lernen, von der gleichen Sehnsucht nach dem blühenden Gottesgarten getrieben, die Dichter unserer Tage wetteifern, indem sie die sinnliche Natur zu einem Spiegel des Geistes machen, der Erkenntnis folgend, daß alles Schöne und Großartige der Schöpfung, alle Herrlichkeiten glanzvoll bezaubernder Sonnenuntergänge und still beglückender Mondnächte, leuchtendes Sterneblinken und üppiges Blumenprangen, starrende Felsen und stürzende Wässer als schönheitsvolle Erscheinungsformen nach menschlichem Ermessen für nichts da sind, wenn nicht gleichzeitig Seelen da sind, die sich äußernde Pracht in sich aufzunehmen, dieselbe zu fühlen, mitzuerleben, zu genießen.

Seit die Menschen naturfern geworden sind, wird der Naturgenuß einem Leckerbissen gleich geachtet, und wie ein solcher zurechtgelegt, ge-

prüft, zergliedert, mit Verstand und mit Bedacht eingesogen. Der Naturgenuß ist ein Sport geworden und hat seinerseits wieder Sportzweige gezeitigt, die ihm dienen sollen. Städtische Gesellschaften sind entstanden, die den Naturgenuß in der Ebene, im Mittelgebirge oder auf den höchsten Bergspitzen, zu Lande oder zu Wasser, durch Wandern oder durch Radfahren, durch Rudern oder durch Klettern erstreben. Jeder Alpenführer, jedes Reisehandbuch predigt heute den Naturgenuß. Zu keiner Zeit ist über dieses Thema so viel und so vielerlei geschrieben worden.

Das Verhältnis des Menschen zur Natur hat sich seit dem Auftreten der Romantiker von Grund aus verändert. Dem Behagen an der Naturschilderung wird sein jetzt allgemein anerkanntes Recht in der Literatur von keiner kritischen Stimme mehr streitig gemacht. Das ist überwiegend Stifters vorbildliches Verdienst. — Wie der sonnendurchglühte Saft der Traube auf Flaschen abgezogen wird, so sammeln die Dichter der Neuzeit die Wunder des Naturlebens in ihren Schriften auf, damit sich die nach freier Sonne lechzende Menschheit in eisiger Winternacht am Kaminfeuer daran ergötze. Angesichts der grundstürzenden Wandlung, die sich in den Anschauungen über die Berechtigung des landschaftlichen Schilderns vollzogen hat, können uns heute manche der meistzitierten Sätze aus Lessings Laokoon nur noch ein ungläubiges Lächeln entlocken. Mit der erwiesenen Anfechtbarkeit von Lessings allzu scharf umgrenzten Thesen fällt aber die Mehrzahl der unter Berufung auf die Gewichtigkeit des Laokoon gegen Stifter unternommenen Angriffe in nichts zusammen. Lessings schärfste Urteile treffen in Wahrheit Stifters schwärmerischen Pantheismus, der mehr in der Freude an der Beseelung, als in der Lust am detaillierten Nachbilden der landschaftlichen Natur besteht, fast gar nicht.

Stifter läßt, ohne eigentlich ein Dorfgeschichtenschreiber zu sein, die Mehrzahl seiner Erzählungen auf dem Lande spielen. Für seinen steten Drang zur Vereinsamung und zur genialen Kopfhängerei bedarf er der ländlichen Ruhe. Freudige und freiwillige Absonderung ist für ihn sowie für seine Helden eine der wichtigsten Glücksbedingungen. Viele von seinen Gestalten vollziehen eine Art Weltflucht; früher in der großen Gesellschaft oder selbst im Getümmel des Erwerbslebens stehend, retten sie sich zu guter Stunde in die Natur, in die Einsamkeit, in die Wälder; diese Befreiung vom gesellschaftlichen Zwange gereicht seinen Helden stets so sehr zum Segen, daß auch nicht die leiseste Sehnsucht nach der geräuschvollen, als leer erkannten Vergangenheit in ihnen rege wird; Beispiele hiefür sind Abdias, Brigitta, der Hagestolz, der Obrist in der Mappe, Felix im Heidedorf, Tiburius

im Waldsteig, Rikar in den zwei Schwestern, der Waldgänger, die ganz in sich gefestigten Charaktere im Nachsommer.

Wir werden bei Stifter fast immer schon durch die Wahl des Schauplatzes mitten in die Natur versetzt. Aber wir gehen in der übermächtigen, fühllosen Natur nicht unter, sie umfängt uns nicht als toter Riese mit starren, vereisten Gliedern; es ist immer eine warme, innige Beziehung zum Menschen da, der, in seinem Gemüte die Wunder des Alls nachfühlend, sich an den Herrlichkeiten der göttlichen Schöpfung berauscht. Und vielleicht liegt gerade darin der holde, bezwingende Zauber, der aus Stifters Schriften der modernen, naturhungrigen Kulturmenschheit entgegenweht.

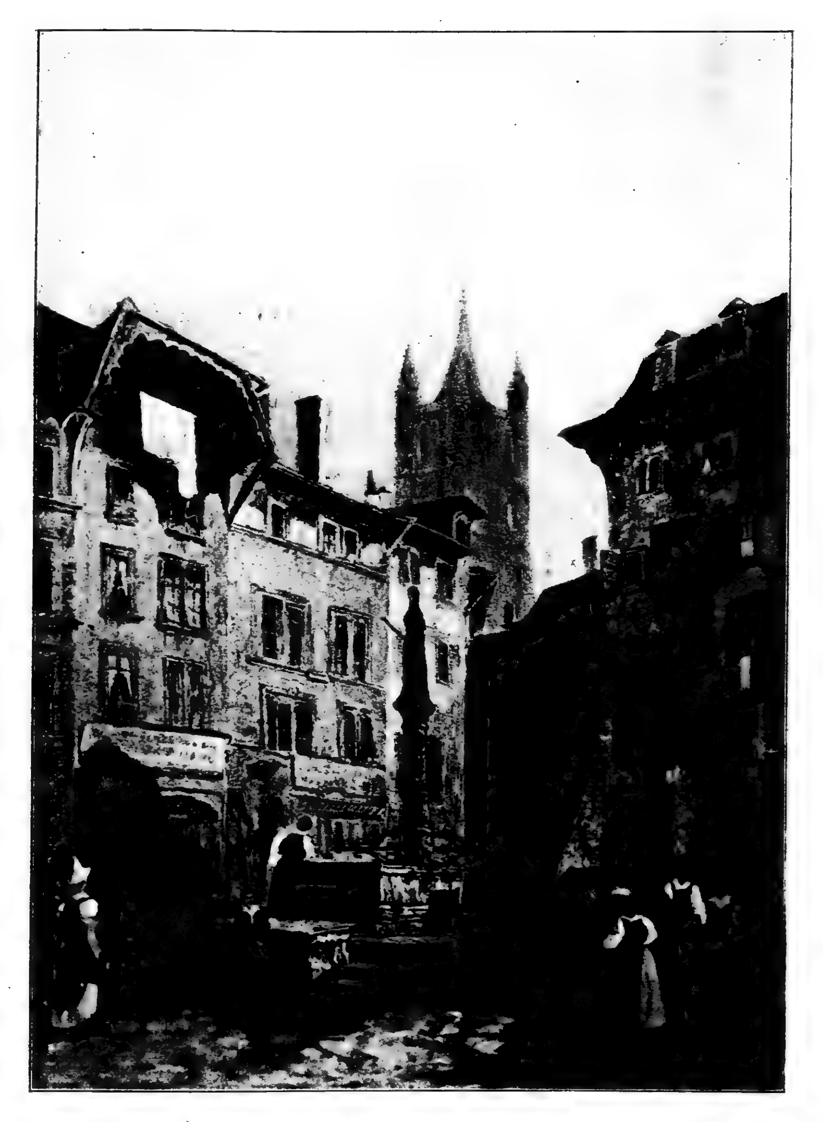
Seine in Waldeinsamkeit isolierten Menschen sind allen Einflüssen des Klimas, der Naturphänomene, der Witterung weit mehr ausgesetzt, als der mauernumhegte Städtebewohner; die durch Klima und Witterung beeinflußten Stimmungen, die durch das Versenken in die Natur ausgelösten zarten Regungen des Herzens geben dem unerreichten Meister der Seelenmikroskopie Gelegenheit, die verborgensten Fäden aufzudecken, welche das menschliche Gemüt mit der freien Gottesschöpfung verbinden.

Stifter bedarf keiner großartigen Stoffe, keiner spannenden Geschehnisse, keiner zeitschwangeren Ideen, keiner gewürzten Darstellung; in seiner unsäglich gemütvollen Einfachheit liegt das Geheimnis seiner unwiderstehlichen Anziehungskraft. Schon in seinen „Studien" spürte man eine neue Geistesrichtung. Die Form, welche mit ihren erquickenden Absonderlichkeiten einen eigenen Reiz ausübt, und deren fragmentarische Behandlung den Leser zur Mitarbeit zwingt, zum gedanklichen Weiterführen einladet, hatte mit den üblichen Darstellungsarten wenig gemein. Man konnte die „Studien" im herkömmlichen Sinne weder als Novellen noch schlechtweg als landläufige Erzählungen auffassen; Stifter hat mit ihnen eine neue Dichtungsart in die schöngeistige Literatur eingeführt; sie sind mehr Bilder als Erzählungen. Durch ihren eigenartigen Zuschnitt werden wir oft genug, auch wenn nicht von Kunst die Rede ist, an Maler und an Malereien erinnert; namentlich an holländische und an altdeutsche. Wir finden hier das Intime und das Alltägliche, was bei den Niederländern so anheimelnd berührt, verklärt durch den himmlischen Frieden, erhöht durch die sinnige Gedankenfülle der altdeutschen Meister.

Von Manieriertheit weiß er sich im allgemeinen glücklich frei zu halten; doch könnte er keine so abgeschlossene dichterische Persönlichkeit sein, wenn nicht der Mehrzahl seiner Werke ein gemeinsamer Grundzug eigen wäre.

Unmutsvoll bekennend, daß das Leben Gemeines, Trauriges, Schmutziges, Widerwärtiges und Schlechtes schon übergenug enthalte, findet er es verwerflich, damit auch noch die Werke der Kunst anzufüllen. Darum ist er, von der lautersten Weltfrömmigkeit durchdrungen, vor allem ein reinlicher, ja wohl überhaupt der jungfräulichste und sittlich strengste Dichter, den die deutsche Nation besitzt; reinlich im Stil und reinlich in Gedanken, ohne doch darum nur ein sorgfältig berechnender Sprachvirtuose oder ein aufdringlicher Moralist zu sein. Er predigt nicht das Gute, er ist bloß davon bis ins Tiefste erfüllt; er eifert nicht für die Tugend, er legt sie dar. Gleichwie er in seinem Stil nichts Wildes, nichts Verworrenes, nichts Unausgeglichenes duldet, gilt ihm auch seelische Klarheit in der Kunst als ein Selbstverständliches. Ein Poet, der mit vollem Recht die Taube mit dem Ölzweig in seinem Siegel führte, will er jede Ahnung des Unlauteren fernhalten, als ob dieses gar nicht existierte. So oft er seiner dichterischen Sendung gedachte, erblickte er das Ziel seines Wirkens immer in dem Ideal der höchsten Sittlichkeit. Er sprach dies selbst einmal in den Worten aus: „Das Hohe der Menschheit, das Edle und, sagen wir es, das Göttliche suchte sich aus mir zu den Menschen hinaus zu lösen."

Seit der Veröffentlichung des sensationellen Buches „Rembrandt als Erzieher" ist es fast zur Mode geworden, in Schriften mit ähnlich lautendem Titel die emporleitende Kraft führender Geister zu verherrlichen; wenige der so Gefeierten können nach der ihren Werken innewohnenden erziehlichen Macht mit Stifter in eine Reihe gestellt werden. Das Weltbejahende in ihm, die Lebensfreudigkeit und die Sitteneinfalt, womit er uns tröstend und reinigend emporhebt, machen ihn zu einem segenspendenden Führer durch die Wirrsale des Lebens. Mit heiligem Eifer hielt er stets an der Überzeugung fest, daß die wahre Poesie nicht lebensfeindlich, nicht lebensuntüchtig machen und nicht die niederen Instinkte erwecken, aufstacheln, kitzeln dürfe. Die Helden seiner Erzählungen sind lebensfreudig und keusch. Darin können sie uns, darin können sie vor allem unserer heranwachsenden Jugend leuchtende Vorbilder sein.. Freudig muß man den schönen Sätzen zustimmen, welche Dr. Franz Spengler in einer Versammlung von Schulmännern kurz vor dem Freiwerden der Werke Stifters über den erziehlichen Wert dieser Dichtungen sprach: „Möchten doch diese Worte dazu beitragen, dem Dichter des Böhmerwaldes neue Freunde zu gewinnen; das meiste, was er geschrieben hat, ist geradezu für die Jugend geschrieben; seine Liebe zu dem schönen Lande, in dem er lebte, und die sittliche Reinheit, die jede Zeile seiner Bücher atmet,



Platz in einer flandrischen Stadt.
Ölgemälde von Adalbert Stifter. Besitzer: K. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Nußdorf.

lassen den Wunsch begreiflich erscheinen, daß unsere Jugend sich ihn immer mehr zu eigen mache, und daß auch der Unterricht nicht zurückbleibe, dazu die nötige Anregung zu bieten." — Wenn wir es vermögen, unsere Jugend auf Stifters Bahnen zu leiten, dann wird sie vor der Frivolität, die verlockend und vielgestaltig an sie herankriecht, und vor dem zersetzenden Geiste, der in falscher Maske auf allen Wegen lauert, gefeit sein; denn dieser Dichter gibt dem empfänglichen Leser den sichersten Talisman gegen jede Versuchung mit auf den Weg: den Ekel vor dem Schlechten. Ungeprüfte Tugend ist keine, und vor allen Anfechtungen kann man den werdenden Menschen nicht schützen; wohl ihm, wenn er ein untrügliches Mittel dagegen in seiner eigenen Brust trägt, den Abscheu vor allem, was niedrig und gemein ist. Darum kann man dem heranwachsenden Geschlechte eine bessere Lektüre, als die Werke Stifters, nicht in die Hand geben. Gegen so schwerwiegende Gründe von bleibender sittlicher Geltung stehen alle Nebenumstände, welche den Dichter gerade unserer Zeit neuerdings so teuer machen, daß er ganz plötzlich in eine zweite, vielen unerwartete Blüte tritt, an Bedeutung sehr zurück. Daß seine Werke eben jetzt den Schlagworten des Tages entsprechen, würde dieselben auch nur für den Tag bedeutungsvoll machen. Der bescheidene Dichter müßte sich wohl sehr wundern, wenn er sehen könnte, daß es scharfsinnigen Geistern gelungen ist, ihn dreißig Jahre nach seinem Tode als Vorkämpfer der Moderne zu entdecken. Gewiß haben die allerneuesten viel von ihm; aber darüber kann man doch voll beruhigt sein: Stifter ist den wechselnden Modeströmungen dauernd entrückt. Daß die Biedermeierzeit, über deren kindliche Einfalt lange genug mitleidig gelächelt wurde, und die heute so inniges Entzücken wachruft, uns aus Stifters Werken in ehrwürdig altmodischer und eben jetzt wieder allbeliebt neumodischer Drapierung süß, bezaubernd und treuherzig entgegentritt, daß das heute lauter und dringender als je erhobene Verlangen nach bodenständiger Heimatkunst in jenen Schriften die vollste Befriedigung findet, von denen die meisten — ich nenne nur Hochwald, Heidedorf, Waldgänger, Mappe, Tännling, Waldbrunnen, Granit, Katzensilber, Abdias, Nachsommer, Witiko — ganz oder in wichtigen Abschnitten in der unmittelbaren Umgebung des Ortes spielen, wo des Dichters Wiege stand, daß endlich jenes zitternde Ineinanderfließen von Menschenseele und Allseele, in welchem man heute die Grundstimmung der lyrischen Produktion findet, uns aus Stifters Worten vorahnend vernehmlich wird, das alles mag ja zu der weitverbreiteten Anschauung vieles beigetragen haben, unter allen Dichtern zeige keiner so deutlich wie Stifter den Übergang von der klassischen und romantischen

Literatur zur Neuzeit, zur Moderne. Mit seiner dauernden Bedeutung haben diese einzelnen, so oft lobend hervorgehobenen Kennzeichen nur insofern zu tun, als sie wesentliche Merkmale seiner Kunst darstellen. Die vollendete, hohe Künstlerschaft, die er im ganzen erreichte, wie nicht minder die erhabene Sittlichkeit, welche jedes seiner Worte adelt und allen seinen Werken den wesentlichen Grundgehalt gibt, machen seinen unvergänglichen Wert aus. — Künstlerschaft ohne Sittlichkeit ist ein arges Geschenk. — Die Sitten ändern sich, die Sittengesetze bleiben. Es ist sehr unrichtig, Stifters Anschauungen über die Tugend, wie dies auch schon geschah, als nicht mehr zeitgemäß, als veraltet, als abgetan zu bezeichnen. Was den griechischen und römischen Denkern als höchste Sittlichkeit erschien, daran haben auch für uns die Jahrtausende nichts geändert. Die Begriffe der reinen Moral veralten nicht. Mögen immerhin ästhetische Feinschmecker den Dichter der „Studien" nur der eigenartigen und reizvollen künstlerischen Form wegen bewundern, für die große Masse des Volkes ist doch glücklicherweise der tiefe und edle Gehalt dieser Werke weitaus das Wichtigste.

Stifter hat seine Stellung in der Literatur selbst am besten vorausgeahnt, als er die Erwartung aussprach, daß seine Werke als sittliche Offenbarungen bleibende Geltung finden werden. Sein langsam emporsteigender Nachruhm erinnert an Goethes treffliche Worte: „Man kann die deutsche Nation recht lieb haben, denn wenn man ihr Zeit läßt, so kommt sie immer aufs rechte."

In den letzten Jahren hat sich Stifters Bedeutung für die Nation ins ungemessene vervielfacht; dem Sänger des Waldes, dem Apostel der lautersten Tugendhaftigkeit ward ein unverlierbarer Platz neben den besten Männern des deutschen Schrifttums, und noch immer wächst die Zahl der gläubigen Gemeinde, die bereit ist, dem reinen, frommen Sinn seiner Worte nachzuleben. Den verklärten Blick in eine strahlende Zukunft gewendet, steht, dem Grabe der Vergessenheit entrückt, lichtumflossen, hochaufgerichtet, sein Genius da, überirdischen Glanz in den Augen, mit sieghaftem Lächeln, das Haupt geschmückt mit dem Kranze der Unsterblichkeit.

# Verzeichnis der Bilder.

## I. Heliogravüren.



## II. Kupferradierungen.



## III. Photolithographien.

## IV. Textillustrationen.

(Bei den Bildstöcken, welche nach Gemälden und Zeichnungen Ad. Stifters oder nach Photographien angefertigt wurden, ist dies besonders bemerkt; alle übrigen Illustrationen sind vom Verfasser für die vorliegende biographische Arbeit gezeichnet oder gemalt worden.)

Seite



# Literatur-Nachweis.


Ammann J. J.: „Friedberg und Adalbert Stifter." Feuilleton. Deutsche Zeitung. Wien, 16. Februar 1893. Nr. 7593.

Ammann J. J.: „Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde." Zeitschrift für österr. Gymnasien, 46. Jahrg. 1895. Seite 673—699 und 865—883.

Andrassy, Eugen von: „Briefe an Stifter". Anton Edlingers österr. Rundschau, I. Jahrgang. 1883, S. 609—624.

Aprent Johannes: Einleitung zu Adalbert Stifters Briefen, mit einer Biographie des Dichters, G. Heckenast, Pest 1869. Seite IX—LXX.

Axmann Ferdinand: „Einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe Adalbert Stifters." Separatabdruck aus dem Jahresberichte der k. k. Staats-Oberrealsch. d. III. Bez. in Wien 1891—92. Wien 1892. Selbstverlag.

Barthel Karl: Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Vierte Auflage. Braunschweig 1855, Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock. „Adalbert Stifter". pag. 427—429.

Binzer, Emilie Baronin von: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 46. 15. Februar 1868, pag. 689—690. „Adalbert Stifter".

Böhm, Dr. Aug. Edler von Böhmersheim: „Zur Biographie Friedrich Simonys." (Mit Beziehung auf Stifter) Wien. R. Lechner 1899.

Bowitsch Ludwig: „Österreichische Ehrenhalle". VI. 1868. Österreichischer Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1870. XIX. Jahrgang. Wien, Karl Fromme 1870.

Bratranek F. Th.: „Adalbert Stifter." Eine literarhistorische Skizze. Österr. Revue. Wien, Karl Gerolds Sohn, Jahrg. 1863. VI. Band, pag. 62—76.

Brühl Moritz: „Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart." Leipzig, H. Hübner 1854.

Brümmer Franz: „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts", Leipzig, Reclam, II. Band, pag. 367.

Brugier G.: „Abriß der Geschichte der deutschen National-Literatur." Neu bearbeitet von E. M. Harms. 3. Auflage. Freiburg i. B. Herder 1900.

Ch., Dr. L. (Chevalier Ludwig): „Adalbert Stifter." Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 7. Jahrg. 1868. pag. 34.

Dombrowski, Ernst von: „Stifters Studien und ihre Frauengestalten." Deutsches Volksblatt, 4. Juli 1895. Nr. 2333. Feuilleton.

Edlinger Anton: Literaturblatt Nr. 8 und 9, I. Band 1877. pag. 129: „Die Festschrift von Jord. K. Markus."

Eichendorff, Josef Freiherr von: „Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland." Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. XVII. Band. München 1846.

Engländer Sigm.: „Adalbert Stifter." Österr. Morgenblatt, 25. Jänner 1845. Nr. 11. 10. Jahrg. pag. 43.

Fritsch, F. von: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter." Neue illustrierte Zeitung. Wien, 1886, IV. Band. Nr. 15. pag. 247.

Fuchs, Dr. Karl: „Einleitung zu Adalbert Stifters Studien und Bunten Steinen." Auswahl für den Schulgebrauch. Wien, Tempsky 1899.

Fuchs, Dr. Karl: Feuilleton, „Biographische Besprechung Adalbert Stifters". Wiener Fremdenblatt, 29. Oktober 1898. Nr. 298.

Frank Paul: „Handbüchlein der deutschen Literaturgeschichte." Leipzig 1871. Verlag von Karl Merseburger, pag. 208.

Fürst, Dr. Rudolf: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Die Zeit. Wien 7. Juni 1902.

Fürst, Dr. Rudolf: Biographisch-kritische Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in sechs Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Görner, Dr. Karl von: „Bericht des Denkmal-Ausschusses." Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz am 24. Mai 1902, pag. 5—19.

Gottschall Rudolf: „Adalbert Stifters letzter Roman." Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 26 vom 25. Juni 1868, pag. 401—406.

Gottschall Rudolf: „Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts." Breslau 1892. Trewendt. IV. Band. 6. Auflage. pag. 537.

Gottschall Rudolf: „Adalbert Stifter." Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig F. A. Brockhaus, Jahrgang 1868. Heft 10.

Gottschall Rudolf: „Porträts und Studien." I. Band. „Literarische Charakterköpfe." I. Teil. „Adalbert Stifter." pag. 389—433.

Groth Klaus: „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch." Kiel, Schwerssche Buchhandlung 1858. pag. 101.

Gutzkow Karl: „Der Baum der Erkenntnis." (Mit einem Bericht über Stifters Erfahrungen als Hauslehrer). Stuttgart, 1868. Cotta.

Hackl Luise: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter." Neue Freie Presse. Wien, 25. Oktober 1903. Feuilleton.

Hauffen Adolf: „Stifters Nachsommer." Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Callwey. München. Jahrgang 2. Heft 6. pag. 481—488.

Hein Alois Raimund: „Am Grabe Adalbert Stifters." Neue Adelszeitung VI. Jahrgang. Nr. 40. Wien, 9. Dezember 1872.

Hein Alois Raimund: Vorwort zu Adalbert Stifters „Hochwald." Allgemeine Bücherei Nr. 26. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.

Hein Alois Raimund: „Adalbert Stifters Beamtenlaufbahn." Wiener Zeitung. 27. Juli, 31. Juli, 3. August 1902. Nr. 172, S. 2—9; Nr. 175, S. 2—7; Nr. 178, S. 2—7.

Hein Alois Raimund: „Adalbert Stifters künstlerische Bedeutung.“ Linzer Tagespost. (Sonntags-Beilage.) 17. April 1904.

Heinze und Goette: „Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart.“ Dresden, P. Heinze, 1890. pag. 373 ff.

Helfert, Josef Freiherr von: „Studien über den Dichter der Studien.“ Literaturbeilage der „Montags Revue“ 1881, Nr. 5 und 1881, Nr. 43.

Helfert, Josef Freiherr von: Zwei Briefe Stifters an Brenner. Jahrbuch für den österreichischen Volksschriften-Verein. Wien 1882. Sechster Jahrgang, pag. 17—26. Verlag des Volksschriftenvereins.

Helfert, Josef Alexander Freiherr von: „Josef Türck, ein Lebensbild.“ Wiener Abendpost, 27. Oktober 1875. pag. 4. Feuilleton.

Helfert, Josef Alexander Freiherr von: „Aloys Fischer, ein Lebens- und Charakterbild.“ Vereinsbuchhandlung, Innsbruck 1885. pag. 91 ff.

Hemsen Wilhelm: „Adalbert Stifter. Grundzüge einer literarischen Charakteristik“. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1851. I. Band, Nr. 52 bis 58. Leipzig. Brockhaus.

Hertz Wilhelm: „Weihnachtsgedanken.“ Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. 30. Jahrg. I. Band. Nr. 11. pag. 175.

Hillebrand, Dr. Josef: „Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts.“ III. Teil. pag. 570. Hamburg und Gotha. F. und A. Perthes, 1846.

Himmelbauer Franz: „In der Krankheit.“ Ostdeutsche Rundschau, Wien, 25. November 1898.

Himmelbauer Franz: „Stifterandachten.“ Ostdeutsche Rundschau. Wien. 18. Juni 1902.

Hofmann Ludwig: Jordan Cajetan Markus aus Friedberg. Krummauer Intelligenzblatt. 15. September 1878.

Hofman Ludwig: „Die Enthüllung des Stifterdenkmals auf dem Blöckenstein.“ Krummauer Intelligenzblatt, VII. Jahrgang, 29. August und 5. Sept. 1877.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter als Mensch.“ Die Zeit. Wien, 22. Juli und 29. Juli 1899. Nr. 251, S. 54, 55; Nr. 252, S. 72, 73.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifters Leben und Dichten.“ Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in einem Bande. Linz 1899. E. Mareis.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Zur Enthüllung seines Denkmals in Linz. Wien, Reichswehr, 24. Mai 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Stifternummer der Linzer Tagespost 25. Mai 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter als Maler.“ Wiener Abendpost, 27. Juni 1902.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter.“ Die Zeit, 22. und 29. Jänner 1898.

Holzer Rudolf: „Adalbert Stifter. Zum 30. Todestage des Dichters.“ Die Zeit. Wien, 14. Nr. 173/174.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Heckenast.“ Deutsche Arbeit. Jahrgang I, Heft 1, Oktober 1901. S. 40—42. Verlag von Callwey. München und Prag.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Die Beziehungen Adalbert Stifters zu der Familie Kaindl.“ Separatabdruck aus den Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang XXXVII, 1899, pag. 324—336.

Horcicka, Dr. Adalbert: Einleitung zu „Adalbert Stifters sämmtliche Werke. XIV. Band. Vermischte Schriften. Erste Abteilung." Prag 1902. J. G. Calve.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Über einige kunstkritische Abhandlungen Adalbert Stifters." Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang XXXVI, p. 478—483.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Adalbert Stifter als Landschaftsmaler." Deutsche Arbeit. Jahrgang I, Heft 9. 706—715. Verlag von Callwey, München.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz." Deutsche Arbeit. Jahrgang I, Heft 9, pag. 749—750. Callwey, München.

Horcicka, Dr. Adalbert: „Das Stifter-Denkmal für Linz." Bohemia. Prag, April 1902. 75. Jahrg. Nr. 85. Feuilleton.

Janssen Johannes: „Adalbert Stifters Anschauungen über Leben, Literatur und bildende Kunst." Zeit- und Lebensbilder. 4. Auflage. II. Band, pag. 1—53, Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1889.

Janssen Johannes: „Aus Adalbert Stifters literarischem Nachlaß." Historisch politische Blätter für das katholische Deutschland. München, literarisch-artistische Anstalt 1871. 68. Band. p. 430—455.

Janssen J.: „Adalbert Stifter nach seinen Briefen geschildert." Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. 66. Band. München 1870. Literarisch-artistische Anstalt.

Jiřik, Dr. F.: „Ein Brief Adalbert Stifters an August Piepenhagen." Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 39. Jahrg. Prag 1901.

John Alois: „Der Böhmerwald in Literatur und Kunst." Deutsche Arbeit, I. Jahrg. Heft 9. pag. 722—736.

Kadelburg, Dr. J.: „Festrede zur feierlichen Enthüllung der Gedenktafel an dem Geburtshause Adalbert Stifters in Oberplan am 25. August 1868. Druck von Huemers Witwe. Linz 1868.

Kaiser J. M.: „Adalbert Stifter." Linzer Zeitung, 12. Jänner 1872. pag. 35.

Kehrein Josef: Biographisch-literarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter und Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. II. Band, pag. 173 bis 175. Leo Wörl, Zürich 1871.

Keiter Heinrich: „Katholische Erzähler der neuesten Zeit." Paderborn 1890. pag. 201—216.

Kellen Tony: „Katholische Dichter." Eine literarhistorische Studie. Essen a. d. Ruhr Fredebeul und Koenen 1898.

Kertbeny: „Zum Porträt Adalbert Stifters." Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Zeitung. 10. Mai 1873, Nr. 108, pag. 861.

Klaar Alfred: „Die deutsche Literatur (in Böhmen) seit dem dreißigjährigen Krieg." Die österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Böhmen, II. Abteilung. Wien 1896. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. pag. 156—158.

Kleinecke R.: Einleitung zu Adalbert Stifters ausgewählten Werken in 4 Bänden, bei Ph. Reclam, Leipzig.

Klimesch J. Math.: „Die muthmaßliche historische Persönlichkeit des armen Wohlthäters in Adalbert Stifters Novelle Kalkstein." Pädagogische Zeitschrift. Organ des steiermärkischen Lehrerbundes. Graz. November 1881. XIV. Jahrgang, Nr. 31, pag. 602—605 und Nr. 33, pag. 639—642.

Königstörfer Alois: „Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz." Die Weite Welt. Stuttgart—Berlin Nr. 43. 1902.
Kreschnicka Josef: „Im Stifterländchen. Neues und Altes über den Hochwalddichter". Feuilleton der St. Pöltener-Zeitung. 33. Jahrgang. 1893. Nr. 9, 11, 13, 15, 17.
Kühne Gustav: „Der Nachsommer." Europa, Leipzig, 1858. Nr. 46. pag. 1483.
Kürschner, Dr. Josef: „Ungedruckte Briefe von Adalbert Stifter." Ein Wiener Stammbuch, Festschrift für Dr. Karl Glossy. 1898. pag. 372.
Kuh Emil: „Adalbert Stifter." I—IV. Wiener Zeitung 1868, Nr. 53, 63, 68.
Kuh Emil: „Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer—Adalbert Stifter". Pest, Heckenast 1872.
Kuh Emil: „Adalbert Stifter." Verlag von Tendler und Comp. Wien 1868.
Kuh Emil: „Biographie Friedrich Hebbels." (Mit Hinweisungen auf Stifters Verhältnis zu Hebbel.) 2 Bände. Wien 1877. Wilhelm Braumüller. Band I, S. 256; Band II, S. 264, 265, 631.
Kurz Heinrich: „Geschichte der deutschen Literatur." IV. Band. 4. Auflage. Leipzig. Tauber 1881.
Lambel, Dr. Hans: „Die deutsche Literatur in Oberösterreich." Österr.-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Oberösterreich und Salzburg. Wien 1889. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. pag. 214, 216, 217.
Laube Heinrich: Monatsbericht vom Leipziger Büchermarkt, Augsburger Allgemeine Zeitung. 5. Jänner 1847, Nr. 5. Beilage, pag. 37.
Lindemann Wilhelm: „Geschichte der deutschen Literatur." Herausgegeben und neu bearbeitet von Dr. P. Anselm Salzer. Freiburg i. B. 1897. Herder, pag. 927.
Löbe, Dr. Otto: „Adalbert Stifter". Feuilleton. Die Neue Zeit. Olmützer Zeitung, 27. Feber 1868. 21. Jahrgang. Nr. 48.
Lorm Hieronymus: „Ein altes, neues Buch." Wiener Abendpost, 21. Juli 1874, Nr. 164.
Lorm Hieronymus: „Wiens poetische Schwingen und Federn". Leipzig. Friedrich Wilh. Grünow. 1847, pag. 206—213.
Lorm Hieronymus: „Witiko." Erster Band. Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Wien, Gerold. Jahrgang 1865. VI. Band, p. 110—116.
Lorm Hieronymus: „Adalbert Stifter, der Nachsommer." Wiener Zeitung, 23. Dezember 1857, Nr. 294, pag. 3642.
Luthmer Hans: „Auf Adalbert Stifters Pfaden durch den Böhmerwald." Daheim, 34. Jahrg. 1898. pag. 700.
Lychdorff, Vinzenz von: „Das Stifter Denkmal." Neue Freie Presse. Wien, 22. Mai 1902. Nr. 13556.
Markus Jordan Kajetan: „Anna Greipl." Österreichisch-deutsche Volkszeitung. I. Jahrgang. Krummau, 21. Mai 1879.
Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifter. Ein Denkmal." Zweite, illustrierte Auflage. Wien 1879. Alfred Hölder.
Markus Jordan Kajetan: „St. Thoma-Wittinghausen." Verlag von Josef Wiltschko. Krummau 1882.
Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifters Geburtsort." Österreichs Neuschule, 2. Jahrg. Wien 1882. Nr. 1. pag. 6.

Markus Jordan Kajetan: „Von der Donau bis zur Moldau.“ Österreichs Neuschule, 2. Jahrg. Wien 1882. Nr. 10. pag. 153.
Markus Jordan Kajetan: „Adalbert Stifter als Maler.“ Österreichisch-deutsche Volkszeitung. Krummau, 12. November 1879, Nr. 34.
Mayer Wenzel: „Neu aufgefundene Briefe Adalbert Stifters.“ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Prag 1898. 37. Jahrg. pag. 205—210.
Mayer Wenzel: „Adalbert Stifter in Karlsbad.“ Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1900. 38. Jahrg. pag. 441.
Meßner Paul: „Drei deutsche Böhmerwald-Dichter.“ Leipzig. J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1901.
Meyer, Professor Dr. Richard M.: „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.“ Berlin, Georg Bondi. 1900.
Meyer, Professor Dr. Richard M.: „Adalbert Stifters Nachsommer.“ Die Zeit (Wochenschrift). Wien, 31. Jänner und 7. Feber 1903. XXXIV. Band.
Meynert, Dr. Hermann: „Adalbert Stifter.“ Wanderer. 36. Jahrg. 13. Jänner 1849. Nr. 11.
Möbius H.: „Die Lehrer in der Literatur.“ Sächsische Schulzeitung. 15. Oktob. 1871.
Morgan Kamillo: „Ein ungeschriebenes Werk Stifters.“ Wiener Morgen-Zeitung. 7. Mai 1902.
Müller aus Guttenbrunn Adam: „Im Lenz geknickt.“ Proben aus dem geistigen Nachlasse Ludwig Stifters. Linz. Ebenhöchsche Buchhandlung 1881.
Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Abdias“ und „Condor“. Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Halle, Hendel.
Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Brigitta“ und „Waldsteig“. Halle, Hendel.
Müller-Rastatt, Dr. Karl: Einleitung zu der Ausgabe der „Bunten Steine“ in der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Nr. 1232—1235. Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. Saale.
Müller-Rastatt K.: Einleitung zur „Narrenburg“ und zu „Drei Schmiede ihres Schicksals“. Halle, Hendel.
Müller-Rastatt K.: Einleitung zu „Hochwald“ und „Das Heidedorf“. Halle, Hendel.
Müller-Rastatt K.: „Charles Sealsfield und Adalbert Stifter.“ Blätter für literarische Unterhaltung. 9. Februar 1893. Nr. 6. pag. 81.
Naaf, Dr. Anton August: „Adalbert Stifters Heimat und Heimatswerke.“ Ostdeutsche Rundschau, 27. Feber 1901.
Nafe Otto: „Adalbert Stifter. Seine Heimat und seine Naturbilder.“ Janus, Blätter für Literaturfreunde. Monatschrift für Literatur und Kritik. Band I. 1903. Heft 7 und 8. Verlag von Oskar Hellmann in Jauer.
Nagler: Künstlerlexikon, XVII. Band, p. 354.
Neuberg A.: „Adalbert Stifter und seine Studien.“ Linzer Zeitung, 1894, Nr. 64. Beilage.
Neumann Franz: „Adalbert Stifter. Beitrag zu seiner Biographie.“ 20. Jahresbericht der deutschen Staatsrealschule in Pilsen 1893. Selbstverlag der Staatsrealschule.
Neumann Franz: „Adalbert Stifter, Oberplan—Linz.“ Böhmens deutsche Poesie und Kunst, 1895, pag. 935, 959, 984, 1008.

Neuwirth, Professor Dr. Josef: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Beilage zur Bohemia, Juni 1892.

Neuwirth, Dr. Josef: „Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben von dem Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1903. Nr. 295, 296.

Nietzsche Friedrich: „Menschliches, Allzumenschliches." (Urteil über Stifters Nachsommer.)

Nordmann Johannes: „Von zwei Todten." Feuilleton im „Wanderer". 1868. Nr. 29.

Opitz Richard: „Besprechung der Studien." Blätter für literarische Unterhaltung, 1896. Nr. 38. Leipzig, F. A. Brockhaus. pag. 593.

Pach Oskar: „Zur Stifterdenkmal-Enthüllung in Linz." Das literarische Deutsch-Österreich. Organ der deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. III. Jahrgang. 3. Heft. Juli 1902.

Paoli Betty: „Deutsche Briefe. IV. An Adalbert Stifter." Die Presse, Nr. 85. Wien, 4. Oktober 1848.

Penk, Dr. Albrecht: „Friedrich Simony." Wien 1898. Hölzel. pag. 57 und 63.

Peter Johann: „In Adalbert Stifters Heimat." Kölnische Volkszeitung, Sonntagsbeilage, 28. Juni 1903. 44. Jahrg. Nr. 538.

Pichler Adolf: „Zu meiner Zeit." Schattenbilder aus der Vergangenheit, pag. 283.

Pole Friedrich: „Stifters Lieblinge." (Kakteen). Die Debatte. V. Jahrgang, Nr. 53. 23. Feber. 1868.

Prem, Dr. S. M.: „Hermann Gilm." Herrigs Archiv 80, 260 (1888).

Prem, Dr. S. M.: „Adolf Pichler." Kufstein 1889. pag. 10.

Pröll Karl: „Adalbert Stifter, der Dichter des deutschen Böhmerwaldes." Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge. November 1891. Nr. 161.

Rank Josef: „Aus meinen Wandertagen." Wien und Leipzig, Zarmarski. 1864. pag. 264.

Ranzoni Emerich: „Adalbert Stifter als Maler." Feuilleton. Neue Freie Presse. 1878.

Ranzoni Emerich: „Stifters Bunte Steine." Der Salon. Belletristisch-literarische Revue, herausgegeben von Johannes Nordmann. Wien, 1853, I. Band, 1. Jahrgang, p. 336 bis 339.

Ranzoni Emerich: „Nekrolog auf J. N. Geiger." Kunstblatt der Neuen Freien Presse. Wien 9. November 1880, Nr. 5820.

Ranzoni Emerich: „Adalbert Stifter. Ein Beitrag zur persönlichen Charakteristik des Dichters." Konkordia-Kalender für das Jahr 1869. II. Jahrgang. Wien. Karl Fromme. S. 209 ff.

Reitzenbek Heinrich: „Adalbert Stifter. Biographische Skizze." Libussa 1853, Prag. Herausgegeben von Alois Klar. XII. Jahrgang, pag. 317—330.

Rocholl R.: „Einsame Wege." (Anonym herausgegeben.) Leipzig 1898. A. Deichert (G. Böhme). pag. 110—111.

Rosegger P. K.: „Ein Dichter von Gottes Gnaden." Das neue Jahr 1874. Volkskalender. Pest 1874. Heckenast. pag. 38 ff.

Rosegger P. K.: Heimgarten 1887. XI. Band. pag. 515—519.

Rosegger P. K.: „Adalbert Stifter. Eine Skizze seines Lebens und Schaffens." Westermanns Illustr. deutsche Monatshefte. Band 38, April—Sept., p. 200—204.

Rosegger P. K.: „Ein Tag im Böhmerwalde.“ Heimgarten. Graz, Leykam. Juli 1897.

Rosegger P. K.: „Allerlei Menschliches.“ (Mit einer Stifter-Anekdote.)

Sauer, Dr. August: „Einige Bemerkungen zu einer im Besitze des Vereines befindlichen Autographensammlung.“ Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 33. Jahrg. Prag 1895. pag. 375.

Sauer, Professor Dr. August: „Adalbert Stifter als Stilkünstler.“ Festschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, seinen Mitgliedern gewidmet zur Feier des 40jährigen Bestandes, 27. Mai 1902, pag. 108—116. J. G. Calve, Prag, 1902.

Sauer, Dr. August: „Die neue Stifter-Ausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.“ Deutsche Arbeit, 1. Jahrg. 1902. pag. 578—582.

Sauer, Professor Dr. August: „Erster Bericht über die im Rahmen der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ geplante kritische Gesamtausgabe der Werke Adalbert Stifters.“ Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, Nr. XII.

Schachinger Karl: „Am Maierhoferberg.“ Linzer Volksblatt, April 1901.

Schachinger Karl: „Wia da kloan Loisl auf d' Welt kema is“. Feuilleton. Linzer Volksblatt, 30. März 1902.

Schachinger Karl: „Wittinghausen.“ Linzer Volksblatt, 28. Juli 1901.

Schlaf Johannes: „Adalbert Stifter.“ Halbmonatschrift „Literarisches Echo“. I. Jahrgang. Heft 1, vom 1. Oktober 1898. Berlin, F. Fontane und Comp.

Schlossar, Dr. Anton: „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters.“ Wage, 2. Jahrg. pag. 522—525.

Schlossar, Dr. Anton: „Zum 25. Jahrestage des Todes Adalbert Stifters. Zumeist nach bisher ungedruckten Briefen und Mitteilungen über denselben.“ Wiener Zeitung. Feuilleton. Jänner 1893, Nr. 26 ff.

Schlossar, Dr. Anton: „Aus dem ungedruckten Nachlasse österreichischer Dichter.“ Dioskuren, 25. Jahrg. pag. 258—268.

Schlossar, Dr. Anton: „Zum Gedächtnisse Adalbert Stifters. Nach bisher zumeist ungedruckten Briefen Stifters und Mitteilungen über denselben.“ Heimgarten, XVII. Jahrgang, 8. Heft. Graz, Leykam 1893.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter.“ Allgemeine deutsche Biographie, 36. Band, pag. 218—228. Duncker & Humblot. Leipzig 1893.

Schlossar, Dr. Anton: „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters.“ Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft. Jahrgang IX. 1899, pag. 167—212.

Schlossar, Dr. Anton: „Briefe von Adalbert Stifter.“ Neue Freie Presse 1899, 10. August.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter und die Künstler Axmann und Geiger.“ Zeitschrift für Bücherfreunde. IV. Jahrgang, Heft 8, November 1900. Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. Seite 273—287.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifter und Goethe.“ Wiener Zeitung, 27. Jänner 1901.

Schlossar, Dr. Anton: „Ein Erinnerungsblatt zum Todestage Stifters.“ Wiener Zeitung, 28. Jänner 1902.

Schlossar, Dr. Anton: „Jugendgedichte Adalbert Stifters." Neue Freie Presse. 25. Jänner 1903.

Schlossar, Dr. Anton: „Adalbert Stifters Lesebuch." Beilage zu Nr. 98 der Wiener Abendpost vom 30. April 1903.

Schmidhammer Betty: „Das größte Kleinod Adalbert Stifters." Evangelischer Hausfreund. Juni 1902, pag. 266.

Schmidl, Dr. Adolf: „Stifters Studien I und II." Österreichische Blätter für Literatur und Kunst. Wien, 4. Jänner 1845, II. Jahrgang, Nr. 2, pag. 12.

Schmidt Julian: „Adalbert Stifters Bunte Steine." Grenzboten, 1853. 12. Jahrg. I. Sem. I. Band. Leipzig, Herbig.

Schmidt Julian: „Stifters Nachsommer." Grenzboten 1858. 17. Jahrgang. I. Sem., 1. Band, pag. 161—172. Leipzig. Ludwig Herbig.

Schmidt Julian: „Geschichte der deutschen Literatur von Leibnitz bis auf unsere Zeit." V. Band. Berlin 1896. Wilhelm Hertz. pag. 570.

Schmidt-Weißenfels: „A. Stifter: Der Nachsommer." Kritische Blätter für Literatur und Kunst. Herausgegeben von J. L. Kober. II. Jahrgang. 1858. Band I, Nr. 5, pag. 124—126.

Schnürer, Dr. Franz: „Das Heidedorf, Einleitung." Allgemeine Bücherei Nr. 3. Wien, Braumüller.

Schönaich V. F.: „Zwei Dichter Österreichs." Feuilletonistische Beilage zur „Silesia" vom 23. Feber 1879.

Schücking Levin: „Literarische Übersichten." Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 174. Beilage, 23. Juni 1847. pag. 1385.

Schücking Levin: „Bunte Steine." Augsburger Allgemeine Zeitung. Nr. 52. Beilage. 21. Februar 1853, pag. 826—828.

Schul P.: „Martin Stifter. Erinnerungen des letzten Bruders Adalbert Stifters an den Dichter." Deutsches Volksblatt, 12. März 1903, Nr. 5094. Wien.

Sechter Moriz und Heinrich Teufelberger: „Jordan Kajetan Markus." Herausgegeben vom Verein der deutschen Böhmerwäldler in Wien. Linz 1894.

Seidl Johann Gabriel: „Studien von Adalbert Stifter. I. Band." Wiener Zeitung. 24. Dezember 1844, Nr. 356.

Siegl J. A.: „Der Dichter der Studien." Ein Erinnerungsblättchen. Österreichische Gartenlaube. 3. Jahrg. Beilage Nr. 13. pag. 51. Graz, Heinrich Hügel.

Speidel Ludwig: „Adalbert Stifter." Feuilleton. Die Presse. 21. Jahrgang, Nr. 29. Wien, 30. Jänner 1868.

Spengler, Dr. Franz: „Stifter als Erzieher." Österreichische Mittelschule, 12. Jahrg. Wien 1898, pag. 160—176.

Stamm, Dr. Adolf: „Witiko." Neue Freie Presse, 1865. Nr. 327. (Bücher-Zeitung.)

Steger Fr.: Ergänzungs-Konversationslexikon, VIII. Band. Leipzig und Meißen 1853.

Stoeßl O.: Einleitung zu Stifters Werken. Auswahl in 7 Bänden. A. Warschauer, Berlin.

Strobach Friedrich v.: „Adalbert Stifters nachgelassene Briefe." Die Presse. Wien, 8. Sept. 1889. Feuilleton.

Strobach Friedrich v.: „Zur Erinnerung an Adalbert Stifter." Die Presse. Feuilleton. Wien. 5. Feber 1889.

Thaler, Karl von: „Literarische Briefe. Witiko." Bücher-Zeitung, Neue Freie Presse, Wien, 4. Oktober 1867. Nr. 1111.

Thaler Karl v.: „Adalbert Stifter." Feuilleton. Neue Freie Presse. Wien, 30. Januar 1868, Nr. 1227.

Tenger Mariam: „Beim Dichter der Studien." Die Gartenlaube. Leipzig. Keil. Jahrgang 1868. Nr. 8, pag. 120—122.

Truxa, Dr. Hans Maria: „Österr. Kaiser-Jubiläumsdichterbuch (50 Jahre österr. Literatur)." Herausgegeben von Eduard Hassenberger, Wien 1899.

Uhde Hermann: „Der dritte Band von Stifters Studien." Blätter für literarische Unterhaltung, I. Band. Nr. 22. 28. Mai 1874. pag. 347.

Uhl Friedrich: „Adalbert Stifter." Wiener Zeitung. 23. Mai 1902.

Voigts Friedrich: „Studien von Adalbert Stifter." Blätter für literarische Unterhaltung. 16. Mai 1845, Nr. 136, pag. 546 - 547.

Wackernagel Martin: „Geschichte der deutschen Literatur." II. Band. pag. 682.

Walter Julius: „Neue Sprudelsteine. Ein Karlsbader Bilderbuch." (Mit einem Bericht über Stifters Aufenthalt in Karlsbad). Wien 1876. Rosner. pag. 215—221.

Weber Beda: „Charakterbilder." Frankfurt a. M. 1853. Sauerländer, Zwei Wiener Poeten. pag. 163.

Webinger Franz: „Adalbert Stifter." Katholische Blätter. 54. Jahrgang, Nr. 11, pag. 141—142. Linz 1902.

Weislein Karl: „Linzer Brief." Wochen-Zeitung, Korneuburg, 12. Juni 1902.

Weitbrecht Immanuel: „Adalbert Stifter, ein Bild des Dichters." Amelangs Verlag, Leipzig 1887.

Widmann, Dr. Hans: „Adalbert Stifter." (Abhandlung über die Probleme in Stifters Dichtungen). Literaturbilder fin de siècle. II. Band, München, J. Schweitzers Verlag 1897.

Wülfing J. E.: „Einige sprachliche Eigentümlichkeiten bei Gottfried Keller und bei Adalbert Stifter." Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 7. Band, pag. 663—665.

Wurzbach, Dr. Constant v.: „Stifters Biographie." Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Wien. Hof- und Staatsdruckerei 1879. 39. Teil.

Zeising Adolf: „Adalbert Stifter. Bunte Steine." Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig. Brockhaus. Jahrgang 1853, pag. 774—780.

Zenz, Dr. Wilhelm. „Einige Beiträge zur Kenntnis Adalbert Stifters als Schulmann." Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz, 24. Mai, pag. 21—78.

Zenz, Dr. Wilhelm: „Das deutsche Volksschulwesen in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert." 3. Jahresbericht der k. k. Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Linz, pag. 3—28.

Athenäum: Kritik der „Bunten Steine.“ London, 29. Jänner 1853, Nr. 1318.

Augsburger allgemeine Zeitung: „Nekrolog.“ Beilage Nr. 31 vom 31. Jänner 1868, pag. 460.

Blätter für literarische Unterhaltung, 13. Feber 1868, Nr. 7. Leipzig, Brockhaus, pag. 110. „Adalbert Stifter. Nekrolog.“

Bohemia 1868, Nr. 40. Feuilleton. „Adalbert Stifter.“

Die Debatte, Wien, 30. Jänner 1868. Feuilleton aus Nr. 29, V. Jahrgang. „Adalbert Stifter.“ F. U.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. A. Sauer, III. Band. Jahrg. 1896.

Fremdenblatt, Wien, 27. Jänner 1894, pag. 13, Feuilleton: „Zu Adalbert Stifters Todestag.“

Grenzboten, Besprechung der „Bunten Steine“. 12. Jahrg. I. Band. Leipzig 1853. pag. 41—43.

Heimgarten, „Briefe Stifters aus Aprents Sammlung“. 12. Jahrg. 1888. pag. 48—56 und 113—117.

Heimgarten, 26. Jahrg. 1902. „Zur Enthüllung des Stifterdenkmals.“ (Mit R. unterzeichnet.) pag. 795.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. XXXI. Band, pag. 848. München 1853.

Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft. I. Jahrgang. „Brief Stifters an Grillparzer.“ S. 412.

Jahrbuch der Grillparzer Gesellschaft, X. Jahrg. pag. 198.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. 1890—1894, Stuttgart und Leipzig, Göschen. 1895—1899. Berlin, Behr.

I. Band: IV 1:2; 3:3, 111.
III. Band: IV 1a:2; 3:79—80, 82; 12:9, 157.
IV. Band: I 6:225.
V. Band: IV 3:403a—411.
VI. Band: IV 1a:7; 3:350—355.
VII. Band: IV 1a:39; 2:228; 3:9; 105; 108; 111—116a; 384.
VIII. Band: IV 3:3; 103—105; 217.
IX. Band: IV 1a:26, 31; 2:507; 3:13, 310—316.
X. Band: I 1: 131; 10:69; IV 1a:25; 1c:41; 3:346—76; 4:414.

Krakauer Zeitung. VIII. Jahrgang. 22. Jänner 1864, Nr. 17. Feuilleton. „Adalbert Stifters Studien.“

Leipziger Illustrierte Zeitung. 22. Februar 1868. „Stifter-Nekrolog.“

Leipziger Illustrierte Zeitung. 23. September 1865. Nr. 1160 pag. 218. „Witiko“.

Linzer Tagespost, 2. Feber 1868. IV. Jahrgang, Feuilleton: „Erinnerungen an Adalbert Stifter.“ Von einem Landsmanne.

Linzer Tagespost, 29. Jänner 1868. „Stifter todt!“ (Bericht über das Ableben des Dichters.)

Linzer Tagespost, 31. Jänner 1868. Nachricht über das Leichenbegängnis. Verzeichnis der Verstorbenen, darunter: „Adalbert Stifter, k. k. Hofrat i. P., 63 J., 1213, Zehrfieber.“

Linzer Tagespost, 2. Feber 1868. Stifters Nachlaß.

Linzer Tagespost, 1. Juni 1902. „Das erste Denkmal.“ G—s.
Linzer Zeitung, 28. Jänner 1868, Verschlimmerung im Zustande Stifters. Darreichung der Sterbesakramente.
Linzer Zeitung, 29. Jänner 1868. † Adalbert Stifter.
Linzer Zeitung, 30. Jänner 1868. Totenmaske, Abnahme derselben durch den k. k. Hofbildschnitzer Rint. Anerkennung für Dr. Essenwein. Kränze für Stifters Grab.
Linzer Zeitung, 31. Jänner 1868. „Adalbert Stifter.“ Gedicht von Heinrich Reitzenbek.
Linzer Zeitung, 1. Feber 1868. A. R. „Ein Cypressenzweig auf Stifters Grab.“ Gedicht.
Linzer Zeitung, 2. Feber 1868. Danksagung der Hinterbliebenen.
Linzer Zeitung, 4. Feber 1868. Sitzung der „Namenlosen.“ Nachruf.
Linzer Zeitung, 19. Feber 1868. Beileidskundgebungen an die Witwe.
Linzer Zeitung, 27. Feber 1868. Das Gymnasium erhält über besonderes Ansuchen Stifters Werke von Heckenast portofrei als Geschenk für die Schulbibliothek, da man dieselben dort bisher nicht besaß und zum Ankaufe kein Geld vorhanden ist.
Linzer Zeitung, 15. März 1868. Unterstützung der Witwe des Dichters aus der Schillerstiftung.
Linzer Zeitung, 21. März 1868. Aprent wird mit der Ordnung und Herausgabe des Nachlasses betraut.
Linzer Zeitung, 17. April 1868. Pilgerfahrten an Stifters Grab. Auch aus Deutschland kommen Besucher, um Erde vom Grabhügel als Andenken mitzunehmen.
Linzer Zeitung, 19. Juni 1868. Stifters alte Möbel, Gemälde und Bücher werden als verkäuflich ausgeschrieben, da die Witwe in Notlage ist.
Linzer Zeitung, 2. August 1868. Aufruf, zur Enthüllung der Gedenktafel an Stifters Geburtshaus nach Oberplan zu kommen.
Linzer Zeitung, 1. November 1868. Anregung, sein Sterbehaus mit einer Gedenktafel zu schmücken. (Blieb damals erfolglos. Eine solche Gedenktafel wurde erst am 20. Juli 1903 errichtet.)
Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Zweite Serie. Lorck in Leipzig. 1862, pag. 57—58.
Morgen-Post, Wien, 29. Jänner 1868. 18. Jahrg. Nr. 28. Feuilleton über das Ableben Stifters.
National-Zeitung, Berlin, 24. Dezember 1852. Besprechung der „Bunten Steine“.
Neue Freie Presse, 29. Jänner 1868, Nr. 1226. Todesanzeige.
Neue Freie Presse, 29. Jänner 1868, Abendblatt Nr. 1226. Originalkorrespondenz aus Linz. Nach derselben hat Stifter „in den letzten Tagen durch Hustenanfälle der heftigsten Art außerordentlich gelitten.“
Neue Freie Presse, Nr. 2823. A. W. „Zwei Dichter Österreichs.“
Neue Freie Presse, Nr. 564. 26. März 1866. „Stifter über die Wasserfrage.“ (Versorgung der Stadt Linz mit gesundem Trinkwasser.)
Neue Illustrierte Zeitung, I. Band 1876, Nr. 18, pag. 275, 276. „Bilder aus dem Böhmerwalde (den Manen des Hochwalddichters).“

Österreichisches Morgenblatt, Herausgegeben von Joh. Nep. Vogl. „Taschenbuch-Revue." 17. Jänner 1844. 9. Jahrg. Nr. 8. pag. 31.
Österreichisches Morgenblatt, „Literatur". 2. September 1844. 9. Jahrg. Nr. 106. pag. 423.
Österreichisches Morgenblatt, „Taschenbücherschau". 16. November 1844. 9. Jahrg. Nr. 138.
Österreichisches Morgenblatt, „Literatur". 6. Jänner 1845. 10. Jahrg. Nr. 3. pag. 12.
Österreichisches Morgenblatt, „Literarische Anzeige". 31. Mai 1845. 10. Jahrg. Nr. 65. pag. 260.
Österreichisches Morgenblatt, 7. November 1846. 11. Jahrg. Nr. 133. Kurze Besprechung des „Waldgänger" (M. D. C. gezeichnet), pag. 532.
Österreichisches Morgenblatt, „Literatur". 10. Mai 1847. 12. Jahrg. Nr. 56.
Österreichisches Morgenblatt, „Literatur". 26. Mai 1847. 12. Jahrg. Nr. 63. pag. 251.
Österreichisches Morgenblatt, „Literatur". 17. November 1847. 12. Jahrg. Nr. 138. pag. 551.
Österreichisches Morgenblatt, „Taschenbücherschau". 22. November 1847. 12. Jahrg. Nr. 140. pag. 559 (gezeichnet B. We . . e.).
Österreichischer Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1874. 23. Jahrg. pag. 1 und 2. „Die Ruine St. Thoma."
Ostdeutsche Rundschau 1899. „Eine neue Volksausgabe von Adalbert Stifters Werken."
Pest Ofner Zeitung, 21. Dezember 1854. Nr. 293. „Studien von Adalbert Stifter."
Preßburger Zeitung, „Studien von Adalbert Stifter" (gezeichnet Th.). 21. Dezember 1856, Nr. 294, pag. 3.
Presse. Die, 23. Jahrgang, Nr. 35. 5. Feber 1870. A. Sch. „Die Reliquien Adalbert Stifters." Feuilleton.
Tagesbote aus Böhmen. XVII. Jahrgang, Prag, 7. Feber 1868, Nr. 28, B. H. „Adalbert Stifter. Nekrolog."
Tagespost, Graz, 29. August und 2. September 1873. 18. Jahrg. Nr. 198 und 201. Feuilleton: H. J. „Über Adalbert Stifters Kunstanschauung."
Tages-Presse, Literatur-Zeitung, 5. Dezember 1872. „Studien."
Telegraf. Graz, 31. Jänner 1868. XIV. Jahrgang, Nr. 25. Feuilleton. A. St. „Adalbert Stifter."
Theaterzeitung vom 12. Feber 1853. „Bunte Steine."
Über Land und Meer, „Adalbert Stifter" von H. S. Stuttgart, Hallberger, 1868. 19. Jahrg. Nr. 25. pag. 401.
Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Neue Folge. 2. Jahrg. 1. Hälfte. 1866. „Rint Johann, der Bildschnitzer zu Linz." pag. 63—66.
Volksbibliothekar, Winterberg i. Böhmen. 15. September 1897. 3. Jahrg. Nr. 3. pag. 33. „Adalbert Stifters schriftstellerische Tätigkeit."
Vorarlberger Volksblatt, Nr. 11, 7. Feber 1868. Feuilleton: „Der Pfarrer im Kar".
Vossische Zeitung. Berlin, 12. Juni 1902. A. K. „Adalbert Stifter als Maler."
Wanderer, 5. März 1868, Nr. 64. A. O. „Erinnerungsblatt an Adalbert Stifter." Feuilleton.

Wanderer, „Briefe von Adalbert Stifter“, Dr. G—n. 12. September 1869, Nr. 253.

Wiener Abendpost, Beilage zur Wiener Zeitung. Wien, 7. April 1900. „Ungedruckte Briefe Adalbert Stifters.“ Veröffentlicht von H—r.

Wiener Abendpost, 10. Mai 1873, Nr. 108, pag. 861. „Zum Portrait Adalbert Stifters.“

Wiener Zeitung, Festnummer, 8. August 1903. „Die österreichische Wochenschrift“ von R. Holzer. pag. 64.

Wiener Zuschauer, 1844. IV. Band. „Adalbert Stifters Studien“ von Norbert. pag. 1578.

Wiener Zuschauer, 1845. III. Band. „Revue des Büchermarktes.“ pag. 1220.

Zellners Blätter für Theater, Musik und bildende Kunst. Wien 1865, Nr. 1. „Aus einem Briefe Stifters.“



# Personen-Register.



K. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.